

# VERSÄUMTE

Deutsche  
Historiker  
im Schatten

# FRAGEN

des Nationalsozialismus – Herausgegeben  
von Rüdiger Hohls und Konrad H. Jarausch

DVA

**D**ie Historiker-Generationen in Deutschland ringen um die Vergangenheit ihres Faches. Die „Enkel“ gehen mit den „Großvätern“ wegen ihrer Verfehlungen im Dritten Reich ins Gericht und klagen zugleich die „Väter“ an, denn diese drückten sich davor, die Vergangenheit ihrer Lehrer zu untersuchen. Die „Urenkel“, Studenten von heute, wollen sich ein eigenes Bild machen und stellen endlich Fragen.

Die Interviews in diesem Buch erzählen lebendig von den Aufbaujahren der Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik und ihren umstrittenen Baumeistern.

**Interviews mit:** Reinhard Rürup  
Rudolf Vierhaus Wolfgang Schieder  
Wolfram Fischer Lothar Gall  
Gerhard A. Ritter Hartmut Lehmann  
Helga Grebing Adelheid von Saldern  
Hans Mommsen Michael Stürmer  
Wolfgang J. Mommsen Heinrich August Winkler  
Immanuel Geiss Jürgen Kocka  
Hans-Ulrich Wehler Winfried Schulze

ISBN 3-421-05341-3



9 783421 053411

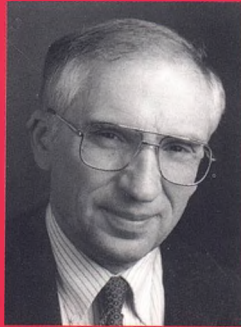
**D**as Verhalten deutscher Historiker im Dritten Reich steht im Mittelpunkt einer scharfen Kontroverse. Nicht ohne Schadenfreude blicken Kollegen anderer Disziplinen auf die Geschichtswissenschaften, welche die Aufarbeitung der „braunen“ Belastung in Medizin, Rechtswissenschaft oder Germanistik eingefordert hatten und nun selbst von ihrer Vergangenheit eingeholt worden sind. Es entbehrt nicht der Ironie, daß die Hüter des kulturellen Gedächtnisses gegenüber dem Verhalten ihrer akademischen Väter von einer weitgehenden Amnesie befallen waren.

Neu erschlossene Quellen belegen eine viel stärkere nationalistische und teilweise sogar rassistische Zuwendung zahlreicher Historiker zum Nationalsozialismus als bisher bekannt war. Die Leitfiguren der Geschichtswissenschaft Deutschlands gelten heute als Mitläufer oder gar Täter im Nationalsozialismus. Ihre Verwicklung wurde nach dem Krieg „kollektiv beschwiegen“.

Um die teilweise bitteren Auseinandersetzungen zu versachlichen, haben heutige Studenten ihre akademischen „Großväter“ über ihre Lehrzeit bei den belasteten Historikern befragt. So wird erstmals erkennbar, wie das „Weiterwirken“ von Personen und Gedanken nach dem Krieg an deutschen Hochschulen, in Verbänden und Herausgebergremien funktioniert hat.



Dr. Rüdiger Hohls, 1955 geboren, ist seit 1994 Leiter des Bereichs „Historische Fachinformatik“ am Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität in Berlin. Er veröffentlichte zahlreiche Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zu EDV-Arbeitstechniken für Historiker.



Dr. Konrad H. Jarausch, 1941 geboren, ist seit 1983 Lurcy Professor für Europäische Zivilisationen an der University of North Carolina, Chapel Hill, und seit 1994 Direktor des Zentrums für Zeithistorische Studien in Potsdam. Er ist Autor zahlreicher Bücher über die deutsche Geschichte und historische Methoden, zuletzt über die deutsche Wiedervereinigung und ihre Folgen.

# Versäumte Fragen

## *Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus*

Herausgegeben von  
Rüdiger Hohls und Konrad H. Jarausch

Unter Mitarbeit von Torsten Bathmann, Jens Hacke,  
Julia Schäfer und Marcel Steinbach-Reimann

Deutsche Verlags-Anstalt  
Stuttgart München

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme Ein Titeldatensatz  
für diese Publikation ist bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© 2000 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart / München  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz: EDV-Fotosatz Huber / Verlagsservice G. Pfeifer, Germering  
Druck und Bindearbeiten: Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany ISBN 3-421-05341-3

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	9
----------------------	---

## TEIL I: EINFÜHRUNG

<b>Konrad H. Jarausch und Rüdiger Hohls</b> .....	15
<i>Brechungen von Biographie und Wissenschaft. Interviews mit deutschen Historikern/innen der Nachkriegs- generation</i> .....	
<b>Jens Hacke / Julia Schäfer / Marcel Steinbach-Reimann...</b>	55
<i>Die Gespräche aus der Sicht der Interviewer – Erinnerung – Zunft – Moralische Dimension –</i>	

## TEIL II: INTERVIEWS

<b>Rudolf Vierhaus</b> .....	75
<i>«Ich stellte fest, dass ich die pathetische Sprache von Nation, Vaterland, Heldentum nicht mehr sprechen wollte.»</i>	
<b>Wolfram Fischer</b> .....	89
<i>«Und ich glaube, dass wir alle nicht dazu geneigt haben, nun in der Vergangenheit unserer Lehrer herumzubohren.»</i>	
<b>Gerhard A. Ritter</b> .....	118
<i>«Das Bild, das die Historiker während der NS-Zeit abgaben, ist also sehr differenziert, wenn auch für viele nicht schmeichelhaft.»</i>	
<b>Helga Grebing</b> .....	144
<i>«Für mich war klar: Indoktrination – nicht mehr braun, jetzt rot – kommt nicht in Frage.»</i>	

<b>Hans Mommsen</b> .....	163
<i>«Daraus erklärt sich, dass es niemals zuvor eine derartige Vorherrschaft alter Männer gegeben hat wie in derzeit von 1945 bis in die 60er Jahre.»</i>	
<b>Wolfgang J. Mommsen</b> .....	191
<i>«Die Jungen wollen ganz unbefangen die alte Generation in die Pfanne hauen.»</i>	
<b>Immanuel Geiss</b> .....	218
<i>«Unsere ‚Neue Orthodoxie‘ ist heute viel illiberaler als ihre akademischen Väter nach 1945.»</i>	
<b>Hans-Ulrich Wehler</b> .....	240
<i>«Historiker sollten auch politisch zu den Positionen stehen, die sie in der Wissenschaft vertreten.»</i>	
<b>Reinhard Rürup</b> .....	267
<i>«Das Dritte Reich hatte kein Problem mit den deutschen Historikern.»</i>	
<b>Wolfgang Schieder</b> .....	281
<i>«Wir konnten keine Kommentare erzwingen, denn schliesslich waren wir nicht das Hohe Gericht.»</i>	
<b>Lothar Gall</b> .....	300
<i>«Aber das sehen Sie mir nach, wenn ich die Rollen des Historikers und die des Staatsanwalts auch heute noch als die am stärksten auseinanderliegenden ansehe.»</i>	
<b>Hartmut Lehmann</b> .....	319
<i>«Es gab Vordenker, es gab Mitläufer, und es gab natürlich auch viele Emigranten, die man heute in der Regel vergisst.»</i>	
<b>Adelheid von Saldern</b> .....	342
<i>«Und vor allen Dingen glaube ich, dass es uns allen bis heute schwerfällt, die NS-Herrschaft als Teil der deutschen Gesellschaft zu denken.»</i>	

<b>Michael Stürmer</b> .....	358
<i>«Man muss die Weltgeschichte nicht immer mit den Nazis beginnen lassen.»</i>	
<b>Heinrich August Winkler</b> .....	369
<i>«Warum haben wir nicht den Mut gehabt, kritische Fragen zu stellen?»</i>	
<b>Jürgen Kocka</b> .....	383
<i>«Wir sind ein Fach, das nicht nur für sich selber schreibt und forscht, sondern zur Aufklärung und zum Selbstverständnis der eigenen Gesellschaft und Kultur beitragen sollte.»</i>	
<b>Winfried Schulze</b> .....	404
<i>«Insofern ist die Frage spannend, wo der schmale Grad zwischen erwünschter Einmischung in Politik und Distanz zur Politik verläuft.»</i>	

### TEIL III: ANHANG

<b>Vorbemerkung</b> .....	437
<b>Biographisches Glossar</b> .....	441
<i>Biographische Skizzen zu den Akteuren der 40er, 50er und 60er Jahre und Kurzbiographien der interviewten Historiker/innen</i>	
<b>Bibliographisches Glossar</b> .....	477
<ul style="list-style-type: none"> <li>• <i>Arbeiten und Studien der interviewten Historiker/innen</i></li> <li>• <i>Studien und Aufsätze zur aktuellen Debatte um die Historiker im Nationalsozialismus</i></li> <li>• <i>Studien und Artikel von in den Interviews erwähnten Historikern/innen</i></li> </ul>	
<b>Institutionelles Glossar</b> .....	503
<i>Übersichten zur Entstehung und zur personellen Struktur historischer Forschungseinrichtungen mit überregionaler Bedeutung, von historischen Verbänden, Institutionen und Zeitschriften</i>	



- *Forschungsinstitute und Verbände*
- *Forschungsförderung und -finanzierung*
- *Zeitschriften*

<b>Abkürzungsverzeichnis .....</b>	<b>527</b>
------------------------------------	------------

## Vorwort

Die Idee dieser Interviewserie entstand auf dem Frankfurter Historikertag im Herbst 1998 als Reaktion über den Verlauf der dortigen Diskussion über ‚Deutsche Historiker im Nationalsozialismus‘. Der starke Andrang zur gleichnamigen Sektion, die aufgeladene Stimmung im Hörsaal und die Schärfe der Auseinandersetzung illustrierten das grosse Interesse an dieser Fragestellung. Doch die Verworfenheit mancher Argumente, die Vermengung unterschiedlicher Zeithorizonte und der ahistorische Moralismus einiger Beurteilungen wiesen auf eine erhebliche Verwirrung unter den Diskutanten wie dem Publikum hin. Da einige Forscher durch Vorlage einer Reihe exzellenter Studien bereits mit der Aufarbeitung der Rolle der Historiker im Dritten Reich begonnen hatten, erschien es uns interessanter, der noch eher unerforschten Frage des angenommenen Weiterwirkens von im NS-Kontext entstandenen Ideen, Konzepten und Methoden in der Nachkriegszeit nachzugehen. Als Vorstufe für eine quellengesättigte Geschichte des Umdenkens und der Neuorientierung der Historiker nach 1945 wollten wir einige der prominentesten Zeitzeugen über Interviews selbst zu Wort kommen lassen. Daraus entstanden die in diesem Band abgedruckten zeithistorischen Dokumente.

Sinn dieser Veröffentlichung ist es, vergängliche Internet-Texte in Buchform zu fixieren und dadurch eine breitere wissenschaftliche Diskussion anzuregen. Manche Leser werden nur in das eine oder andere Interview hineinschauen wollen, weil sie den Gesprächspartner persönlich kennen oder mit ihm durch gemeinsame Forschungsinteressen verbunden sind. Um sich ein Gesamtbild der verschiedenen Reaktionsformen dieser enorm produktiven Nachkriegsgeneration zu machen, ist jedoch gerade wegen ihrer inhaltlichen und argumentativen Unterschiedlichkeit die Lektüre aller Texte notwendig. Durch ihren persönlichen Stil wollen die Gespräche zu Kommentaren oder Einwänden anregen, welche die Diskussion über das Ausmass der Kollaboration von Historikern mit dem Nationalsozialismus, über das Problem des kollektiven Beschweigens in der Nachkriegszeit oder über den Tenor der gegenwärtigen Debatte um neue Nuancen bereichern sollen. Generell soll diese Interviewserie dazu

beitragen, die Diskussion über diese schwierigen, die deutsche Historikerschaft belastenden Fragen zu versachlichen.

Den von uns befragten Historikerinnen und Historikern sind wir für die Bereitschaft, sich die Zeit zu Gesprächen zu nehmen, später die eigenen Texte durchzusehen und freizugeben, äusserst dankbar. Die nicht immer einfache Durchführung der Interviews, die aufwendige Transkription der Tonbänder, die Kommentierung der Texte und die Erarbeitung der diversen Glossarien lag in den Händen von fortgeschrittenen Studierenden der Humboldt-Universität zu Berlin. Torsten Bathmann, Jens Hacke, Julia Schäfer und Marcel Steinbach-Reimann sei an dieser Stelle ausdrücklich für ihren selbstlosen Einsatz gedankt. Bedanken möchten wir uns auch bei Frau Annelies Scheel, die nicht nur bei der Transkription einiger Interviews mitwirkte, sondern die meisten Texte auch auf Tippfehler und missverständliche Formulierungen durchsah. Als sich im Sommer 1999 die Tonbänder immer höher stapelten, haben Henriette Kliemann und Björn Hoffmann dankenswerterweise etwas von ihren Semesterferien für das Vorhaben geopfert. Ohne die stete Unterstützung von Gerhard Beier wären die Interviews und alle Begleittexte nicht ins Internet bzw. auf die Homepage von ‚H-Soz-u-Kult‘ gelangt. Die Aufgeschlossenheit der Deutschen Verlags-Anstalt und ihres Berliner Lektors Bernhard Suchy, sich auf ein etwas unkonventionelles Projekt der Publikation von Internet-Texten in Buchform einzulassen, war Ansporn und Erleichterung.

Die faszinierenden Interviews machen deutlich, dass jedes Bemühen um historische Erkenntnis durch eine Vielzahl politischer, intellektueller, institutioneller und persönlicher Faktoren beeinflusst wird. Statt diese fundamentale Bedingtheit geschichtlichen Wissens zu leugnen, wollen wir ihre Wirkung bei der Herausgabe dieser Gespräche dadurch begrenzen, dass wir unsere eigenen Interessen an dem Thema wenigstens andeuten. Als an der Freien Universität ausgebildeter und an der Humboldt-Universität lehrender Sozialhistoriker ist Rüdiger Hohls ein Mitglied der Enkelgeneration, von der die Anklage erhoben wird. Als Neffe eines der führenden Westforscher im Dritten Reich, Franz Petri, hat sich Konrad H. Jarausch seit Jahrzehnten mit dem Thema auf persönlicher Ebene auseinandergesetzt und gehört eher der in der Kritik stehenden Vätergeneration an. Ein weiterer, persönlicher Aspekt kommt hinzu: Beide waren wir in den 90er Jahren als Beobachter und Akteure an der Transformation des historischen Lehr- und Forschungsbetriebes in Berlin bzw. Potsdam

beteiligt. Daraus erwuchs ein zusätzliches Interesse an den Bedingungen, Zwängen, Chancen und Intentionen bei der Umgestaltung von Wissenschaft nach einer Diktatur. Wir hoffen, dass der Dialog zwischen unseren unterschiedlichen Perspektiven und Lebenserfahrungen in Deutschland und den Vereinigten Staaten bei der Ausarbeitung der Einleitung eine gewisse Ausgewogenheit der Beurteilung zwischen notwendiger Kritik und erstrebenswertem Verstehen erreicht hat.

Berlin und Potsdam  
Rüdiger Hohls

und im Februar 2000  
Konrad H. Jarausch

# TEIL I

## EINFÜHRUNG

# Brechungen von Biographie und Wissenschaft

## Interviews mit deutschen Historikern der Nachkriegsgeneration

*Konrad H. Jarausch und Rüdiger Hohls*

Seit über einem Jahr bewegt die wissenschaftliche und politisch interessierte Öffentlichkeit eine in dieser Schärfe und zu diesem Zeitpunkt unerwartete Kontroverse – das Verhalten deutscher Historiker im Dritten Reich. Nicht ohne Schadenfreude blicken manche Kollegen aus den Nachbardisziplinen auf die Geschichtswissenschaften, welche die Aufarbeitung der ‚braunen‘ Belastung in anderen Disziplinen wie der Medizin, Rechtswissenschaft oder Germanistik eingefordert hatten und nun selbst von ihrer eigenen Vergangenheit eingeholt worden sind. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Hüter des kulturellen Gedächtnisses dem Verhalten ihrer eigenen Vorläufer gegenüber eine weitgehende Amnesie praktiziert haben. Die Wiederherstellung der Glaubwürdigkeit von Geschichte als Wissenschaft verlangt daher eine schnelle und schonungslose Untersuchung der von den Kritikern erhobenen Vorwürfe.

Im September 1998 drängten sich auf dem Frankfurter Historikertag, angeregt von einem selbstkritischen Zeitungsinterview und der Eröffnungsrede des Vorsitzenden des Historikerverbandes (VHD) Johannes Fried, Hunderte Zuhörer derart in einen Saal, dass in einem zweiten Hörsaal eine Videoübertragung arrangiert werden musste.<sup>1</sup> Das enorme Interesse galt einer emotionsgeladenen Debatte darüber, dass innerhalb der eigenen Zunft nicht nur die geistige Nähe vieler Historiker zum Dritten Reich, sondern auch ihre Mittäterschaft einfach totgeschwiegen worden war.<sup>2</sup> Über fünf Jahrzehnte nach dem Ende des nationalsozialistischen Terrors kam die Aufmerksamkeit für dieses Thema jedoch etwas überraschend, da sich Medien wie Politiker zuletzt eher mit den Unrechtsfolgen der zweiten deutschen Diktatur und der Unterstützung der ostdeutschen Historiker für das SED-Regime beschäftigt hatten.<sup>3</sup> Worum dreht sich die gegenwärtige Kontroverse und welches sind ihre Ursachen? Wie sind die vorlie-

genden Interviews zustande gekommen und wie ist mit diesen zeit-historischen Dokumenten umzugehen? Was berichten die Zeitzeugen von ihren Studienerfahrungen und wie berechtigt sind die Vorwürfe ihrer Kritiker?

## Themen und Hintergründe der Debatte

Durch die diversen Presseinterviews, Podiumsdiskussionen und Veröffentlichungen zieht sich ein roter Faden von drei eng miteinander verknüpften Themen. Zunächst geht es bei der Diskussion um das Verhalten einiger Historiker wie Theodor Schieder, Werner Conze, Karl Dietrich Erdmann, Hermann Heimpel u.a., die ihre wissenschaftliche Karriere im Dritten Reich begannen und in der Nachkriegszeit führende Positionen in der deutschen Geschichtswissenschaft einnahmen. Neuere Quellenfunde und Veröffentlichungen von Michael Burleigh, Karen Schönwälder, Willi Oberkrome, Ursula Lehmkuhl, Mathias Beer, Gadi Algazi und anderen belegen eine viel stärkere nationalistische und teilweise sogar rassistische Affinität vieler Historiker, insbesondere von Forschern im Umfeld der sogenannten Historischen Volkstumsforschung und Historischen Landeskunde (Ost- und Westforschung, Südosteuropaforschung), zum Nationalsozialismus, als bisher bekannt war.<sup>4</sup>

Erste Untersuchungen von Hermann Heiber und Karl Ferdinand Werner in den 60er Jahren hatten zwar schon einige Umriss der akademischen Kollaboration mit dem Dritten Reich angedeutet, aber ihr erschreckendes Ausmass noch nicht vollständig belegen können.<sup>5</sup> Zwar wurde dieser Komplex in den Folgejahren nicht ganz verschwiegen und gelegentlich auch im Rahmen von Universitätsgeschichten untersucht, aber andere Fragen dominierten die historischen Debatten, so dass das Thema sich nicht so recht Gehör verschaffen konnte. Erst mit der Renaissance der Wissenschaftsgeschichte im Kontext der kulturhistorischen Resensibilisierung bot sich die Historiographiegeschichte wieder als ‚grosse‘ Frage an.<sup>6</sup>

Zweitens dreht sich die Debatte um die Frage des Umgangs dieser Wissenschaftler mit ihrer Verstrickung, also um ihre Rolle als akademische Lehrer einer neuen Generation von Historikern nach 1945 in der sich vom Nationalsozialismus absetzenden, zur Demokratie hinbewegenden und westliche Werte aufnehmenden Bundesrepublik.<sup>7</sup> Kritiker wie Götz Aly, Peter Schöttler, Michael Fahlbusch oder Ingo

Haar haben wiederholt auf das Verschweigen der NS-Vergangenheit dieser Leitfiguren der historiographischen Erneuerung hingewiesen, das ihr Eintreten für demokratische Werte und internationale Verständigung in der Nachkriegszeit in einem zweifelhaften Lichte erscheinen lässt.<sup>8</sup> Durch den Vorwurf, der damalige akademische Nachwuchs habe es unterlassen, ‚peinliche‘ Fragen an seine Lehrer bezüglich ihres Verhaltens im Nationalsozialismus zu stellen, haben sie indirekt auch die von diesen prominenten Historikern ausgehende Strömung der neben anderen durch Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka repräsentierten Gesellschaftsgeschichte mit in Frage gestellt. Diese Fokussierung der Kritiker auf die Repräsentanten der linksliberalen sogenannten Bielefelder Schule überrascht tatsächlich, denn dadurch wird der Blick auf konservativere Traditionslinien, für die hier stellvertretend der Berliner Historiker Ernst Nolte und der Bonner Historiker Klaus Hildebrand angeführt seien, oder auf gar offenen revisionistische und rechtsradikale Positionen, wie sie etwa von dem ehemaligen Erlanger Historiker Hellmut Diwald und dem Berliner Publizisten Rainer Zitelmann seit Mitte der 80er Jahre propagiert werden, unnötig verdeckt.

Und drittens geht es mittlerweile auch um die Fairness der Angriffe oder Antworten selbst sowie den Stil der gegenwärtigen Kontroverse. Im Laufe der Auseinandersetzungen eskalierten die Vorwürfe und Repliken und nahmen einen ungewöhnlich scharfen Ton an, der gegenseitige Verletzungen hinterliess. Einen negativen Höhepunkt markierten die über die Presse lancierten Absagen und gegenseitigen Beschuldigungen anlässlich des im März 1999 von der Heinrich-Böll-Stiftung gemeinsam mit der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) veranstalteten Kolloquiums zum Thema «Historiker und Nationalsozialismus» an der HU-Berlin. Wird diese Diskussion wie die Fischerkontroverse der 60er Jahre<sup>9</sup> oder die Sonderwegsdebatte der 70er Jahre<sup>10</sup> inhaltliche Forschungen anregen oder ist sie wie der sogenannte ‚Historikerstreit‘<sup>n</sup> der 80er Jahre eher eine Form der politischen Selbstvergewisserung? Wegen des Fortwirkens von Ideen, Personen und Strukturen wurden in der Debatte verschiedene Zeithorizonte assoziativ miteinander verwoben. Daraus resultiert eine eigenartige Verknüpfung von Vergangenheit und Gegenwart, aus der die Auseinandersetzung ihre eigentliche Brisanz bezieht.



## Sensibilisierung für den Holocaust

Der Zeitpunkt der Debatte wurde weitgehend von dem Aufkommen einer neuen Sensibilität für den Umgang mit dem Holocaust bestimmt. Alle, besonders im Ausland ventilerten Befürchtungen, dass die geringeren Untaten der SED-Diktatur die abscheulichen Verbrechen des Nationalsozialismus im kollektiven Gedächtnis der deutschen Intellektuellen in den Hintergrund drängen könnten, haben sich bisher als falsch erwiesen. Gerade mit dem allmählichen Aussterben der Mehrheit der Täter und ihrer Opfer hat sich der Begriff des Holocaust als erneuerter moralischer Standard durchgesetzt, so dass das Verhalten früherer Generationen nunmehr an ihrer «Mittäterschaft» gemessen wird. Die über die Fachöffentlichkeit hinausgehende Rezeption des methodisch und quellenmässig problematischen, aber in seinen holzschnittartigen Beschreibungen und vereinfachenden Erklärungen eindrucksvollen Buches von Daniel J. Goldhagen ist ein Indikator für diesen Bewusstseinswandel von weitgehender Verdrängung zu offener Selbstanklage.<sup>12</sup>

Generell lässt sich für die vergangenen Jahre beobachten, dass sich die Debatten um die Juden Vernichtung aus der Wissenschaft heraus bewegten und in medienwirksame Diskussionen um den Holocaust verdichteten. Fachinterne Auseinandersetzungen, wie um den Intentionalismus, Funktionalismus oder die polykratische Struktur des NS-Herrschaftssystems oder das genaue Datum von Hitlers Entscheidung für die Endlösung, hatten nur eine begrenzte Ausstrahlung. Stattdessen erregten schon in den 50/60er Jahren Prozesse wie der gegen einige Haupttäter von Auschwitz und der gegen Eichmann in Israel viel öffentliche Aufmerksamkeit, aber erst die von einem Millionenpublikum mit Bestürzung und Betroffenheit aufgenommenen Filme «Holocaust» (1978 ff.) und «Schindlers Liste» (1992 ff.) sensibilisierten schliesslich eine breitere Öffentlichkeit für das menschliche Leiden, das von den nationalsozialistischen Verbrechen ausgelöst wurde. Zweifellos sind grosse Teile der Nachkriegsgenerationen von diesen Medieneindrücken und dem wachsenden Bemühen des Schulunterrichts um dieses Thema nachhaltig geprägt. Der Begriff ‚Holocaust‘ ist seither auch in Deutschland zum Synonym für die Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden durch das NS-Regime geworden. Die gegenwärtige Kontroverse ist daher auch ein Indiz einer neuen, moralisch rigorosen und gegenwartsbezogenen Betroffenheitskultur.<sup>13</sup>

Gleichzeitig waren es auch geschichtspolitische Diskussionen, welche den Holocaust gegen erhebliche Widerstände als zentralen Referenzpunkt im kulturellen Gedächtnis Westdeutschlands verankerten: Zunächst ist es der ‚Historikerstreit‘ (1986ff.) um die Einzigartigkeit des Holocaust; seit 1988 zieht sich nun schon die Dauerdebatte um das Berliner Holocaust-Mahnmal hin<sup>14</sup>; seit 1997 hat sich die Diskussion um ausstehende, nochmaligè bzw. um das Ende von Wiedergutmachungsleistungen verschärft; im Herbst 1999 führte der kontrovers bis handgreiflich ausgetragene Disput über die Verstrickung des ‚gemeinen‘ Soldaten in den NS-Vernichtungsapparat, wie sie die sogenannte ‚Wehrmachtsausstellung‘ des Hamburger Instituts für Sozialforschung belegen will, durch aufkommende Zweifel an der Authentizität einzelner Bilder zur vorläufigen Aussetzung der Wanderausstellung<sup>15</sup>; im Herbst 1998 löste Martin Walser mit seiner Friedenspreisrede in der Frankfurter Paulskirche einen heftigen öffentlichen Disput<sup>16</sup> aus, und seit etwa zwei Jahren gibt es eine Kontroverse um die so benannte ‚Berliner Republik‘, in der Befürchtungen mitschwingen, dass die Verlegung des politischen Schwerpunkts an einen historischen Ort der ‚ersten‘ Zeitgeschichte, die deutsche Politik aus der Westintegration lösen und zu neuen nationalistischen ‚Sonderwegen‘ verleiten könnte. In einem durch solche Debatten geschärften geistigen Klima musste die Entdeckung der Mittäterschaft namhafter Historiker und ihrer potentiellen Verbindungen zur Nachkriegsgeschichte wie eine Ungeheuerlichkeit anmuten.

### Generationsaspekt

Die Heftigkeit der öffentlichen Auseinandersetzungen hat auch mit einem fundamentalen Generationsaspekt zu tun, der Abfolge und Verhältnis der Alterskohorten in der Bundesrepublik belastet hat. Die putativen Täter wie Schieder, Conze, Brunner, Erdmann, Heimpel, Schramm oder Petri, deren eigene Lehrer (Aubin, Brackmann, Rothfels etc.) einer noch älteren Generation angehörten, waren sozusagen die ‚Väter‘ vieler Nachkriegshistoriker, denn diese in der Weimarer Republik geformte und im Dritten Reich in wissenschaftliche Stellungen eingerückte Alterskohorte besetzte in der Nachkriegszeit die intellektuellen und institutionellen Schlüsselstellungen der Geschichtswissenschaft.<sup>17</sup> Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer eigenen problematischen Vergangenheit tolerierte zumindest und unter-

stützte sie sogar teilweise die inhaltliche Erneuerung der Historiographie sowie ihre Hinwendung zur westlichen Demokratie.

In partieller Weiterführung ihrer methodischen Ansätze, aber mehr noch in dezidierter Absetzung von deren Vorstellungen einer Nationalgeschichte schufen ihre talentierten ‚Söhne‘, die Wehler, Schieder, Mommsens oder Winkler, eine politisch progressive und methodisch innovative Gesellschaftsgeschichte des deutschen Sonderwegs innerhalb der kapitalistischen und demokratischen Modernisierung des Westens, sozusagen als Meistererzählung der Bundesrepublik.<sup>18</sup> Obgleich diese selbstkritische Sicht der deutschen Vergangenheit die Profession nie völlig beherrschte, dominierte sie doch die intellektuelle Agenda der 70er und 80er Jahre und veränderte dadurch die öffentliche Geschichtskultur der Bundesrepublik fundamental.<sup>19</sup> Allerdings betonte die gesellschaftsgeschichtliche Form der Aufarbeitung vor allem das Scheitern der Weimarer Republik, die strukturellen Ursachen der nationalsozialistischen Machtergreifung sowie die Involvierung grosser Bevölkerungsgruppen im Nationalsozialismus. Alltagsphänomene und Erlebniswelten, biographische Perspektiven, Lageralltag wie Täterkarrieren und andere Aspekte kamen dabei zu kurz. Kritiker beklagen daher das Fehlen ‚emotionaler‘ Bezüge in den Schriften infolge der Konzentration auf die Strukturdimension.<sup>20</sup>

Die Schüler der ‚Söhne‘ wiederum, also wissenschaftliche ‚Enkel‘ wie Götz Aly, Michael Fahlbusch oder Peter Schöttler, sind diejenigen, die die ‚Grossväter‘ wegen ihrer Verfehlungen und die ‚Väter‘ wegen der fehlenden Fragen an ihre Mentoren anklagen. Obwohl sie keine direkten Erinnerungen an das Dritte Reich haben, halten sie die Rücksichtnahme der Nachkriegsgeneration für eine intellektuelle Halbheit. Ironischerweise führen sie eigentlich den kritischen Impuls der westdeutschen Gesellschaftsgeschichte zeitversetzt weiter, prangern aber deren Kompromisse mit den früheren Vertretern der Volksgeschichte an und fordern nun eine rigorose Aufklärung der politischen Belastung der eigenen Zunft. Unzufrieden mit der Vagheit von kollektiven Erklärungen, fordern sie eine eingehende Untersuchung individueller Täterschaft. Dadurch versuchen sie gleichsam stellvertretend diejenige rigorose Auseinandersetzung mit den Tätern nachzuholen, welche sie bei den eigenen Mentoren vermissen.

Die heutigen Studenten schliesslich sind gewissermassen die ‚Ur-enkel‘ der Tätergeneration und stehen, wie das intellektuelle Publikum insgesamt, vor der Herausforderung, sich aus den unterschied-

lichen Verhaltensweisen der vorangegangenen Wissenschaftlerkohorten ein eigenes Bild zu machen. Da sie selbst kaum noch Täter, Mitläufer oder Opfer des Dritten Reichs kennenlernen konnten, basiert ihre generell kritische Perspektive der NS-Diktatur wie der Nachkriegszeit vorwiegend auf den Medienrepräsentationen wie Forschungsergebnissen der 90er Jahre. Sie können deswegen einerseits unbefangener, andererseits auch weniger differenziert als die Mitglieder der vorangehenden Generationen urteilen. Welchen Ansätzen sollen sie folgen, welchen Erklärungen nun eigentlich Glauben schenken?

Ein quasi-genealogischer Erklärungsrahmen wäre jedoch auch zu problematisieren, denn er suggeriert Abhängigkeiten und Prägungen, die nicht immer in dieser Weise vorhanden waren: So bestand das Schüler-Lehrer-Verhältnis meist nur wenige Jahre, war deshalb allenfalls partiell persönlichkeitsbildend; andere Hochschulmilieus und andere Hochschullehrer geraten darüber leicht in Vergessenheit; schliesslich waren nur wenige der vermeintlichen Täter so einflussreich wie Hans Rothfels und Theodor Schieder. Weiterhin impliziert dieser kohortenspezifische Blickwinkel auf die Väter- oder die nachfolgende 68er-Generation, dass es sich um ein Kollektiv mit ähnlichen Erlebnissen, Erinnerungen, Erfahrungen und Prägungen handelt, was in der Realität bestenfalls nur partiell zutreffen mag. Als noch schwieriger erweist sich eine Kennzeichnung der gegenwärtigen Studenten, die als ‚Generation Berlin‘ erst noch eine kohortenspezifische Identität zu entwickeln haben.<sup>21</sup>

## Die Interviews

Aus dem Wunsch heraus, die Diskussion aus dem Wechselspiel von Anklagen und Entschuldigungen der ‚Söhne‘ und ‚Enkel‘ herauszuführen, entstand das Projekt, heutige Studenten eine Reihe von prominenten Historikern nach ihren Erfahrungen mit ihren eigenen Lehrern in der frühen Bundesrepublik befragen zu lassen. In der gegenwärtigen Kontroverse beziehen sich Kritiker sowie Apologeten immer wieder auf das Weiterwirken nationalsozialistischen Gedankenguts sowie das ‚Beschweigen‘ der Untaten in der Nachkriegszeit, ohne die damaligen Umstände, die entstandenen wissenschaftlichen Schriften und den Kontext akademischen Lehrens und Lernens explizit zu thematisieren. Die in diesem Band abgedruckten Interviews

mit der Generation der Nachkriegsstudenten haben zum Ziel, diese wichtige Lücke in der Argumentation durch die Erinnerung von Beteiligten zu schliessen und dadurch Anregungen zu einer detaillierten Aufarbeitung zu geben. Bei den Interviews handelt es sich damit auch um zeithistorische Dokumente.

Nach den einschlägigen Erfahrungen der Kommunikationsmuster in der Oral History<sup>22</sup> schien es wahrscheinlich, dass die sich angegriffen oder betroffen fühlenden Forscher, die teilweise schon emeritiert sind, gegenüber jungen Anfängern freier reden würden als mit den Kritikern aus der nächsten, biologisch wie wissenschaftlich nachdrängenden Generation. Zu diesem Zwecke wählten Peter Heimberger und Rüdiger Hohls drei vor dem Examen stehende Magisterstudenten der Humboldt-Universität zu Berlin aus, Jens Hacke, Julia Schäfer und Marcel Steinbach-Reimann, die nach eingehenden Besprechungen über die Kontroverse und die Methoden der Befragung gemeinsam mit den Autoren dieser Vorbemerkungen einen Fragebogen ausarbeiteten. Gleichzeitig sollte das elektronische Netzwerk H-Soz-u-Kult genutzt werden, um die Transkriptionen dieser Interviews in standardisierter Kurzform per Email und in ihrer Gesamtlänge auf einer besonderen Web-Seite im Internet zugänglich zu machen, was zwischen Juni 1999 und Februar 2000 geschah. Die grosse Resonanz auf diese neuartige Art der Veröffentlichung legte es nahe, die Texte in einer dauerhafteren Form, als Buch, ergänzt um einen Anmerkungsapparat und Anhang, zu präsentieren.<sup>23</sup>

### Auswahl der Interviewpartner

Die Auswahl der Interviewpartner richtete sich zunächst nach den in der öffentlichen Diskussion am häufigsten genannten Namen, d.h. den Wortführern der Gesellschafts- und Sozialgeschichte, die unter Angehörigen der sogenannte Tätergeneration in der Nachkriegszeit bis in die frühen 60er Jahre studiert hatten. Um aber das Spektrum der Aussagen zu erweitern und potentielle Verzerrungen durch die Konzentration auf einen zu engen Kreis zu vermeiden, wurden mehr als zwei Dutzend Anfragen verschickt, die auch eine breitere Gruppe von methodisch weniger sozialgeschichtlich und politisch anders orientierten Wissenschaftlern miteinschlossen. Wegen des höheren Grades der Politisierung von Arbeiten über die letzten beiden Jahrhunderte wurden die Interviews bewusst auf Historiker der Frühneuzeit sowie der Neueren und Neuesten Geschichte beschränkt, um

durch eine gewisse inhaltliche Gemeinsamkeit ihrer Forschungsprobleme die Aussagen vergleichbarer zu machen.<sup>24</sup> Da in der DDR die bürgerlichen Kollegen in den 50er Jahren ausgeschaltet oder verdrängt wurden und die kommunistische Lehrergeneration – wie Joachim Petzold berichtet<sup>25</sup> – in entschiedener Gegnerschaft zum Nationalsozialismus stand, mussten sich die Befragungen ausschliesslich auf westdeutsche Historiker konzentrieren. Etwa drei Viertel der Kollegen waren zu einem Gespräch bereit und äusserten sich erstaunlich offen über ihre Erfahrungen mit ihren akademischen Lehrern in der Nachkriegszeit sowie über ihre eigene akademische Karriere.<sup>26</sup>

Trotz mancher Probleme bei der praktischen Durchführung hat es das Sample der Interviewten in sich: Alle haben in der Nachkriegszeit bei massgeblichen Historikern studiert oder gearbeitet. ‚Massgeblich‘ meint dabei,

- dass ihre Lehrer über einen längeren Zeitraum einen beachtlichen Einfluss in der Geschichtswissenschaft innehatten – etwa bei der Besetzung von Lehrstühlen und Zeitschriftenredaktionen oder bei der Gründung und Besetzung von Beiräten ausseruniversitärer Forschungseinrichtungen –,
- dass sie Mitglieder wichtiger wissenschaftspolitischer und akademischer Gremien wie der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Berliner Historischen Kommission oder
- Vorsitzende des Verbandes der Historiker Deutschlands, Direktoren des MPI Geschichte in Göttingen etc. waren oder
- selbst als Herausgeber massgeblicher Zeitschriften, wie u.a. der «Historischen Zeitschrift» (HZ) oder der Zeitschriften «Geschichte in Wissenschaft und Unterricht» (GWU), «Geschichte und Gesellschaft» (GG), «Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte» (VSWG) und «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte» (VfZ), in Erscheinung traten.<sup>27</sup>

In vielen Fällen sind die Interviewten ein, zwei oder drei Dekaden später selbst in diese oder vergleichbare akademische wie wissenschaftspolitisch massgebliche Positionen nachgerückt, standen dem Historikerverband vor, präsentierten Historische Kommissionen, sind oder waren Herausgeber von bedeutenden Zeitschriften und wirkten über wissenschaftspolitische Instanzen (Wissenschaftsrat, DFG, Gutachtergremien etc.) massgeblich an der Ausgestaltung des Wissenschaftssystems mit. Einige der Interviewten setzten sich nach 1990 aktiv als Moderatoren, Evaluatoren, Gutachter oder auch als In-

stitutsgründer entscheidend beim Neuaufbau der Geschichtswissenschaften in den fünf neuen Ländern und Berlin ein. Ganz überwiegend repräsentiert das Sample daher die Mitgestalter und Meinungsführer der bundesdeutschen (Neuzeit-)Geschichtswissenschaft der 70er bis 90er Jahre, deren Stellung innerhalb der Disziplin durchaus mit der ihrer Lehrergeneration in den 50/60er Jahren vergleichbar ist. Einen Schwachpunkt weist diese ‚Positivistliste‘ allerdings auf: Sie präsentiert mehr die erfolgreichen ‚Stars‘ als die weniger prominenten Durchschnittswissenschaftler und berücksichtigt noch weniger die Aussenseiter unter den Nachwuchshistorikern der ersten Nachkriegsgeneration, die womöglich anders und kritischer über ihre Erfahrungen mit ihren akademischen Lehrern berichtet hätten. Daneben gab es sicher auch einige junge Wissenschaftler, die ‚freiwillig‘ die wissenschaftliche Karriere zugunsten einer evtl. finanziell oder anderweitig interessanteren Option in der Wirtschaft oder in den expandierenden Medien aufgaben.

Auch vom Lebensalter her konnte und sollte das Sample nicht völlig homogen sein. Fast eine Generation liegt zwischen dem ältesten (R. Vierhaus) und dem jüngsten Interviewpartner (W. Schulze). Der altersbedingte Erfahrungshintergrund nivelliert sich jedoch ein wenig durch kriegsbedingte Verzögerungen des Studienbeginns, da es sich vor allem um Studenten der ersten fünfzehn bis zwanzig Nachkriegsjahre handelt. Aus der Kohortenperspektive ist es allerdings bedeutsamer, dass das Sample etwa in drei Gruppen mit etwas unterschiedlichen Sozialisationserfahrungen zerfällt:

- Die erste Gruppe der in den 20er Jahren Geborenen, die in der zweiten Hälfte der 40er Jahre mit dem Studium anfangen, hat noch persönliche Erinnerungen an die Friedenszeit und die Kriegsjahre des Dritten Reichs, auch wenn nur Einzelne als Soldaten an der Front waren. Dazu gehören Rudolf Vierhaus, Wolfram Fischer, Gerhard A. Ritter und Helga Grebing.
- Demgegenüber ist die zweite Gruppe der in den 30er Jahren Geborenen, die in den 50er Jahren zu studieren begannen, in ihren Erfahrungen stärker von den Verunsicherungen des Krieges und den Umbrüchen der Nachkriegszeit geprägt. Diese zahlenmäßig stärkste Gruppe umfasst Hans und Wolfgang J. Mommsen, Immanuel Geiss, Hans-Ulrich Wehler, Reinhard Rürup, Wolfgang Schieder, Lothar Gall, Hartmut Lehmann, Adelheid von Saldern, Michael Stürmer und Heinrich August Winkler.

- Die Mitglieder der dritten Gruppe der in 40er Jahren Geborenen schliesslich, die in den frühen 60er Jahren studierten, sind schon hauptsächlich ein Produkt der Kriegsfolgen sowie der ‚autoritären Demokratisierung‘ der frühen Bundesrepublik und studierten teilweise schon unter akademischen Lehrern aus der ersten Gruppe. Als herausgehobene Repräsentanten dieser jüngsten Altersgruppe wurden Jürgen Kocka und Winfried Schulze befragt, da sie selbst in der Kontroverse eine wichtige Rolle gespielt haben.<sup>28</sup>

Unter den Interviewten befinden sich mit Helga Grebing und Adelheid von Saldern leider nur zwei Frauen. Dieser geringe Anteil hat seine Ursache darin, dass in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft Professorinnen eher die Ausnahme als die Regel waren. So bitter es klingen mag, aber mit zwei von 17 Interviewten sind die Frauen, gemessen an der realen Besetzungsstruktur historischer Institute in (West-)Deutschland, in der Stichprobe vermutlich nicht unterrepräsentiert.

### Interviewpraxis

Die Interviewer haben sich auf die Gespräche durch die Lektüre von Schriften der Befragten vorbereitet, um dadurch sachkundige Fragen stellen und Nuancen der Antworten beurteilen zu können. Als Studenten konnten sie mit einiger Unbekümmertheit schwierige Probleme ansprechen, aber nicht in jedem Fall den Panzer professioneller Reserviertheit der Befragten durchdringen. Der ‚Fragebogen‘ enthält einen freien biographischen Teil, um die Dynamik des Gesprächs wiederzugeben, sowie einen Standardteil mit wiederkehrenden Kernfragen, welche einen Vergleich zwischen den Interviewpartnern ermöglichen sollen. Letztlich werden damit zwei übliche Befragungstechniken verwandt: Zum einen handelt es sich um narrative Interviews, deren Verlauf offen ist, die vom Erzählfluss und den situativen Assoziationen der Gesprächspartner strukturiert sind. Zum anderen ist der zweite Teil der Interviews mit den standardisierten Fragen mehr diskursiv angelegt, denn die Antworten sind stärker von Intention, Reflexion und Abstraktion geprägt.<sup>29</sup>

Die mühsame und zeitaufwendige Transkription der Interviews hatte – wie alle vergleichbaren Vorhaben – einen Spagat zu vollbringen: Einerseits sollte sie so viel wie möglich von der Gesprächssituation einfangen, andererseits einen verständlichen sowie lesbaren Text



vorlegen, der den üblichen Regeln der Syntax und Grammatik genügt. Der Aufwand bei der Transkription unterschied sich je nach Sprachduktus und Erfahrung der befragten Historiker mit vergleichbaren Interviewsituationen. Die Transkripte gingen anschliessend an die Interviewten zur Korrektur. Das Spektrum der Änderungswünsche seitens der Interviewpartner variierte erheblich: Einige beschränkten sich auf das Ausmerzen der Tipp- und Rechtschreibfehler, andere modifizierten ganze Passagen und den Sprachduktus und gaben den Gesprächsaufzeichnungen damit teilweise einen essayistischen Touch. Wieder andere versuchten, mit der Spannung zwischen einem affirmativen Umgang mit der eigenen Biographie und den distanzierten Bewertungen im Standardteil, durch eine Präzisierung ihrer Antworten in fast monographischer Form umzugehen.<sup>30</sup>

Es gab nur wenige Vorbilder für das Interviewprojekt, da autobiographische Texte von Wissenschaftlern ein ungewöhnliches Genre darstellen und sie zudem in Deutschland seltener als in anderen Ländern sind. Völlig unbekannt sind sie jedoch auch hierzulande nicht, wie die erst jüngst von Karl Martin Bolte herausgegebene Aufsatzsammlung mit Erinnerungen westdeutscher Soziologen an die Nachkriegszeit belegt.<sup>31</sup> Dies liegt auch daran, dass Historiker nur selten Autobiographien verfassen, wenn sie nicht wie beispielsweise Felix Gilbert, Peter Gay oder Werner T. Angress durch traumatische Erfahrungen von Unterdrückung, Flucht und Vertreibung dazu angeregt werden.<sup>32</sup> In diesen Kontext fällt auch eine Reihe von biographisch angelegten Interviews mit emigrierten jüdischen Wissenschaftlern wie etwa mit George L. Mosse.<sup>33</sup> In dem reichen Genre der Festschriften finden sich manchmal autobiographische Fragmente, wie bei Georg G. Iggers oder Rudolf Vierhaus, oder auch kurze Gesprächstexte, wie bei Helga Grebing, aber der Anlass der Ehrung nimmt solchen Einlassungen generell den kritischen Biss.<sup>34</sup> Intensive Befragungen, die Lebensgeschichte, wissenschaftliche Entwicklung und weltanschauliches Engagement miteinander verbinden, wie die Interviews von Karl Dietrich Bracher und Reinhart Koselleck in der »Neuen Politischen Literatur«, sind daher selten.<sup>35</sup>

Anders als in Grossbritannien, Frankreich, den Vereinigten Staaten oder auch anderen Ländern sind hierzulande wissenschaftliche Interviews mit Historikern nahezu unbekannt, zumindest wenn man den fehlenden Nachweisen in den einschlägigen Verbundkatalogen und Datenbanken Glauben schenken darf.<sup>36</sup>

Der Harvard-Katalog weist sogar eine umfangreiche Sammlung dort archivierter Videoaufzeichnungen von Interviews mit bekannten britischen und amerikanischen Historikern wie Eric Hobsbawm, E.P. Thompson, Christopher Hill, Peter Laslett und vielen anderen aus.<sup>37</sup> Vielleicht stellten bisher das herausgehobene Sozialprestige deutscher Professoren und der implizite Verhaltenskodex ein Hindernis dafür dar, am Beispiel der eigenen Biographie Entwicklungen und Tendenzen des Faches zu reflektieren.

Gerade wegen ihres Seltenheitswertes sind die folgenden Interviews für Historiker eine Quelle von ungewöhnlichem Reiz. Durch ihre Mischung von erzählendem und reflektierendem Duktus erlauben sie einen Blick hinter die Kulisse der Wissenschaftlichkeit und thematisieren den spannungsreichen Zusammenhang zwischen persönlicher Biographie und fachlichem Urteil. Der Bogen der meisten Texte ist weit gespannt, denn einzelne Passagen weisen einen selbstreferentiellen Charakter auf, andere sind von allgemein kultureller oder politischer Bezogenheit. Die Texte variieren erheblich im Umfang und in der Gewichtigkeit der beiden Teile. Während die freien Passagen eher autobiographische Skizzen des persönlichen und wissenschaftlichen Werdegangs bieten, reicht die Spannweite im Standardteil von nachdenklichen Reflexionen bis zu polemischen Diskussionsbeiträgen. Trotz aller Unterschiede in Länge, Ton und Offenheit bieten diese Gespräche jedoch faszinierende Einblicke in den beruflichen Werdegang und geistigen Horizont einer Historikergeneration, welche die Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik während der letzten Jahrzehnte weitgehend prägte. Deswegen verstehen sich diese Interviews auch als ein Beitrag zu einer überfälligen disziplinären Selbstreflexion der Historiker.

### Aufbau des Bandes

Zur besseren Orientierung in den Debatten haben die Herausgeber sich bemüht, dem Leser einige Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen. Um die sich verändernden Sozialisationsbedingungen und Kohortenerfahrungen deutlich zu machen, werden die Interviews nach der Abfolge des Geburtsdatums der befragten Historiker publiziert. Sonst nicht verständliche Anspielungen in den Texten werden in knappen Anmerkungen erläutert, weiterhin finden sich dort Hinweise auf erwähnte Artikel oder Monographien. Viele Personen oder Publikationen werden nicht in den Interviews annotiert, da im drit-

ten Teil des Buches biographische, bibliographische und institutionelle Hintergrundinformationen bereitgestellt werden. Ein biographisches Glossar liefert personelle Grunddaten für die in den Interviews genannten Historiker im Dritten Reich und in der Nachkriegszeit, um die einzelnen Wissenschaftler in ihrem Kontext verorten zu können. Gleichzeitig präsentiert ein institutionelles Glossar wichtige Hintergrundinformationen zu den hauptsächlichsten Institutionen und Zeitschriften der Geschichtswissenschaft, die in den Gesprächen vorkommen, ausserdem einige Aufstellungen zur Finanzierung des Wissenschaftsbetriebes. Schliesslich bietet eine Auswahlbibliographie eine Auflistung der Hauptwerke der in den Interviews erwähnten Historiker, eine Auswahl der Arbeiten der interviewten Historiker/innen sowie eine Übersicht über die wichtigsten Stellungnahmen in der gegenwärtigen Debatte.

Der kurze Erfahrungsbericht der studentischen Interviewer soll auch zur Nachahmung anregen. Die Auswahl der Interviewpartner konnte viele Kollegen nicht berücksichtigen, die weitere interessante Einzelheiten oder kontroverse Ansichten äussern würden. Vielleicht wäre es auch lohnenswert, ostdeutsche Kollegen ähnlich zu ihren doppelten Diktaturerfahrungen zu befragen. Statt den jeweiligen Generationshorizont als allgemeingültig anzusetzen, könnten solche Interviews die Wahrnehmung der Unterschiede schärfen und dadurch auch die Kommunikation zwischen den Alterskohorten verbessern.

## Erinnerungen und Kommentare

Wie steht es nun um die Erinnerungen der Historiker an ihre berufliche und wissenschaftliche Sozialisation in der Nachkriegszeit? Einerseits zeigen die Transkriptionen – was nicht sonderlich überrascht –, dass Wissenschaftler auch nur Menschen sind und daher ihr Gedächtnis, wie Kommentatoren zu «history and memory» argumentieren, selektiv arbeitet. Andererseits aber sind Forscher, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen, keine naiven Interviewpartner, denn sie sind sich der potentiellen Implikationen ihrer Aussagen bewusst und versuchen, deren Interpretation durch Wortwahl, Darstellungsform, Inhalt der Mitteilungen usw. zu beeinflussen. Manche Kollegen äusserten sich den jungen Leuten gegenüber erstaunlich frei, andere blieben eher reserviert. Generell sind die Texte offener,

je weiter sie von neuralgischen Punkten entfernt sind, und geschlossener oder kontrollierter, je näher sie an schmerzhaften Topoi herankommen. Bei manchen Aspekten scheint die Erinnerung relativ spontan und sogar für den Befragten erstaunlich zu sein, in anderen Bereichen ist sie durch wiederholte Antworten schon so stilisiert, dass sie quasi automatisch abgerufen werden kann. Ein wichtiger Gesichtspunkt bei der Beurteilung der einzelnen Aussagen ist daher nicht nur die Zuverlässigkeit des Gedächtnisses, sondern auch die Konstruktion der Erinnerung als Sinnzusammenhang, der bestimmte Gefühle oder Einsichten weitergeben will.

Die Aussagekraft der bisher geführten Interviews ist daher durchaus unterschiedlich für die verschiedenen in ihnen angesprochenen Zeithorizonte. Wie zu erwarten war, ergeben die Gespräche wenig Neues zum eigentlichen Verhalten der Historiker im Dritten Reich, denn Angehörige der sogenannten Tätergeneration konnten nicht mehr befragt und ihre Handlungen nur indirekt erschlossen werden. Wesentlich detaillierter sind die Aussagen zu den Studienbedingungen der Nachkriegszeit, denn die Interviewpartner schienen den Rückblick auf ihre eigene Jugendzeit zu genießen und durch eine farbige Erzählung ihrer Studienbedingungen um Verständnis für ihr ambivalentes Verhältnis zu ihren akademischen Lehrern werben zu wollen. In diesen atmosphärisch dichten Schilderungen liegt der eigentliche Kern der Gespräche, die ein nuanciertes Porträt der intellektuellen Suche der ersten Nachkriegsgeneration und ihres wissenschaftlich durchaus spannungsgeladenen, aber menschlich immer noch verbundenen Verhältnisses zu ihren Mentoren zeichnen. Bei den Aussagen zur gegenwärtigen Kontroverse variieren die Antworten wieder erheblich, da manche Gesprächspartner die Auseinandersetzung für eminent wichtig erachten, andere sie aber eher für einen Sturm im Wasserglas halten. In fast allen Interviews vermischen sich aber die drei Zeithorizonte, so dass dieses komplexe Wechselspiel zwischen unterschiedlichen temporären Bezügen einen Teil ihres Reizes ausmacht.

### **Zeithorizont 1: NS-Zeit**

Zum Verhalten der Historiker im bzw. gegenüber dem Nationalsozialismus bieten die Interviews bis auf Hans und Wolfgang J. Mommsen sowie Winfried Schulze, die sich mit dem Thema bzw. vergleichbaren Stoffen monographisch beschäftigt haben, eher indirekte Hinweise, da die Gesprächspartner nur über den nachträglichen Um-

gang mit diesem Gegenstand informieren können.<sup>38</sup> Stattdessen befinden sich die meisten Interviewpartner durch die neuen Enthüllungen über das Ausmass der Kollaboration zwischen nationalistischen Historikern und den nationalsozialistischen Machthabern bei der Schaffung eines hegemonialen deutschen Reichs sowie über den direkten Einsatz von Vertretern der Volksgeschichte in den ethnischen Grenzkonflikten im Osten und im Westen offensichtlich in einer Art Erklärungsnotstand. Sie sind durch die von den Kritikern erbrachten Belege der Involvierung ihrer eigenen Lehrer Schieder, Conze, und Brunner u.a. peinlich berührt und müssen nun den Nachgeborenen erklären, warum sie während ihrer Studienzeit ihre Lehrer nicht intensiver über ihre Beteiligung am Nationalsozialismus befragt haben.

Die meisten Schüler nahmen an, wie Lothar Gall argumentiert, dass ihre Lehrer irgendwie im Dritten Reich involviert waren, hatten aber wenig detaillierte Informationen darüber und versuchten eher, das NS-Trauma hinter sich zu lassen. Bei einigen besonders exponierten Vertretern wie Hermann Aubin oder Percy Ernst Schramm war die Kriegstätigkeit bekannt, bei anderen gab es eher Gerüchte oder Andeutungen in früheren Vorworten sowie Publikationen. Angesichts des hohen Überschneidungsgrades von nationalem und nationalsozialistischem Gedankengut ging man davon aus, dass Historiker der «deutschen Sache» in Bezug auf die Revision des Versailler Vertrages und die Stärkung des «Volkstums» im Osten aus Überzeugung dienten. Auch schien es verständlich, dass energische junge Leute, die im Dritten Reich Karriere machen wollten, sich partiell mit dem Nationalsozialismus einliessen, ohne deswegen mit Haut und Haaren Nazis geworden zu sein. Dieses im Bürgertum tradierte Selbstverständnis einer «Mitläufergesellschaft» verhinderte bei der Mehrzahl der Interviewpartner, dass sie unangenehme Fragen stellten. Im Einzelfalle haben loyale Schüler beim Wiederabdruck früherer Veröffentlichungen ihrer Lehrer sogar versucht, die schlimmsten Stellen zu ändern und dadurch ihre Lehrer vor sich selbst in Schutz zu nehmen.

Auch diese Interviews unterstreichen die Notwendigkeit einer Differenzierung bei der Analyse des Verhaltens von Historikern zum Nationalsozialismus. Einerseits gab es eine ganze Bandbreite von Reaktionen, die von der Emigration der Gegner wie Arthur Rosenberg oder der Diskriminierung und Verfolgung im Lande wie bei Hans Herzfeld, über inneren Widerstand wie bei Gerhard Ritter, zu passiver Akzeptanz in nationalem Konsens wie bei Rudolf Stadelmann

(und der Mehrheit der deutschen Historiker), von aktiver Mitarbeit vor allem in Grenzlandfragen (Schieder und Conze) bis zu fanatischer Unterstützung (Walter Frank u.a.) reichte. Im Einzelfalle ist es daher notwendig, den entsprechenden Wissenschaftler genau einzuordnen, um den Grad des Engagements für den Nationalsozialismus oder auch der Gegnerschaft zu bestimmen. Andererseits sollte man auch zwischen dem Gros der konservativen oder nationalistischen Historiker, das weiterhin traditionellen Methoden sowie professionellen Standards verpflichtet blieb, und der methodologisch innovativen, aber politisch stärker engagierten Strömung der Volksgeschichte unterscheiden, die sich vor allem in ausseruniversitären Einrichtungen etablieren konnte. Obwohl manche Verallgemeinerungen die schlimmen Konsequenzen des nationalen Pathos der Historiker allgemein charakterisieren, betrifft die gegenwärtige Kontroverse vor allem das völkisch-rassistische Engagement der letzteren Gruppe.<sup>39</sup> Im Gegensatz zu plakativen Anklagen ist die Tendenz der retrospektiven Aussagen zum Dritten Reich daher eine Mischung von Erschrecken über das Ausmass der Involvierung und Verständnis für dessen mildernde Umstände.

## Zeithorizont 2: Nachkriegsära

Die Grundfrage, welche für die Nachkriegszeit kontrovers diskutiert wird, ist der Grad der Kontinuität zum Dritten Reich und das Ausmass des Umbruchs, der einen Neuanfang begünstigte. Einerseits erfuhren Studenten wie Wolfram Fischer die ersten Nachkriegsjahre durchaus als einen Bruch, denn wichtige Lehrstühle waren verwaist und vorher diskriminierte Forscher wie Franz Schnabel oder Hans Herzfeld gaben nun den Ton an. Der dauerhafte Ausschluss von einigen besonders belasteten Kollegen (Erich Botzenhart, Ulrich Crämer, Willy Hoppe, Wilhelm Mommsen oder Karl Alexander von Müller) und die jahrelange Entfernung anderer Historiker aus der Lehre (Günter Franz, Otto Brunner, Werner Conze und Franz Petri) schufen den Eindruck einer Zäsur, obwohl die Betroffenen ihre Publikationsmöglichkeiten nicht verloren. Andererseits entstand aber bei Studierenden wie Imanuel Geiss der Eindruck einer inhaltlichen Kontinuität des Erbes einer national ausgerichteten Politikgeschichte, die nur mit leichten Korrekturen ihrer nationalistischen Übertreibungen die Hörsäle weiter dominierte. Von den prominenten oder jüngeren Emigranten, die mittlerweile vor allem in den Vereinigten

Staaten Fuss gefasst hatten, kamen nur wenige, wie etwa Hans Rothfels, in die Bundesrepublik zurück. Diese überwiegende Kontinuität des Lehrpersonals dokumentiert sich auch an der Spitze des 1948 neu gegründeten Verbandes der Historiker Deutschlands, dessen Vorsitzende zwischen 1953 und 1976 (Aubin, Rothfels, Erdmann, Schieder, Conze) inzwischen allesamt als belastete Mitläufer / Täter gelten. Wie versuchen Historiker heute, mit diesen Widersprüchen umzugehen?

### Studiensituationen

In diesen intergenerationeilen Gesprächen werden vor allem die schwierigen Studienbedingungen und paradoxen Sozialisationsprozesse in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg deutlich. Bis etwa 1950 berichten die Interviewten von notwendigen Improvisationen, von grossen Lücken in der Ausstattung (Ausnahme Tübingen) und persönlichen Mangel Erfahrungen (Rudolf Vierhaus, Gerhard A. Ritter, Wolfram Fischer). Fast alle Erzählungen erwähnen die Wiederherstellung der Ordinarienuniversität mit der ungebrochenen Autorität und persönlichen Distanz des Lehrstuhlinhabers, der über jede studentische Kritik erhaben schien. Manche Interviewpartner wie Helga Grebing und Imanuel Geiss betonen auch die materiellen Zwänge durch fehlende Mittel, die zu persönlichen Abhängigkeiten führten, um eine der wenigen Hilfskraft- oder Assistentenstellen zu ergattern. Einzelne Gesprächspartner führen drastische Beispiele der Disziplinierungsmechanismen der Zunft gegenüber allzu kritischen Ansichten an. Hans Mommsen weist auf den grossen Altersunterschied hin, der bis auf einzelne Ausnahmen die Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden erschwerte. Da nur wenige Hochschullehrer der mittleren Generation den Krieg überlebt hatten, so Conze (Münster, Heidelberg), Erdmann (Kiel) und Schieder (Köln), dominierten die alten Männer wie Meinecke oder Herzfeld in Berlin, G. Ritter in Freiburg, Schnabel in München und Rothfels in Tübingen.

Die Interviews deuten ebenso darauf hin, dass sich die Situation der Studenten an den Hochschulen langsam verbesserte. In den 50er Jahren normalisierten sich die Studienbedingungen, insbesondere scheint die Betreuungsrelation zwischen Studierenden und Professoren noch vergleichsweise günstig gewesen zu sein. Trotz des paternalistischen Grundmusters scheinen enge, auch persönliche Kontakte zwischen Studierenden, Nachwuchswissenschaftlern und ih-

ren Hochschullehrern nicht ungewöhnlich gewesen zu sein; die vergleichsweise frühe Integration in den Wissenschaftsbetrieb wurde auch durch die Studien- und Promotionsordnungen, die das Schreiben der Dissertation während des ‚Hauptstudiums‘ ermöglichte, begünstigt. Einige Interviewte schlossen ihr Studium nach wenigen Jahren erfolgreich mit der Promotion ab (Hartmut Lehmann, Winfried Schulze). Auch in den 60er Jahren erlebten die damaligen Studenten die Universität nur ausnahmsweise als Massenbetrieb, selten wird von Vorlesungen mit hundert oder mehr Zuhörern (Th. Schieder) berichtet. Die einsetzende Expansion der Hochschulen schlägt sich für diese Generation in einer Verbreiterung ihrer beruflichen Möglichkeiten nieder; während Helga Grebing Anfang der 50er Jahre als Berufsanfängerin zunächst noch ins Verlagswesen ausweichen musste, konnten die Studenten der 60er Jahre von vornherein eine Karriere in der Wissenschaft anstreben.

Viele Interviews kreisen – wie die Ausführungen Lothar Galls – um den Grundwiderspruch zwischen dem Schweigen der national denkenden Professoren über ihr eigenes Verhalten im Dritten Reich und ihrem Suchen nach neuen Orientierungen sowie der Tolerierung von ersten Emanzipationsversuchen bei ihren Schülern. Gleichzeitig suggerieren die Darstellungen des Gedankenhorizonts der Studierenden eine Gespaltenheit im Verhältnis zu ihren Professoren. Einerseits hatten sie weiterhin Respekt vor dem grossen Wissen und der interpretativen Souveränität ihrer Lehrer, andererseits wuchs aber ihre Ungeduld gegenüber antiquierten Methodenpräferenzen oder nicht mehr zeitgemässen politischen Haltungen. Es ist erstaunlich, wie stark zum Beispiel bei Hans-Ulrich Wehler die Beschreibungen der führenden Professoren der Nachkriegszeit noch immer von einer fundamentalen Ambivalenz zwischen persönlicher Achtung und intellektueller Distanzierung bestimmt sind. Für viele der Interviewpartner sind diese nicht ausgetragenen Spannungen, welche insgesamt für die restaurative Modernisierung der 50er Jahre typisch sind, der eigentliche Grund für die Befangenheit auf beiden Seiten, welche es unmöglich machte, gewisse Fragen zu stellen oder auch auf ungestellte Fragen zu antworten. Wenn unangenehme Komplexe tatsächlich angesprochen wurden, so z.B. die publizistischen Äusserungen Werner Conzes von 1939/40 während seiner Kandidatur als Rektor in Heidelberg im Jahre 1969, verflüchtigten sich die Antworten meist ins Allgemeine (Wolfgang Schieder).



## Sozialisationsmilieus

In den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten scheinen diesen Interviews zufolge die historische Ausbildung und auch die eigentliche Fachdiskussion auf einige zentrale Orte beschränkt gewesen zu sein. Die Hauptrolle spielte die Kölner Universität wegen Theodor Schieders Seminar, das eine ganze Gruppe von exzellenten Historikern wie z.B. Wolfgang J. Mommsen, Hans-Ulrich Wehler, Lothar Gall, Thomas Nipperdey, Ernst Nolte und Helmut Berding anzog. Einige dieser Nachwuchswissenschaftler bildeten einen informellen eigenen Diskussionskreis, der noch immer Kern des Herausgebergremiums von «Geschichte und Gesellschaft» (GG) ist.<sup>40</sup> Wichtig war auch die Tübinger Universität wegen der charismatischen Gestalt von Hans Rothfels, der neben anderen Hans Mommsen, Heinrich August Winkler, Waldemar Besson und Dietrich Geyer ausbildete, nach dem Tod von Rudolf Stadelmann auch Wolfram Fischer betreute und als national-konservativer jüdischer Emigrant eine in vielen Interviews deutlich werdende Schlüsselrolle als Herausgeber der «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte» (VfZ) spielte. Zu Werner Conzets Zeit war Heidelberg ebenso populär (Wolfgang Schieder, Dieter Groh, Heilwig Schomerus), während Karl Dietrich Erdmann in Kiel weniger Studenten betreuen konnte. Ein weiteres Zentrum war die Freie Universität im Westteil Berlins; zu Beginn der 50er Jahre qualifizierten sich im Umfeld von Hans Herzfeld etwa Helga Grebing, Gerhard A. Ritter und Gerhard Schulz. Wenige Jahre später studierte hier eine Reihe von bekannten Sozialhistoriker(innen) wie Karin Hausen, Hartmut Kaelble, Jürgen Kocka und Hans-Jürgen Fühle. Auch Göttingen scheint eine Reihe von talentierten Forschern (z.B. Reinhard Rürup) hervorgebracht zu haben.

Trotzdem war die Universitätslandschaft nicht so einheitlich, dass sie nur eine etwas geläuterte Nationalgeschichte angeboten hätte. Es gab einzelne kritische Professoren wie den katholischen Historiker Franz Schnabel, die ihren Schülern (Adelheid von Saldern, Lothar Gall) durchaus andere als bildungsprotestantische Perspektiven eröffneten. Auch die Präsenz von österreichischen Kollegen wie Adam Wandruszka, die weniger auf die deutsche Nation fixiert waren, regte bei jungen Wissenschaftlern wie Hartmut Lehmann heterodoxe Ideen an. Und schliesslich kamen auch aus den Nachbardisziplinen wie der politischen Wissenschaft (Ernst Fraenkel, Karl-Dietrich Bracher), aus der Gesellschaft wie den Gewerkschaften (Helga Grebing)

oder von ausseruniversitären Einrichtungen wie dem Institut für Zeitgeschichte kritische Impulse (Immanuel Geiss). Junge Wissenschaftler, die den vom Nationalsozialismus belasteten Professoren skeptisch gegenüberstanden, konnten daher auch in der frühen Bundesrepublik abweichende Meinungen ausfindig machen und sich eine unabhängige Sicht erarbeiten. Einige der Interviewten (Wolfram Fischer, Hartmut Lehmann, Gerhard A. Ritter, Michael Stürmer) mieden während ihres Studiums bewusst solche Hochschullehrer, die im studentischen Umfeld als ehemaligen Nazis oder konservative Nationalisten beleumundet waren. Allerdings war dies nicht an allen Universitäten möglich. So berichtet Hans Mommsen davon, dass er sich wegen des Marburger Angebots in der Neuzeitgeschichte beinahe auf das Mittelalter spezialisiert hätte.<sup>41</sup>

Gleichzeitig weisen die Interviews auf die wichtige Rolle von Auslandsaufenthalten hin, vor allem in Grossbritannien (Gerhard A. Ritter, Hartmut Lehmann, Michael Stürmer) und in den Vereinigten Staaten (Wolfram Fischer, Jürgen Kocka, Hans-Ulrich Wehler), welche der jüngeren Forschergeneration ein methodisch breiteres und politisch demokratischeres Geschichtsbild vermittelten. Schliesslich propagierten einige der zeitweilig oder langfristig zurückgekehrten Emigranten wie Hans Rosenberg, Felix Gilbert u.a. heterodoxe Ansätze und protegierten kritische Studenten wie Helga Grebing, Heinrich August Winkler oder Hans-Ulrich Wehler. Vor allem an der weniger hierarchisch strukturierten Freien Universität in Berlin und in benachbarten Disziplinen wie der Politikwissenschaft (Hochschule für Politik, dem späteren Otto-Suhr-Institut) scheinen anglo-amerikanische Einflüsse durch Fraenkel, Löwenthal und anderen gewirkt zu haben. Nicht nur Immanuel Geiss und Adelheid von Saldern betonen die frühzeitige und intensive Rezeption vieler englischer wie französischer Sozialhistoriker und Soziologen<sup>42</sup>, die spätestens in den 70er Jahren auf kaum einer Literaturliste mehr fehlten. Hiermit einher ging, teilweise unter marxistischen Vorzeichen, eine Westorientierung der historischen Diskurse in der Bundesrepublik. Bei aller Kontinuität der führenden Personen und Anschauungen war die graduelle Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft daher das Resultat eines komplexen, durch äussere Anregungen vorangetriebenen, dezentralen internen Reflexionsprozesses.

## Akademische Neuorientierungen

Gerade wegen der unterschiedlichen Reaktionen können die Interviews einen wichtigen Beitrag zur Diskussion über die Lernprozesse beisteuern, die nach 1945 in unterschiedlichem Masse Professoren wie Studenten vom Nationalsozialismus zur Demokratie führten. Sei es aus Opportunismus, aus eingefleischter Staatsnähe oder aus genuinem Umdenken – im Amte verbliebene Historiker wie Theodor Schieder veränderten während der 50er Jahre tatsächlich ihre wissenschaftliche Sprache, ihr methodisches Rüstzeug, ihre zentrale Thematik und ihre politische Ausrichtung. Im Gegensatz zu ihrem politischen Engagement für das Dritte Reich verhielten sich anscheinend viele der Professoren erstaunlich reserviert und versuchten, erst mit sich selbst ins reine zu kommen, ohne die jüngere Generation an ihrem intellektuellen Suchen beteiligen zu wollen. Dabei versuchten einige Wissenschaftler, trotz der Katastrophe so weit wie möglich an ihrem nationalen Grundverständnis festzuhalten und nur das Vokabular auszuwechseln, während andere zwar ihre früheren Arbeiten umdeuteten, sich aber auch intensiv mit westlichen historischen Methoden sowie Demokratievorstellungen auseinandersetzten. Diesen langsamen Prozess des persönlichen Umdenkens konnten ihre Schüler (Hans Mommsen, Adelheid von Saldern, Winfried Schulze) jedoch meist nur von aussen beobachten, obwohl sie in themenbezogenen Seminaren oder theoretischen Diskussionen seine Ausmasse inhaltlich und philosophisch erahnen mochten.

Irritierend bleibt aber trotz aller Liberalität gegenüber kritischen Tendenzen der eigenen Studenten auch nach diesen Interviews die Weigerung der Lehrergeneration, ihre eigene Kollaboration mit dem Nationalsozialismus öffentlich zuzugeben oder über ihre Erfahrungen im Dritten Reich privat zu sprechen.<sup>43</sup> Es gab nur ganz wenige Ausnahmen wie Hermann Heimpel oder Reinhard Wittram, deren Schuldbekennnisse jedoch oft nur mechanisch ausfielen. Anscheinend bewirkte die Angst vor Schwierigkeiten in der eigenen Karriere durch Skandalmeldungen und vor einem Verlust der Autorität als akademischer Lehrer eine Art von psychologischer Blockade, die es erlaubte, gegenüber Gleichaltrigen von den NS-Erlebnissen zu sprechen, aber verbot, gegenüber den Jüngeren darüber zu reden. In dieser Hinsicht verhielten sich Professoren nicht anders als die Angehörigen anderer Professionen, die im öffentlichen Rampenlicht standen

(Werner-Höfer-Phänomen). Auch hat die Reputation einzelner Leitfiguren wie Rothfels oder Conze durch das Bekanntwerden wissenschaftspolitischer Unduldsamkeit gegenüber kritischen Ansätzen und die Fortführung des Netzwerkes von persönlichen Beziehungen aus der Königsberger Zeit, das sich über die Hochschulstandorte Münster, Göttingen, Köln, Heidelberg und Tübingen erstreckte, zweifellos Schaden genommen. Besonders im Falle Karl Dietrich Erdmanns werfen die Texte jedoch bezüglich des langsamen und widersprüchlichen Umdenkens nach 1945 notwendigerweise mehr Fragen auf, als sie beantworten können, und regen dadurch weitere Forschungen an.

Auf der anderen Seite zeichnen die Gespräche ein eindrucksvolles Kollektivporträt der jüngeren Historikergeneration, die nach dem Zweiten Weltkrieg studierte, mit der katastrophalen Hinterlassenschaft ihrer Eltern konfrontiert wurde und sich schwor, es selbst besser zu machen. Einerseits war sie auf die professionelle Ausbildung und Anerkennung ihrer Lehrer durchaus angewiesen, andererseits wollte sie aber dezidiert mit den Methoden und Werten der älteren Generation brechen – eine paradoxe Situation, die zahlreiche Spannungen hervorrief, sich aber erst in den 60er Jahren zum offenen historiographischen Konflikt entwickelte (siehe die vielen Hinweise auf die Fischer-Kontroverse). Das normale Problem des wissenschaftlichen Lernens von den Älteren und des Versuchs der Jüngeren, über diesen Forschungsstand hinauszugehen, wurde in der Nachkriegszeit dadurch kompliziert, dass die Autorität der Elterngeneration durch den verlorenen Krieg und die NS-Verbrechen untergraben war.<sup>44</sup> Gleichzeitig war ein Grossteil der Jugendlichen auf der Suche nach unbeschädigten Vorbildern und Wertvorstellungen, um sich daran neu zu orientieren.

Besonders bei Forschern mit bildungsbürgerlichem Hintergrund wie Reinhard Rürup oder Adelheid von Saldern verlangte die Auseinandersetzung mit der älteren Generation auch einen persönlichen Wandlungsprozess, der sich schrittweise von der nationalen Gesinnung des Elternhauses oder des Gymnasiums emanzipierte, um in der neuen Demokratie und der internationalisierten Kultur der Moderne anzukommen. Bei anderen Interviewpartnern auch aus kleinbürgerlichen Schichten wie Wolfram Fischer finden sich wichtige Hinweise zu den Ursachen und Abläufen dieser graduellen persönlichen Emanzipation vom eher rechtsgerichteten Milieu. Im Gegensatz dazu war bei Historikern, die wie Helga Grebing schon aus so-

zialistischen Elternhäusern stammten, der Tabubruch leichter, dafür machte aber die Überwindung der eigenen Marginalität erhebliche Schwierigkeiten (Immanuel Geiss). Sie gelang nur, wenn einzelne akademische Lehrer, die meist auch an weniger prestigeträchtigen Institutionen tätig waren, gezielt aufmüpfige Studenten förderten und dadurch manchem Aussenseiter den Weg zu einer Hochschulkarriere ebneten.

Die Interviews vermitteln daher den lebendigen Eindruck einer Generation auf der Suche nach Orientierungen, der es mit partieller Tolerierung ihrer problematischen Lehrer und auch in bewusster Absetzung von deren Halbheiten gelang, die westdeutsche Geschichtswissenschaft methodisch, inhaltlich und politisch neu zu orientieren. Die Gespräche geben auch einige Hinweise auf die Entstehung von Spannungen innerhalb des akademischen Nachwuchses, dessen gemeinsames Generationsprojekt, die Konzeption einer kritischen Sozialgeschichte, nicht ohne Widerspruch ablief (Michael Stürmer). Lothar Gall geht so weit, im Mainstream der ‚Zunft‘ von drei methodisch-politischen Lagern zu sprechen, die von ihm selbst und Thomas Nipperdey als den Liberalkonservativen einerseits, den Mommsens in einer Mittelposition und Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka als den am dezidiertesten progressiven Forschern andererseits gekennzeichnet sind. Vielleicht hängt der kollektive Ansatz der Gesellschaftsgeschichte, der vehement die Kontinuität repressiver Strukturen kritisierte, aber nur selten die Verantwortung einzelner Täter thematisierte, mit diesem emotional ambivalenten Generationsverhältnis zusammen.

### Zeithorizont 3: Gegenwart

Zur Klärung des Sachverhalts der gegenwärtigen Kontroverse tragen die Interviewten nur partiell bei, da sie selbst in der Beurteilung der Angriffe von Aly, Schöttler, Fahlbusch und anderer geteilter Meinung sind. Die meisten Gesprächspartner begrüßen ausdrücklich den Impetus der Kritiker, explizit Fragen nach dem Verhalten der Historiker im Dritten Reich zu stellen und ihre Kollaboration durch neue Quellenfunde zu belegen, auch wenn einige der Interviewten nicht gerade glücklich über den begleitenden Medienrummel sind. Jedoch gehen die Bewertungen des Verhaltens der Lehrergeneration ziemlich stark auseinander, so z.B. zwischen Wolfgang J. Mommsen, der die Veröffentlichungen und Denkschriften Schieders, Conzes

und Erdmanns dem jung-konservativen, protestantisch-nationalen Lager zuordnet, und seinem Zwillingsbruder Hans, der diese Publikationen tendenziell mit dem Nationalsozialismus selbst identifiziert.

Trotzdem lehnt die Mehrheit der Interviewpartner die These von den Historikern als «Vordenkern der Vernichtung» (Aly) dezidiert ab, da sie weniger direkt als die Mediziner, Biologen usw. für die Verbreitung eines militanten Rassismus verantwortlich waren, und stuft ihr Wirken eher als wissenschaftliche Beihilfe bei der Vertreibung der Juden aus Osteuropa ein. Zweifellos gehen Beiträge wie die kartographische Darstellung der Siedlungsmuster, die ethnographische Identifizierung der unterschiedlichen Volksgruppen und die ideologische Rechtfertigung der kulturellen Überlegenheit der Deutschen über ein einfaches Mitläufertum hinaus und sind schon eher ein Mittätertum, da sie die Vertreibungspläne und Umsiedlungsphantasien der SS erleichterten. Jedoch scheint den meisten Interviewpartnern ein schlüssiger Beweis, dass diese historischen ‚Hilfs‘-Arbeiten einen direkten Einfluss auf die Judenvernichtung hatten, noch auszustehen.

Bei der Diskussion des eigenen Verhaltens gegenüber der Lehrer- generation schleicht sich etwa bei Hans-Ulrich Wehler ein defensiver Grundton ein, der plausibel zu machen versucht, dass in der Ordinarienuniversität der 50er Jahre den Professoren Fragen über ihr Verhalten im Dritten Reich nicht gestellt werden konnten. Da sich diese Formulierung in mehreren Interviews findet, suggeriert sie einen neuralgischen Punkt der Erinnerung, um den die Erklärungsversuche kreisen (Lothar Gall, Heinrich August Winkler). Im Nachhinein erscheint den meisten Interviewpartnern dieses Versäumnis durchaus bedauerlich, und sie versuchen immer wieder, eine Reihe von Entschuldigungen vorzulegen, die einerseits auf die Autoritätsstrukturen des damaligen Lehrer-Schüler-Verhältnisses, andererseits aber auch auf ihre eigene Befangenheit und ihr damaliges Interesse, nicht nach rückwärts, sondern nach vorne zu schauen, abheben. Aber das Versäumnis als solches wird nun nicht mehr bestritten.

Auch bei der Beurteilung des moralischen Rigorismus der Kritiker gehen die Meinungen durchaus auseinander. Einige der Interviewpartner wie Hans Mommsen begrüßen dieses fast staatsanwaltliche Insistieren im Sinne einer weiteren Aufklärung von Verfehlungen der eigenen Disziplin. Andere Kommentatoren wie Winfried Schulze jedoch verurteilen den Versuch der Diskreditierung der Gesellschaftsgeschichte als ahistorischen Präsentismus, weil er die Vergan-

genheit zu sehr an den politischen Standards der Gegenwart zu messen scheint. Auch sind einige Kritiker der Kritiker wie Jürgen Kocka nicht mit Assoziationen und (versteckten) Andeutungen zufrieden, sondern bestehen auf schlüssigen Beweisen für die Verantwortung bestimmter Historiker für Unrechtsentscheidungen. Insgesamt ist der Tenor der Interviews eher differenzierend und um Verständnis für die Nachkriegssituation werbend als in Bausch und Bogen verdammend. Man könnte diese Meinungsunterschiede jedoch auch dahingehend deuten, dass sie trotz aller generationeller Gemeinsamkeiten eine erfolgreiche Pluralisierung der deutschen Historikerschaft belegen.

### Interviews als Texte

Die publizierte Form von Interviews stellt eine ambivalente Textgattung dar, in der sich mündlicher Sprachduktus und schriftliche Ausarbeitung im steten Wechsel verbinden. Sie sind gleichsam ein wissenschaftliches Experiment, das in lockerer Gesprächsform Erinnerungen und Argumente, welche die gegenwärtige Kontroverse beeinflussen, einem breiteren Publikum zugänglich macht. Auch nach korrigierender Durchsicht handelt es sich daher nicht um ausgefeilte wissenschaftliche Formulierungen, die dauernde Geltung beanspruchen, sondern eher um spontane mündliche Äußerungen, die eigenes Nachdenken nachvollziehbar machen sollen. Diese leserfreundliche Textform hat ihre eigenen Gesetze, die es zu respektieren gilt, indem man nicht einzelne Fragmente aus dem Zusammenhang reißt und als diffamierende Zitate zur Polemik gegen einen unbeliebten Gegner benutzt. Gerade durch ihre Ungeschützttheit laden manche Aussagen zum Widerspruch ein, der aber nicht zu persönlichen Vorwürfen führen, sondern in einem ähnlich offenen Ton formuliert werden sollte, um die Diskussion inhaltlich weiterzubringen.

Gleichzeitig muss betont werden, dass Interviews Selbstrepräsentationen sind, in denen der Befragte seine eigenen Erinnerungen, Erklärungen und Deutungen anbietet. Der Fragesteller kann zwar bei unklaren Antworten nachhaken und aufgrund von Hintergrundinformationen einzelnen Aussagen widersprechen, aber die Gültigkeit von Behauptungen nicht allgemein überprüfen. Das Gedächtnis ist nicht nur lückenhaft und unzuverlässig, sondern die wiederholte Erzählung eines Lebenslaufes glättet auch gewisse Widersprüche und

behandelt Entwicklungssprünge als logische Abfolge. Darüber hinaus erlaubt es die Asymmetrie des Alters und der Erfahrung zwischen einem studierenden Interviewer und einem interviewten Professor dem letzteren, den Kommunikationsfluss zu steuern und zu kontrollieren. Auch mussten sich die Interviewer im Verlaufe der Gespräche erst eine gewisse Versiertheit der Befragungstechnik erarbeiten. Daher sind manche Aussagen über die Vergangenheit mit Vorsicht zu genießen und erst durch Gegenlesen von zeitgenössischen Quellen zu verifizieren. Trotz solcher Einschränkungen vermitteln die Interviewtexte jedoch im autobiographischen Teil durch die Art der Selbststilisierung ein Gefühl für den Charakter einer Persönlichkeit und bieten im standardisierten Teil durch Stellungnahmen zu aktuellen Kontroversen interessante Einblicke in die gegenwärtige Haltung zu gewissen neuralgischen Komplexen der Vergangenheit.

### Was zu tun bleibt

Die Interviews machen ebenso deutlich, dass erhebliche Teile der Sachverhalte im Dritten Reich und vor allem in der Nachkriegszeit erst durch weitere Quellenforschung eruiert werden müssen, bevor ein abschliessendes Urteil möglich ist. Die Welle gegenwärtiger Publikationen scheint sich vor allem auf das Verhalten der Historiker im Nationalsozialismus zu konzentrieren<sup>45</sup>, denn es werden immer mehr bestürzende Einzelheiten über die Rolle führender Historiker im Dritten Reich sowie die Aktivitäten der volksdeutschen Forschungsgemeinschaften und anderer damals herausgehobener Institutionen (Grenzlanduniversitäten) bekannt. Auch auf diesem Gebiet bleibt noch einiges zu tun, um die Implikationen des Volksbegriffs, die Auswirkungen persönlicher Netzwerke und Einflüsse ausseruniversitärer Forschungseinrichtungen auf die Geschichtswissenschaft detailliert zu erschliessen. Bei der Beurteilung des innovativen Potentials und der Wichtigkeit der Volksgeschichte für die Entwicklung der Struktur- und Gesellschaftsgeschichte (Wolfgang Schieder) im Vergleich zu internationalen Einflüssen (Gerhard A. Ritter) werden die Meinungen auch weiterhin auseinandergehen.<sup>46</sup>

Dagegen ist trotz wichtiger Vorarbeiten, u.a. durch Winfried Schulze und Georg Iggers, die Entwicklung der Geschichtswissenschaft und ihrer zentralen Vertreter nach dem Zweiten Weltkrieg noch weitgehend unerforscht.<sup>47</sup> Bis auf die beispielhafte Edition von



Klaus Schwabe u.a. zu Gerhard Ritter fehlt es noch an Untersuchungen der einschlägigen Korrespondenzen führender Nachkriegshistoriker aus den Nachlässen und an akribischen Aufarbeitungen der Veränderungen der Terminologie und der Interpretationen in den publizierten Texten – von den diversen Querverbindungen mit der Politik ganz zu schweigen.<sup>48</sup> Daher ist das Ausmass der professionellen Ausgrenzungen, der internen Wandlungsprozesse und ihrer vielfältigen Widerstände nach 1945 erst in groben Umrissen sichtbar. Eine genauere Untersuchung der zentralen Tendenzen der Geschichtswissenschaft in ihrem Versuch der nationalhistorischen Kontinuitätsbewahrung bei gleichzeitiger Distanzierung von nationalsozialistischen Verbrechen und teilweiser Öffnung zu neuen Methoden und Wertbezügen ist ein eminentes Desiderat der Forschung. Gerade wegen der Involvierung der Historiker im Dritten Reich ist der Prozess ihrer Demokratisierung in der Nachkriegszeit eminent erklärungsbedürftig. Bisher fehlt es allerdings noch an elementaren Informationen u.a. zur (personellen) Struktur und Entwicklung historischer Lehr- und Forschungseinrichtungen im universitären wie ausseruniversitären Bereich; ausserdem mangelt es an Untersuchungen über die Lehrcurricula oder an Studien über bedeutsame historische Institutionen. Auch eine wissenschaftliche Biographie von Hans Rothfels steht noch aus.<sup>49</sup>

Schliesslich bedarf auch die gegenwärtige Auseinandersetzung noch eingehender methodologischer Reflexion. Bei der Entwicklung der deutschen Zeitgeschichte nach 1945 scheinen die grossen Kontroversen um den Primat der Aussenpolitik, den Ausbruch des Ersten Weltkriegs, den Charakter des Dritten Reichs, das Erbe der DDR-Geschichtswissenschaft, um nur einige prominente Beispiele zu nennen, eine herausragende Rolle gespielt zu haben. Trotzdem sind diese periodischen Debatten kaum Gegenstand systematischer Analyse gewesen, da sie oft als bedauerliche Abweichungen von normaler wissenschaftlicher Arbeit statt als notwendiger Teil der intellektuellen Selbstvergewisserung verstanden werden. Vielleicht würden einige der Argumentationsmuster und Verhaltensweisen in der gegenwärtigen Diskussion um das Verhältnis der Historiker zum Nationalsozialismus als weniger anstössig empfunden, wenn sie als Teil einer historischen Streitkultur verstanden würden, welche ein notwendiger Bestandteil einer pluralen Geschichtswissenschaft ist.<sup>50</sup>

## Unterschiedliche Wissenschaftsverständnisse

Hinter den Sachfragen verbirgt sich ein noch grundsätzlicheres Problem des historischen Selbstverständnisses, welches das Verhältnis von Wissenschaft und Politik betrifft. Manchen Forschern geht es vor allem um ein hermeneutisches Verstehen der Vergangenheit in ihrer Andersartigkeit, während weltanschaulich engagierte Intellektuelle meist eine dezidierte Verurteilung früherer Fehlentwicklungen für notwendig halten. Aufgrund der schlimmen Erfahrungen der Vergangenheit setzen einige Wissenschaftler auf grösstmögliche Distanz zur Politik, während andere Kollegen gerade diesen Rückzug aus der Verantwortung für die Instrumentalisierung der Wissenschaft in der NS-Zeit verantwortlich machen und auf ein eindeutiges Engagement für Demokratie drängen. Vor dem Hintergrund der «Holocaust-Sensibilisierung» kann schon das Bemühen um kontextuelles Verständnis schnell Missverständnisse hervorrufen, wie die Kontroverse zwischen Martin Broszat und Saul Friedländer Ende der 80er Jahre zeigt.<sup>51</sup> Aus diesem Grunde ist Historisierung immer mit Kritik zu verbinden.

Besonders kompliziert wird es, wenn diese moralischen Fragen an den Untaten oder Unterlassungen der eigenen Zunft abgehandelt werden, sich also nicht auf entferntere Gegenstände, sondern auf die Tradition des eigenen Faches und daher auch auf ein Geflecht von menschlichen Verbindungen beziehen, die noch in die Gegenwart hineinwirken. Vielleicht würde es der weiteren Diskussion helfen, wenn ihre Protagonisten die Unterschiede zwischen diesen fundamentalen Ansichten respektierten und nicht die jeweils andere Seite sofort unlauterer Motive verdächtigten. Ein Subtext der Interviews ist das Problem universeller moralischer Massstäbe für die Beurteilung von Historikern und ihrer wissenschaftlichen Werke. Einige der Interviewten gehen von der Existenz eines generalisierbaren, in der Aufklärung fassenden wissenschaftlichen Ethos aus, während andere auf die situative Abhängigkeit der Anwendung eines solchen hinweisen. Letztlich ist diese Frage wohl unlösbar, weil es sich bei ihr um eines der «Grundparadoxe» der Geschichtswissenschaft handelt, das auch von so engagierten Theoretikern wie Jörn Rüsen, Chris Lorenz oder Richard Evans nicht aufgelöst werden kann.<sup>52</sup>

## Erfahrung und Verarbeitung

Die Veröffentlichung der sehr unterschiedlichen Interviewtexte erlaubt einen seltenen Einblick in den Erfahrungshorizont, der hinter den wissenschaftlichen Werken von Historikern steht und ihre Interpretationen mit beeinflusst. In vielen Antworten wird die Betroffenheit der Gesprächspartner über die Brüche der deutschen Geschichte, die für sie in Form von Kriegsdienst oder Flakhelfertum, Bombardierung oder Hunger, Flucht oder Vertreibung prägende lebensgeschichtliche Konsequenzen gehabt haben, überaus deutlich. Dieses persönliche Mitleiden an den Konsequenzen des Dritten Reichs ist ein zentrales Motiv der Nachkriegsgeneration für ihre wissenschaftliche Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit. Zwar ergeben sich aus dieser gemeinsamen Grunderfahrung durchaus unterschiedliche Reaktionsmuster und historische Erklärungsversuche, die stark von den jeweiligen vorwissenschaftlichen Wertvorstellungen bedingt sind. Aber in ihrer Grundtendenz schufen diese Traumatisierungen ein Abrücken vom Selbstverständnis des Historikers als nationalem Propheten und eine Hinwendung zu einem aufklärerischen Ethos von Menschenrechten und Demokratie (Jürgen Kocka).

Trotz aller lebensgeschichtlichen Prägung machen diese Interviews daher deutlich, dass Historiker nicht nur in postmoderner Belieblichkeit aus den Trümmern früherer Zeiten ihre Geschichte konstruieren, sondern dass ihre Arbeit einen methodisch kontrollierten, rationalen Prozess der Verarbeitung und Diskussion verlangt. Diese intellektuelle Bewältigung ist naturgemäss bei der an eigenem Leibe als Katastrophe erlebten Zeitgeschichte am schwierigsten. Das zeigen auch die Auseinandersetzungen über die Entlassung oder Weiterbeschäftigung von ostdeutschen Historikern sowie die Beurteilung der zweiten deutschen Diktatur nach dem Zerfall der DDR (Gerhard A. Ritter, Jürgen Kocka, Winfried Schulze). Die Herausforderung der Debatte über das Verhalten der Historiker im Nationalsozialismus und das darauffolgende Verschweigen besteht darin, diese Grundsätze auch auf schmerzliche Verfehlungen der eigenen Disziplin anzuwenden. Wegen der Emotionalität der Debatte wird es nicht immer leicht sein, eine klare Verurteilung von aktenkundigem Vergehen mit einem differenzierenden Verständnis für die Umstände einer anderen Zeit zu verbinden.

- 1 Fried, Johannes: Eröffnungsrede zum 42. Deutschen Historikertag, in: ZfG 46 (1998), S. 869-874.
- 2 Für die Texte dieser Auseinandersetzung siehe Schulze, Winfried / Oexle, Otto Gerhard (Hg. unter Mitarbeit von Gerd Helm und Thomas Ott): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1999.
- 3 Vgl. dazu als aktuelle Bestandsaufnahme: Iggers, Georg G. / Jarusch, Konrad H. / Middell, Matthias / Sabrow, Martin (Hg.): Die DDR-Geschichtswissenschaft als Forschungsproblem, München 1998 (= Beiheft 27 der Historischen Zeitschrift). Den Austausch der Eliten in der SBZ/DDR hat das von Jürgen Kocka hrsg. Heft 1 (1998) von GG, Thema: «Universitäten und Eliten im Osten nach 1945», zum Gegenstand.
- 4 Hier können nur einige Titel der vergangenen Jahre herausgehoben werden: Burleigh, Michael: *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988; Ebbinghaus, Angelika / Roth, Karl Heinz: Vorläufer des «Generalplans Ost». Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenkschrift vom 7. Oktober 1939, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 7 (1992), S. 62-94; Schönwälder, Karen: *Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1992; Oberkrome, Willi: *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993; Wolf, Ursula: *Litteris et Patriae. Das Janusgesicht der Historie*, Stuttgart 1996; Algazi, Gadi: *Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter. Herrschaft, Gegenseitigkeit und Sprachgebrauch*, Frankfurt a.M. / New York 1996; Oberkrome, Willi: *Historiker im «Dritten Reich»*, in: *GWU* 50 (1999), S. 74-98; Beer, Mathias: *Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Grossforschungsprojekt «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa»*, in: *VfZ* 46 (1998), H. 3; ders.: *Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Hintergründe – Entstehung – Ergebnis – Wirkung*, in: *GWU* 50 (1999), S. 99-117.
- 5 Heiber, Helmut: *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands*, Stuttgart 1966; Werner, Karl Ferdinand: *Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Stuttgart [u.a.] 1967.
- 6 Die Methodendebatte der 70er Jahre (Quantifizierung, Historische Sozialwissenschaft) und die Diskussion der theoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft (vgl. dazu die Reihe «Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik», hrsg. von Reinhart Koselleck, u.a. München 1977-1990; weiterhin: Schieder, Wolfgang / Sellin, Volker [Hg.]: *Sozialgeschichte in Deutschland*, 4 Bde., Göttingen 1986-1987) vernachlässigte empirische Untersuchungen zur personellen und strukturellen Kontinuität des Wissenschaftssystems über 1945 hinaus. Erst die Diskussion um Fritz K. Ringers Buch «Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933», Stuttgart 1983, vergrösserte das Interesse an empirisch-wissenschaftshistorischen Fragen. Ende der 80er Jahre gab Ernst Schulin

- einen Band mit dem Titel «Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg: 1945-1965», München 1989, heraus, der den Blick erstmals auf die eigene Disziplin in der unmittelbaren Nachkriegszeit lenkte.
- 7 Insbesondere im Umfeld Theodor Schieders und Hans Rothfels' sozialisierten sich in den 50er und 60er Jahren viele ‚Nachwuchshistoriker‘, zu dem verfügten beide über ungewöhnlich enge Beziehungen zur politischen Elite der jungen Bundesrepublik. So zählen beide neben Werner Conze u.a. zu den Mitherausgebern der ‚Dokumentation der Vertriebung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa‘ im Auftrag des BM für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (1961). Rothfels avancierte zu einem der gefragtesten Zeithistoriker dieser Jahre, da er wegen seiner jüdischen Herkunft und erzwungenen Emigration nicht verdächtig war, ein ehemaliger Nazi zu sein; er half über die von ihm geförderte ‚Widerstandsforschung‘, das einseitige Bild von den Deutschen als einem Volk von lauter Nazis aufzuweichen, und wirkte in dieser Rolle auch bei staatlichen Symbolakten mit, so hielt er z.B. die Rede zum 150. Geburtstag Bismarcks im Dt. Bundestag 1965 (vgl. Rothfels, Hans: Zu Bismarcks 150. Geburtstag, in: VfZ 13 (1965), S. 225-235).
  - 8 Aly, Götz: «Endlösung». Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M. 1995; Schöttler, Peter (Hg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M. 1997; Aly, Götz: Macht – Geist – Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Berlin 1997; Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die «Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften» von 1931-1945, Baden-Baden 1999.
  - 9 Nach dem Zweiten Weltkrieg war es Gemeinplatz unter westlichen Historikern, dass die imperialistischen Staaten des frühen 20. Jahrhunderts durch eine unglückliche Verquickung verhängnisvoller Umstände in den Ersten Weltkrieg «hineingeschliddert» seien. 1959 erschien ein Aufsatz von Fritz Fischer in der Historischen Zeitschrift (Fischer, Fritz: Deutsche Kriegsziele – Revolutionierung und Separatfrieden im Osten 1914-1918, in: HZ 188 (1959), S. 249-310; ders.: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Stuttgart 1961), in dem er die deutsche Reichsregierung von 1914 massgeblich dafür verantwortlich machte, den Krieg nicht nur in Kauf, sondern bewusst provoziert und herbeigeführt zu haben. Diese These löste unter den bundesdeutschen Historikern eine rege Debatte um die Handlungsspielräume der Politik und die sozialen und ökonomischen Einflüsse auf eine solche Politik aus. Insbesondere beherrschte die Kontroverse um Fischers Thesen den Historikertag von 1964, nachdem Karl Dietrich Erdmann, der damalige Vorsitzende des VDH, es auf die Agenda gesetzt hatte. Vgl. auch Dotterweich, Volker (Hg.): Kontroversen der Zeitgeschichte. Historisch-politische Themen im Meinungsstreit, München 1998.
  - 10 Die Feststellung eines ‚deutschen Sonderweges‘ im Vergleich zur Entwicklung der (west-)europäischen Nachbarn zielt nun einen auf die Frage, ob der Weg Deutschlands zum Nationalsozialismus in einem strukturellen Zusammenhang mit dem Scheitern der 1848er Revolution, der

preussischen Machtpolitik und militärischen Begründung des deutschen Nationalstaats 1866/1871 sowie der unterentwickelten politischen wie gesellschaftlichen Emanzipation des Bürgertums trotz ökonomischer Partizipation stehe, was sich in einer ‚autoritären‘ Modernisierung und im Ausbau des Nationalstaats von ‚oben‘ niedergeschlagen habe. Damit ist das methodische Problem des Vergleichens in der Geschichtswissenschaft aufgeworfen. Zweitens geht es in der Debatte um eine ‚Kontinuitätsthese‘, nach der 1933 oder 1945 Endpunkte eines viel früher angelegten deutschen Entwicklungspfades gewesen seien. Damit ist die Frage verbunden, ob die Geschichte des langen 19. Jahrhunderts verpasste ‚Optionen‘ und Entwicklungspotentiale hin zu einer bürgerlichen, pluralistischen und demokratischen Gesellschaft einschloss. Insbesondere Thomas Nipperdey hat sich in seiner dreibändigen Geschichte des 19. Jahrhunderts gegen die Konstruktion einer ‚quasi-teleologischen‘ Kontinuitätslinie zwischen der Gründung des preussisch-deutschen Nationalstaats 1866/71 und der NS-Diktatur 1933-1945 ausgesprochen und damit vor allem Wehlers Interpretation des Kaiserreichs widersprochen. Als Einstieg in die Sonderwegsdebatte siehe: Blackburn, David / Eley, Geoff: *The Peculiarities of German History. Bourgeois Society and Politics in 19th-century Germany*, Oxford u.a. 1984; Grebing, Helga: *Der «deutsche Sonderweg» in Europa 1806 – 1945. Eine Kritik*, Stuttgart u.a. 1986; Kühnl, Reinhard: *Deutschland seit der Französischen Revolution. Untersuchungen zum deutschen Sonderweg*, Heilbronn 1996.

- 11 Der sogenannte ‚Historikerstreit‘ nahm seinen Ausgang durch einen Artikel Ernst Noltes in der FAZ unter dem Titel «Vergangenheit, die nicht vergehen will» vom 6. Juni 1986. Nolte fordert darin die ‚Historisierung‘ der NS-Verbrechen ein und widerspricht der Singularitätsthese des Holocaust mit Blick auf die Menschheitsverbrechen kommunistischer Diktatoren von Stalin bis Pol Pot. In dem sich daraufhin entwickelnden Streit exponierten sich auf Seiten Noltes die Historiker Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrand und Michael Stürmer; die Gegner wurden angeführt von Jürgen Habermas und Hans-Ulrich Wehler. Schnell verwandelte sich der über die Medien polemisch ausgetragene Streit, in dem auch vor persönlichen Verunglimpfungen und Unterstellungen nicht zurückgeschreckt wurde, zu einer Kontroverse über ethisch-politische Fragen des Umgangs mit dem NS-Erbe und der nationalen Identität. Die wichtigsten Beiträge zur Kontroverse des Jahres 1986 finden sich in: «Historikerstreit». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München u.a. 1987. Vgl. auch Diner, Dan (Hg.): *Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit*, Frankfurt a.M. 1987; Wehler, Hans-Ulrich: *Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum «Historikerstreit»*, München 1988; Evans, Richard J.: *Im Schatten Hitlers? Historikerstreit und Vergangenheitsbewältigung in der Bundesrepublik*, Frankfurt a.M. 1991; Maier, Charles S.: *Die Gegenwart der Vergangenheit. Geschichte und die nationale Identität der Deutschen*, Frankfurt a.M. u.a. 1992; Geiss, Imanu-

- el: *Der Hysterikerstreit. Ein unpolemischer Essay*, Bonn u.a. 1992; Eiwert, Jürgen: *Nationalsozialismus, Nationalbewusstsein und deutsche Identität. Eine Erinnerung an den Historikerstreit von 1986*, in: ZfG 45 (1997), S. 47-62.
- 12 Kaum eine andere historische Debatte hat eine so nachhaltige Resonanz in den Medien gefunden wie die Kontroverse um Daniel J. Goldhagens Buch ‚Hitlers willige Vollstrecker‘ im Herbst und Winter 1996. Vor allem bei Linksintellektuellen und Mitgliedern der jüngeren Generation stieß die These vom «eliminatorschen Antisemitismus» der Deutschen allgemein auf überraschend starke Zustimmung. Für die zentralen Texte siehe: Goldhagen, Daniel J.: *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust* (aus d. Engl. v. Klaus Kochmann), Berlin 1996; Briefe an Goldhagen. Eingeleitet und beantwortet von Daniel Jonah Goldhagen, Berlin 1997. Als Einführung in die unterschiedlichen Facetten der Kontroverse dienen: Schoeps, Julius H.: *Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust*, Hamburg 1996; Ullrich, Volker (Hg.): *Die Goldhagen-Kontroverse*, Hamburg 1996; Ash, Mitchell G.: *American and German Perspectives on the Goldhagen Debate. History, Identity, and the Media*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 11 (1997), S. 396-411; Browning, Christopher R.: «Eine anti-akademische Attacke»: Christopher Browning über die Holocaust-Forschung und die Goldhagen-Affäre [Interview], in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8 (1997), S. 251-259; Pesch, Volker: *Die künstlichen Wilden. Zu Daniel Goldhagens Methode und theoretischem Rahmen*, in: GG 23 (1997), S. 252-262; Pohl, Dieter: *Die Holocaust-Forschung und Goldhagens Thesen*, in: VfZ 45 (1997), S. 1-48; Schneider, Richard Chaim: *Fetisch Holocaust. Die Judenvernichtung – verdrängt und vermarktet*, München 1997; Birn, Ruth Bettina / Riess, Volker: *Das Goldhagen-Phänomen oder: fünfzig Jahre danach*, in: GWU 49 (1998), S. 80-95; Heil, Johannes / Erb, Rainer (Hg.): *Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen*, Frankfurt a.M. 1998; Kött, Martin: *Goldhagen in der Qualitätspresse. Eine Debatte über «Kollektivschuld» und «Nationalcharakter» der Deutschen*, Konstanz 1999.
- 13 Fulbrook, Mary: *German National Identity after the Holocaust*, Oxford [u.a.] 1999.
- 14 Zur Dauerdebatte um das Holocaust-Mahnmal siehe: Habermas, Jürgen: *Der Zeigefinger. Die Deutschen. Zehn Jahre nach dem Mauerfall: Die Mahnmal-Debatte ist ein Streit um das politische Selbstverständnis der Deutschen. Zum Stand einer Debatte*, in: *Die Zeit*, Nr. 14, 31. März 1999, S. 42-44; Naumann, Michael: *Blick in die Tiefe der Täterschaft. Das deutsche Geschichtsbewusstsein nach dem Genozid und die Debatte um das Berliner Holocaust-Mahnmal: Erinnerung und politische Realität*, in: FAZ, Nr. 77,1, April 1999, S. 46-47. Siehe auch: Cullen, Michael S. (Hg.): *Das Holocaust-Mahnmal. Dokumentation einer Debatte*, Zürich / München 1999; Jeismann, Michael (Hrsg.): *Mahnmal Mitte. Eine Kontroverse*, Köln 1999;

- Heimrod, Ute / Schlusche, Günter / Seferens, Horst (Hg.): Der Denkmalstreit – das Denkmal? Die Debatte um das «Denkmal für die ermordeten Juden Europas». Eine Dokumentation, Berlin 1999.
- 15 Zur Debatte um die «Wehrmachtsausstellung» vgl. Heer, Hannes: Von der Schwierigkeit einen Krieg zu beenden. Reaktionen auf die Ausstellung «Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944», in: ZfG 45 (1997), S. 1086-1100; Musial, Bogdan: Bilder einer Ausstellung. Kritische Anmerkungen zur Wanderausstellung «Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944», in: VfZ 47 (1999), S. 563-591; ‚Auch im Inferno kann man die Teufel unterscheiden Warum die Wehrmachtsausstellung dringend überarbeitet werden muss und warum sie trotzdem weiter dringlich ist: Ein Gespräch mit Jan Philipp Reemtsma, in: FAZ, Nr. 259, 6. November 1999, S. 47. Weitere Hinweise finden sich im Internet unter <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/beitrag/diskusio/ausstell.htm>,.
- 16 Die Dankesrede Martin Walsers anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels im September 1998 in der Frankfurter Paulskirche ist nachzulesen unter dem Titel «Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede» im Internet unter der Adresse [http://www.boersenverein.de/fpreis/mw\\_rede.htm](http://www.boersenverein.de/fpreis/mw_rede.htm),. Mit seinen Thesen über die ‚Instrumentalisierung des Holocaust‘ löste Martin Walser eine Debatte um den Umgang mit dem Holocaust aus. Vor allem in den Feuilletons der überregionalen Zeitungen stritten sich Publizisten, Politiker und Intellektuelle, angeführt von Ignatz Bubis und Jürgen Habermas auf der einen sowie Martin Walser und Klaus von Dohnanyi auf der anderen Seite, über ethische Fragen des Gedenkens und eine angemessene Kultur der öffentlichen Holocaust-Erinnerung.
- 17 Vgl. dazu die Aufstellungen des ‚institutionellen Glossars‘ am Ende des Buches, sowie: Ash, Mitchell G.: Verordnete Umbrüche – Konstruierte Kontinuitäten. Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945, in: ZfG 43 (1995), S. 903-923; Berghoff, Hartmut: Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung. Die bundesdeutsche Gesellschaft und ihre nationalsozialistische Vergangenheit in den fünfziger Jahren, in: GWU 49 (1998), S. 96-114.
- 18 Das Bild von den Söhnen ist insofern schief, als dass die meisten der für diesen Band interviewten Historiker ausdrücklich auch auf die Anregungen und Auseinandersetzungen mit im Exil verbliebenen Historikern oder auch zurückgekehrten Wissenschaftlern dieser Generation wie Francis Carstens, Ernst Fraenkel, Felix Gilbert, Hajo Holborn, Georg L. Mosse, Arthur Rosenberg, Hans Rosenberg u.a. verweisen.
- 19 Iggers, Georg G.: The Social History of Politics: West German Historical Writing Since 1945, Dover 1985, verweist darauf, dass die Gesellschaftsgeschichte quasi die historiographische ‚Begleitmusik‘ zum vorherrschenden sozial-liberalen Diskurs der 70er Jahre darstelle. Später tauchte zunehmend auch der in kritischer Absicht gebrauchte Topos von der ‚neuen Orthodoxie‘ auf.
- 20 Allerdings sollte nicht verschwiegen werden, dass es seit Kriegsende zahlreiche Untersuchungen und Darstellungen von Publizisten und Histori-



- kern zu NS-Thematiken gibt, die dem Leser emotionale Bezüge ermöglichen oder auch abverlangen, so z.B.: Kogon, Eugen: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, München 1946; Kater, Michael H.: Das «Ahnenerbe» der SS 1935-1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, Heidelberg 1966; Fest, Joachim: Hitler. Eine Biographie, Frankfurt a.M. u.a. 1973.
- 21 Mushaben, Joyce M., From Post-War to Post-Wall Generation: Attitudes towards the National Question and NATO in the FRG, Boulder 1998.
  - 22 Das Konzept der Oral History stammt aus den USA und wurde seit den späten 70er Jahren in Deutschland rezipiert. Obwohl sie unter den hiesigen Universitätshistorikern nie ganz ihren zweifelhaften Ruf als ‚unterhaltames‘ Laienhilfsmittel zur Erkundung der Lokal- und Heimatgeschichte verloren hat, ist die auf transkribierte Gespräche aufbauende Oral History aus der Erforschung des Alltags, der Lebenswelt und Kultur breiter Volksschichten, insbesondere während der beiden Diktaturen, nicht wegzudenken. Vgl. Tompson, Paul: The Voice of the Past. Oral History, Oxford, 2. Aufl. 1990; Geppert, Alexander C.T.: Forschungstechnik oder historische Disziplin? Methodische Probleme der Oral History, in: GWU 45 (1994), S. 303-333; Bories-Sawala, Helga: Erinnerung – Göttin, Liebesheldin, Kronzeugin? Zum Stand der Oral history in Europa, in: Francia 24 (1997), S. 117-132; Boll, Friedhelm / Kaminsky, Annette (Hg.): Gedenkstättenarbeit und Oral History. Lebensgeschichtliche Beiträge zur Verfolgung in zwei Diktaturen, Berlin 1999.
  - 23 Sternberg, Jan: «Fragen, die nicht gestellt werden. Generationenkämpfe in der Geschichtswissenschaft – Interviewprojekt mit deutschen Historikern jetzt im Internet veröffentlicht,» in: Badische Zeitung, 17.7.1999; Roth, Claudia: «Wir konnten keine Kommentare erzwingen» – Berliner Studenten fragten renommierte Historiker über die Rolle ihrer akademischen Lehrer im Nationalsozialismus, in: Der Tagesspiegel, 4.9.1999.
  - 24 Das Sample berücksichtigt mit Rudolf Vierhaus, Hartmut Lehmann und Winfried Schulze drei Frühneuzeithistoriker und mit Hans Mommsen ‚nur‘ einen Zeithistoriker. Auffallend ist allerdings, dass fast alle Interviewten über ein breites inhaltliches Spektrum gearbeitet haben und dabei durchaus auch die zeitlichen Grenzen ihres Spezialgebietes, besonders in Richtung der Zeitgeschichte, überschritten haben. Vgl. dazu die Aufstellungen im bibliographischen Glossar.
  - 25 Petzold, Joachim: Parteinahme wofür? DDR-Historiker im Spannungsfeld von Politik und Wissenschaft, Berlin 2000.
  - 26 An dieser Stelle soll nicht verschwiegen werden, dass es sich um ein mit geringen Mitteln durchgeführtes Projekt handelte, das ganz wesentlich vom Idealismus der beteiligten Studenten lebte. Gleichzeitig beeinflusste aber auch der jeweilige Termindruck der Interviewpartner die Länge und Ergiebigkeit der Gespräche.
  - 27 Vgl. dazu die Detailinformationen im biographischen und institutionellen Glossar.

- 28 Ursprünglich sollten alle wichtigen historischen Hochschulstandorte bei der Auswahl der Interviewpartner Berücksichtigung finden, jedoch liess sich diese Vorgabe nicht in die Praxis umsetzen. So vermissen wir im Sample Vertreter der südwestdeutschen Traditionsuniversitäten (Freiburg, Tübingen, Heidelberg), aber auch andere Hochschulstandorte sind nicht repräsentiert, so z.B. Hamburg, Kiel, Münster und Marburg. Mit folgenden Historikern kam aus verschiedenen Gründen kein Interviewtermin zustande: Helmut Berding (Jg. 1930), Eberhard Jäckel (1929), Reinhart Koselleck (1923), Ernst Nolte (1923), Jörn Rüsen (1938), Ernst Schulin (1929), Hagen Schulze (1943), Hans-Ulrich Thamer (1943).
- 29 Die acht Fragen des ‚Standardteils‘ lauten:
1. Wie bewerten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von ‚Vordenkern‘ oder ‚Mittätern‘ im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?
  2. Kann man intellektuelle ‚Entgleisungen‘ wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?
  3. Stichwort ‚braune Wurzeln‘ der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?
  4. Wie bewerten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?
  5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens oder der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?
  6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im ‚Dritten Reich‘ in der Bundesrepublik verarbeitet?
  7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?
  8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?
- 30 Aufgrund einer weiteren Überarbeitung durch die Interviewpartner sind Abweichungen zwischen den hier abgedruckten Texten und den Internet-Varianten möglich.
- 31 Bolte, Karl Martin (Hg.): Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration, Baden-Baden 1998 (= Soziale Welt / Sonderband 11). Den Wandel der Geschichtsbilder und die Entwicklung der Geschichtsphilosophie seit Beginn des Jahrhunderts im Spiegel autobiographischer Texte behandelt das Buch von Michael Jaeger: Autobiographie und Geschichte: Wilhelm Dilthey, Georg Misch, Karl Löwith, Gottfried Benn, Alfred Döblin, Stuttgart [u.a.] 1995.

- 32 Gay, Peter: *Meine deutsche Frage. Jugend in Berlin 1933-1939*, München 1999; Gilbert, Felix: *Lehrjahre im alten Europa: Erinnerungen 1905-1945*, Berlin 1989; Angress, Werner T.: *Generation zwischen Furcht und Hoffnung: Jüdische Jugend im Dritten Reich*, Hamburg 1985 (= *Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte*, Beiheft 2). Weitere Beispiele: Alter, Peter (Hg.): *Out of the Third Reich: Refugee Historians in Post-War Britain*, London [u.a.] 1998; Ernst, Fritz: *Im Schatten des Diktators: Rückblick eines Heidelberger Historikers auf die NS-Zeit*, hrsg., eingeleitet, erl. und mit einem Quellenanhang versehen von Diethard Aschoff, Heidelberg 1996; und Geyer, Dietrich, *Reussenkrone und Roter Stern. Ein autobiographischer Bericht*, Göttingen 1999.
- 33 Runge, Irene / Stelbrink, Uwe: «Ich bleibe Emigrant»: *Gespräche mit George L. Mosse*, Berlin 1991; Hajo Funke: *Die andere Erinnerung. Gespräche mit jüdischen Wissenschaftlern im Exil*, unter Mitarb. von Hans-Hinrich Harbort, Frankfurt a.M. 1989.
- 34 Rudolph, Karsten (Hg.): *Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie: Festschrift für Helga Grebing*, Essen 1995; Boll, Friedhelm, «Hitlerjugend und ‚skeptische Generation‘. Sozialdemokratie und Jugend nach 1945», in: Dowe, Dieter (Hg.), *Partei und soziale Bewegung. Kritische Beiträge zur Entwicklung der SPD seit 1945*, Bonn 1993, 33-57; Lehmann, Hartmut (Hg.): *Erinnerungsstücke. Wege in die Vergangenheit: Rudolf Vierhaus zum 75. Geburtstag gewidmet*, Wien [u.a.] 1997; Diesener, Gerald (Hg.): *Historiographischer Rückspiegel: Georg G. Iggers zum 70. Geburtstag*, Leipzig 1997.
- 35 «Von der Alten Geschichte zur Politikwissenschaft». Karl Dietrich Bracher im Gespräch mit Werner Link, in: *Neue Politische Literatur*, H. 2 (1997), S. 257-274; «Begriffsgeschichte, Sozialgeschichte, begriffene Geschichte». Reinhart Koselleck im Gespräch mit Christof Dipper, in: *Neue Politische Literatur*, H. 2 (1998), S. 187-205.
- 36 Ausnahmen stellen die beiden folgenden Sammelbände dar: *Aus einem deutschen Leben. Lesearten eines biographischen Interviews*. Von Christian Geulen; Volkhard Knigge; Alf Lüdtke; Oliver Sill; Karoline Tschuggnall; Harald Welzer; Dorothee Wierling, hrsg. v. Christian Geulen; Karoline Tschuggnall, Tübingen 1998; *Auf den Trümmern der Geschichte. Gespräche mit Raul Hilberg, Hans Mommsen, Zygmunt Bauman, Vorw. u. hrsg. v. Harald Welzer*, Tübingen 1999.
- 37 Die folgenden Titel belegen diese abweichende Praxis nur exemplarisch: Nora, Pierre (Hg.): *Leben mit der Geschichte: vier Selbstbeschreibungen* [Pierre Chaunu, Georges Duby, Jacques LeGoff, Michelle Perrot], Frankfurt am Main 1989; Ablove, Henry / MARHO (Hg.): *Visions of history. «Interviews with E.P. Thompson, Eric Hobsbawm, Sheila Rowbotham, Linda Gordon, Natalie Zemon Davis, William Appleman Williams, Staughton Lynd, David Montgomery, Herbert Gutman, Vincent Harding, John Womack, C.L.R. James, Moshe Lewin»*, New York 1983; Adelson, Roger (Hg.): *Speaking of History: Conversations With Historians*, East Lansing 1997; Balti, Hermann (Hg.): *Recht und Geschichte: Ein Beitrag zur österreichischen Gesellschafts- und Geistesgeschichte unserer Zeit. Zwanzig Historiker und Juristen berichten aus ihrem Leben*, Sigmaringen 1990;

- Klara Obermüller im Gespräch mit Jean Rudolf von Salis. Dem Leben recht geben, Zürich, 2. Aufl. 1993.
- 38 v. Kluxen, Kurt / Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Politische Ideologien und nationalstaatliche Ordnung. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Festschrift für Theodor Schieder zu seinem 60. Geburtstag, München 1968; Mommsen, Wolfgang J. (Hrsg.): Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen. Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, München 1996; Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Historiker, Göttingen 1973 (5 Bde.); ders.: Entsorgung der deutschen Vergangenheit? Ein polemischer Essay zum «Historikerstreit», München 1988; ders.: Politik in der Geschichte. Essays, München 1998; Schulze, Winfried / Oexle, Otto Gerhard (Hrsg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/Main 1999.
  - 39 Faulenbach, Bernd: «Tendenzen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich», in: Knigge-Tesche, Renate (Hg.): Berater der braunen Macht. Wissenschaft und Wissenschaftler im NS-Staat, Frankfurt 1999, S. 26-52.
  - 40 An der Seite von Theodor Schieder ist Lothar Gall seit 1975 Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift (HZ) und seit 1984 alleiniger Herausgeber.
  - 41 Weitere Strategien bei der Auswertung der Texte können hier nur angedeutet, aber nicht vertieft werden: Aus wissenschaftssoziologischer Perspektive wäre es sicher interessant, die ‚Karrieregeschwindigkeiten‘ (Studiendauer – Promotion – Habilitation – Professur) der Kohorten unter den sich verändernden Bedingungen des Wissenschaftsbetriebes zu untersuchen. Weitergehend unberücksichtigt blieben hier die Herkunftsfamilien und der tradierte Werte- und Normenkontext als Faktor der wissenschaftlichen, gesellschaftlichen wie politischen Sozialisation.
  - 42 Intensiv wahrgenommen wurden anscheinend die Schriften von Eric Hobsbawm, Edward P. Thompson, Michel Foucault und Pierre Bourdieu.
  - 43 Wolfgang Schieder berichtet von der Weigerung seines Vaters, über seine Rolle im NS-Wissenschaftsbetrieb zu sprechen. Auch Hans-Ulrich Wehler weist auf die Ignorierung entsprechender Fragen hin. Eine Ausnahme scheint Hans Herzfeld in Berlin gewesen zu sein, der – wie Gerhard A. Ritter berichtet – über seine ‚nationalistischen Jugendsünden‘ in den 20er Jahren offen sprach. Allerdings zählte Herzfeld als ‚Vierteljude‘ auch zu den Opfern des NS-Regimes.
  - 44 Einen anderen Status genoss scheinbar die Kohorte der Kriegsteilnehmer unter den Studenten oder Nachwuchswissenschaftlern. So berichtet Rudolf Vierhaus von wechselseitiger Rücksichtnahme und Respekt seines Lehrers Kurt von Raumer.
  - 45 Rezensionen zu einer ganzen Reihe dieser Publikationen sind über die H-Soz-u-Kult-Homepage im Internet einsehbar.
  - 46 Vgl. dazu jüngst Fahlbusch, Michael: «Entzauberung der Welt der Wissenschaft», in: Frankfurter Rundschau, 8. Juni 1999.
  - 47 Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989 (= Beiheft HZ N.F. 10) und als Taschenbuch München 1993;

- Iggers, Georg: Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, Wien Neuauf. 1997; ders.: Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert. Ein kritischer Überblick im internationalen Zusammenhang. Mit einem Nachwort, Göttingen 2. durchges. Aufl. 1996.
- 48 Schwabe, Klaus / Reichardt, Rolf / Hauf, Reinhard: Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen, Boppard 1984 (= Schriften des Bundesarchivs, 33).
- 49 Einige wenige Studien zu einzelnen Phasen liegen allerdings schon vor, wie z.B. zur Geschichte der HZ im Dritten Reich: Wiggershaus-Müller, Ursula: Nationalsozialismus und Geschichtswissenschaft. Die Geschichte der Historischen Zeitschrift und des Historischen Jahrbuchs 1933-1945, Hamburg 1998.
- 50 Botz, Gerhard / Sprengnagel, Gerald: Kontroversen in der österreichischen Zeitgeschichte. Verdrängte Vergangenheit, österreichische Identität, Waldheim und die Historiker, Frankfurt 1994. Vgl. auch die Projektüberlegungen von Ralph Jessen von 1999 am Zentrum für Zeithistorische Forschung zu diesem Thema.
- 51 Broszat, Martin: Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus, in: Graml, Hermann / Henke, Klaus-Dietmar (Hg.): Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. Beiträge von Martin Broszat, München 1986, S. 159-173; Friedländer, Saul: Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus, in: Diner, Dan (Hrsg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit, Frankfurt a.M. 1987, S. 34-50; Broszat, Martin / Friedländer, Saul: Um die «Historisierung des Nationalsozialismus». Ein Briefwechsel, in: VjZ 36 (1988), S. 339-372.
- 52 Rüsen, Jörn: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens, Frankfurt a.M. 1990; Chris Lorenz: Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln 1997; Evans, Richard J.: Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt a.M. [u.a.] 1998. Vgl. auch Fullbrook, Mary: «Fact, Fantasy and German History,» sowie Jaraus, Konrad H.: «The Limits of Common Sense – Or Opportunities of (Post-)Postmodern Openness,» Vortrag und Kommentar am Deutschen Historischen Institut in Washington, D.C., am 18. November 1999.

# Die Gespräche aus der Sicht der Interviewer

*Jens Hacke / Julia Schäfer / Marcel Steinbach-Reimann*

Als nach dem Historikertag die Idee für dieses Projekt an uns herangetragen wurde, bedurfte es keiner zusätzlichen Motivation, uns als Interviewer zu gewinnen. Spannend genug erschien die Perspektive, mit einigen herausragenden Vertretern unseres Studienfachs über ein Thema zu sprechen, das bislang nur kursorisch behandelt worden war: die Geschichtswissenschaft in den 50er und 60er Jahren. Die Vorbereitung der Gespräche erforderte die Einarbeitung in die bundesrepublikanische Historiographieggeschichte. Aufgrund der kurzen Zeitspanne, die uns zur Realisierung der Interviews zur Verfügung stand, blieb es utopisch, auf diesem Gebiet wirklich befriedigend präpariert in die Gespräche zu gehen. Die biographischen Informationen, die zur Verfügung standen, waren von höchst unterschiedlicher Spannweite, und die Arbeiten unserer Gesprächspartner über vier Jahrzehnte konnten schwerlich erschöpfend berücksichtigt werden. Wenn aufgrund von Terminengpässen zwei oder wie in einmal sogar drei Gespräche innerhalb einer Woche zustande kamen, führte dies dazu, dass die Interviews auch immer erste Begegnungen bzw. Situationen des Kennenlernens waren. Dass die Interviews zu sehr persönlichen Themen führten, war zugleich Chance und Risiko, denn es war keineswegs vorauszusehen, inwiefern Bereitschaft existierte, zu bestimmten Fragen Stellung zu nehmen. Spielten etwa in den Gesprächen mit Hans und Wolfgang Mommsen sowie mit Wolfgang Schieder deren Verhältnis zu ihren Vätern eine besondere Rolle, interessierte uns bei Helga Grebing und Adelheid von Saldern auch die Frage nach ihrer Stellung als Frau im Wissenschaftsbetrieb der 50er und 60er Jahre. Das halbe Jahr, in dem diese Begegnungen stattfanden, versetzte uns in einen intensiven Lernprozess, den die aufgezeichneten Gespräche nicht verbergen können – dies zu verheimlichen wäre unredlich.

Die äusseren Bedingungen der Gespräche verdienen einige kurze Anmerkungen. Zunächst hing jedes Gespräch vom Zeitbudget unseres Interviewpartners ab. Während viele unserem Wunsch nachkamen und uns ca. anderthalb Stunden Gesprächszeit (und teilweise auch mehr) einräumten, war dies anderen aus Termingründen nicht

möglich. Zum Gespräch mit Michael Stürmer, der derzeit als Redakteur bei der Tageszeitung «Die Welt» arbeitet, ist es gut zu wissen, dass es im Axel-Springer-Haus nachmittags, am ersten Tag des Kosovo-Krieges stattfand. Er räumte uns anfangs eine knappe halbe Stunde ein und stand sichtlich unter Zeitdruck, führte aber das Interview schliesslich doch zu Ende. Angesichts der Situation war es nachvollziehbar, dass er seine Jugend- und Studentenzeit mit uns nicht in extensio teilte. Ebenso wäre Wolfgang Schieder wahrscheinlich gern bereit gewesen, uns ausführlicher an seinen Erinnerungen teilhaben zu lassen. Da wir ihn jedoch nur in einer Tagungspause abpassen konnten, ist es im Nachhinein beinahe verwunderlich, mit wieviel Engagement er unsere Fragen beantwortete. Hans Mommsen rief kurzfristig aus dem Zug nach Berlin an, um einen Termin binnen weniger Stunden möglich zu machen. Auf andere Weise bemerkenswert war die Bereitschaft Adelheid von Salderns, sich kurz nach dem Tode ihres Vaters mit uns zu unterhalten.

Gemeinsam ist allen Gesprächen, dass sie in professioneller Atmosphäre stattfanden: im Büro des Interviewpartners, im Hotel, im Café, in Tagungsgebäuden. Vor diesem Hintergrund ist alles Persönliche, das zum Ausdruck kommt, erst einmal besonders zu gewichten. Weder konnten wir erwarten, ein besonderes Vertrauensverhältnis zu unseren Interviewpartnern herzustellen, noch gab es für diese eine Notwendigkeit, sich persönlich zu äussern. Gerade wenn man sich der Eitelkeiten und Lagerbildungen innerhalb der Historikerschaft bewusst ist, barg die Enthüllung von Privatem für unsere Gesprächspartner immer die Gefahr, sich aufs Glatteis zu begeben. Die befragten Historiker gingen äusserst unterschiedlich an die Termine heran. Schien es bei manchen, als hätten sie sich die Antworten auf unsere Fragen schon zurechtgelegt bzw. gründlich überdacht, nutzten andere das Gespräch, um uns an der Entwicklung von Ideen teilhaben zu lassen. Wolfgang Mommsen beispielsweise konzipierte zur Zeit unseres Interviews gerade seinen Beitrag für den Tagungsband von Winfried Schulze und Otto Gerhard Oexle. Es war daher für uns besonders spannend, seine Thesen zum «Königsberger Kreis» zu hören.

Dass jedes Gespräch von der Tagesform der Befragten sowie von unserer Auffassungsgabe abhing, ist zwar eine Binsenweisheit, sollte aber zum Schutz beider Seiten bedacht werden. Die Präsenz eines laufenden Tonbandgeräts konnte in sehr anregenden Gesprächen oftmals in den Hintergrund treten. Trotzdem stellte sich nach dem Druck der Stop-Taste meist eine entspanntere Unterhaltung ein, die

den Wunsch weckte, nach der nun abgeschlossenen «Kennenlernphase» noch einmal andere Fragen zu stellen.

Zur vielfach angesprochenen Generationenfrage in der Geschichtswissenschaft sollten aus unserer Sicht einige knappe Bemerkungen fallen. Wir sahen uns nicht in der Rolle der jugendlichen Ankläger, die die Alteren «aus dem Weg räumen» wollen (W. Mommsen). Es ist eine andere Kohorte, die möglicherweise Karriere Nachteile aufgrund dieser sehr fest im Universitätsbetrieb verankerten «langen Historikergeneration» erlitten hat (P. Nolte). Nun ist ein Grossteil der Befragten schon emeritiert und hat auf unseren Weg durch die Universität nur noch sehr bedingt Einfluss. In diesen Interviews fand eher ein Dialog zwischen den Generationen statt, der uns Gelegenheit gab, von den «Alten» zu lernen, und der deutlich machte, wie sehr sich Grunderfahrungen von Generationen wandeln. Anders gewendet: Die immer wiederkehrende Frage nach den «prägenden Erlebnissen» belehrt uns auch darüber, was für uns nicht mehr gültig ist, was «Geschichte» geworden ist. Hier spricht noch eine Generation, deren alles beherrschende Erfahrung die Nachwirkung von Unrecht, Diktatur und Krieg ist. Diese Generation ist durch und durch politisch, und es war ihr möglich, genau zu definieren, wogegen und wofür sie eintrat. Ihre Perspektive liegt dem eigenen Selbstverständnis zufolge «im Bereich von Mitte-Links» (Gall), geprägt von einer entschiedenen Parteinahme für die westliche parlamentarische Demokratie und gegen den Muff des Konservatismus der Adenauer-Ära sowie gegen die Spielarten sozialistischer Diktatur. Die Forschungsinteressen dieser Historiker waren bestimmt von dem Willen, an der politischen Bildung des Landes mitzuwirken. Nach Eintritt der «neuen Unübersichtlichkeit» (Habermas) ist es für nachfolgende Generationen immer schwerer geworden, sich derart deutlich zu positionieren. Es ist verblüffend, wie geschlossen diese Generation sich z.T. darstellt: Sie alle kennen sich untereinander, oft schon seit der Studienzeit, und ihre Welt präsentiert sich uns in den 50er und 60er Jahren als vergleichsweise überschaubar, thematisch wie personell. Sie haben meist Kontakt zu den vier bis fünf einflussreichsten Historikern der 50er und 60er Jahre (Rothfels, Herzfeld, Schieder, Conze) gehabt, miteinander zu verschiedenen Zeiten zusammengearbeitet, und fast alle haben sich irgendwann in ihren Arbeiten intensiv mit dem 19. Jahrhundert beschäftigt. Diese Homogenität ist auf heutige Verhältnisse nicht mehr übertragbar.



Angesichts der Vielschichtigkeit der Gespräche wollen wir nicht den Versuch unternehmen, sie hier in irgendeiner Weise auszuwerten. Stattdessen wollen wir drei Gesichtspunkte, unter denen die Interviews gelesen werden können, etwas näher beleuchten. Julia Schäfer beschäftigt sich zunächst mit Formen des Erinnerns, mit der Art und Weise, auf die Historiker ihre individuelle Geschichte erzählen. Sie fragt danach, was erinnert wird bzw. warum manche Dinge vergessen oder nicht thematisiert werden. In diesem Kontext geht es auch um die Frage einer kritischen Rezeption des Erzählten, um Authentizität und Fiktion. Marcel Steinbach-Reimann problematisiert die Selbstwahrnehmung der Geschichtswissenschaftler als Berufsgruppe und die In- und Exklusionsmechanismen, die in dieser «Zunft» scheinbar von Bedeutung sind. Was sagen uns diese Interviews über das Selbstverständnis einer Historikergeneration? Jens Hacke thematisiert die Frage der moralischen Beurteilung der Lebensleistung der akademischen Lehrer, die ihre Karriere durch ihr Wirken im nationalsozialistischen Staat belastet sahen. Ist es überhaupt möglich, zu einer generalisierenden Beurteilung der Lehrer zu gelangen bzw. was kann das Erkenntnisinteresse daran sein? Weiterführende Fragen sollten an die vorliegenden Interviews gestellt werden, denn eines ist klar: Die Historikergeneration, die die Bundesrepublik seit ihrer Geburtsstunde erlebt und im politisch-kulturellen Bereich über Jahre hinweg mit geprägt hat, weiss uns eine Menge zu erzählen. Es lohnt sich, ihr zuzuhören.

## Julia Schäfer

### Wenn Historiker ihre Geschichte erzählen ...

*«... wird oft vergessen [...], dass keine gegebene Folge von Ereignissen [...] eine offenkundig abgeschlossene und vollständige Geschichte [story] enthält. Das gilt ebenso für die Ereignisse, die das Leben eines Einzelnen ausmachen, wie für eine Institution, eine Nation oder ein ganzes Volk. Wir leben nicht Geschichten [stories], auch wenn wir unserem Leben dadurch Sinn verleihen, dass wir ihm nachträglich die Form einer Geschichte verleihen.»<sup>1</sup>*

Mit dieser Gesprächsreihe haben wir ein Mosaik von individuellen Geschichten, die teilweise die vom Konservativismus der Adenauer-Ära geprägten Ordinarien – im Sinne einer biographisch inspirierten

Institutionengeschichte – beschreiben. Geplant war keine investigative Befragung, sondern es ging uns darum, bewusst Freiräume zu lassen, um unseren Gesprächspartnern in manchen Fällen eine Art *brainstorming*, in anderen wieder beredtes Schweigen zu ermöglichen. Dieses «Schweigen» ist natürlich im scheinbar geschlossenen Text unsichtbar und besteht in Form des Nicht-Thematisierens von Erlebnissen in der Wahrnehmung des Einzelnen. Insofern führten wir weniger Interviews, als dass wir Stichworte, sozusagen «Krücken für das Gedächtnis», lieferten.<sup>2</sup> Das Schweigen als Produkt der Rücksichtnahme auf die gänzlich privatisierte Scham der intellektuellen «putativen Täter» zu interpretieren, heisst zugleich, unfreies Denken seitens der Schüler zu diagnostizieren.

In unserem Fall war es interessant zu sehen, wie die ‚Menschen hinter den Büchern‘ ihre eigene Geschichte formulierten, einmal als stringente, rationale Entwicklung durch Forscherdrang, Fleiss und nicht zuletzt auch durch Protégés, und dann als eine Kette von Zufällen, die – nachträglich betrachtet – ein sinnhaftes Ganzes, inklusive der Brüche und Widersprüche, ergaben. Die einen versuchten, sich durch intensive Vorbereitung Erlebnisse zu vergegenwärtigen, die anderen hatten schon ‚designte‘ Geschichten und statements, die man wohl als kalkuliert bezeichnen darf.

*«Erinnern [...] ist aktuelle Sinnproduktion [...] Erinnerungen [werden] konstruiert und in Geschichten elaboriert, wobei ‚die Ordnung des erzählten Geschehens (...) weitgehend eine Funktion des Erzählens‘ ist und nicht eine Funktion ‚der Ordnung des erzählten Geschehens‘. Erinnerung hängt demnach nicht – oder weniger als zumeist unterstellt – von Vergangenheit ab.»<sup>3</sup>*

Im Erinnerungsprozess geht es sowohl um die Faktizität der Geschichtelemente als auch um einen synthetisierenden Bewusstseinsvorgang, in dem gleichzeitig aufbewahrt und konstruiert wird, was allerdings oft verschleiert bleibt. Konkret manifestiert sich diese Art der «Horizontverschmelzung» in Denkmälern, Gedenkstätten und Mahnmalen<sup>4</sup> und seit den 80er Jahren, was die öffentlichkeitswirksame Verarbeitung von zeitgenössischen Quellen anbetrifft, auch in der sogenannten ‚oral history‘, die vor allem der Kritik an der Abstraktheit der geschichtswissenschaftlichen Forschung entsprang. Diese ursprüngliche Motivation war vor allem den Opfern des Natio-

nalsozialismus geschuldet, die Subjekte der erzählten Geschichte sein wollten, nicht Gegenstand und Beweismaterial von Akteneinträgen etc. Das Reden über die Mittäter oder Vordenker, wenn man ihnen familiär, wissenschaftlich-institutionell oder gesellschaftspolitisch verbunden war, schien bei unserem Projekt eine ungewohnte mündliche Übung zu sein, insbesondere wenn es um die Beschreibung von individuellen Entscheidungsprozessen und weniger um die Präsentation von Forschungsergebnissen ging. Bemerkbar war ein nervöses, begrifflich auffallend unpräzises Lavieren zwischen den Begriffen jungkonservativ, nationalkonservativ, hündisch und völkisch in der Bestimmung der politischen Haltung der «Lehrer». Ob dies etwas über die Nähe der deutschen Geschichtswissenschaft zum Nationalstaat aussagt, wie Waldemar Besson den konservativen Grundzug der deutschen Historie charakterisierte, sei dahingestellt.<sup>5</sup>

Gerade an diesem Punkt befindet sich das Dilemma der ‚oral history‘: Sie erhebt zwar den Anspruch auf Authentizität, unterliegt aber a) der tatsächlichen Gedächtnisleistung, b) den in der Zwischenzeit eingeflossenen Assoziationen bzw. Informationen, c) der stilistischen und – für den visuellen Bereich – der mimischgestischen Gestaltung der Erzählung und d) den aktuellen organisatorischen oder personellen Handlungs-»zwängen«. Die Wertung der Interviewten durch die Interviewer wäre hier fehl am Platze, Zweifel an der (Auf-)richtigkeit mancher Aussagen müssten daher mit gegengelesenen Texten, d.h. in weitestem Sinne in Form von Briefen, Tagebuchnotizen, Gesprächsprotokollen usw., begründet werden. Nicht die vergangene Wirklichkeit als solche – denn das wäre emphatischer Historismus – begegnet einem in den Interviews, sondern die gefilterte Erinnerung an Tatsachen. Diese Metamorphose des individuellen Gedächtnisstoffes ist daher unmöglich vollständig zu rekonstruieren, schon gar nicht unter der Kategorie Schuld und Sühne.<sup>6</sup> Es geht vielmehr darum, einen kritischen Blick auf die Black Box, die in dem tabuisierten Nachfragen zwischen Lehrern und Schülern bestand, zu werfen, um sich ein Bild von den subtilen Disziplinierungsmechanismen an den Instituten zu machen.

Winfried Schulze etwa warnte in Bezug auf die jüngste Historiographiegeschichte vor der Schulmeisterei. Es ginge im Wesentlichen um die Aufzeigung von Erkenntnismöglichkeiten und -grenzen der jeweiligen Generation und nicht um einen Angriff der Nachkriegshistoriker mit Versagensvorwürfen oder positiven Wertungen. Man könnte anmerken, ob nicht zu jeder Erkenntnismöglichkeit, im mate-

riellen oder ideellen Sinne, auch ein Erkenntnisinteresse gehört. Denn: die Geschichte kommt weniger «auf uns» – so die vielzitierte Formel –, als dass wir aus einer bestimmten Perspektive heraus Geschehenes als Geschichte(tes) auffindbar machen.

*«Sie [die Historiographiegeschichte; J.S.] ist in hohem Masse auch ein Versuch der Selbstvergewisserung aus der Vergangenheit unserer Disziplin heraus, um in der Gegenwart das vermeintlich Richtige tun zu können. Wir wollen unsere spezifische Betrachtungsweise von Geschichte legitimieren, als bedeutsam erweisen, als die immer schon richtige Form von Geschichte bestätigen, uns einer starken Tradition versichern oder uns kritisch von einer anderen absetzen.»<sup>7</sup>*

Das Gefühl seitens der Interviewten, eigene ungestellte Fragen als solche rechtfertigen zu müssen, scheint ebenso paradox wie verständlich, sieht man die deutliche Differenzierung hinsichtlich ihrer Lehrer in a) Existenz und Jugend vor 1945, b) Fussfassen bzw. teilweise Suspendierung auf Widerruf nach 1945, c) Re-etablierung und d) «innovatives» Forschen und Lehren bis in die 80er Jahre. Obwohl das Wort der Kompensation vehement abgelehnt wurde, so verstand man es als ideologisierte Pointierung, wenn wir die Publikationen der Lehrer im und für das nationalsozialistische(n) System weniger für sprachliche Adaptationen an den Zeitgeist, denn für realpolitische Konzepte zur Umsiedlung von «Volksdeutschen», zur Vertreibung von Polen und Vernichtung der jüdischen Bevölkerung im Warthegau und Generalgouvernement hielten. An dieser Stelle argumentierten die meisten unserer Interviewpartner nicht mit der Qualität der Quellen, sondern mit ihrer numerischen, soll heissen geringen, Relevanz, gemessen am gesamten Œuvre. Was bleibt, ist der seltsame Eindruck der Isoliertheit jener als «offenes Geheimnis» firmierenden Quellen, die eher nach einer Historisierung, denn nach – meist pejorativ interpretiertem – Moralisieren verlangten. Die kommunikativen Diskrepanzen zwischen Interviewern und Interviewten lassen sich daher nicht so einfach durch den Altersunterschied erklären, vielmehr fragt man sich, warum Selbstverteidigungsattitüden ausgefahren wurden, wo doch keine Provokation, keine Anklage stattgefunden hatte. Nur vereinzelt fanden unsere Gesprächspartner es befreiend und der selbstkritischen Reflexion dienlich, sich ihrer damaligen Passivität in menschlichen Erkundigungen bewusst zu werden. Die emotionelle Entschlüsselung des Erzählten fällt schwer, da das Ver-

hältnis von originaler Urfassung, redigierter Version und syntaktischen bis essayistischen Um-Schreibungen für die Leser nicht mehr auszumachen ist. Entstanden sind Kunsttexte, die Erinnerungsfragmente mit objektiv feststellbaren Ereignissen verknüpfen und auf diese Weise den Eindruck von Historizität vermitteln.<sup>8</sup>

Erkennbar wurde in diesem Zusammenhang die Problematik der «professionellen» Erinnerung und die m.E. elitäre Abgrenzung der hehren Geschichtswissenschaft von der profanen Öffentlichkeit. Zweifelhaft bleibt, ob Popularisierung und damit verbunden die Erweiterung des diskursiven Rahmens schlichtweg Verfälschung oder Unernsthaftigkeit meint. Denn dass der aktuelle politische Rahmen wie auch persönliche Animositäten die interviewten Historiker in ihrem vermeintlich vorhandenen Kokon nicht berührten, ist ein Mythos. Gerade sie sind sich der Wirkmächtigkeit und Legitimationskraft ihrer Worte mehr als bewusst, auch wenn sie nicht als Propheten angesehen werden möchten. Neben der wissenschaftsimmanenten Sphäre existiert auch immer die gesellschaftliche, wobei diese Differenzierung künstlich ist.

*«Diese eher passive Beziehung zwischen Wissenschaft und Lebenswelt wird aktiviert durch das Selbstverständnis von Historikern, die neben ihrer Rolle als ‚Priester der Klio‘ stets auch die Rolle eines politischen Ratgebers, eines Erziehers der Nation oder eines Sinndeuters lockte.»<sup>9</sup>*

Die eigene Geschichte, speziell die Begeisterung (bei vielen der interviewten Historiker) für die abenteuerlich-sportlichen Veranstaltungen des BDM, der HJ oder auf der NAPOLA mit «ornamentaler» Nazi-Propaganda wurde als peinliches Relikt, als Fussnote der Kindheit verdrängt. Nur marginal war die Beschäftigung mit den rassistisch, politisch und religiös Verfolgten in der persönlichen Erinnerung. Die ehemaligen Insassen der Konzentrationslager markierten fremde Gestalten aus dokumentarischen Filmen der Amerikaner, die Serie Holocaust galt als ‚soap opera‘, und die Goldhagendebatte sei weniger wissenschaftlich als ein Medienereignis im Zeitalter der *political correctness* gewesen. Und doch hätten diese visuellen und diskursiven Erfahrungen zur «Sensibilisierung für den Holocaust» beigetragen. Vom Antisemitismus an den Hochschulen bzw. der Lehrer – auch nach 1945 – ist indes keine Rede, obwohl in fast jedem Interview der Begriff «Entjudung» als *terminus technicus* vorkommt, sachlich be-

schrieben wird, dass Juden und Polen Objekte der «Umvolkungs»-projekte gewesen seien und Rothfels als deutschnational trotz seiner «jüdischen Abstammung» attribuiert wird.

Resümierend kann man sagen, dass es reizvoll erscheinen mag, die Mentalität einer Generation nachzuzeichnen. Das Selbstbild eines Grossteils der Interviewten ist jedoch ein gebrochenes, das den inneren Dialog – inklusive einiger Kakophonien – zwischen der Rolle als abhängiger Wissenschaftler und dem kreativkritischen Menschsein widerspiegelt. Die komplexe Distanz zwischen diesen beiden Positionen wurde dabei oft als schmerzhaft empfunden. Aus diesem Grund lässt sich die Diskussion nicht auf die beiden Pole Vätermord und Vaterfigurfixierung reduzieren.

## Marcel Steinbach-Reimann

### Die ‚Historikerzunft‘

In öffentlichen Diskussionen über historische Themen stösst man zuweilen auf den Terminus ‚Historikerzunft‘: ein Begriff, der suggeriert, es handele sich um eine homogene Gruppe von Wissenschaftlern. In unterschiedlicher Weise verwendeten auch unsere Gesprächspartner den Zunftbegriff – sei es, dass er unreflektiert, ironisch-distanziert, mit oder aber ohne Anführungszeichen benutzt wurde. Und auch wir fragten wie selbstverständlich nach einem (vermeintlichen) Streit innerhalb der Historikerzunft.

Die Funktionen mittelalterlicher Zünfte waren vielfältig: juristischer, wirtschaftlicher, religiöser und sozialer Natur. Wie aber passt der Zunftbegriff, der vor allem Verbände oder Gruppen von Handwerkern bezeichnete, die sich gleichzeitig mit der Entstehung von Städten entwickelten<sup>10</sup>, an den Beginn des 21. Jahrhunderts? Manifestiert sich im heutigen Zunftverständnis (oder in der Verwendung des Begriffes ‚Historikerzunft‘) eine Abgrenzung von anderen – nicht zünftigen – Wissenschaftlern wie z.B. Juristen, Soziologen oder Informatikern, oder ist der Begriff lediglich ein Überbleibsel aus vergangener Zeit? Einige unserer Gesprächspartner thematisierten den Zunftbegriff, und auch wir können uns danach fragen, was die (potentielle) ‚Mitgliedschaft‘ in der Historikerzunft ausmacht.

Schauen wir zurück ins 19. Jahrhundert, als diejenigen, die geschichtswissenschaftlich arbeiteten, aber nicht eigentlich als Mitglie-

der der Zunft anerkannt wurden, weil sie beispielsweise andere Fächer studiert hatten oder methodisch nicht ‚korrekt‘ arbeiteten, als ‚Dilettanten‘ bezeichnet wurden. Georg Waitz schrieb hierzu in einem Leserbrief in der ersten Ausgabe der Historischen Zeitschrift an den Herausgeber Heinrich von Sybel: «Vielleicht keine Wissenschaft hat mehr von dem Dilettantismus zu leiden als die Geschichte.»<sup>11</sup> In der Weimarer Republik und danach war der Begriff «Historische Belletristik»<sup>12</sup> üblich, der stark abwertenden Charakter besass und dazu diente, die Geschichtswissenschaft von der Geschichtsschreibung abzugrenzen. Georg G. Iggers liefert in der Einleitung seines Buches zur Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert einen weiteren Anhaltspunkt für das Bedürfnis der Historiker, sich durch Zunftzugehörigkeit – als Geschichtswissenschaftler, die eine ‚Disziplin‘ vertreten – von den ‚Geschichtsschreibern‘ abzugrenzen: «Die Selbstdefinition der Geschichte als wissenschaftliche Disziplin bedeutete für die professionelle Arbeit des Historikers eine scharfe Trennung zwischen wissenschaftlichem und literarischem Diskurs, zwischen Berufs- und Amateurhistorikern.»<sup>13</sup>

Wenn man so will, repräsentiert heute der Verband der Historiker Deutschlands (VHD) die deutsche Historikerkunft, indem er den Zweck verfolgt, der «Zusammenschluss der Historiker Deutschlands» zu sein. «Als seine Aufgabe betrachtet der Verband die organisatorische Förderung der Geschichtswissenschaft und vornehmlich die Vertretung der deutschen Historiker vor der Öffentlichkeit, insbesondere der internationalen Geschichtswissenschaft, die Veranstaltung wissenschaftlicher Tagungen und die gelegentliche Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen.»<sup>14</sup> Man darf jedoch nicht vergessen, dass es neben dem VHD zahlreiche andere historische Verbände und Vereinigungen gibt, so z.B. den Verband der Geschichtslehrer (u.a. Mitorganisator der Historikertage), Vereinigungen von Alt- und Mittelalterhistorikern, ‚Geschichtswerkstätten‘.

Mit dem Begriff ‚Historikerkunft‘ ist die Frage nach der Disziplinabgrenzung eng verknüpft: Die Geschichtswissenschaft kommt nicht aus ohne die diversen ‚Hilfswissenschaften‘, und auch die Orientierung an benachbarten ‚Leitwissenschaften‘ spielt eine wichtige Rolle. Zählen Autoren, die sich mit Fragen der Philosophie-, Literaturgeschichte, Geschichte symbolischer Formen und Ausdrucksmöglichkeiten (Kunsthistoriker) beschäftigen, Vertreter der historischen Sozial- oder Kulturwissenschaft etc. zur Disziplin? Wie reprä-

sentativ ist der VHD für dieses breite Spektrum? Ist die Nähe des Zeithistorikers, der sich mit Fragen der europäischen Nachkriegsgeschichte beschäftigt, zu Politologen und Soziologen nicht grösser als zu vermeintlichen Kollegen, die die Altgriechische oder Byzantinische Geschichte untersuchen? Wie steht es um die Einheit des Fachs? Sind es die Lehrerprüfungsordnungen, die die Einheit gewährleisten? Könnte es sein, dass die Historikerzunft eine kompensatorische Funktion erfüllt? Denn schliesslich hat die Geschichtswissenschaft keinen eigenen Gegenstand. Sie kann vielmehr alle Aspekte der Vergangenheit untersuchen, seien es Technik, Medizin, Wirtschaft, Kirche oder Alltag, um nur einige zu nennen.

Die Entwicklung des Wissenschaftssystems (Spezialisierung versus Generalisierung, Zentralisierung versus Pluralität) und der damit einhergehende Aufbau von wissenschaftlichen Netzwerken muss ebenfalls berücksichtigt werden. Immer wieder wurde uns durch die Ausführungen unserer Gesprächspartner die Relevanz wissenschaftlicher, aber auch persönlicher Kontakte vor Augen geführt. Einige unserer Interviewpartner beschrieben die Schwierigkeiten oder Konflikte, die sie zu überwinden hatten, bevor sie ihre Professuren erlangten. Andere machten deutlich, wie wichtig der Grad der Anerkennung durch Kolleginnen und Kollegen – und damit verbunden auch Macht – innerhalb der Zunft ist (und war), um eigene Forschungsvorhaben oder -richtungen (Schulen) durchzusetzen. Adelheid von Saldern beispielsweise wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass ihr Lehrer Franz Schnabel als ‚Quereinsteiger‘ nicht dem ‚Machtkartell‘ angehörte. Nicht zuletzt damit hängt es zusammen, dass er heute weniger bekannt ist als einige seiner Kollegen.

Geahnt hatten wir es zwar schon vorher, aber erst im Laufe der Gespräche wurde uns klar, dass es innerhalb der Historikerzunft – wie in jeder anderen Wissenschaft auch – verschiedene ‚Lager‘ gab und gibt: unterschiedliche Methodik und Herangehensweise an historische Fragestellungen sind in diesem Zusammenhang sicher ein wichtiges, allerdings nicht das einzige Kriterium. Ebenso muss man politisch-gesellschaftliche, aber auch persönliche Faktoren sehen. Die Bekleidung wichtiger Positionen innerhalb massgeblicher historischer Institutionen sowie die Möglichkeit, in historischen Fachzeitschriften zu publizieren, sind wesentliche Voraussetzungen, sich innerhalb der Historikerzunft Gehör zu verschaffen und am wissenschaftlichen Diskurs teilzuhaben.<sup>15</sup> Für uns war es aufschlussreich zu



sehen, dass auch die ‚Grössen‘ der Geschichtswissenschaft häufig einen schwierigen Weg zu gehen und viele Hindernisse (wissenschaftliche und ausserwissenschaftliche) zu überwinden hatten, bevor sie zu den erfolgreichen Wissenschaftlern wurden, als die wir sie heute kennen.

Sieht man sich die Biographien unserer Gesprächspartner an, fällt auf, dass viele von ihnen nicht den direkten Weg in die Geschichtswissenschaft gewählt, sondern oft mehrere Fächer (z.B. Germanistik, Politikwissenschaft oder Kunstgeschichte) nebeneinander studiert und erst nach und nach aus unterschiedlichen Beweggründen ihren Schwerpunkt auf das Fach Geschichte verlegt haben. Alle legten grossen Wert darauf, über den Tellerrand ihrer Wissenschaft hinauszublicken. Betrachtet man ihre Einstellung zur Historikerzunft, fällt diese sehr unterschiedlich aus: Während sich beispielsweise Michael Stürmer im Hinblick auf einige Kollegen bewusst mit «etwas Schadenfreude» distanziert oder Helga Grebing sich wenig für «interne Grabenkriege» interessiert, gewinnt man bei anderen den Eindruck, dass sie sich stärker der Zunft verbunden fühlen. Es klingen auch Überlegungen an, über die Rolle der Historikerzunft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nachzudenken: Hartmut Lehmann weist auf die «grösste Schwäche der Zunft» vor und auch nach 1945 hin: «das Verständnis der Aufgabe des Historikers als eines nationalen Propheten». Reinhard Rürup spricht den Umbruch innerhalb des VHD mit der Übernahme des Vorsitzes durch die um 1930 Geborenen an. Wolfgang Schieder betont die Wichtigkeit der Diskussion über intellektuelle Eliten allgemein, und Adelheid von Saldern fragt danach, was ein Berufsverband im 21. Jahrhundert zu leisten habe.

Es scheint nicht unwichtig zu sein, dass die ‚Ankläger‘ in der Diskussion um die Historiker im NS (Aly, Fahlbusch, Schöttler) in gewisser Weise ‚Aussenseiter‘ in der Geschichtswissenschaft sind: Götz Aly, der als Publizist und Redakteur der «Berliner Zeitung» arbeitet, Michael Fahlbusch, von Hause aus Geograph und als Regional- und Verkehrsplaner in Basel und Athen tätig, und Peter Schöttler als wissenschaftlicher Referent am Centre National de la Recherche Scientifique in Paris und als Projektleiter am Centre Marc Bloch in Berlin. Hätten Aly, Fahlbusch und Schöttler ihre Angriffe auf die etablierten Historiker auch als ‚Insider‘ der Zunft genauso scharf vorgetragen?

Die Gespräche, in denen wir als ‚Lehrlinge‘ den vielleicht letzten Schülern ‚zünftiger‘ Historiker gegenübertraten, haben uns einen

ausserordentlichen Einblick in die deutsche Historiographiegeschichte gewährt. Welche Position wir innerhalb der ‚Historikerzunft‘ einnehmen können und wollen, wird sich zeigen.

## Jens Hacke

### Kontinuität oder «reflexive Lernbereitschaft». Lebensbilanzen im Werturteil der Historiker

Eine der Frontlinien zwischen den Opponenten des generationsgebundenen Streits um die deutschen Historiker im Nationalsozialismus verläuft quer durch das Feld moralischer Beurteilungen. Dabei ist es offensichtlich, dass die Bewertungsmaßstäbe von Generation zu Generation variieren. Der «junge» (knapp 50jährige) Historiker Peter Schöttler sieht seine Aufgabe der eines «Untersuchungsrichters» verwandt, der als Repräsentant der Öffentlichkeit das belastende Material sammelt und mit Hilfe «intellektueller und moralischer Kriterien» zu seinem Urteil, nicht zu einer Verurteilung gelangen möchte.<sup>16</sup> In den hier vorliegenden Interviews verwahrt sich die ältere Generation überwiegend gegen «moralische Pauschalisierungen»; Lothar Gall z.B. betrachtet «die Rolle des Historikers und die des Staatsanwalts auch heute noch als die am stärksten auseinanderliegenden», und auch unsere übrigen Gesprächspartner sind sich überwiegend darin einig, dass moralische Kriterien in der Sache keinen Erkenntnisfortschritt bewirken. Folglich sammelt sich gegen das «Herumwühlen» in einigen Biographien von Prominenten Kritik, weil dadurch der Blick auf Strukturen, Handlungsbedingungen und -spielräume verdeckt werde. Denkmalsturz versus Loyalität – in diesem Sinne konfrontieren sich vordergründig die Kombattanten des Streites. Dokumente aus politischer Beratertätigkeit werden gegen die lange bekannten und oftmals weniger brisanten historiographischen Arbeiten gewendet.

Trotzdem zeigen die Interviews einen ungewöhnlich breiten Konsens, denn die Älteren akzeptieren und würdigen nach einem ersten Abwehrreflex viele Erträge der neueren Forschungen. Vielleicht ist es Altersmilde, die die von uns Befragten auf scharfe Attacken sehr gelassen reagieren lässt.

Unsere Fragestellung, die zumindest im standardisierten Teil der Interviews ausdrücklich eine Reaktion auf die «Anklagen» von Aly,

Schöttler, Haar, Fahlbusch und anderer herausforderte, zielte auf moralisch begründete Stellungnahmen. Es steht zwar auch in Frage, in welcher Weise die betreffenden Historiker zwischen 1933 und 1945 gewirkt haben und wie gross ihr Einfluss auf politische Entscheidungen war, aber die Beurteilung ihres Verhaltens im «Dritten Reich» sowie die Wertung ihrer Nachkriegskarrieren vor dem Hintergrund einer schuldhaften Verstrickung haben in hohem Masse moralische Qualität. Ein Urteil darüber kann diametral entgegengesetzte Meinungen zur Folge haben. Aly und Schöttler halten im Fall von Conze und Schieder den Lernprozess, der nach dem Krieg von Kontinuitäten in weiterhin funktionierenden Netzwerken begleitet worden sei, für unzulänglich und widersprechen damit der von uns in der zweiten standardisierten Frage zitierten «Kompensationsthese» Wehlers. Hans-Ulrich Wehler forderte dazu auf, bei Schieder und Conze den Blick auf die gesamte Lebensbilanz zu richten, d.h. liberales und im positiven Sinne «staatstragendes» Engagement nach 1949 als Busseleistung für Verfehlungen im «Dritten Reich» anzuerkennen und ihnen «reflexive Lernbereitschaft» zu attestieren. Dass der Nestor der Historischen Sozialwissenschaft als erster den Mut besass, seinen Loyalitätskonflikt öffentlich zu problematisieren, verdient zunächst ungeteilten Respekt. Seine Forderung nach einer biographischen Herangehensweise, die persönliche Wandlungen und Entwicklungen zu kennzeichnen in der Lage ist, trug ihm allerdings heftige Kritik ein, denn das rankeanisch-historistische Einfühlungsvermögen in eine Epoche gehörte bislang nicht auf den Lehrplan der «Bielefelder Schule». <sup>17</sup>

Nicht zufällig folgen Wehler cum grano salis nur wenige seiner Altersgenossen auf das Glatteis moralischer Bewertungsmaßstäbe. Überraschenderweise finden wir – neben Hartmut Lehmann – Michael Stürmer in diesem Fall mit seinem Kontrahenten aus dem «Historikerstreit» auf einer Seite. Zwar lehnt er den Begriff der Kompensation ab, unterstreicht aber, dass sich ein anständiger Mensch durch «tätige Reue» bis zu einem gewissen Grade wieder «rehabilitieren» kann. Auch der älteste unserer Gesprächspartner, Rudolf Vierhaus, der aufgrund seiner Kriegserfahrung aus dem Generationenzusammenhang herausfällt, stellt sich mit Nachdruck hinter Wehler und bekräftigt das Recht auf eine zweite Chance nach 1945. An die Auflösung des Spannungsverhältnisses zwischen persönlicher Dankbarkeit und Sympathie dem einstigen Lehrer gegenüber einerseits und der Verurteilung des Engagements im nationalsozialistischen Sys-

tems andererseits wagt sich sonst niemand heran. Zu schnell liefert man sich – wie im Falle Wehlers – dem Vorwurf aus, die Biographien der belasteten Lehrergeneration zu schönen.

In der Tat wirft Wehlers Herangehensweise zahlreiche Fragen auf. Zwar wehrt er sich wohl mit Recht gegen Vorwürfe, die Schieder, Conze oder Erdmann in die Ecke der unbelehrbaren Opportunisten stellen, aber der viel beschworene Beweis ihres «reflexiven Lernens» ist ausserwissenschaftlich kaum anzutreten. Wo keine Bekenntnisse und Schuldeingeständnisse vorliegen, kann Wehler solche immer nur indirekt und von der persönlichen Perspektive getrübt beschheimigen. Wehler steht weiterhin vor dem Problem, dass sein Kriterium der «methodischen Innovation» mit dieser moralischen Sphäre vermengt wird. Berechtigterweise wollte Heinz Schilling bei Wehlers erstmaliger Präsentation seiner Thesen im Wissenschaftskolleg zu Berlin im Dezember 1998 wissen, wie man denn bei derartiger Sichtweise den moralisch weitgehend integer gebliebenen Gestapo-Häftling Gerhard Ritter im Vergleich zu beurteilen habe. Dieser stand unter dem Wehlerschen Verdikt, nach 1945 «eine grundfalsche, apologetische Richtung» angesteuert zu haben und galt als Erbe eines protestantisch-preussisch gefärbten Historismus.<sup>18</sup>

Selbst für den von Wehler am selben Abend scharf kritisierten Hermann Heimpel, der Examenskandidaten aufgrund ihrer Fragen nach seiner Vergangenheit abgewiesen haben soll, lässt sich eine gewisse moralische Qualität nachweisen. Immerhin hat er ein – wenn auch vages – Schuldbekenntnis geleistet.

Was nun die Hypothese von der «reflexiven Lernbereitschaft» der betreffenden Historiker angeht, wissen wir bislang zu wenig über deren Entwicklung in den unmittelbaren Nachkriegsjahren. Weder Zeiten der persönlichen Krise nach Kriegsende, die Wolfgang Schieder bei seinem Vater andeutet, noch die Entnazifizierungsverfahren sind bisher genauer untersucht worden. Auch die von Wehler angeregte Untersuchung von Schlüsselkategorien und Denkmustern über 1945 hinaus steht noch aus, um «das strategische Problem der Lebensbilanz» zu bewältigen.<sup>19</sup>

Für die fehlende Aufklärung der 50er und 60er gilt nach den Ergebnissen der Interviews mehr denn je Hermann Lübbes These von einem «kommunikativen Beschweigen» in der bundesrepublikanischen Gesellschaft «unter der Prämisse, dass es politisch weniger wichtig sei, woher einer kommt als wohin er zu gehen willens ist». Lübbes damals provokante Formel, die eine «gewisse Stille» zum «sozialpsychologisch und politisch nötigen Medium der Verwand-

lung unserer Nachkriegsbevölkerung in die Bürgerschaft der Bundesrepublik Deutschland» erklärt, scheint zum Allgemeingut geworden zu sein.<sup>20</sup> Eben dagegen wenden sich die Vorwürfe einiger jüngerer Historiker, die den von uns Befragten Opportunismus vorwerfen: Sie hätten es versäumt, die heutigen Fragen nach der NS-Vergangenheit der «wissenschaftlichen Väter» zu stellen. Die Reaktionen fallen vielfältig aus. Heinrich August Winkler nimmt mit bemerkenswerter Offenheit diese Kritik an und erwägt, dass auch in seiner Generation ein gewisser Karrierismus von detaillierten Fragen abhielt. Während Helga Grebing eigene Naivität zugibt, bekräftigen Hans-Ulrich Wehler und Wolfgang Schieder hingegen das eigene erfolglose Bemühen, Antworten zu erhalten. Wolfgang Mommsen hält die heutigen moralischen Massstäbe für unpassend und weist auf die Gefahren für die eigene Karriere hin, falls er auf unbequemen Fragen insistiert hätte. Ähnliches äussert auch Hans Mommsen, der kein Ankommen gegen das «Sozialprestige» seiner Lehrer Rothfels und Conze sah. Wahrscheinlich lassen sich diese Erklärungen nicht gegeneinander ausspielen. So verschieden die individuelle Situation, so unterschiedlich war auch die persönliche Erfahrung.

Beide Problemfelder – zum einen die Beurteilung der Historiker im Nationalsozialismus mitsamt ihrer Anpassungsleistung in der frühen Bundesrepublik, zum anderen die Bewertung des Verhaltens unserer Interviewpartner als ihrer Schüler – offenbaren, dass moralische Urteile zwar eine Rolle spielen, aber die Verständigung darüber noch im Anfangsstadium steckt. Ebenso geraten die möglichen Erkenntnisinteressen der heutigen Debatte manchmal aus dem Blick.

Der Schwerpunkt der Diskussion um die Historiker im Nationalsozialismus kann erstens im Nachweis des politischen Einflusses von Conze, Schieder, Erdmann, Heimpel u.a. vor und nach 1945 liegen. Hierbei spielen Institutionen und Netzwerke eine Rolle. Zweitens sollte sowohl das wissenschaftliche Werk als auch die nachweisbare persönliche Überzeugung des jeweiligen Historikers auf Kontinuitäten im ideellen, methodischen und politischen Spektrum hin untersucht werden. Drittens beinhaltet schliesslich die historische Erkenntnis aus «langer und gut begründeter Tradition» (Oexle) ein genuin moralisches Urteil.<sup>21</sup> Dies kann nur individuell gefällt werden und verlangt daher biographische Arbeiten, die Handlungsspielräume und -bedingungen des Einzelnen innerhalb der vorgefunde-

nen Strukturen nachzeichnen. An ihnen mitzuwirken und ihre Erfahrungen dazu zur Verfügung zu stellen, ist die Pflicht der älteren Generation, die sich ihren Lehrern verbunden weiss, sich aber doch jenseits von Loyalitätsschwüren frei äussern sollte. Einen ersten Beitrag zu dieser Aufgabe liefert der vorliegende Band.

- 1 Vgl. Hayden White: Der historische Text als literarisches Kunstwerk, in: Chr. Conrad u. M. Kessel (Hg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne, Stuttgart 1994, S. 123-157, S. 139.
- 2 Vgl. Peter Ludwig Berger u. Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M. 1989 [Orig. 1966], S. 100.
- 3 Vgl. Peter Reichel: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit. München, Wien 1995, S. 13-51, S. 19; Siegfried J. Schmidt (Hg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Frankfurt a.M. 1991, S. 11 ff.
- 4 Vgl. Andreas Huyssen: Denkmal und Erinnerung im Zeitalter der Postmoderne, in: James E. Young (Hg.): Mahnmale des Holocaust. Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens. München 1994, S. 9-17.
- 5 Vgl. Waldemar Besson: Geschichte als politische Wissenschaft. Zum Verhältnis von nationalstaatlichem und historischem Denken, in: Geschichte und Gegenwartsbewusstsein. Festschrift für Hans Rothfels zum 70. Geburtstag, Göttingen 1963, S. 84.
- 6 Vgl. Alexander v. Plato: Oral history als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der mündlichen Geschichte in Deutschland, in: Konrad H. Jarausch u.a. (Hg.): Geschichtswissenschaft vor 2000. Perspektiven der Historiographiegeschichte, Geschichtstheorie, Sozial- und Kulturgeschichte. Festschrift für Georg G. Iggers zum 65. Geburtstag, Hagen 1991, S. 418-439.
- 7 Vgl. Winfried Schulze: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, S. 9-15, S. 10.
- 8 Vgl. Jörn Rüsen: Wie kann man Geschichte vernünftig schreiben? Über das Verhältnis von Narrativität und Theoriegebrauch in der Geschichtswissenschaft, in: Theorie der Geschichte, Bd. 3, Theorie und Erzählung in der Geschichte, hg. v. Jürgen Kocka u. Thomas Nipperdey, München 1979, S. 314.
- 9 Vgl. Ursula Wolf: Litteris et patriae. Das Janusgesicht der Historie. Stuttgart 1996, S. 9-14, S. 10.
- 10 Vgl. Duden Etymologie. Das Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache (= Bd.7), 2., von Günther Drosdowski völlig neu bearb. und erw. Aufl., Mannheim u.a. 1989, S. 835.
- 11 Georg Waitz: Falsche Richtungen, in: HZ 1 (1859), S. 20.
- 12 Vgl. hierzu Christoph Gradmann: Historische Belletristik. Populäre historische Biographien in der Weimarer Republik, Frankfurt a.M. u.a. 1993.

- 13 Georg G. Iggers: *Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*, 2., durchges. Aufl., Göttingen 1996.
- 14 Aus § 1 der Satzung des Verbandes der Historiker Deutschlands, zit. n. *Mitteilungsblatt des VHD* 1997, hg. vom Vorstand des VHD, S. 8.
- 15 Vgl. im Anhang den Abschnitt zu den historischen Institutionen und Fachzeitschriften.
- 16 Peter Schöttler (Hg.): *Geschichtsschreibung als Legitimations Wissenschaft 1918-1945*, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1999, S. 21. Zum Generationsaspekt sei verwiesen auf Heinz Bude: *Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*, Frankfurt a.M. 1987; Paul Nolte: *Die Historiker der Bundesrepublik. Rückblick auf eine lange Generation*, *Merkur* 53 (1999), S. 413-23.
- 17 Vgl. Claus Leggewie: *Mitleid mit den Doktorvätern oder: Wissenschaftsgeschichte in Biographien*, in: *Merkur* 53 (1999), S. 433-444.
- 18 Hans-Ulrich Wehler: *Aus der Geschichte lernen? Essays*, München 1988, S. 50.
- 19 Hans-Ulrich Wehler: *Nationalsozialismus und Historiker*, in: Winfried Schulze / Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1999, S. 328.
- 20 Hermann Lübke: *Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein*, in: *HZ* 236 (1983), S. 585, 594. Lübkes prägnante These bestimmt auch massgeblich die Arbeit von Jeffrey Herf: *Zweierlei Erinnerung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland*, Berlin 1998. Wolfgang Schieder und Heinrich August Winkler beziehen sich in unseren Gesprächen ebenfalls auf Lübke. Eindeutige Stellung gegen Lübke bezieht Peter Schöttler: *Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte oder Die «unhörbare Stimme des Blutes»*, in: Winfried Schulze / Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1999, S. 107.
- 21 Vgl. Otto Gerhard Oexle: *Die Fragen der Emigranten*, in: ebenda, S. 59.

## TEIL II

## INTERVIEWS



# Rudolf Vierhaus<sup>1</sup>

*«Ich stellte fest, dass ich die pathetische Sprache von Nation, Vaterland, Heldentum nicht mehr sprechen wollte.»*

## Biographische Fragen

**Herr Vierhaus, Sie sind 1922 in Wanne-Eickel geboren. Können Sie das soziale Umfeld, in dem Sie aufgewachsen sind, näher schildern?**

Ich bin in einer ausgesprochenen Bergbaustadt grossgeworden. Mein Vater war Zechenhandwerker, der zum Zechenbeamten aufstieg. Meine Mutter starb, als ich drei, mein Bruder vier Jahre alt war. Erzogen wurden wir von einer Grossmutter. Das familiäre soziale Milieu war kleinbürgerlich, das städtische durch die Arbeiterschaft bestimmt. In der Stadt herrschte politisch die Sozialdemokratie vor mit wachsender Stärke der Kommunisten, insbesondere in den letzten Jahren der Weimarer Republik. Die Familie und der engere Bekanntenkreis hielten sich politisch eher in der Mitte und rechts auf (DVP, DNVP, Stahlhelm, Jungdeutscher Orden), lange ohne Sympathie für die NSDAP, die vor allem in der Gestalt der SA in Erscheinung trat. Nicht unbeträchtlich war die zum Teil scharfe Ablehnung der radikalen Linken bei Weltkriegsteilnehmern, für die die Ruhrkämpfe in den Nachkriegsjahren wie auch die französische Ruhrgebietsbesetzung traumatische Erinnerungen hinterlassen hatten. Von Bedeutung war auch der katholische Bevölkerungsteil, der, politisch bis tief in die Arbeiterschaft hinein, der Zentrumspartei seine Stimme gab. Ihm gehörten viele «Ruhrpolen» an (in Wanne-Eickel gab es bis 1933 Gottesdienste in polnischer Sprache und auch eine polnische Zeitung). Politische Gegensätze, wirtschaftliche Krisen, Arbeitslosigkeit, soziale Spannungen waren sozusagen allgegenwärtig, insbesondere in der Zeit von 1929-33.

Zum sozialen Umfeld ist noch zu sagen, dass ich in unserer Familie der erste war, der das Abitur ablegte, und nach den Vorstellungen der Familie Beamter werden sollte.

**Wie haben Sie die NS-Zeit erlebt? Gab es politische Prägungen aus dem Elternhaus und wie haben Sie die Zeit politisch wahrgenommen?**

Meine frühesten Erinnerungen: Wir wohnten am Marktplatz des Stadtteils Eickel, wo im Jahre 1932 zahlreiche politische Kundgebungen und Aufmärsche der KP, der SA, des Republik-Schutzbundes «Schwarz-Rot-Gold» in Uniformen, mit Fahnen, Musik, Sprechchören und auch Zusammenstößen stattfanden. Während eines Krankenhausaufenthaltes im gleichen Jahr habe ich mit Aufmerksamkeit rabiaten Streitgesprächen zwischen NS- und KP-Anhängern zugehört. Mein Vater, dessen stärkstes Erlebnis der Erste Weltkrieg war, war und blieb parteilos; er mochte weder «die Linken» noch die Nationalsozialisten, war national gesinnt („schwarz-weiss-rot“), in das «bürgerliche» Vereinsleben (Kriegerverein, Gesangsverein) integriert. In unserem örtlichen Wahlbezirk wechselte er sich im Vorsitz mit dem jüdischen Textilkaufmann S. Baum ab. Welcher Partei er seine Stimme gab, weiss ich nicht. Späteren Bemühungen, ihn zum Eintritt in die NSDAP oder eine ihrer Organisationen zu bewegen, hat er immer widerstanden.

Ich selbst bin, mit meinem um ein Jahr älteren Bruder, als «Oberschüler» (ich denke 1934) für das «Deutsche Jungvolk» «gekeilt» worden und habe ihm auch, nachdem ich mit 14 Jahren eigentlich in die «Hitler-Jugend» überführt werden musste, weiterhin angehört. Für mich bedeutete das die Zugehörigkeit zu einer Jugendbewegung. Ich habe ihr bis zu meiner Einziehung zum Militär 1941 angehört und war zuletzt noch mehrere Monate Lagermannschaftsführer im Zuge der «Kinderlandverschickung» aus dem Ruhrgebiet.

**Hat sich Ihre Einstellung zum Nationalsozialismus während dieser zwölf Jahre in irgendeiner Weise geändert?**

Bis dahin lebte ich zwischen Haus, Schule und «Staatsjugend» mit ihren zahlreichen, zunehmend Pflicht werdenden Veranstaltungen. Zur häuslichen Sphäre gehörte eine gemässigte protestantische Kirchlichkeit mit einem Konfirmationsunterricht im Sinne der Bekennenden Kirche; zur «Oberschule» eine nachlassende Reserve der Studienräte gegenüber den Ansprüchen der Staatsjugend und das Eindringen nationalsozialistischen Gedankengutes. Widerstand der Lehrer dagegen, soweit er vorhanden war, fand allenfalls in indirek-

ter Weise, durch Festhalten an älteren Unterrichtszielen und Leistungsanforderungen statt und ist mir z.T. erst nachträglich deutlich geworden. So übrigens auch die Bedeutung der Tatsache, dass zwei jüdische Mitschüler nach dem Abschluss der Quinta nicht zurückkehrten und es nur hiess, dass die Familien ausgewandert seien. Dass sie in der Klasse schlecht behandelt worden seien, kann ich mich nicht entsinnen.

### **Wie schlug sich das geistige Klima für Sie im Schulunterricht nieder?**

Einige Lehrer allerdings identifizierten sich mit dem Nationalsozialismus, einige waren auch in Parteiämtern aktiv. Gute Noten in Sport oder auch in Biologie wurden hoch bewertet; aus dem Lehrplan des Deutschunterrichts verschwanden Heine, Hofmannsthal, expressionistische Lyrik, selbst Rilke; in der Prima wurde «Volk ohne Raum» gelesen, im Musikunterricht kam der Name Mendelssohn nicht vor, der Geschichtsunterricht, schon in der Republik national-patriotisch, wurde zunehmend ideologisiert, wobei den Lehrern immer noch der Spielraum unterschiedlicher Akzentuierung blieb. Mein geschichtliches Interesse wurde weniger durch den Schulunterricht als durch eigene, freilich wenig angeleitete Lektüre geweckt und gefördert.

Meine Einstellung zur nationalsozialistischen Bewegung wurde bei zunehmendem Alter durch Abneigung gegen primitive Propaganda, stereotype Schlagworte, wichtigtuerische politische Funktionen auf lokaler Ebene, sogenannte «Alte Kämpfer» bestimmt. Man spottete über sie, wobei gelegentlich der Gedanke mit im Spiel war, jüngere Nachfolger würden die Spiessigkeit des Systems überwinden.

### **Was änderte sich für Sie mit dem Beginn des Krieges?**

Den Kriegsbeginn hat in meiner Erinnerung niemand begrüsst; Ältere, die den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatten, waren mehr oder weniger bedrückt: eine Haltung, die weniger durch Propaganda und Mobilisierung als durch die Erfolgsmeldungen, die nun für Jahre in Presse und Rundfunk dominierten, überlagert wurde, wenn auch nicht verschwand. Verstärkt wirkte nun allerdings die Angst vor «defätistischen» Äusserungen, die der Polizei oder dem Sicherheitsdienst bekannt werden könnten. Direkt habe ich davon wenig erfahren. Ich hatte mich freiwillig zur Luftwaffe gemeldet, um als Soldat

zu einem Truppenteil nach Wunsch und Wahl zu kommen. Im November 1941 eingezogen, bin ich bis zur Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft im Frühherbst 1946 nur ganz selten im «Reich» gewesen, habe deshalb nur wenig von der Stimmung im Inland selbst erfahren. Zu meiner Enttäuschung bin ich nicht zum fliegenden Personal der Luftwaffe gelangt, vielmehr nach der Grundausbildung in Belgien mit einer Flughafenkompanie in Südrussland bis nach Krasnodar gekommen, dann im Partisanenkampf im Mittelabschnitt der Ostfront eingesetzt gewesen, nach längerem Lazarettaufenthalt über Südfrankreich an der niederländischen Kanalküste und in Belgien eingesetzt gewesen – bei der Infanterie – und schliesslich als Leutnant im Kampf mit amerikanischen Truppen an der Mosel im Herbst 1944 schwer verwundet worden. Nach langer Wiederherstellung, aber noch erheblich gehbehindert, geriet ich in Marburg in amerikanische Gefangenschaft – zunächst im Offizierslager St. Mère Eglise, dann freiwillig in einem Arbeitslager in Cherbourg.

Die Erfahrungen seit der Mitte des Jahres 1944, die Beobachtung einer sinnlosen Kriegsführung, die zunehmend schlecht ausgebildete und ausgerüstete Truppen gegen die besser ausgerüsteten Amerikaner mit absoluter Luftüberlegenheit einsetzte, wie auch die Beobachtung des Rückzugs aus Frankreich, schliesslich das Durchstehen langer Lazaretttage und -nächte bei guter Versorgung, aber sehr schlechtem Befinden, dann der militärische Zusammenbruch und die anderthalb Jahre Gefangenschaft sind für mich von entscheidender Wichtigkeit gewesen: als eine Zeit tiefer Niedergeschlagenheit, offener Zukunft und voller Selbstzweifel und Zweifel an den Deutschen. Und als ich dann nach der Entlassung und dem Studienbeginn 1947 in Münster noch wegen einer schweren Lungenkrankheit (Kriegsfolge) etwa zwei Jahre in Krankenhäusern und Sanatorien verbringen musste und mit 70 Prozent Erwerbsunfähigkeit entlassen wurde, war ich fest entschlossen, meine Vergangenheit hinter mir zu lassen. Ich habe diese Zeiten eigentlich nur mit unablässigem Lesen von allem, was ich in die Hand bekam, und mit der Hilfe meiner späteren Frau überstanden.

Ich stellte fest, dass ich die pathetische Sprache von Nation, Vaterland, Heldentum nicht mehr sprechen, nicht mehr in Gemeinschaften leben, nicht mehr im Chor singen konnte und wollte. Ich bin keiner studentischen Verbindung, keinem Verein, keiner politischen Gruppe oder Partei beigetreten. Bei ungefestigter Gesundheit, unter dem Eindruck verlorener Jahre und unsicherer Berufsaussichten

wollte ich nur an mich denken, was mir allerdings weder gelungen und auch nicht Vorsatz geblieben ist.

**Sind Sie mit der verbrecherischen Seite des NS-Regimes persönlich konfrontiert worden?**

Von den nationalsozialistischen Rechtsbrüchen und Gewalttaten – von der «Schutzhaft» gleich nach der Machtergreifung über den Röhm-Putsch und Massnahmen gegen katholische Klöster bis zu der zunehmenden Entrechtung der Juden und der Behandlung «erbkranken Nachwuchses» – wurde wenig und gleichsam wie vom Hörensagen gesprochen, auch von den Gegensätzen in der evangelischen Kirche zwischen «Deutschen Christen» und «Bekennender Kirche». Den Dingen auf den Grund zu gehen, wurde nicht gewagt. Die für totalitäre Regime kennzeichnende Mischung von Propaganda und Terror wirkte alltäglich und prägte das Verhalten auch derjenigen, die keine Systemgegner waren. Als Soldat habe ich keine Massenerschiessungen erlebt, keine verhungern den russischen Kriegsgefangenen gesehen, von Vernichtungslagern nichts, jedenfalls nichts Konkretes gehört. Die barbarischen Massnahmen der Partisanenbekämpfung in Russland habe ich nur kurz erlebt; an das Riesenghetto in Lodz, das ich nur einmal flüchtig gesehen hatte, hat mich eine Grossaufnahme in Yad Vashem in Jerusalem erinnert. Im besetzten Ausland habe ich mich immer als Fremder gefühlt, der nicht dorthin gehörte. Es war eine Erfahrung, die sich in amerikanischer Gefangenschaft in Frankreich fortgesetzt hat, dass Besatzung, Besetzte und Besatzer korrumpierten. In der Gefangenschaft erfuhr ich dann mehr über die NS-Verbrechen, auch aus US-Zeitungen; die Filme über die Vernichtungslager sind uns übrigens nicht gezeigt worden.

**Nach Ihrer Genesung haben Sie sich dann für ein Studium in Münster entschieden. Was sind die prägenden Eindrücke Ihrer Studienzeit?**

Ich belegte Geschichte, Germanistik, Philosophie, zeitweilig Geographie, Englisch; Studienziel Höheres Lehramt. Geschichte stand im Vordergrund; für mich wichtige Anregungen erhielt ich vor allem von der Philosophie im interdisziplinären Kreis um Joachim Ritter. In der Geschichte waren für mich vor allem der Neuhistoriker Kurt von Raumer, der Mediävist Herbert Grundmann, dann auch Werner

Conze wichtig. Dieser brachte Zeit-, Sozial- und Bevölkerungsgeschichte nach Münster, wies uns auf Otto Brunner, andererseits auf die «Strukturgeschichte» Fernand Braudels hin.<sup>2</sup> Ich selbst habe mich für ein historiographisches Thema meiner Dissertation entschieden, die von K. v. Raumer betreut wurde, habe aber auch zeitweilig dem von Conze geleiteten «Arbeitskreis für Sozialgeschichte» in Heidelberg angehört. Alle Historiker in Münster, wo ich nach der Promotion als wissenschaftlicher Assistent bis zur Habilitation blieb, waren bereits vor 1945 als Hochschullehrer tätig. Von ihrer Tätigkeit, ihren Erfahrungen, ihrem Engagement in jener Zeit haben sie allenfalls nebenbei und in Anspielungen gesprochen, soweit ich es gehört habe und mich erinnere. Wir haben sie nicht danach gefragt, auch nicht im Doktorandenkreis um Kurt von Raumer, obwohl wir fast alle Kriegsteilnehmer gewesen waren, wie wir auch nicht von ihm nach unseren Erfahrungen befragt wurden. Von mir aus habe ich – und das gilt bis heute – sehr ungern von meinen Erfahrungen gesprochen; sie erschienen mir gegenüber dem, was tatsächlich zwischen 1933 und 1945 geschehen war, nicht wichtig genug; auch empfand ich eine bis heute wache Skepsis gegen «Zeitzeugen»-Berichte, die ich nicht überprüfen kann: für den Historiker wohl eine notwendige Einstellung.

Zwei allgemeine Bemerkungen sind hier angebracht: Die Sprachlosigkeit über das in den ersten Nachkriegsjahren in seinem vollen Umfang erst bekannt werdende Geschehen in der NS-Zeit war die Folge von Betroffenheit, Verlegenheit, wohl auch schlechtem Gewissen, Vergessenwollen und der Verdrängung, aber auch der schwierigen Bewältigung des Alltags unter den Bedingungen von Besatzung, Hunger, Wohnungsnot, Flüchtlingselend, später Rückkehr der Kriegsgefangenen etc., und auch der Suche nach neuer Sinnorientierung.

An den Universitäten waren die Lehrenden stark absorbiert von den Aufgaben des Wiederaufbaus und von ihrem eigenen Bemühen, durch intensive Arbeit in der Lehre, Publikation und Forschung entweder zu beweisen, wie wenig sie vom Nationalsozialismus beeinflusst worden waren, oder aber ihre Verstrickung durch Leistung zu kompensieren. Wir älteren Studenten und Doktoranden, die Krieg und Gefangenschaft hinter sich hatten, wurden von ihnen sehr viel anders als junge Studenten behandelt und vielfach gefördert. Wir waren in der Tat – obwohl nach oft mangelhaftem Schulunterricht und langen Unterbrechungen unserer Kenntnisdefizite bewusst – unabhängig, keine Schüler mehr, und die Professoren für uns nicht

schon durch ihr Amt Autoritäten. Schliesslich: Wichtiger als das Gespräch mit den Professoren wurde für uns das Gespräch unter «uns», das heisst: den Doktoranden, Assistenten, Habilitanden sowohl im eigenen Fach wie über die Fachgrenzen hinweg. Der Assistentenkreis der «Mondkälber» in Münster hat durch die spätere Karriere der Mitglieder einen gewissen Ruf erlangt. Hier wurde auch über die Reform der Hochschule, über neue Curricula, Interdisziplinarität – natürlich auch über Politik, Gesellschaft und Kultur diskutiert und gestritten. Für mich, der ich erst 1949 mit dem Studium wirklich beginnen konnte, waren die 50er Jahre, vor allem nach der Promotion (1955)<sup>3</sup>, eine Zeit der Entscheidung für Wissenschaft als Beruf<sup>4</sup>, des zunehmenden Engagements in wissenschaftspolitischen Fragen, selbstverständlich auch der Beschäftigung mit der so schwer belasteten deutschen Geschichte der Gegenwart. Für die Erweiterung meiner historischen Erkenntnisinteressen an Geschichte waren damals die Arbeiten von Otto Brunner und Herbert Grundmann (Religiöse Bewegungen im Mittelalter), Hans Freyer («Theorie des gegenwärtigen Zeitalters»), Hans Rothfels, Friedrich Meinecke und Gerhard Ritter wichtig, um nur einige zu nennen und von philosophischen und literaturwissenschaftlichen zu schweigen, und zwar wegen ihrer Methoden und Fragestellungen. Die Frage, ob und wieweit sie einst dem Nationalsozialismus nahegestanden hatten, war mir damals weniger wichtig.

### **Was wussten Sie damals von der «NS-Vergangenheit» einzelner Historiker?**

Selbstverständlich wusste man von den Historikern, die sich ausdrücklich als Nationalsozialisten bekannt hatten und nach dem Kriege amtsenthoben wurden: Günther Franz, Karl August Eckardt, Karl Richard Ganzer, Kleo Pleyer, Willi Hoppe, Ottokar Lorenz, Reinhard Höhn, Hellmuth Roessler u.a., die zum Teil wissenschaftlich als unwichtig marginalisiert wurden. Ebenso selbstverständlich wusste man, dass die nationale Orientierung der Historiker in Deutschland unter dem Eindruck von 1918 und Versailles sie zum starken Engagement für die Widerlegung der Kriegszielthese, für die Revision des Versailler Vertrags und für den deutschen Wiederaufstieg, oft verbunden mit der Ablehnung oder Reserve gegenüber der Weimarer Republik, veranlassten. Auch ohne Zustimmung zur Rassenlehre, zu nordisch-germaninischen Ideen, auch bei Ablehnung

eindeutig nationalsozialistischer Historiker sind die deutschen Historiker in der grossen Mehrheit eben wegen ihrer nationalen Orientierung nicht mit dem NS-System in Konflikte geraten – im Gegenteil. Viele haben sich in der Überzeugung, ihren wissenschaftlichen Standards nichts zu vergeben, von dem NS-System in Anspruch nehmen lassen. Diese Überzeugung ist nach dem Kriege zum Rechtfertigungs- und Entlastungskriterium geworden. Hinzu kam, dass die Geschichtswissenschaft aufs neue für die «Aufarbeitung» der katastrophalen deutschen Geschichte gefordert wurde, die «Zeitgeschichte» in den Vordergrund rückte, die Frage nach Kontinuitäten und Brüchen, nach dem «Sonderweg» der deutschen Geschichte gestellt wurde und nicht nur jüngere, sondern auch die älteren Historiker, zum Teil in Anknüpfung und Fortentwicklung oder Umdeutung von Ansätzen der 20er und frühen 30er Jahre, nun aber auch in Diskussion und Rezeption französischer, amerikanischer und englischer Forschung neue Wege suchten und einschlugen. Im Prozess der kritischen Neuorientierung, der theoretischen und methodologischen Selbstreflexion über Sinn und Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist die Frage nach dem Verhalten der älteren Historiker in der NS-Zeit lange aussen vor geblieben. Conze leitete den sozialgeschichtlichen Arbeitskreis in Heidelberg und mit Brunner das Grossunternehmen des begriffsgeschichtlichen Lexikons, bei dessen Erarbeitung Reinhard Koselleck die moderne Begriffsgeschichte zu einem bedeutenden historischen Forschungszweig entwickelte. Schieder und Wittram haben den Arbeitskreis «Theorie der Geschichte» bei der W. Reimers-Stiftung in Bad Homberg mit ins Leben gerufen, den ich dann organisiert habe.<sup>5</sup> Hans Rothfels in Tübingen und Hans Herzfeld in Berlin förderten entscheidend die zeitgeschichtliche Forschung. Und das hiess: Die älteren Historiker förderten die jüngeren, die Lehrer ihre kritischen Schüler, und zwar nicht nur mit ihren institutionellen Mitteln und ihrem Einfluss, sondern auch mit ihrer wissenschaftlichen Kompetenz, ihrem fachlichen Wissen, ihrem persönlichen Ansehen. Um von mir selbst zu sprechen: die wissenschaftliche, auch wissenschaftsorganisatorische und wissenschaftspolitische Leistung, die Anregungskraft, das gelehrte Wissen, die historische Bildung und auch der moralische Ernst akademischer Lehrer bei ihrem gegenwärtigen Tun war mir wichtiger als die Nachfrage nach ihrem Verhalten in der NS-Zeit. Was ich darüber erfahren habe, hat mich in einigen Fällen enttäuscht, in anderen nicht gewundert, in



wieder anderen habe ich gelernt, dass nachträgliche Kritik auch die Frage nach den Erfahrungen und Einflüssen, Erwartungen und Bedingungen verlangt, unter denen Menschen sich so verhalten haben.

Insgesamt geurteilt: Die deutsche Geschichtswissenschaft war verwöhnt durch ihr hohes, im 19. Jahrhundert erworbenes wissenschaftliches Ansehen, ihre Geltung als führende Bildungsmacht. Sie verstand sich als Trägerin sowohl des deutschen Nationalgedankens in seiner politischen als auch in seiner kulturellen Gestalt. Gegenüber den Naturwissenschaften und den Sozialwissenschaften hat sie, mit Erfolg, ihre eigenständige Erkenntnisweise behauptet und sich damit lange der kritischen und selbstkritischen Auseinandersetzung mit dem sozialen und kulturellen Wandel des Industriezeitalters entzogen. So mangelte es ihr auch an kritischem Potential und an Widerstandskraft gegen den Nationalsozialismus.

**Lassen Sie uns noch einmal zu Ihrem beruflichen Werdegang zurückkommen. Wo kamen Sie nach Ihrer Habilitation in Münster unter?**

Ich bekam schnell eine planmäßige Dozentenstelle, übernahm zwei Lehrstuhlvertretungen und war Nichtordinarienvvertreter in der Fakultät. Während der Vertretung des Schnabelschen Lehrstuhls in München erhielt ich einen Ruf nach Frankfurt und wenige Wochen später nach Bochum als ordentlicher Professor für Mittlere und Neuere Geschichte (1964). Als erster Historiker der neugegründeten, noch nicht eröffneten Ruhr-Universität rückte ich noch in den Gründungsausschuss ein. Das bedeutete für mehrere Jahre intensive Arbeit beim Aufbau des Fachbereiches Geschichte, im Senat, in zahlreichen Kommissionen und Funktionen. Wir haben damals – zusammen mit meinem unmittelbaren Fachkollegen Hans Mommsen – eine Satzung mit funktionierender Drittel-Parität beschlossen, die allerdings nach der Einführung der definitiven Universitätssatzung revidiert werden musste. Im Herbst 1966 bin ich für zwei Terms als Gastprofessor an das St. Anthony's College in Oxford gegangen. Nach der Rückkehr war ich auch Mitglied der Fachbereichskommission für Geschichte bei der Gründung der Universität Bielefeld. Einen Ruf an die Universität Münster lehnte ich ab, die Möglichkeit, nach Bielefeld zu wechseln, habe ich nicht wahrgenommen, nachdem ich 1968 nebenberuflich Mitdirektor des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen geworden war und 1971 ganz als Direktor dorthin ging.

Die Gastprofessur in Bochum habe ich noch jahrelang gleichzeitig mit einer solchen in Göttingen wahrgenommen. Seit der Bochumer Zeit bin ich ordentliches Mitglied der Historikerkommission für Westfalen, später auch der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, seit 1983 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen.

**Anders als viele Ihrer Kollegen habe Sie sich immer auch wissenschaftspolitisch engagiert. Wie kamen Sie dazu?**

Schon seit meiner Habilitation gehörte ich einer schnell zunehmenden Zahl von wissenschaftlichen Ausschüssen, Kommissionen, Beiräten im In- und Ausland an, war an der Gründung von wissenschaftlichen Institutionen beteiligt, war Vorsitzender bzw. Vorstandsmitglied von wissenschaftlichen Vereinen. Von 1972 bis 1976 gehörte ich dem Wissenschaftsrat an. Ich bin Ehrendoktor der Eötvös-Universität Budapest, Honorary Member der Hebräischen Universität Jerusalem, Ehrenmitglied eines Institutes der Päpstlichen Jesuitenuniversität in Madrid. Von 1990 bis 1997 war ich deutscher Vorsitzender der Deutsch-Tschechoslowakischen, dann der Deutsch-Tschechischen und der Deutsch-Slowakischen Historikerkommission. Die Schwerpunkte meiner Lehr- und Forschungstätigkeit, die vom späten Mittelalter bis zur Zeitgeschichte reichten, verlagerten sich mit der Zeit auf das 17., 18. und frühe 19. Jahrhundert.

Obwohl ich bei solcher vielfältigen Tätigkeit eine nicht unbeträchtliche Personalkennntnis gewann, so habe ich mich doch nur aus bestimmten Anlässen mit Historikern während der NS-Zeit beschäftigt – u.a. im Zusammenhang mit der Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, mit der Geschichte der Göttinger und der Berliner Akademie der Wissenschaften. Ich war wohl auch zu stark auf andere Weise in Anspruch genommen, als dass ich der Frage nach dem Verhalten von Historikern in der NS-Zeit genauer nachgegangen wäre. Wohl dagegen habe ich mich – und bin es noch – mit der Bedeutung der «Gebildeten», insbesondere auch der verbeamteten Gebildeten in der deutschen Gesellschaft seit der frühen Neuzeit befasst und darüber gearbeitet.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

«Mitläufer» gab es wie in allen wissenschaftlichen Disziplinen, z.T. aus zumindest anfänglicher Überzeugung, aus Opportunismus. Aber doch auch andere, die während der zwölf Jahre ihr Amt wahrnahmen, ohne als «Mitläufer» bezeichnet werden zu können, so Gerhard Ritter, Franz Schnabel, Karl Brandi, Werner Goetz – um nur einige zu nennen. «Mittätern», die nach dem Kriege entlassen, nach wenigen Jahren aber wieder an die Universität zurückkehrten oder ordentlich emeritiert wurden, waren u.a. auch Karl Alexander von Müller, neben Reinhard Höhn auch Günther Franz, und Ernst Anrich. «Aktive Politikberatung»: ja, in vielen Fällen, so für die Ziele der Ostpolitik, für die deutsche Vorherrschaft auf dem Balkan oder die Organisation der Wirtschaft in Nord Westeuropa, für die «Umvolkungsmassnahme» in Polen und in Böhmen und Mähren. Hierfür zogen die Nationalsozialisten vielfach Historiker wegen ihrer Geschichts- und Landeskenntnisse heran.

«Vordenker» waren im weitgespannten Sinne die vielen Historiker, die seit dem Ersten Weltkrieg mit nationalistischem, antiliberalem, antidemokratischem und antisozialistischem Engagement schrieben, für deutsche Raumgewinnung im Osten eintraten. Es war aber in vielen Fällen ein Vordenken ohne Ahnung der Verwendung ihrer Gedanken durch die Nationalsozialisten.

- 2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Ja. Man muss die Möglichkeit auf die «Kompensation» solcher «Entgleisungen» (ein unpassendes Wort!) zugestehen. Die Menschen sind darauf angewiesen!

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte:  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der  
Volksgeschichte einschätzen?**

Die Formulierung «braune Wurzeln» halte ich für ungeeignet. Das innovative Element war nicht der Gehalt, nicht das Ziel der «Volksgeschichte», sondern die Interdisziplinarität landesgeschichtlicher Fragestellungen, die Abkehr von einseitiger «politischer» Geschichtsschreibung. – Wir «jüngeren» Historiker sind fast alle durch Otto Brunner angeregt worden, viele auch, vor allem die Mediävisten, durch die Forschungen und Projekte des Instituts für Rheinische Landesgeschichte.

**4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen  
Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Nicht als ein Unheil, aber doch als eine Verzögerung der kritischen Auseinandersetzung mit Traditionen und Tendenzen der deutschen Geschichtswissenschaft, der Öffnung zu den Sozialwissenschaften, der Revision noch aufrechterhaltener Legenden (deutsche Kriegsziele im 1. Weltkrieg), einer breiten Beschäftigung mit der Geschichte der NS-Zeit mit ihren Verbrechen, vor allem dem Judenmord und auch der produktiven Auseinandersetzung mit der marxistischen Geschichtswissenschaft. Diese Verzögerung hat indes umso intensivere, kritischere und radikalere Reaktionen durch jüngere Historiker ausgelöst, die, das muss betont werden, von den älteren nicht oder doch ohne Erfolg behindert worden sind.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Die nationalsozialistischen Verstrickungen einzelner Historiker sind zum Teil lange nicht bekannt gewesen. Wichtiger aber waren: berechnete, im Einzelfall vielleicht heute erschütterte Achtung vor wissenschaftlicher Leistung und Qualität, Dankbarkeit, Förderung, auch wenn sich die «Schüler» in anderer Weise entwickelten und Wege gingen, die die «Lehrer» nicht mehr zu gehen bereit waren.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Geschichtswissenschaft, genauer: Geschichtsschreibung übt immer und in allen Ländern Einfluss auf das Geschichtsbewusstsein, auf das gesellschaftliche Leben und auf die Politik aus. Dieser Einfluss wird zumeist, auch von den Historikern selbst, überschätzt: eine Folge auch der Tatsache, dass ihnen Verantwortung für die Zukunft oder Schuld für vergangene Katastrophen zugeschrieben wird, dass ihre Geschichtsdeutungen als Argumente für gegenwärtiges Handeln herangezogen oder auch missbraucht werden. Die Deutsch-Tschechoslowakische Historiker-Kommission, die bereits erwähnt wurde, ist von den Aussenministern beider Staaten auf Vorschlag der Historikerverbände berufen worden, um die Erforschung der gemeinsamen Geschichte zu fördern und diese gemeinsam zu deuten, um damit zur Verständigung beizutragen.

Die «Aufarbeitung» der Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik ist zögerlich in Gang gekommen und in vollem Gange. (In der ehemaligen DDR wurde sie sofort in Gang gesetzt, ihre kritische vergleichende Evaluation aber steht erst am Anfang.) Es wäre gewiss besser gewesen, die ältere Generation der aktiv in der NS-Zeit tätigen Historiker hätte als Zeitzeugen, vor allem auch als Zeugen für die gerade für ihre Wissenschaft spezifischen Gefahren der politischen und ideologischen Verwicklung geredet. Ich bin überzeugt, es hätte ihnen nicht geschadet, wenn sie es aus moralischer Verantwortung und mit viel Würde getan hätten – wie Reinhard Wittram.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Die nicht neue fachinterne Diskussion über Kontinuitäten in der deutschen Geschichtswissenschaft, die eine Affinität zum Nationalsozialismus begünstigt habe, erhielt dadurch, dass einige ihrer führenden Vertreter in der Nachkriegszeit wegen ihrer Tätigkeit in der NS-Zeit ins Gespräch gekommen waren, eine neue Aktualität. Die

heftige Resonanz erklärt sich indes vor allem aus der neuen Stossrichtung der Kritik, die sich gegen die arrivierten «Schüler» richtete, weil sie ihre Lehrer nicht nach ihrem Verhältnis zum Nationalsozialismus befragt und durch ihr Schweigen die notwendige Auseinandersetzung mit der Vergangenheit verzögert haben. Ihre Erklärung und Rechtfertigung des Verhaltens der Lehrer wie des eigenen Verhaltens und die Reaktionen darauf haben der Diskussion eine (nicht gerade förderliche) Emotionalität verliehen.

#### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Das nehme ich nicht an, wenn begriffen wird, dass die Geschichtswissenschaft (nicht nur die deutsche) Wichtigeres zu diskutieren hat, nämlich die Neubestimmung ihres wissenschaftlichen Status, ihrer Erkenntnis weisen, ihrer gesellschaftlichen Funktion.

- 1 Ort des Interviews: MPI Geschichte, Göttingen / Termin: 27.04.1999, 11.00-13.00 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.
- 2 Siehe dazu: Braudel, Fernand: Geschichte und Sozialwissenschaften. Die *longue durée*, in: Honegger, Claudia (Hg.): Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse, Frankfurt/Main 1977, S. 47-85; Braudel, Fernand: Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II., Frankfurt a.M 1990 (frz. Orig.: 1949).
- 3 Vierhaus, Rudolf: Ranke und die soziale Welt, Münster 1957.
- 4 So der berühmte Titel des Vortrags von Max Weber: Wissenschaft als Beruf (1919), in: ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hrsg. v. Johannes Winkelmann, Tübingen 1988, S. 582-613.
- 5 Die Beiträge dieser Studiengruppe liegen in 6 Bänden vor: Theorie der Geschichte – Beiträge zur Historik, 6 Bde., Frankfurt a.M. 1979-1990.

# Wolfram Fischer<sup>1</sup>

*«Und ich glaube, dass wir alle nicht dazu geneigt haben, nun in der Vergangenheit unserer Lehrer herumzuboahren.»*

## Biographische Fragen

**Herr Fischer, Sie sind 1928 in Schlesien geboren.**

**Können Sie uns Ihren familiären Hintergrund schildern?**

Ich wurde im Mai 1928 in einem kleinen schlesischen Dorf geboren, in dem mein Vater Volksschullehrer war. Das war eine einklassige Schule, in der alle Klassenstufen von eins bis acht unterrichtet wurden, und mein Vater hat sich dann bemüht, in die Nähe der Kreisstadt zu kommen, damit seine Kinder auf höhere Schulen gehen konnten. Denn von diesem Dorf aus wäre das ausserordentlich schwierig gewesen – der nächste Bahnhof war eine halbe Stunde entfernt, und von da aus wären es noch etwa anderthalb Stunden Bahnfahrt gewesen. Und das ist der Grund, warum er gegen seine eigene Überzeugung auf den Rat eines guten Freundes, der offenbar ein altes Parteimitglied war, im März 1933 in die NSDAP eintrat. Er hat es später bereut, aber hat immer gesagt, aus eigenem Antrieb hätte er es nie getan. Er habe es wegen der Kinder getan. Das ist schon ein guter Hinweis auf die vielen Motive, die es in dieser Zeit gab. 1934 wurde mein Vater Schulleiter in dem damals noch grossen Industriedorf Peterswaldau, bekannt durch die schlesischen Weber, in dem es mehrere Fabriken gab. Wir hatten dann nur noch zehn Minuten Bahnfahrt zur Kreisstadt, und 20 Minuten mussten wir dann laufen und sind im Sommer auch oft mit dem Fahrrad zur Schule, ins Gymnasium, gefahren. Ich bin mit zehn Jahren in dieses Gymnasium gekommen.

Ich hatte drei Geschwister und war selbst das dritte Kind. Irgendwann, ich weiss nicht, ob es 1942 oder schon etwas früher war, im Alter von 13 oder 14 Jahren, sah ich in einer Zeitschrift, dass es die Möglichkeit gab, in einer «Nationalpolitischen Erziehungsanstalt» Segeln oder Segelfliegen zu lernen. Darauf habe ich offensichtlich aus dieser Zeitschrift ein Bewerbungsschreiben ausgefüllt. Meine Eltern waren doch recht unglücklich, als dann die Zulassung kam, nachdem ich dort eine Aufnahmeprüfung abgelegt hatte, haben mir aber nichts

in den Weg gelegt. Ich habe gewählt zwischen Köslin in Pommern, wo man Segeln konnte, und Rottweil am Neckar in Württemberg, wo man Segelfliegen lernen konnte. Ich entschied mich für Rottweil, denn ich hatte mir das auf der Karte angeschaut, und das war auch eine Mittelgebirgsgegend, so wie ich sie von zu Hause kannte, während mir das flache Land in Köslin doch sehr unbekannt war. Hinzukam, dass der Bruder meines Vaters dort häufiger zu tun hatte und uns sagte, dass es eine sehr schöne kleine Stadt sei und er sich dort ein bisschen um mich kümmern könne. Und dann bin ich 1942 im Alter von 14 Jahren dorthin gekommen. Die meisten meiner Schulkameraden waren Schwaben aus der näheren Umgebung. Im Unterschied zu mir waren sie von ihren Eltern geschickt.

### **Hatten Ihre Eltern politische Bedenken?**

Ja, meine Eltern waren christlich-konservative preussische Kleinbürger. Sie stammten zwar aus Breslau, aber sie kamen aus einfachen Verhältnissen. Mein Vater selber hatte seinen Vater als Kind verloren und war mit vier Geschwistern als Halbweise aufgewachsen. Er hatte ein Stipendium für ein Lehrerseminar bekommen, war dann im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden. Eigentlich war er ein begeisterter Landschullehrer und wäre das am liebsten auch geblieben. Aber meine Mutter hatte den Ehrgeiz, dass er auch ein bisschen vorankäme. Der Horizont, in dem ich aufwuchs, war also ziemlich eng, und ich kann mich sehr gut erinnern, dass ich mich im Grunde in der Schule gelangweilt habe und dass das ein wesentlicher Grund war, mich an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt zu bewerben.

### **Was hat Sie an der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt besonders beeindruckt?**

Der Sport. Man konnte vom Boxen bis Segelfliegen alle Sportarten dort betreiben: Leichtathletik, Fussball, Handball, Skifahren. Skifahren hatte ich schon als Kind gelernt, da wir am Rande des Eulengebirges aufwuchsen. Und sonst war die Schule nicht sehr viel anders, die Ansprüche in Latein fand ich sogar höher. Es war eine Heimschule. Später habe ich dann erfahren, dass einige der Lehrer überhaupt nicht in der Partei waren. Denn als Student habe ich unseren Physiklehrer wiedergetroffen und war erstaunt, dass er wieder angestellt war – als Studienrat oder Oberstudienrat. Den Direktor selber fand ich sehr autoritär. Der war auch nach 1945 viele Jahre aus



der Schule entfernt, ist aber später wieder eingestellt worden und sogar wieder Direktor geworden.

Da im Krieg nach und nach die älteren Jahrgänge eingezogen wurden, blieben nur wir Jüngeren ab Jahrgang 1928 zurück und mussten die ganz jungen Zehn- und Elfjährigen betreuen. Das war eigentlich ab 1943 oder 1944 meine Tätigkeit, denn Schule fand kaum mehr statt. Die anderen aus meiner Klasse, bis auf drei oder vier, waren entweder beim Militär oder bei der Flak. Zu Weihnachten 1944 bin ich das letzte Mal nach Schlesien zu meinen Eltern gefahren. Die Züge waren nicht nur überfüllt, sondern fuhren grosse Umwege, weil ganze Bahnstrecken bombardiert worden waren. Und auf diese Weise kam ich das erste Mal nach Berlin zum Umsteigen. Die kürzere Strecke über Dresden war blockiert. Und während ich bei meinen Eltern war, bekam ich meine Einberufung zum Reichsarbeitsdienst nach Österreich. So bin ich im Januar 1945 für drei Monate in den Reichsarbeitsdienst gegangen, wo wir eigentlich nichts anderes lernten als Schiessen, was wir ohnehin konnten, weil wir es als Sport in der Schule gelernt hatten. Ich habe mir da die Füsse erfroren und kann mich vor allem daran erinnern, dass die Tage kalt, aber sonnig, die Nächte ausserordentlich kalt waren.

### **Wie endete Ihre Zeit beim Reichsarbeitsdienst?**

Das dauerte bis März oder sogar bis Anfang April, und dann kam ich wieder nach Rottweil, wo ich den Einberufungsbefehl zum 20. April 1945 zur Waffen-SS nach München-Freimann erhielt.

Zuvor hatte ich noch gehört, dass meine Eltern und Schwestern im März Schlesien verlassen mussten. Mein zweieinhalb Jahre älterer Bruder war in Rumänien verwundet worden. Ich selbst bin am 18. oder 19. April per Anhalter nach München gefahren. Ich erinnere mich ganz genau, dass einige der Soldaten – es waren alles militärische Fahrzeuge – mir sagten, dass ich doch verrückt sei, jetzt noch dem Einberufungsbefehl zu folgen. Ich solle mich doch in die Büsche schlagen. Und andere sagten: «Seid ihr verrückt, dem Jungen das zu raten? Wenn die SS ihn findet, hängt sie ihn auf!» Das war die Situation, in der man sich befand – ich war 16 Jahre alt. Und ich muss sagen, für mich war es eigentlich selbstverständlich, dass ich der Einberufung folgte.

Also bin ich nach München gegangen, wo ich noch einmal zehn Tage Ausbildung hatte. Am 30. April 1945 kam der Befehl: «Raus aus der Kaserne! Vorne in die Löcher!», die wir schon ausgehoben hatten,

«die Amerikaner sind da!» Am 30. April sind die Amerikaner gekommen und wurden offenbar von der hinter uns liegenden Artillerie oder Flak beschossen. Die Panzer schossen zurück und rückten langsam vor, stoppten aber kurz vor unseren Löchern. Rings um mich herum nichts als Tote.

Ich habe nur überlebt, weil ich offenbar sehr reaktionsschnell war und, als die amerikanischen Panzer schossen und einen Baum direkt vor mir trafen, mich so in mein Loch duckte, dass der Baum über mich fiel und ich nur Streifverletzungen hatte – auch einen Streifschuss, der aber nur an der oberflächlich war.

In der Nacht vom 30. April zum 1. Mai kam ein Unteroffizier, der mir sehr kriegserfahren vorkam, denn er war in Russland gewesen und sein Alter dürfte etwa 20 Jahre alt gewesen sein, und holte die wenigen Überlebenden aus ihren Löchern. Er sagte: «Seht zu, dass ihr so schnell wie möglich über die Isar kommt – auf die andere Seite, da sind die Amerikaner noch nicht – und euch Zivilkleider verschafft. Und ab nach Hause!» Ich habe das auch gemacht, unter Lebensgefahr: Wir sind in der Nacht über eine zerschossene Brücke über die Isar gehangelt – es schneite. Wir hatten unsere Brotbeutel und unsere Gewehre dabei, die wir bald abwarfen, damit wir leicht genug waren und uns nicht die Kräfte verliessen. Sehr früh am Morgen – es war ein vornehmes Viertel in München auf der anderen Seite der Isar – ich weiss nicht, ob ich geklopft oder geklingelt habe oder ob mich jemand gesehen hat, jedenfalls kam eine Frau aus einem Einfamilienhaus heraus und gab mir die Zivilkleidung ihres Mannes, der im Krieg war. Damals war die Solidarität in dieser Hinsicht sehr gross. Jeder hoffte, dass Väter, Brüder, Söhne, Ehemänner möglichst bald aus dem Krieg zurückkommen würden.

Wenig später standen Amerikaner da, packten mich am Wickel und luden mich auf einen Jeep, und am Ostbahnhof in München wurde ich in Kriegsgefangenschaft genommen. Ich habe mein Tagebuch weggeworfen. Das war noch mein einziges Besitztum. Ich war dann in Gefangenschaft, wurde abtransportiert. Während des Transports bin ich vom Lastwagen heruntergesprungen, als er mal sehr langsam war. Ich konnte mir nicht vorstellen, in meiner Freiheit beeinträchtigt zu werden. Ein ganz wichtiges Gefühl, das ich hatte: «Gefangenschaft – nein, nicht mit mir!»

Und dann kam noch etwas hinzu – vielleicht das Erstaunlichste an diesem Tag: Ich habe mich in einen Graben gelegt und gewartet bis die Lastwagen weg waren. In einem kleinen Bauern- oder Siedlungshaus war das beobachtet worden. Da kam eine Rotkreuz-Schwester

in ihrer Tracht heraus und neben ihr jemand mit geschorenen Haaren, in einer Uniform, die ich noch nie gesehen hatte, die aussah wie ein Schlafanzug – es war ein Pole, der am Tag zuvor aus dem KZ Dachau entlassen worden war. Die Krankenschwester machte sich offenbar Sorgen, was er jetzt mit mir machen würde. Und ich werde nie vergessen: Er gab mir seine amerikanische Reisportion, während er zu der Krankenschwester sagte: «Ich sehe doch, dass das ein Junge ist.» Es war offenbar ein polnischer Lehrer, der im KZ Dachau gewesen war. Es wäre ja naheliegend gewesen, dass er sich den deutschen Soldaten gefasst hätte. Das werde ich nie vergessen!

Dann bin ich eine Woche lang zu Fuss durch das Allgäu marschiert, habe in Bauernscheunen geschlafen. Da gab es viele streuende Soldaten, die auf dem Heimweg waren. Die bekamen immer etwas zu essen und zu trinken und eine Schlafstätte in der Scheune. Und wir sind nach Möglichkeit keine Wege gegangen, auf denen man andere traf. Dennoch passierte es mir eines Tages, dass plötzlich ein Jeep hinter mir hielt, amerikanische Soldaten sprangen heraus, haben mich vorne auf die Kühlerhaube gesetzt und in ein Gefangenenlager gesteckt. Das war eine grosse umzäunte Wiese im Allgäu. Mein erster Gedanke war wieder: «Nichts wie weg!» Als es dunkel wurde, habe ich mich in eines der Zelte begeben, das ganz am Rande stand, habe mich ein bisschen umgehört und gesagt, dass ich die Idee habe, wegzurennen. Einer erzählte mir, dass hinter dem Hügel ein Bauernhof sei, auf dem er gearbeitet habe.

«Und da sind Sie noch hier?!» Ich kann mich gut erinnern, wie er sagte: «Ich war drei Jahre in Russland, jetzt werde ich mich doch nicht erschiessen lassen. Länger als zwei Jahre kann das nicht mehr dauern.» Ich bin dann trotzdem nachts ausgebüchst, unter dem Stacheldraht durchgekrochen und landete einige Tage später in der Nähe von Rottweil, in Tuttlingen, wo die Eltern eines Schulkameraden lebten, der noch nicht zu Hause war. Dort schlief ich in der Nacht vom 8. zum 9. Mai zum ersten Mal wieder in einem Bett. Irgendwann, kurz vor Mitternacht, bin ich furchtbar erschrocken und dachte, dass der Krieg wieder losginge. Da kamen die Eltern und sagten: «Keine Angst, keine Angst, das ist das Freudengeschiesse der Franzosen, der französischen Besatzung. Waffenstillstand!» Und da das auch die Nacht vor meinem 17. Geburtstag war, habe ich diese Nacht nie vergessen.

Jedenfalls ging ich dann weiter nach Schwenningen und wurde kurz davor noch einmal von einem französischen Soldaten aufge-

griffen. Der hat mich in Schwenningen in die Mauthe-Villa gebracht, dort sass der Stadtkommandant. Es war gerade Mittagspause, und die Franzosen nehmen ja ihre Mittagspause sehr wichtig. Ab und zu schaute mal jemand nach mir, bis ich merkte, dass immer zwei Minuten vergingen. Und als das sechste oder siebente Mal die zwei Minuten vergangen waren, dachte ich: «Jetzt oder nie!» Ich bin einfach rausmarschiert. Vor dem Tor stand auch ein Wachsoldat – mit weissen Handschuhen. An dem bin ich ganz ruhig vorbeigegangen, und als ich um die Ecke der Gartenmauer war, bin ich gerannt. Das war das dritte Mal, dass ich die Gefangenschaft verlassen habe.

### **Und wie ging Ihre schulische Laufbahn weiter?**

Ich marschierte von Schwenningen weiter nach Schramberg im Schwarzwald und wurde zunächst von einer kinderreichen Arztfamilie aufgenommen, die mich zu einem Vetter in den Schwarzwald schickte. Er war Bauer, so dass ich dort Arbeit, Verpflegung und Unterkunft fand. Sonntags habe ich mir immer Bücher aus Schramberg, wohin es ein langer Fussmarsch war, geholt. Ich habe sehr viel gelesen, z.B. Thomas Manns «Buddenbrooks», auf dem Bauernhof geholt und gehofft, dass die Schule bald wieder losginge, die ich dann in Schramberg besuchen sollte.

Ehe das aber soweit war – den ganzen Herbst gab es noch keine Schule, auch nicht in der französischen Zone, obwohl sie da am ehesten losging –, sah ich eines samstags spät nachmittags auf einmal meine Schwester das Tal hochkommen. Ich weiss noch genau, was ich gedacht habe: «Die passt doch überhaupt nicht in die Landschaft.» Sie war dort nie gewesen, ich kannte meine Familie nur aus Schlesien. Meine Schwester war damals gerade 21 und hatte sich auf den Weg gemacht, mich zu suchen, nachdem meine Eltern und Schwestern mit einem Flüchtlingszug gerade eben noch aus der Tschechoslowakei nach Marktredwitz in Bayern gekommen waren.

Wir sind am nächsten oder übernächsten Tag los – alles per Anhalter –, bis zur württembergisch-bayerischen Grenze. Ich hatte mir von den französischen Behörden einen Passierschein geben lassen. So kam ich zu meinen Eltern. Das war alles im Herbst 1945. Marktredwitz war von Flüchtlingen überfüllt, und es gab sehr wenig zu essen. Ich benutzte meine Rottweiler Bekanntschaften, in diesem Falle nicht die von Mitschülern, sondern zu einem der Lehrer, dessen Schwester

als Pfarrfrau in Waldbach, einem Dorf im Hohenlohischen Kreis Öhringen, lebte. Der Pfarrer selber war noch in Kriegsgefangenschaft. Wir waren die ersten Flüchtlinge in dem Dorf, kamen auf eigene Faust und wurden sehr freundlich empfangen von dieser Pfarrfrau. Wir wohnten eine Weile in dem Pfarrhaus, und meine Schwester und meine Mutter mussten das grosse Pfarrhaus mitversorgen – das war ja alles Selbstversorgung –, ein grosser Garten, Obst, Gemüse. Und die Frau des Pfarrers hatte mehrere kleine Kinder und musste, weil ihr Mann nicht da war, seelsorgerische Tätigkeiten ausüben: Sie war froh, dass sie Hilfe im Haushalt hatte. Anschliessend haben wir im Dorf eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung gefunden.

Auf Drängen meiner Eltern habe ich eine Lehre als Gärtner in der nächsten Kreisstadt, nämlich Öhringen, begonnen. Ich bin diese sieben oder acht Kilometer mit dem Fahrrad gefahren. Ich habe aber gemerkt, dass es nicht unbedingt das ist, was ich machen wollte. Es war wohl meine Mutter, die immer etwas romantische Vorstellungen hatte und wie viele der Meinung war, die Deutschen könnten in Zukunft nur noch als Bauern, Gärtner und Handwerker leben, andere Berufe werde es nicht mehr geben. In der Adventszeit band ich viele Adventskränze, hielt aber meine Ohren offen und hörte, dass in der französischen und dann auch in der amerikanischen Zone die Schulen wieder aufgemacht würden. Da habe ich gesagt, dass ich wieder in die Schule gehen will. Warum ich aber nicht dort in die Schule gegangen bin, sondern in Böblingen in der Nähe von Stuttgart, weiss ich nicht mehr genau. Dort wohnte jedenfalls auch ein Rottweiler Mitschüler, dessen Eltern mich zwar nicht aufnehmen konnten, aber ich bekam in Sindelfingen ein kleines Zimmer bei einer Witwe, wie das so üblich war, wie «Studentenbuden» eben waren, und habe dort in ganz kurzer Zeit mein Abitur gemacht – von Januar bis Juni 1946. Wir wurden vor allen Dingen in Deutsch, Englisch, Mathematik und ich glaube Latein unterrichtet. Ich weiss jedenfalls, dass wir in einem Fach nicht unterrichtet wurden, da durften wir nicht unterrichtet werden, das war Geschichte. Geschichte war verboten – und zwar, weil man den Lehrern nicht traute und weil die Schulbücher «nazifiziert» waren.

Nach dem Abitur begann meine akademische Laufbahn damit, dass ich mich an zwölf Universitäten im Westen und in Jena beworben habe und nichts als Ablehnungen bekam. Denn bevorzugt wurden damals ältere Kriegsteilnehmer zugelassen oder aber diejenigen, die im Krieg schon an der Universität gewesen waren – hauptsächlich

lich Frauen, die ihr Studium fortsetzen durften, weil sie es schon begonnen hatten. Die neu Zugelassenen waren vor allem solche, die viele Jahre durch den Krieg verloren hatten. Die Universität Heidelberg hat mich dann über ihre Vorsemesterkurse informiert. Diese führten diejenigen, die nur ein «Kriegsabitur» hatten, zu einem regulären Abitur, und danach hätten mindestens die, die ein gutes Resultat erzielten, Chancen, sich an der Universität Heidelberg immatrikulieren zu dürfen. Ich hatte zwar das reguläre Abitur, aber es war ein «Nachkriegsabitur», und jeder wusste, dass ich von 1943-45 keinen Unterricht besucht hatte. Alle wussten, das ist zwar ein reguläres Abitur, aber da sind grosse Lücken drin, die ich übrigens bis heute noch spüre. Ich hatte, glaube ich, mittelalterliche Geschichte bis zu Karl dem Grossen, dann hörte es auf.

Ich habe dann diesen Vorsemesterkurs in Heidelberg besucht, bin vom Dorf Waldbach immer nach Heidelberg gefahren, habe dort wieder ein kleines Zimmer bezogen. Die Eisenbahnbrücke über den Neckar – über Heilbronn – war noch zerstört, so dass wir immer aus dem alten Zug aussteigen und mit der Fähre auf die andere Neckarseite fahren mussten, und ein anderer Zug brachte mich nach Heidelberg. Ich habe das Vorsemester absolviert mit genau denselben Fächern: Deutsch, Englisch, Latein und Mathematik – das waren die Kernfächer – und habe auch immer ein gutes Ergebnis dabei erzielt. Ab dem Wintersemester 1947/48 durfte ich dann in Heidelberg studieren. Ich bin in Heidelberg in ein Studentenwohnheim, das Collegium Academicum, gezogen. Das lag direkt neben der Universität in einem ehemaligen Jesuitenstift, das nun als Studentenwohnheim verwendet wurde, auch mit dem Zwecke der Erziehung der Studenten zu Demokratie und Selbstverwaltung, ein bisschen in der Tradition der deutschen 20er Jahre, etwas jugendbewegt, was auch an dem damaligen Direktor lag, einem kommunistischen, jugendbewegten Germanisten.

### **Wie kamen Sie auf die Geschichtswissenschaft?**

Ich wollte Lehrer werden, und Geschichte, Deutsch, Englisch und Sport interessierten mich. Die vier Fächer habe ich angefangen zu studieren. Sport habe ich bald aufgegeben aus dem ganz einfachen Grund, dass ich nicht genug zu essen hatte. Die meisten Sportstudenten stammten aus der Umgebung von Heidelberg und brachten von zu Hause – von den Bauernhöfen oder Verwandten – Butter-

oder Schmalzbrote mit. Ich habe es physisch einfach nicht durchgehalten. Zum Schwimmtraining oder ähnlichem war ich körperlich nicht in Lage. Hinzu kam, dass diese Sportstudenten nichts anderes als Sport im Kopf hatten, und ich hatte so viele Interessen. Deutsch war eigentlich immer mein Lieblingsfach gewesen, und ich dachte eigentlich daran, Deutschlehrer zu werden – mein Lieblingslehrer war auch der Deutschlehrer gewesen. Bei Paul Böckmann, das war ein Professor, der sehr in der deutschen Tradition der tief sinnigen Germanistik stand und in unverständlichen Worten bedeutende Sachen oder auch unbedeutende Sachen in bedeutenden Worten vortrug, merkte ich aber sehr bald, was mir nicht so lag.

Ich war als Erstsemester noch relativ naiv und tat mich schwer mit literaturwissenschaftlichen Referaten. Geschichte aber war etwas anderes: Der Lehrstuhl für Neuere Geschichte war nicht besetzt, da Willy Andreas entlassen worden war. In Mittelalterlicher Geschichte hörte ich bei Fritz Ernst, der zu den Professoren gehörte, die nicht entlassen worden waren. Er war auch der erste oder zweite Nachkriegs-Rektor von Heidelberg. Er war zwar kein bedeutender Gelehrter, wie ich später erfuhr, aber ein grosser Didaktiker. Er konnte Anfangssemestern sehr gut die wesentlichen Aspekte der Geschichte beibringen und war einer derjenigen, die Geschichte in Auswahl betrieben, also nur das lehrten, was sie für wichtig hielten. So behandelte er etwa den Investiturstreit mit Hilfe ausgewählter Quellen lateinisch-deutsch und umgekehrt.

Bei ihm machte ich meine erste sogenannte Fleissprüfung, die man machen musste, wenn man von den Studiengebühren, die damals noch üblich waren, freigestellt werden wollte, worauf ich als Flüchtlingskind rechnen konnte. Und er fragte mich dann in der Prüfung hauptsächlich danach, wie ich mich als Flüchtlingskind so durchs Leben schlug. Einige Wochen später erhielt ich mein «Fleisszeugnis».

Ich erinnere mich auch an die erste Care-Sendung von Amerikanern, die an Heidelberger Studenten vergeben wurden. Ernst wählte mich aus. Ich erhielt eine grüne Hose.

Mich interessierte Neuere Geschichte sehr, und da es keinen Professor hierfür gab, kam als Vertreter Otto Vossler aus Frankfurt, den ich sehr trocken und eintönig fand. Er war nicht der grosse Didaktiker wie Ernst und hatte nicht dieselbe Bildung wie Schaefer, was die Welt der Antike betraf. Er lehrte nur politische Geschichte. Fasziniert hingegen war ich von einigen anderen Professoren, wie zum Beispiel

Karl Jaspers, der seine Vorlesungen in der Aula hielt und wo viel Stadtpublikum – vor allem die Damen von Heidelberg – sass. Er entwickelte seine Philosophie vor einem grossen Publikum und zeigte dabei eine gewisse Eitelkeit, was mich etwas störte. Dennoch hatte man das Gefühl, dass sich dort die geistige Welt öffnete. Er hielt sein Proseminar in seiner Wohnung ab und rief jeden einzelnen Studenten zu sich, ehe er ihn zuliess. Dennoch bestand zwischen ihm und uns eine grosse Distanz.

Es gab dann noch einige andere dieser Generation wie z.B. den Juristen Gustav Radbruch, der zur SPD gehörte – die Parteipolitik allerdings aussen vor liess – und der auch rhetorisch eine grosse Figur war. Durch ihn eröffneten sich mir neue Horizonte. Er behandelte Themen wie die Französische Revolution in Bezug auf Grundrechte, Völkerrecht, aber auch Straf recht. In diesem Zusammenhang erörterte er Fragen, ob beispielsweise der Staat die Gesellschaft durch Bestrafung von Verbrechern schützen kann, was ja nicht nur ein juristisches und politisches, sondern auch ein moralisches und praktisches Problem ist.

**Mit welchem Interesse studierten Sie Neuere Geschichte, und wie kamen Sie schliesslich nach Tübingen?**

Mir fehlte noch die Neuere Geschichte, also las ich viel in der Bibliothek und entdeckte dabei einen Autor: Rudolf Stadelmann. Im Sommersemester 1949 wechselte ich von Heidelberg nach Tübingen. Tübingen war nun in der französischen Zone, da herrschten andere Gesetze, d.h., dass jeder Student sich einer politischen Aufnahmeprüfung unterziehen musste. Man wurde vor ein Komitee geladen, bestehend aus drei Personen, darunter ein Theologe, der uns scharf ins Visier nahm. Sie fragten mich über die ‚Napola‘ aus, auf die ich gegangen war, und ich dachte schon, damit sei alles vorbei. Dann gab es eine kleine Beratung, und mir wurde gesagt, ich dürfe studieren, weil ich ehrliche Antworten gegeben habe. Zunächst – so schien es mir – hatte keiner so recht geglaubt, dass ich wegen des Segelfliegens dorthin gegangen sei. Die Lehrer fragten mich hinterher ebenfalls aus.

Jedenfalls kam ich dann nach Tübingen für ein Semester zu Stadelmann. Tübingen hatte nicht sehr viele Studenten, ca. 3'000, aber das Seminar Stadelmann war überfüllt. Daher mussten wir schon damals Referatsgruppen bilden, in denen wir dann zu fünft waren. Das war eine Notlösung. Thematisch ging es um das Verhältnis zwischen Bis-



marck und Parlament. Ich hielt ein Referat über die Zuchthaus Vorlage, wodurch ich auf fiel. Im Übrigen hielt Stadelmann dort eine brillante Vorlesung über das Zeitalter des Imperialismus. Davor hatte er über die 1848er Revolution gesprochen und darüber soeben ein Buch veröffentlicht. Das ist noch heute eine vorzügliche Lektüre im Unterschied zu der gleichzeitig erschienenen Geschichte von Wilhelm Mommsen.<sup>2</sup> Stadelmann hatte in die politische Historie die Sozialgeschichte hineingebracht. Ich hatte ein grosses Interesse an dieser Richtung, und – ich weiss nicht warum – ich las zu jener Zeit sehr viel über den schwäbischen Pietismus. Vielleicht weil meine Mutter ein bisschen pietistisch angehaucht war. Nun hatte Stadelmann die Gewohnheit, jede Woche ein oder zwei Studenten aus seinem Seminar zu sich zum Mittagessen einzuladen. Nebenbei bemerkt, verkörperte er für mich das Wirtschaftswunder, da er für seine sechsköpfige Familie soeben ein Haus gebaut hatte und mit siebenundvierzig Jahren noch Motorrad fuhr. Wir unterhielten uns also beim Essen, und er erzählte mir, dass er im Begriff sei, etwas über die Sozialgeschichte des Handwerks zu schreiben. Von da an entwickelte sich eine Art von wissenschaftlicher Beziehung, da ich ihm aus meiner Lektüre Interessantes mitteilen konnte. Auch Stadelmann wurde von vielen für eitel gehalten – was er zweifellos war –, aber mich faszinierte seine präzise und engagierte Art, in der er Vorlesungen und Seminare abhielt, Fragen stellte und Studenten einbezog. Demnach würde ich Stadelmann als meinen eigentlichen Lehrer bezeichnen.

Nach dem einen Semester, das ich bei ihm studiert hatte, sprachen wir über eine Dissertation.<sup>3</sup> Wie ich zu meinem Thema kam? Es war bei ihm üblich, einmal jährlich Exkursionen zu veranstalten, und so trafen wir uns in Schwäbisch Hall und fuhren – er mit seiner Frau auf dem Motorrad und wir auf Fahrrädern – durch das Hohenlohesche Land zum Fürsten von Hohenlohe-Langenbürg.

Stadelmann schrieb damals an einer Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, und dieser Fürst zu Hohenlohe-Langenburg war einer der letzten, der 1938 auf eigene Initiative versucht hatte, den Frieden durch Verhandlungen mit England zu sichern. Im Rahmen dieser Exkursion sollten wir ihn nun dazu interviewen und besuchten bei dieser Gelegenheit auch das Hohenlohesche Archiv in Öhringen. Aus ganz pragmatischen Gründen, da ich kein Geld hatte, um in Rom oder Paris zu arbeiten, schlug ich Stadelmann – nach dem Einblick in die überschaubaren Akten – vor, über das Fürstentum Hohenlohe im

Zeitalter der Aufklärung, die mich auch aus philosophischen Gesichtspunkten interessierte, zu arbeiten. Er stimmte sofort zu. In den Semesterferien 1949 begann ich dann, obwohl ich erst vier Semester studiert hatte, nach heutigen Regeln also gerade reif für eine Zwischenprüfung gewesen wäre, an meiner Dissertation zu arbeiten. Als ich eines Abends im Archiv sass, kam plötzlich der Archivar und sagte bestürzt, dass Professor Stadelmann an einem Hirnschlag gestorben sei. Er habe es eben im Radio gehört. Das hätte das Ende meiner wissenschaftlichen Karriere sein können, aber ich dachte gar nicht daran, die Arbeit aufzugeben.

**Wie und bei wem gelang es Ihnen dann in Tübingen, Ihre Dissertation zu beenden?**

1949 erschien die deutsche Ausgabe von Rothfels' Buch über den deutschen Widerstand<sup>4</sup>, die ich sofort verschlang. Aber erst einmal kam zur Vertretung des Stadelmannschen Lehrstuhls Willy Andreas, der mir wegen seiner Eitelkeit – er pflegte ständig sich selber zu zitieren – und Oberflächlichkeit gar nicht gefiel. Ich hatte damals eine Unterschriftenaktion gestartet zur Verbesserung der Situation in den Seminaren, und infolgedessen lud mich der Dekan, der Archäologe Kurt Bittel, zu einem Glas Wein in seine Wohnung ein. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich, ob an den Gerüchten über Andreas etwas dran sei, was ich ihm bestätigte. Damit war die Tätigkeit von Andreas in Tübingen beendet.

Man hörte, dass Rothfels als Nachfolger vorgesehen war; er zögerte aber, nach Deutschland zu kommen. Ich kannte damals nur sein Widerstandsbuch und wusste, dass er Kriegsversehrter war. Wir Studenten beschlossen daraufhin, ihm einen Brief zu schreiben und ihn zu bitten, nach Tübingen zu kommen. Er erzählte uns später, dass dies für ihn ausschlaggebend gewesen sei. Als er erst ein paar Tage in Tübingen war, besuchte ich ihn, gab ihm meine Dissertation zum Lesen und begleitete ihn auf dem für ihn beschwerlichen Weg in seine Pension. In seiner bedächtigen Art sagte er leicht stöhnend, dass dies nun wohl seine erste Amtshandlung in Tübingen sein werde. Später nahm mich seine Frau an die Seite und sagte mir, dass sie meine Dissertation ebenfalls mit grossem Interesse gelesen habe, auch deshalb, weil ihr Hausmädchen, das sie in Chicago hatten, aus Öhringen kam. Das war im Sommersemester 1951. So wurde ich Rothfels' erster Tübinger Doktorand.

Ich gehörte dennoch nicht zum engeren Kreis um Rothfels, obwohl er mich als Doktoranden, meine ich, etwas anders behandelte. Trotzdem blieb eine gewisse Distanz. Er wirkte konservativer als Stadelmann, war distanzierter, und – was mir unbehaglich war – er hatte einen moralischen Unterton. Rothfels kam quasi als Erzieher zurück und meinte, uns über Dinge wie die deutsche Schuld belehren zu müssen, die wir schon kannten, da wir sie zum Teil am eigenen Leibe erfahren hatten. Er meinte wohl, uns umerziehen zu müssen. Das hatten bei mir aber schon andere getan. Dies war zumindest mein Eindruck. Dennoch war er ein sehr fairer Mann. Er sorgte später auch dafür, dass ich meine erste Assistentenstelle bekam. Diese war in Karlsruhe an der TH bei Walter Peter Fuchs, dem Doktorvater Helmut Kohls.

Was Rothfels aber auszeichnete war seine verständnisvolle und hilfreiche Art, wobei er einem Grenzen aufzeigte; als ich mit 23 Jahren Dr. phil. war, fragte er mich, was ich nun tun wolle. Und ich antwortete, dass ich noch Rechts- oder Wirtschaftswissenschaften studieren wolle, da kein Neuzeithistoriker – meiner Meinung nach – ohne Kenntnisse von Recht und Wirtschaft auskomme. Er gab mir eine sehr kluge Antwort, indem er mir zu der seltenen Kombination von Geschichte und Wirtschaftswissenschaften riet. Durch ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes, für die er mich empfahl, konnte ich schliesslich mein Zweitstudium aufnehmen. Noch vor Beendigung auch dieses Studiums fragte er mich erneut, und ich eröffnete ihm meinen Plan, nachdem ich als Stipendiat der Studienstiftung ein halbes Jahr in England gewesen war, nun mit Hilfe der DFG nach Frankreich, Italien oder Spanien zu gehen. Das gefiel ihm gar nicht, und er reagierte sehr kühl mit der Bemerkung: «Ihnen ist geholfen worden.»

Ich empfand seine totale Ablehnung als sehr engherzig, denn er schien zu meinen, ich hätte mich jetzt genügend im Ausland umgesehen. Immerhin: Kurz ehe ich 1954 zum Dr. rer. pol. promoviert wurde, empfahl er mich nach Karlsruhe.<sup>5</sup>

### **Gab es weitere Persönlichkeiten, die für Sie in Ihrer Zeit in Tübingen interessant waren?**

Eindrucksvoll war der Althistoriker Joseph Vogt – sehr schwäbisch, in anderer Weise gelehrt als Schaefer in Heidelberg. Er wirkte auf mich sehr bodenverbunden, das Schwäbische wirkte auf mich ein bisschen – nicht ungebildet, aber es passte nicht so recht zu der Weite

seiner Vorlesungen. Stadelmann war auch Schwabe, aber der sprach Hochdeutsch in der Vorlesung. Vogt war ein grosser Kenner der Römischen Geschichte und hat sehr viele hervorragende Studenten hervorgebracht: Karl Dietrich Bracher hat bei ihm promoviert, weil Stadelmann ihm nicht ganz geheuer war. Von Stadelmann hatte ich gehört, dass er im NSKK war. Das hat mich deswegen in gewisser Weise amüsiert, weil ich von zu Hause wusste, dass, wer wegen seines Berufs in irgendeine Organisation der NSDAP eintreten musste, aber eigentlich nicht wollte, in den NSKK eintrat. Das war ein Sportverband der Motorradfahrer. Und Stadelmann war Motorradfahrer. Er war damals in Giessen als Assistent oder als Privatdozent, und ich fand es ganz verständlich, dass er in den NSKK eingetreten ist, um sich habilitieren und Professor werden zu können.

#### **Hat Stadelmann selbst die Jahre von 1933 bis 1945 thematisiert?**

Das war nicht Thema, nein. Er sprach vor allem über gegenwärtige oder zukünftige Arbeiten. Aber ich kannte ihn ja nur ein Semester! Über die Vergangenheit zu sprechen war selbst bei Rothfels nicht üblich. Rothfels hat über Amerika gesprochen. Er hat uns an Amerika erziehen wollen. Gelegentlich erwähnte er Königsberg schon und sprach darüber, dass das dort ein so lebendiger Kreis von Gelehrten war. Und er hat in seinen Vorlesungen oft Ostmitteleuropa behandelt und hat dabei auf seine älteren Veröffentlichungen zurückgegriffen und auch an seinen Anschauungen festgehalten. Seine politisch-moralische Grundhaltung war, dass eine nationale Gemengelage kein Nachteil sei, sondern von Vorteil sein könne, wenn die Menschen nur selber politisch reif genug wären, dies zu begreifen. Er empfahl die «Verschweizerung» Europas, was bei vielen damals Kopfschütteln hervorrief – nicht bei uns.

#### **Wann haben Sie Conze kennengelernt?**

Da war ich schon Assistent in Karlsruhe und wollte mich habilitieren und wusste, dass ich mich in Karlsruhe nicht habilitieren kann. Deshalb wandte ich mich an Conze, der 1957 gerade von Münster nach Heidelberg berufen worden war. Conze war sehr hilfsbereit und lud mich sofort nach Hause ein – was Walter Peter Fuchs in den vier Jahren, die ich bei ihm Assistent war, nie getan hat, obwohl er auch oft in unserem jungen Haushalt in Karlsruhe – ich hatte 1956 geheiratet

– auf einer Liege übernachtet hat, weil er in Heidelberg wohnte und dann abends manchmal nicht mehr nach Hause wollte. Conze war sehr interessiert an dem, was jüngere Leute machten. Er wollte mich gern in Heidelberg habilitieren, brachte jedoch schon einen Habilitanden aus Münster mit und fürchtete, dass ihm seine Fakultät zwei auswärtige Habilitanden verübeln würde. Allerdings empfahl er mich für eine Stelle an der Sozialforschungsstelle in Dortmund, die ich zwar nicht deswegen bekam, weil Conze mich seinem Lehrer Ipsen empfohlen hatte, denn mit dem kam ich sofort in Streit, sondern weil Walther G. Hoffmann, der Ökonom und Direktor der Sozialforschungsstelle war, mein Arbeitsvorhaben über die Industrialisierung des Ruhrgebietes überzeugend fand, während Ipsen ganz andere Vorstellungen hatte. Der hatte mehr ein soziologisch-kulturalistisches Konzept. Mit der von Conze vorgeschlagenen Habilitation in Münster bei Kurt von Raumer, der ja auch aus Königsberg kam, klappte es jedoch nicht. Ich machte zwar meinen Antrittsbesuch, aber Herr von Raumer, der sehr vornehm und sehr distanziert war, sagte zu mir: «Ja, das tut mir leid, aber da müssen Sie noch einige Semester warten. Denn ich werde niemanden habilitieren, bevor sich nicht mein Assistent Rudolf Vierhaus habilitiert hat.» Als ich das später Vierhaus – den habe ich dann erst kennengelernt – erzählte, war er entsetzt darüber. Das entsprach gar nicht seinem Stil. Aber so war es. Das war für mich nicht weiter schlimm, denn Hoffmann war bereit, die Verantwortung zu übernehmen, dass ich, wenn ich mich in Wirtschafts- und Sozialgeschichte habilitiere, eine Stelle an seiner Fakultät bekomme, die, was ich damals nicht wusste, plante, einen Lehrstuhl des Faches zu beantragen.

An diesem Punkt kam ein Netzwerk ins Spiel, was ich wirklich erstaunlich finde. Conze telefonierte, wie ich heute weiss, mit Schieder und Carl Jantke. Diese drei beschlossen, dass ich mich in Heidelberg habilitieren sollte, wo inzwischen Erich Maschke nach langer russischer Kriegsgefangenschaft eingetroffen war und aufgrund des Gesetzes, dass ehemalige Beamte wieder einzusetzen seien, einen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte bekommen hatte, obwohl er gar kein Ökonom war. Weil es schon einen Mittelalter-Historiker gab, hat man ihn zur Wirtschaftsgeschichte abgeschoben. Maschke wollte keine Konkurrenz und war ganz vorsichtig. Jedenfalls haben Conze, Schieder, Jantke und Schelsky, der kurz darauf den Ruf auf einen Lehrstuhl für Soziologie nach Münster, verbunden mit der Leitung der

Sozialforschungsstelle in Dortmund, annahm, Maschke garantiert, dass ich ihm nicht zur Last fallen würde. Er solle mich nur habilitieren – pro forma. In Wirklichkeit hat es Conze betrieben, der nur vorsichtig war, weil er seinen Habilitanden aus Münster, der dort durchgefallen war, weil ein Theologe dagegen war, in Heidelberg habilitieren wollte.

Conze war nicht mein Lehrer, er war ein älterer Kollege, der mir nicht nur in fairer, sondern in ausserordentlich initiativreicher Weise geholfen hat.

Schieder lernte ich nur ganz kurz kennen. Seine Bücher und seine Aufsätze habe ich gern gelesen, aber habe nicht bei ihm studiert. Natürlich war Schieder einer von denen, die man als junger Mann kannte. Ich glaube allerdings, dass Stadelmann die Nummer eins und Schieder die Nummer zwei unter den Neuhistorikern dieser Generation gewesen wäre, wenn Stadelmann länger gelebt hätte. Stadelmann war für mich, das ist mein persönlicher Eindruck, der beste Historiker, den ich erlebt habe, der eindrucksvollste und derjenige, der mich wirklich begeistert hat.

**Sie wurden dann 1960 in Heidelberg mit einer Studie über die Rolle des Staates und die Anfänge der Industrialisierung in Baden habilitiert.<sup>6</sup> Wie ging es dann beruflich weiter? Haben Sie vielleicht gelegentlich erwogen, keine Hochschullaufbahn zu verfolgen und in die Wirtschaft zu wechseln?**

Nach meiner Habilitation in Heidelberg wurde ich sofort nach Münster umhabilitiert, wo die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät für mich zunächst eine Diätendozentur, dann eine wissenschaftliche Ratsstelle beantragt hatte, alles wohl in Vorbereitung auf einen Lehrstuhl, der dann auch 1965 eingerichtet worden ist und auf den ich einen Ruf erhielt, knapp ein Jahr nachdem ich in Berlin Professor geworden war. Zunächst aber ging ich erst einmal für ein Jahr mit einem Rockefeller Stipendium nach den USA, und zwar nach Harvard und Berkeley. Insgesamt lagen zwischen Habilitation und dem Ruf nach Berlin nur reichlich drei Jahre, von denen ich zwei – also vier Semester – in Münster gelehrt habe. Den Wechsel in eine andere als die Hochschullaufbahn habe ich vor meiner Habilitation erwogen, besonders als sich dabei Schwierigkeiten anbahnten, da ich ja keinen eigentlichen Lehrer in meinem Fach der Wirtschafts- und Sozialgeschichte hatte.

**Zwischen Ihre Habilitation und der Berufung zum Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte hier an der Freien Universität 1964 lagen knapp vier Jahre. Welche Chancen boten sich Ihnen in diesen Jahren als ‚frischgebackener‘ Privatdozent?**

Eine Chance, die ich nutzen konnte, war der schon erwähnte einjährige USA-Aufenthalt. Mehrere andere Chancen, z. T. schon vor der Habilitation, zerschlugen sich jedoch. So hatte ich eine Anfrage aus Göttingen, ob ich das dortige Handwerksinstitut übernehmen wollte, das dann jedoch Professor Abel zusätzlich zu seinem Lehrstuhl übernommen hat. Auch fragte mich Prof. Hoffmann in Münster, ob ich Interesse daran hätte, das Rheinisch-Westfälische Institut für Wirtschaftsforschung zu leiten. Man nahm dann aber richtigerweise einen vollen Ökonomen und nicht einen Wirtschaftshistoriker. Später erfuhr ich, dass ich während meines Aufenthalts in den USA auf die zweite Stelle einer Liste für einen Lehrstuhl in Marburg gekommen war, und 1963 hatte ich eine Anfrage aus Berkeley, ob ich als Nachfolger von David Landes, der nach Harvard ging, dessen Lehrstuhl übernehmen möchte. Dort brach inzwischen jedoch die Studentenrevolte aus und der Kollege, der dies betrieb, Henry Rosovsky, ging ebenfalls nach Harvard.

**Hatten Sie das Gefühl, dass Ihre damaligen Themen und Interessen quasi ‚en vogue‘ waren, gleichermassen bei den Historikern und Ökonomen begierig aufgenommen wurden?**

Das Gefühl, dass meine damaligen Themen, vor allen Dingen die frühe Industrialisierung «en vogue» waren, hatte ich eigentlich nicht, obwohl es einige Historiker und auch einige Ökonomen gab, die sehr daran interessiert waren. Viel grösser schien mir das Interesse im westlichen Ausland zu sein. Ich gehörte sehr früh zur «International Community of Scholars» in Wirtschaftsgeschichte.

**Aus den Gesprächen mit einigen Ihrer Kollegen wissen wir, dass sie die Arbeitsatmosphäre an der FU damals als liberal, offen und konstruktiv im Vergleich zur Situation an vielen westdeutschen Universitäten empfanden. Deckt sich dies mit Ihren Eindrücken? Wie waren Ihre Lehr- und Forschungsbedingungen als junger Professor Mitte der 1960er Jahre?**

Ob die Arbeitsatmosphäre an der FU damals liberaler, offener und konstruktiver im Vergleich zur Situation an westdeutschen Universi-

täten war, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. In Münster war in der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät die Atmosphäre ebenfalls sehr offen, das hing aber wohl von der Fakultät ab. Mein ganzes Leben lang empfand ich bei Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlern eine grössere Bewegungsfreiheit und geringere Enge als bei Historikern.

Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Freien Universität, an die ich berufen wurde, war sehr heterogen. Sie reichte von sehr konservativen Betriebswirten bis zu radikalen Politologen. In der Mitte standen Volkswirte und Soziologen. Man genoss als Lehrstuhlinhaber grosse Freiheit. Wie man sie nutzte, hing von der eigenen Initiative ab, aber auch vom Wohlwollen des Kurators, der die Mittel bewilligen musste. Dieser war am Anfang eher engherzig, weil er der Meinung war, dass die jungen Professoren zu hohe Ansprüche stellten. Als Beispiel nannte er mir in den Bleibeverhandlungen, die ich führte, als ich einen Ruf nach Münster zurückerhielt, Ralf Dahrendorf, den er als «feinen Pinkel» bezeichnete und der den Ruf an die FU auch abgelehnt hat. Mir bot die Fakultät sofort an, das Fach Wirtschaftsgeschichte zum Pflichtfach erklären zu lassen, was ich jedoch ablehnte, weil ich wusste, dass höchstens 10 Prozent der schon damals rund 1'500 Studenten Interesse an dem Fachgebiet haben würde, und man sich als Einzelner dann mit sehr vielen Studenten abplagen müsste, die nur kommen, weil sie müssen. Alle anderen Fachgebiete hatten damals schon mehrere Professoren.

**Haben Sie das studentische Aufbegehren um das Jahr 1968, das ja an der FU früher als an anderen Hochschulen einsetzte und auch radikalere Formen annahm, als Zäsur empfunden? Haben Sie sich qua hochschulpolitischer Funktion, etwa durch die Bekleidung eines Amtes, positionieren müssen oder blieb Ihr Lehr- und Forschungsalltag davon weitgehend unberührt?**

Das studentische Aufbegehren begann in Berlin nicht erst 1968, sondern 1965. Ich habe es in der Tat als die grösste Zäsur in meinem Berufsleben empfunden. Als Dekan von 1968 bis 1970 stand ich im Mittelpunkt zahlreicher Aktionen an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Kollegen und ich selbst wurden mit Farbeiern beworfen, das Fakultätsgebäude wurde unter Wasser gesetzt, Fenster wurden eingeschlagen, Examina verhindert, das Dekanat besetzt, viele Lehrveranstaltungen unmöglich gemacht, Fakultätssitzungen



gesprengt, so dass wir immer wieder in andere Räumlichkeiten ausweichen mussten. Ich selbst habe dabei viel Einfallsreichtum entwickelt, unter der Devise «schlauer als die bist Du allemal». Daher sind meine eigenen Lehrveranstaltungen auch immer durchgeführt worden, wenn auch unter Schwierigkeiten. Zwei Jahre lang habe ich praktisch keine eigenen Forschungen treiben können. Das Institut, da es in einer kleinen Villa untergebracht war, blieb davon unberührt. Assistenten und Sekretärinnen haben von den Stürmen kaum etwas bemerkt und sich auch nicht sehr viel darum gekümmert.

**Pichts Artikelserie über «Die deutsche Bildungskatastrophe' erschien Anfang der 60er Jahre.<sup>7</sup> Wie haben Sie die einige Jahre später einsetzende Öffnung und Expansion der Hochschulen empfunden? Empfinden Sie sich als Professor eines jungen, als innovativ wahrgenommenen Faches anfänglich als Trendsetter oder ‚Expansionsgewinner'?**

Dass die deutschen Hochschulen expandieren müssten, wusste ich schon vor Picht, dessen Artikel ich nicht besonders geschätzt habe. Aber als ich als Student Anfang der 50er Jahre in England war, war dort die Expansion gerade im Gang, und ich war seitdem der Meinung, dass auch Deutschland mehr Hochschulen braucht, z.B. im Ruhrgebiet. Ich war nicht dafür, die bestehenden Hochschulen überlaufen zu lassen. Die Expansion an der Freien Universität hielt ich immer für übertrieben, da dadurch die ohnehin schon bestehende Massenuniversität noch stärker wurde. Jedoch schien es mir richtig, Universitäten in Konstanz, Bochum, Bielefeld und an vielen anderen Stellen zu gründen. Als Trendsetter habe ich mich jedoch nie gefühlt, als Expansionsgewinner schon eher.

**Thematisch stand für Sie die Geschichte der Industrialisierung einschliesslich der Voraussetzungen und Folgen für Wirtschaft und Gesellschaft in 1960er und frühen 1970er Jahren im Zentrum. So haben Sie u.a. auch als Herausgabe der «gelben Reihe', also an der Kanonisierung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, mitgewirkt.<sup>8</sup> Wie entwickelte sich das Fach dann weiter? So haben Sie über Jahre aktiv im «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte' mitgewirkt? Hatten Sie teil an der Konzeption der doch schon stark sozialgeschichtlich ausgerichteten Institute der neugegründeten Reformuniversitäten z.B. in Bochum oder Bielefeld?**

Das Fach Wirtschafts- und Sozialgeschichte entwickelte sich seit den 60er Jahren vor allem dadurch, dass viele neue Lehrstühle geschaffen wurden. Dadurch wuchs das Fach in die Breite; zwar beschäftigten sich viele vor allen Dingen mit dem 19. Jahrhundert, aber auch die Wirtschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit, die Agrargeschichte, auch des Mittelalters, und schliesslich die Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts, insbesondere Inflation und Grosse Depression, wurden immer intensiver erforscht.

Ich war nicht nur im Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte aktiv, wo ich zu den Junioren gehörte, sondern war auch Mitbegründer der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die von Lütge in München und Abel in Göttingen gegründet wurde. Zum Leidwesen dieser älteren Kollegen liess ich mich von meinem Berliner Kollegen Helmut Arndt, der damals Vorsitzender des Vereins für Socialpolitik – Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften – war, dazu überreden, den Ausschuss für Wirtschaftsgeschichte wieder zu begründen, was Lütge und Abel als Konkurrenzunternehmen ansahen. Arndt überzeugte mich jedoch davon, dass es für Wirtschaftshistoriker wichtig sei, im Rahmen der Wirtschaftswissenschaften präsent zu sein und nicht nur als separate Gesellschaft. Ich habe dann vier Jahre lang den Vorsitz geführt und über viele Jahre lang haben jährliche Sitzungen dieses Ausschusses in unserem Institut in Dahlem stattgefunden. In diesem Ausschuss trafen sich vor allen Dingen ökonomisch orientierte Wirtschaftshistoriker, während in der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte alle, auch Geographen, vertreten waren. Darüber hinaus gab es und gibt es aber viele andere wirtschaftshistorische Vereinigungen, denen ich von früh an angehörte: Der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte, der Gesellschaft für Bankengeschichte, der Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte, der Gesellschaft für Agrargeschichte, dem Hansischen Geschichtsverein; auch die Historische Kommission für Westfalen, in die ich schon in meiner Münsteraner Zeit gewählt wurde, und die Historische Kommission zu Berlin, in die ich sehr bald gewählt wurde, betrieben und betreiben Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Im Mittelpunkt stand für mich jedoch immer die International Economic History Association, an deren Sitzungen ich regelmässig teilnahm und in der ich die Bundesrepublik Deutschland acht Jahre lang in Comitee, das die Sitzungen vorbereitet, vertreten habe.

**In Ihren Schriften haben Sie frühzeitig die Grenzen Deutschlands überschritten und sich dem Industrialisierungsprozess im europäischen**

**Kontext oder Fragen des internationalen Handels und der historischen Entwicklung der Weltwirtschaft zugewandt. Hängt diese erweiterte Perspektive auch mit Auslandsaufenthalten und den dabei entstandenen Kontakten insbesondere zu anglo-amerikanischen (Wirtschafts-)Historikern zusammen?**

In der Tat hängt mein Interesse für die internationale Wirtschaftsgeschichte mit meinen Auslandsaufenthalten zusammen. Man könnte es auch umgekehrt formulieren: Weil ich Interesse an internationalen Zusammenhängen hatte, habe ich Auslandsaufenthalte und internationale Kontakte immer wahrgenommen. Dass sich dabei eine Präferenz für die anglo-amerikanische Seite entwickelte, hing zum Teil damit zusammen, dass ich Gelegenheit hatte, in England zu studieren und schon von der Schule her gut englisch konnte, während aus kriegsbedingten Gründen ich in der Schule nicht französisch lernte; aber auch zu französischen Kollegen habe ich sehr früh Kontakte entwickelt und bis heute behalten.

**Eine letzte Frage bevor wir zu den Standardfragen kommen. Im Unterschied zur Sozialgeschichte ist es der Wirtschaftsgeschichte nicht gelungen, die historischen Institute thematisch wie personell zu «unterwandern». Wir haben im Gegenteil den Eindruck, dass heutigen Geschichtsstudenten wirtschaftshistorische Fragen und Themen im Laufe ihres Studiums kaum noch begegnen.**

**Wie erklären Sie sich den Bedeutungsverlust der Wirtschaftsgeschichte hierzulande?**

Wirtschaftsgeschichte ist von Historikern mit Ausnahme wohl der Agrargeschichte immer mit einer gewissen Reserve betrachtet worden. Das trifft übrigens weniger für das Altertum und das Mittelalter zu, umso stärker aber für die neuere Zeit, wo man ohne Statistik nicht auskommt. Vor der Statistik fürchten sich aber viele Historiker. Wirtschaftshistoriker der neueren und neuesten Zeit sind daher eher in wirtschaftswissenschaftlichen Fachbereichen tätig als bei Historikern. Nur in Bochum hat man mit der Gründung versucht, Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowohl bei den Historikern wie bei den Soziologen und bei den Ökonomen zu verankern, was freilich auch nicht ganz gelungen ist. In Berlin dauerte es viele Jahre, bis ich auch das Prüfungsrecht bei den Historikern erhielt. Dass es einen Bedeutungsverlust der Wirtschaftsgeschichte in Deutschland gegeben hat, kann man so allgemein kaum sagen. Innerhalb der Wirtschaftswissenschaften kam er viel früher, nämlich mit dem Ende der histori-

schen Schule in den 1920er und 30er Jahren. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es zunächst einen Aufstieg. In den letzten Jahren dominieren die theoretischen Fächer wieder sehr viel stärker. Offenbar gibt es hier «lange Wellen», so wie auch in der Wirtschaft selbst. Innerhalb der Geschichtswissenschaft hat man es mit sozialhistorischen Themen leichter. Sie wirken nicht so fremd und abschreckend wie eine strenge Wirtschaftsgeschichte. Vielleicht kommt noch hinzu, dass konservative Historiker unter Wirtschaftshistorikern oft Marxisten vermuten, weil besonders nach dem Zweiten Weltkrieg die marxistisch interpretierte Geschichte oft mit Wirtschaftsgeschichte verwechselt wurde. Interessant ist, dass unter den westdeutschen Wirtschaftshistorikern kein einziger wirklicher Marxist war. Ein einziger gebärdete sich gelegentlich marxistisch, vermutlich weil sein Vater Vorstand in einem Grossunternehmen war. Wenn sogenannte allgemeine Historiker einen Bedeutungsverlust der Wirtschaftsgeschichte wahrnehmen, so liegt das wohl vor allen Dingen daran, dass sie die Spezialisierung, die auch in der Geschichtswissenschaft stattfindet, nicht akzeptieren.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer, oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Sicher gab es einige wenige Vordenker und Mittäter, aber die Mehrzahl war – wenn überhaupt – Mitläufer, wobei man berücksichtigen muss, dass das geistige Klima der Zwischenkriegszeit, der 1920er und frühen 1930er Jahre, durch das fast allgemein verbreitete Resentiment gegen Versailles, aber auch durch die grosse Rolle, die die romantische Jugendbewegung für viele dieser Historiker gespielt hat, geprägt war.

Der Nationalsozialismus war für viele vermutlich eine Überraschung, die aber ihrem Denken nicht völlig fremd war. Dass sie aktiv darauf hingearbeitet hätten, dass Hitler an die Macht käme, das trifft auf nur ganz wenige zu, aber viele liessen sich mitreissen. Ich kann das direkt von meinem Lehrer Rudolf Stadelmann sagen, der sicher

kein Nationalsozialist im engeren Sinne gewesen ist, der aber in einem Handbuchartikel über die Reformation, der 1935 erschienen ist, dieser Reformation die Überschrift gegeben hat «Die Reformation als Deutsche Revolution». Das war ganz deutlich der Zeitgeist, der hier sprach. Trotzdem ist das ein sehr interessanter und guter Handbuchartikel geblieben.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Mir ist nicht ganz klar, ob der Terminus «intellektuelle ‚Entgleisungen‘» wirklich zutrifft, vor allen Dingen, ob er wirklich auch auf Werner Conze zutrifft. Conze war noch sehr jung und stand am Anfang [seiner wissenschaftlichen Karriere], und wenn ich mich richtig erinnere – es ist lange Zeit her, dass ich seine Dissertation gelesen habe –, so war gerade seine Dissertation eigentlich bemerkenswert frei von solchen «Entgleisungen». Dass es Denkschriften wie die von Schieder gegeben hat, war für mich auch eine Überraschung, und ich würde doch meinen – wenn Sie gerade auf Conze und Schieder zu sprechen kommen –, dass deren gesamtes Werk, das, was an «Entgleisungen» vielleicht vorhanden war, so weit überragt, dass man ihre Persönlichkeit nach ihrem Lebenswerk und nicht nach – möglicherweise frühen – «Entgleisungen» beurteilen sollte.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte:  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der  
Volksgeschichte einschätzen?**

Ich glaube nicht, dass es «braune Wurzeln» waren, sondern es waren Wurzeln, die in die Romantik und bis zu Herder zurückgehen und auch in der Jugendbewegung ihren Ursprung haben und im romantischen Volksverständnis, das auch beim Nationalsozialismus vorhanden war, aber eben nicht nur beim Nationalsozialismus. Insofern ist die Grundlage dafür eben eine breitere, und es gibt einige Fälle, in denen sich Menschen vom Nationalsozialismus ferngehalten haben, obwohl sie selbst auf diesen romantischen Wurzeln aufbauten.

**4. War die personelle Kontinuität in der westdeutschen  
Geschichtswissenschaft nach 1945 spürbar?**

Ich habe zunächst eigentlich eher Diskontinuität erlebt. Ich habe erlebt, dass in Heidelberg, wo ich anfang zu studieren, der Lehrstuhl für Neuere Geschichte nicht besetzt war, weil der Lehrstuhlinhaber entlassen worden war. In anderen Universitäten war Kontinuität vorhanden, aber gerade diejenigen, die Sie erwähnt haben, die rückten eigentlich als relativ junge Leute an die Stelle solcher, die früher da waren. Insofern waren Kontinuität und Diskontinuität unterschiedlich verteilt. In Berlin z.B. war Hans Herzfeld an der Freien Universität tätig, dem 1938 die Lehrerlaubnis entzogen worden war, obwohl er durchaus seiner geistigen Herkunft nach den anderen sehr nahe stand und in seinen Lebenserinnerungen z.B. dem Ersten Weltkrieg einen grossen Platz einräumte. Alle waren erstaunt, als wir diese nicht fertig gewordenen Lebenserinnerungen lasen, dass das Kriegserlebnis für ihn so enorm wichtig gewesen ist. Er war «Halb-jude», wenn ich richtig informiert bin, nach nationalsozialistischer Definition, und musste daher seine Lehrtätigkeit einstellen. Er steht in gleichem geistigem Zusammenhang wie viele andere auch, aber man kann nicht sagen, hier war eine Kontinuität gegeben – da war ein Bruch. Ähnlich war es bei Hans Rothfels, der aus dem gleichen Milieu kommt – beide sind übrigens erheblich älter als Conze oder Schieder. Sie erlitten einfach aus der Tatsache heraus, dass sie jüdische Vorfahren hatten, ein anderes Schicksal, obwohl ihre Weltanschauung der der anderen nicht so fernstand.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Ich glaube, der wichtigste Grund war Nicht-Wissen. Ich bin aber nicht sicher, ob es der einzige Grund war. Unter den Beteiligten der gleichen Generation, die sich gegenseitig gekannt hatten – sagen wir, meine Lehrer –, war natürlich ein Grund, dass man sich gegenseitig nicht die Augen auskratzen wollte, dass man sich gegenseitig achtete und dass man auch Respekt hatte, wenn einer vielleicht das getan hatte, was man als «Jugendsünden» ansehen würde.

Ich glaube aber auch und habe Anhaltspunkte, dass doch einige dieser Historiker, die nicht oder erst später wieder eingestellt wurden, von den anderen mit einer gewissen Distanz betrachtet worden sind. Sowohl Ernst Anrich als auch Günther Franz und Willy Andreas beispielsweise sind nach meinem Eindruck nicht völlig isoliert

worden, aber man hat doch eine gewisse Distanz zu ihnen bewahrt.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Die Geschichtswissenschaft nimmt gern Einfluss auf politische Entscheidungen – nicht nur in Deutschland. Historiker sind oft verhinderte Politiker oder sehen sich als Berater der Politiker – nicht alle. Sicher gibt es solche, die eine strikte Trennung von Wissenschaft und Politik, mindestens theoretisch, für sich vornehmen. Aber wenn man sich beruflich mit der Vergangenheit der Politik oder sogar vorwiegend der Politik beschäftigt, dann ist es nur natürlich, dass man auch die gegenwärtige Politik nicht nur als Bürger, sondern auch in der Eigenschaft als Wissenschaftler betrachtet und sich in gewisser Weise zur Politikberatung berufen fühlt. Das war bei Heinrich von Treitschke so, das war bei Theodor Mommsen so, das ist natürlich bei vielen der politischen Historiker meiner Generation so. Die glaubten natürlich, auch als Historiker mit ihren Mitteln und ihrer Kenntnis für eine bessere Fundierung der deutschen Nachkriegsdemokratie eintreten zu sollen. So ähnlich wie viele Wirtschaftswissenschaftler die Wirtschaftspolitik beraten wollen. Es gibt aber auch da einige, die sagen, die Wirtschaftstheorie sei eine «reine» Wissenschaft und was die Politiker machen, sei etwas ganz anderes. Aber viele Ökonomen betrachten sich auch als wirtschaftspolitische Berater, und die meisten Wissenschaftler der Sozialpolitik betrachten sich als Berater der Sozialpolitik. So könnte man noch andere anführen, z.B. Staats- und Völkerrechtler.

Zum Umgang mit den Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich: Das kommt auch auf das engere Fachgebiet an. Ob das Mittelalter- oder Althistoriker für ihre Fächer sehr stark verarbeitet haben – das ist nicht so deutlich. Für jeden, der Zeitgeschichte behandelt hat, stand das natürlich im Mittelpunkt, möglicherweise sogar zu sehr im Mittelpunkt. Als ich mit dem Studium fertig war, wurde das Institut für Zeitgeschichte gegründet, und das war etwas, was ein Gutteil der Jüngeren, die Neuere Geschichte betrieben, vordringlich beschäftigte, so wie in der Zwischenkriegszeit die Bismarckzeit: Bismarck als Person, die gesamte Bismarckzeit und auch die Zeit vor

dem Ersten Weltkrieg nahm damals einen grossen Stellenwert ein. Die unmittelbare Zeitgeschichte, das, was noch an Geschichte lebendig ist für die jeweils lebende Generation, wird wahrscheinlich immer einen besonderen Stellenwert einnehmen. Und da war der Nationalsozialismus nun noch besonders hervorgehoben, zumal – das darf man nicht vergessen – ständig neue Quellen zugänglich wurden, ähnlich wie jetzt bei der DDR-Geschichte, weil eben vieles sehr schnell bekannt wurde, während normalerweise 30 Jahre oder mehr vergehen, bis man bestimmte Quellen überhaupt einsehen darf. Insofern war da ein professioneller Reiz gegeben – abgesehen vom politischen –, eine Geschichte, die man erforschen kann, auch wirklich zu erforschen und dann auch die Konsequenzen daraus zu ziehen – in der Lehre oder auch in der Verbreitung durch Volkshochschulen oder in der Weiterbildung der Lehrer. Ich glaube, dass das eine grosse Rolle gespielt hat.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Von Zeit zu Zeit werden solche Emotionen geweckt, wenn es irgendwie überraschende, neue Funde gibt. Ich würde nicht direkt von Mode sprechen, aber etwas Modisches ist immer dabei. Das war z.B. so, als nach dem Krieg das Buch «Der SS-Staat» von Eugen Kogon erschien, als Darlegung dessen, was viele nicht gewusst haben oder nicht haben wissen wollen oder nur zum Teil gewusst haben können.<sup>9</sup> Das Zweite war dann die Debatte um Fritz Fischer vor und während des Berliner Historikertages von 1964<sup>10</sup>, in der auch Emotionen geweckt worden sind und wo Fritz Fischer einen seiner engsten Hamburger Fakultäts-Kollegen besonders angriff, der den Imperialismus und insbesondere den deutschen Imperialismus nicht richtig gesehen oder verharmlost hätte, und wo es sofort eine Art wissenschaftlicher Gegenbewegung gab, die sagte, wenn man das mache, müsse man das auch international vergleichend machen und müsse auch die britische, französische und russische Imperialismuspolitik untersuchen, was Fritz Fischer nicht getan hat. In diesem Fall ist Fritz Stern, als damals noch junger Emigrant, der in Breslau geboren ist und dann als junger Mann Deutschland verlassen musste und schon ein angesehenen Historiker in Amerika war, Fritz Fischer zur Seite gesprungen. Aber die Mehrheit der Historiker fand Fischers Position



zu moralisch und zu wenig wissenschaftlich ausgewogen. Und ich persönlich fand es interessant, weil vieles neu war, aber ich hatte sofort das Gefühl: «Was haben eigentlich die Russen da gemacht? Da wissen wir noch so wenig. Wenn Deutschland den Ersten Weltkrieg verursacht hat, welche Rolle hat eigentlich Russland gespielt?» Die Frage, warum Russland Serbien nicht gebremst und damit nach dem Attentat von Sarajewo die Situation entschärft hat, war damals nicht in gleichem Umfang zu klären, wie die Rolle Deutschlands aufgrund der vorhandenen Akten geklärt werden konnte.

### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Nein, eines vorübergehenden Streits in der Historikerzunft vielleicht; aber ich glaube nicht, dass das auf Dauer sein wird.

Ich könnte noch einfügen, dass auch in den 80er Jahren eine Debatte, der sogenannte Historikerstreit, um Nolte herum stattgefunden hat. Das hat alles eine gewisse Zeit, vielleicht ein Jahrzehnt, ange dauert. Aber dann kommt wieder etwas anderes und überschattet dies. Auf die Dauer glaube ich nicht, dass die Historiker sich darüber streiten werden. Es war natürlich – das darf man, glaube ich, nicht vergessen – auf diesem Historikertag in Frankfurt, wo ich selber nicht war, für viele Jüngere eine Art Abrechnung mit der Bielefelder Schule, besonders mit Wehler. Wehler hat – ähnlich wie Treitschke – als «Praeceptor Germaniae»<sup>11</sup> viele Jahre gewirkt. Ich glaube, es hat eine Rolle gespielt, ihm und anderen – auch Jürgen Kocka –, die einen gewissen moralischen Anspruch erhoben hatten, die deutsche Geschichte richtig zu interpretieren und auch pädagogisch auf Gegenwart und Zukunft zu wirken, eins auswischen zu wollen. Es ging voran die Auseinandersetzung um die Alltagsgeschichte, es ging voran die Auseinandersetzung um die DDR – die Frage von zwei deutschen Staaten. Wehler und Kocka waren ja Vertreter der Zwei-Staaten-Theorie. Da gab es für manche vielleicht eine gewisse Freude zu sehen, dass auch sie irgendetwas zu verbergen haben – wobei ich nicht glaube, dass sie etwas zu verbergen haben, weil sie in ihrem Standpunkt immer sehr ehrlich waren und etwa diese Schiedersche Denkschrift wirklich nicht kannten; das darf man nicht vergessen. Warum hätten sie ihn fragen sollen? Sie wussten ja nichts davon. Sie kannten ihn als einen interessanten und integren Gelehrten. Und ich glaube,

dass wir alle nicht dazu geneigt haben, nun in der Vergangenheit unserer Lehrer herumzubohren und zu sagen: «Ist vielleicht dann doch dahinter irgendetwas?» Wir wussten ja, dass bei anderen etwas war. Wir kannten ja die eigentlichen Nazis. Warum sollten wir vermuten, dass alle anderen auch Nazis gewesen wären zu irgendeinem Zeitpunkt? Dazu bestand, glaube ich, kein Anlass, und es kommt hinzu: diese ganze Königsberger Schule war zerstreut. Niemand von uns hatte noch eigene Erfahrungen mit Königsberg. Niemand von uns hatte dort bei ihnen studiert oder sie gekannt, als sie junge Gelehrte waren. Wir kannten sie alle nach 1945, nach 1950 – wann immer wir anfangen zu studieren –, und da erschienen sie uns als durchaus demokratische, wenn auch manchmal etwas konservative Persönlichkeiten. Conze erschien mir als Person immer sehr konservativ, als Historiker sehr liberal und offen. Das ist sehr oft so vorgekommen – auch umgekehrt. Ich kenne sehr viele überzeugte Liberale, die persönlich konservativ sind und umgekehrt Konservative wie Schelsky, der persönlich ausserordentlich tolerant und liberal war im Unterschied zu dem anderen grossen Soziologen seiner Generation, René König, der emigriert war, der der Vertreter der liberalen deutschen Soziologen war und persönlich sehr autoritär sein konnte.

- 1 Ort des Interviews: Hittorfstr. 2-4 (FU-Berlin) / Termin: 18.05.99, 10-12 Uhr und 29.06.99, 14-15 Uhr / Interviewer/in: Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Stadelmann, Rudolf: Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, München 1948; Mommsen, Wilhelm: Grösse und Versagen des deutschen Bürgertums. Ein Beitrag zu Geschichte der Jahre 1848-1849, Stuttgart 1949.
- 3 Fischer, Wolfram: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung, Tübingen 1951.
- 4 Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung, Krefeld 1949 [Originalausgabe: The German Opposition to Hitler. An Appraisal, Hinsdale, Ill. 1948].
- 5 Fischer, Wolfram: Handwerksrecht und Handwerkswirtschaft um 1800. Studien zur Sozial- und Wirtschafts Verfassung vor der industriellen Revolution, Berlin 1955.
- 6 Fischer, Wolfram: Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800-1850, Berlin 1959.
- 7 Picht, Georg: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation, Olten u.a. 1964.

- 8 Fischer, Wolfram (Hg.): Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Probleme der frühen Industrialisierung, Berlin 1968; ders.: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Aufsätze, Studien, Vorträge, Göttingen 1972; Braun, Rudolf u.a. (Hg.): Industrielle Revolution. Wirtschaftliche Aspekte, Köln 1972; ders. u.a. (Hg.): Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln 1973.
- 9 Kogon, Eugen: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, Berlin 1947.
- 10 Vgl. zur Fischer-Kontroverse Anm. im Artikel Jarausch/Hohls.
- 11 Lehrmeister Deutschlands; ursprünglich Beinamen für Hrabanus Maurus und Melanchthon.

# Gerhard A. Ritter<sup>1</sup>

*«Das Bild, das die Historiker während der NS-Zeit abgaben, ist also sehr differenziert, wenn auch für viele nicht schmeichelhaft.»*

## Biographische Fragen

**Herr Ritter, Sie sind 1929 in Berlin als Sohn eines Verlegers geboren. Können Sie kurz Ihre Herkunft und die Sie prägenden Ereignisse Ihrer Kindheit und Jugend schildern?**

Ich komme aus sehr einfachen Verhältnissen. Mein Vater war zwar Verleger, aber es war ein sehr kleiner Verlag. Meine Eltern waren im Arbeiterviertel Moabit in Berlin aufgewachsen und hatten nur die Volksschule besucht. Meine Grossmütter sind beide als Dienstmädchen aus Schlesien und Pommern nach Berlin gekommen. Mein einer Grossvater war Bierfahrer, der andere Schuster. Es waren also sehr einfache Verhältnisse. Meine Mutter arbeitete zunächst als Schneiderin. Mein Vater lernte Verlagsbuchhändler, weil er keine Lehrstelle als Schlosser erhielt. Später hat er aber einen eigenen kleinen Theaterverlag aufgebaut, was eigentlich erstaunlich ist, ohne höhere Schulbildung, ohne Sprachkenntnisse, ohne alles. Es war kein grosser Verlag, aber durch ihn ist es uns nicht schlecht gegangen, denn der Verlag ist ganz gut gelaufen. Aufgewachsen bin ich in Dahlem. Das ist die Zeit, an die ich mich erinnern kann. Ich bin dort auch zur Schule gegangen. Das Ereignis, das mich stark geprägt hat, ist sicherlich der Krieg. Ich war während der ganzen Zeit des Zweiten Weltkrieges mit nur kurzen Unterbrechungen in Berlin, auch während der Bombenangriffe und auch während der Zeit danach.

**Welche Erinnerungen hat das Kriegsende 1945 bzw. die Zeit danach bei Ihnen hinterlassen?**

Darüber habe ich etwas geschrieben, vielleicht kennen Sie es. Es handelt sich um einen Beitrag in einem Buch mit dem Titel: «Besiegt, befreit»?; es enthält Berichte von Menschen, vor allem aus Politik, Kultur, Wissenschaft und den Medien, die dem Jahrgang 1929 angehören und erzählen, wie sie das Kriegsende erlebt haben. Auch für die Festschrift meiner Studienkollegin Helga Grebing bin ich – vor allem

über die Neuanfänge nach Kriegsende – interviewt worden.<sup>3</sup> Im Gegensatz zu dem, was Hans-Ulrich Wehler und andere berichten, habe ich die Zeit nach 1945 sehr bald als einen grossen Aufbruch empfunden. Von Menschen, die diese Zeit in der «Provinz» verbrachten, hört man häufig und wohl zu Recht, dass die Verhältnisse sehr stagniert hätten, gar nichts gelaufen wäre und sich die Umstände erst Mitte der fünfziger Jahre wirklich zu verändern anfangen. Das gilt für Berlin m.E. nicht. Dort hatten wir die vier Besatzungsmächte in ihren jeweiligen Sektoren, die kulturell miteinander in Konkurrenz traten. Es war sehr aufregend, das zu erleben. Es wurden die interessantesten Sachen gezeigt, grosse Ausstellungen, französische Expressionisten und Impressionisten, auch das Theaterleben war schon früh sehr reich. Ich hab eine sehr lebendige Erinnerung an eine aufregende Zeit mit sehr grossen Auseinandersetzungen – das ist das falsche Wort, weil es nicht so kontrovers war –, aber mit sehr grosser geistiger Anregung. Ich habe ein sehr positives Bild dieser Zeit. Ich bin dann 1947 zum Studium nach Tübingen gegangen und hatte das grosse Glück, sofort zugelassen zu werden. Als 18jähriger war ich neben den vielen Soldaten, die gerade aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden waren, einer der jüngsten Studenten der Universität.

**Weshalb entschlossen Sie sich neben dem Studium der Politikwissenschaft zum Geschichtsstudium?**

Ich war von Kind an sehr an Geschichte interessiert, habe aber in Tübingen zunächst Philosophie, Germanistik und Geschichte studiert. Nicht in dieser Reihenfolge, sondern nebeneinander, fast gleichgewichtig. Zusätzlich habe ich viel nebenbei gehört, Jura, Theologie auch Psychologie und vieles andere. Nur um ein Beispiel zu nennen: 1948/49 habe ich regelmässig Carlo Schmid gehört, als er am Grundgesetz gearbeitet hat. Er war ja der Vorsitzende des Hauptausschusses, der wesentlich das Grundgesetz geprägt hat. Schmid hat immer Freitag abends zweistündig, gleichsam aus der Schule geplaudert und berichtet, was sie gerade machten. Das war sehr spannend, daran erinnere ich mich sehr genau.

Die ersten Semester nutzte ich stark zur generellen Orientierung. Im Fachstudium habe ich damals noch mehr Germanistik als Geschichte gemacht. Tübingen war damals eine sehr gute Universität. Es war, das war eine Ausnahme, vollkommen unbeschädigt bis auf

eine Bombe, die irgendwann einmal im Notwurf abgeworfen worden war. Die Universität hatte eine gute Bibliothek und auch sehr gute akademische Lehrer. Wegen der Berliner Blockade habe ich kein Geld von meinen Eltern erhalten – Stipendien gab es so gut wie nicht, nur einen Erlass der Studiengebühren, für den man jedes Semester zwei halbstündige Prüfungen bei einem Professor ablegen musste. Ich habe daher ab 1948 in den Semesterferien als «Werkstudent», wie man damals sagte, in einer Zwirnfabrik im nahen Reutlingen gearbeitet.

Zwei Jahre später, 1949, bin ich zum Studieren zurück nach Berlin gegangen. Das war, nachdem die Freie Universität gegründet und die Blockade beendet worden war. An der FU habe ich mich dann ganz eindeutig auf das Studium der Geschichte konzentriert und die Germanistik, auch die Philosophie fast ganz fallen lassen.

**Auf welche Themen haben Sie sich an der Freien Universität konzentriert? Wer waren die Lehrer, die Sie dort geprägt haben?**

Mein Doktorvater war Hans Herzfeld. Er hat mich sehr stark geprägt. Ihm habe ich sicher sehr viel zu verdanken, und ich habe sehr positive Erinnerungen an ihn.<sup>4</sup> In Mittelalterlicher Geschichte war es Wilhelm Berges. Er war sehr eindrucksvoll. Später war für die Landesgeschichte aber auch für das Mittelalter Walter Schlesinger wichtig. Alte Geschichte habe ich vor allem in Tübingen, kaum noch in Berlin, studiert.

**Wie kamen Sie zu Herzfeld?**

Herzfeld hatte hier in Berlin zunächst eine Gastprofessur. Er war für ein ganzes Semester eingeladen worden und las über das Britische Commonwealth. Das interessierte mich. Herzfeld hatte, bevor er 1950 nach Berlin ging, in Feiburg eine AO-Professur – heute würde man C3-Professur sagen – für europäische und aussereuropäische Geschichte inne. Herzfeld hatte bereits in der Weimarer Republik als «nicht beamteter, ausserordentlicher Professor für Mittlere und Neuere Geschichte, politische und soziologische Probleme der Geschichtswissenschaft», so die ungewöhnliche Umschreibung seines Lehrauftrages, in Halle gelehrt. Er wurde dann aber als sog. «Vierteljude» von den Nationalsozialisten 1938 entlassen, vorher hatte ihn sein Status als dekoriertes Frontoffizier des Ersten Weltkrieges geschützt.

In Freiburg lehrte Herzfeld keine neuere deutsche Geschichte. Das machte der Freiburger Historiker Gerhard Ritter, mit dem ich übrigens nicht verwandt bin. Nachdem Herzfeld endgültig nach Berlin kam, bin ich auch bei ihm im Seminar gewesen und habe ihn so besser kennengelernt.

**War Herzfeld damals eigentlich, wie andere Historiker, auch bei den Politikwissenschaftlern angesiedelt?**

Nein, Herzfeld war bei den Historikern, hatte aber ein grosses Interesse für Fragen der Politik und Politikwissenschaft und für das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Politik; so habe ich bei ihm ein hochinteressantes Seminar zu den Vorlesungen deutscher Historiker des 19. Jahrhunderts über «Politik» (u.a. Dahlmann, Waitz, Gerwinus, Sybel, Droysen, Treitschke, Hintze) mitgemacht, über die er ein Buch schreiben wollte; er ist leider nie dazu gekommen. Wenn ich weitere Personen aufzählen soll, die mich vor allem in Berlin prägten, dann kämen neben Herzfeld noch zwei hinzu: Der eine war Hans Rosenberg, der 1949/50 und 1950/51 Gastprofessor an der FU war. Er hat unsere ganze Studentengruppe, zu der auch die späteren Neuzeithistoriker Helga Grebing, Gilbert Ziebura und Gerhard Schulz gehörten, stark beeinflusst und geprägt. Ich stand bis zu seinem Lebensende in sehr enger Verbindung mit ihm und habe nach seinem Tod einen längeren Nachruf auf ihn geschrieben.<sup>5</sup> Ich habe bei Rosenberg zwei Gastvorlesungen und auch Seminare besucht. Rosenberg kam zunächst regelmässig jedes Jahr für mehrere Wochen nach Berlin zurück, auch als er keine Lehrveranstaltungen mehr abhielt, und traf sich dann mit seinen ehemaligen Studenten. Man hat damals vergeblich versucht, ihn für die FU zu gewinnen. Rosenberg war Meinecke-Schüler. Er musste als «Halbjude» bereits 1933 aus Deutschland emigrieren und hat dann eine grosse Karriere in den Vereinigten Staaten, wo er zuletzt in Berkeley lehrte, gemacht. Meinecke selbst habe ich auch ganz gut gekannt. Ich habe in Dahlem zwei Häuser neben ihm gewohnt und habe ihm gelegentlich aus historischen Werken vorgelesen. Er war ja fast blind. Das war sehr eindrucksvoll für mich. Er liess keinen Fehler beim Vorlesen, etwa wenn ich dreadnought (schweres Schlachtschiff) falsch aussprach, durchgehen. Auch aus Gesprächen mit ihm habe ich viel gelernt. Bemerkenswert war sein grosses politisches Interesse. So verfolgte er genau die amerikanische Politik der Zeit.

Der andere Lehrer, der grossen Einfluss auf mich hatte und mich ebenfalls stark geprägt hat, war Ernst Fraenkel. Er war nach dem Jurastudium Assistent von Sinzheimer, einem der Begründer des deutschen Arbeitsrechts, gewesen und hatte in der späteren Weimarer Zeit als Anwalt für die Metallarbeitergewerkschaft gewirkt und für sozialdemokratische Zeitschriften geschrieben. Anfang der 1950er Jahre kam er unmittelbar aus Korea nach Berlin. Er war erst 1939 als Jude nach Amerika emigriert, hatte dort amerikanisches Recht studiert und war nach dem Krieg als Berater der amerikanischen Militärregierung in Korea, und zwar im Bereich der Sozialpolitik tätig. Er war Spezialist für Fragen des Arbeits- und Sozialrechts. Er ist durch Vermittlung seines Freundes Otto Suhr an die deutsche Hochschule für Politik, dem späteren Otto-Suhr-Institut, gekommen und hat dort, wie überhaupt in der deutschen Politikwissenschaft nach 1950, eine bedeutende Rolle gespielt. Kennzeichnend für ihn als Politikwissenschaftler war seine grosse theoretische Begabung, seine Fähigkeit, die Umsetzung von generellen Normen in die praktische Politik zu analysieren. Er verkörperte die in Deutschland leider sehr seltene Verbindung von Rechts- und Politikwissenschaft und hatte ausgezeichnete Kenntnisse der politischen Philosophie und auch der Geschichte. Er ist mit Herzfeld und Rosenberg sicher derjenige, der mich am meisten geprägt hat. Ich war mit ihm, wie mit Rosenberg, schliesslich auch persönlich befreundet, und es hat mich immer sehr bedrückt, dass ich 1968 seinem Wunsch, sein Nachfolger in Berlin zu werden, nicht entsprochen habe und den Ruf auf seinen Lehrstuhl ablehnte.

**Sie schreiben über Herzfeld, dass er sich selber öfter revidiert und seine biographischen Irrtümer auch öffentlich zurechtgerückt hätte. Können Sie uns dazu Genaueres berichten?**

Öffentlich? Nun ja, Herzfeld hat daraus keine grosse Affäre gemacht. Er war jemand, der sehr gerne aus seinem Leben erzählte, sicher im Unterschied zu anderen, nach dem, was man auf dem Historikertag in Frankfurt am Main 1998 gehört hat. Dabei war er unbefangen; er hatte wohl auch keine grossen Fehler einzugestehen, der Rest waren für ihn Jugendsünden. Er hat in keiner Weise den Professor herausgekehrt, er war überhaupt nicht hochgestochen. Man konnte mit ihm einfach so zusammensitzen und Würstchen essen. Je älter er wurde, desto mehr erzählte er, ohne dass man ihn gross anstossen musste. Das gibt es ja manchmal bei älteren Leuten.



**Spielte der Militarismus bei ihm da noch eine Rolle, vielleicht im Kontext der Wiederbewaffnungsdebatte in den 50er Jahren?**

Ja, das hat ihn sehr interessiert. Er hat ja die vier Bände von Ritter über den deutschen Militarismus mit dem Titel «Staatskunst und Kriegshandwerk» genau gelesen und setzte sich selbst immer wieder mit diesem Thema auseinander. Er selbst war ja im Ersten Weltkrieg Soldat bei den «Franzern», einer Eliteeinheit. Herzfeld war sehr klein und hatte eine sehr eigene Art, mit ganz grossen Schritten zu laufen. Ich habe ihn einmal darauf angesprochen und da erzählte er: «Ich musste ja als Reserveoffizier bei den ‚Franzern‘ immer mit den Soldaten mit Gardemass Schritt halten.» Er war also Soldat im Ersten Weltkrieg und war auch in französischer Kriegsgefangenschaft. Das Verhältnis von Staat, Heer und Gesellschaft hat ihn immer interessiert. Seine Habilschrift über «Die deutsche Rüstungspolitik und der Weltkrieg» behandelte die Entstehung der grossen Heeresvermehrung 1913.<sup>6</sup> Diese Schrift hat ihn in der Zunft bekannt gemacht, da er nachweisen konnte, dass der Verzicht des preussischen Kriegsministeriums auf einen noch weitergehenden Heeresausbau entscheidend damit zusammenhing, dass man bei einer Aufstellung der damals von Ludendorff geforderten drei neuen Armee Korps eine Rekrutierung des Offizierkorps aus «nicht geeigneten Kreisen» und eine Revolution befürchtete und deshalb davon Abstand nahm. Herzfeld hat immer auch zeitgeschichtlich gearbeitet. Wenn man sich vorstellt, zu Beginn der 20er Jahre über 1913 zu arbeiten oder über den Ersten Weltkrieg, das war ja unmittelbare Zeitgeschichte. Er hat aber auch weit zurückgreifende Interessen gehabt. Sein 1950/52 in zwei Bänden erschienenes, immer wieder neu aufgelegtes grosses Werk über die moderne Welt 1789-1945<sup>7</sup> geht ja bis zum amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zurück. Er war aber auch sehr stark an Dingen, die erst kurz vorher geschehen waren, so auch an der Berliner Geschichte nach 1945, interessiert.

**Wie gestalteten sich methodische Gespräche mit Herzfeld? Hat er Sie z.B. bezüglich Ihrer Themenwahl bei der Promotion beeinflusst?**

Nein, denn ich kam eigentlich mit einer Vorstellung davon, was ich machen wollte, aus Tübingen. Ich hatte in Tübingen Rudolf Stadelmann als Lehrer, der dann völlig unerwartet starb. Stadelmann hatte ein Seminar über soziale Probleme und soziale Fragen am Ende des

19. Jahrhunderts gemacht. Das hat mich sehr interessiert, obwohl ich im Seminar nicht über die Sozialdemokratie, sondern über den Freiherrn von Stumm-Halberg, einen paternalistischen, sozialpolitisch engagierten, saarländischen Schwerindustriellen mit zeitweise grossem politischen Einfluss, gearbeitet habe. Ich kam zu Herzfeld mit einer mehr oder minder fertigen Idee, die er akzeptiert hat. Er hat in der Regel keine Themen aus der Schublade herausgegriffen. Manchmal hat er Studenten angeregt, aber im Allgemeinen wollte er, dass man seine Themen selber findet, und hat sich nur mit einem beraten, ob sie vernünftig waren oder nicht. In dieser Hinsicht geschah meine Themenwahl im Wesentlichen auf eigene Initiative.

**Wo Sie gerade Rudolf Stadelmann erwähnen, der im Tübinger Raum von Bedeutung war. Dort lehrte ja mit Hans Rothfels auch ein anderer bekannter Historiker. Hat Rothfels für Sie auch eine Rolle gespielt?**

Ja, aber erst später, lange nach dem Tod Stadelmanns. Stadelmann war ein eindrucksvoller akademischer Lehrer, nicht nur weil er sozialgeschichtliche Fragen als einer der ersten aufgriff, sondern auch weil er ein grosser Rhetor war. Das war Herzfeld nicht. Herzfeld hatte bei Vorlesungen die Augen geschlossen und hat unendlich lange Sätze gebildet. Sein grösserer Einfluss war im Gespräch und im Seminar. Ich will nicht sagen, dass Herzfelds Vorlesungen schlecht waren, aber man musste sich als Zuhörer sehr konzentrieren. Stadelmann war dagegen ein grosser Rhetor, der sein Manuskript am Pult zurücklassen konnte, während er referierend vor dem Publikum auf und ab ging und dabei historische Persönlichkeiten richtig zum Leben erweckte. Rothfels ist erst einige Semester nach dem unerwartet frühen Tod von Stadelmann 1949 nach Tübingen gekommen. Ich war zu dieser Zeit bereits in Berlin. Es ist allgemein, nicht nur wegen ihrer jetzt diskutierten NS-Verstrickung, eine interessante Frage, ob Schieder und Conze für die Nachkriegshistoriographie die Rolle gespielt hätten, die sie gespielt haben, wenn Stadelmann nicht so plötzlich und unvorhergesehen gestorben wäre. Er war der kommende Star, eine sehr starke Persönlichkeit. Ich bin ganz sicher, dass er in der deutschen Geschichtswissenschaft eine grosse Rolle gespielt hätte.

**Gab es politische Marksteine, die Ihr Verhältnis zu Herzfeld, an dessen Lehrstuhl Sie nach dem Studium Assistent waren, beeinflusst haben, und haben Sie mit ihm darüber gesprochen?**

Herzfeld war politisch sehr interessiert und dabei sehr tolerant. Er hat nie versucht, einen auf seine Überzeugungen festzulegen. Das war vielleicht besonders bezeichnend für ihn. Er selbst schätzte den Berliner Oberbürgermeister, den Sozialdemokraten Ernst Reuter, sehr, obwohl er seiner Herkunft nach eher ein Konservativer war. Das wird an Herzfelds frühen Schriften deutlich. Er hat immer sehr genau verfolgt, was aktuell passierte. Über Politik im engeren Sinne, also über das, was gerade vorging, haben wir eher weniger gesprochen. Was ihn sehr interessiert hat, war das Schicksal der Professoren in Ostdeutschland. Ich habe es in meinem Beitrag über ihn angedeutet. Herzfeld kam selbst aus Halle, wo sein Grossvater Stadtverordnetenvorsteher war, eine sehr angesehene Persönlichkeit. Dieser Grossvater war Jude, und deswegen hatte Herzfeld, wie ich schon bemerkte, in der NS-Zeit auch grosse Schwierigkeiten. Von Halle konnte Herzfeld stundenlang erzählen. Dort lag seine Herkunft, dort war seine Heimat. Herzfeld hat sich sehr bemüht, den Kollegen und Historikern in Ostdeutschland eine Brücke an die FU und auch weiter nach Westdeutschland zu bauen, so dass sie dort Stellen bekommen. Er hat z.B. für die FU Carl Hinrichs geworben. Das war nicht sehr einfach, aber der Exitus der Wissenschaften im Osten hat ihn stark beschäftigt. Es ist wahrscheinlich wenig bekannt, aber er war hierfür im Bereich der Geschichtswissenschaften eine Schlüsselfigur. Darüber hinaus war er aktiv im Ausschuss des Historikerverbandes. 1952 hat er den Plan des damaligen Verbandsvorsitzenden, Ritter, unterstützt, einen Doppelhistorikertag in Ost- und West-Berlin zu veranstalten, um die deutsche Geschichtswissenschaft zusammenzuhalten. Herzfeld hat darüber auch mit Ernst Reuter gesprochen. Doch es ist aufgrund der Ost-West-Probleme nichts daraus geworden. Damals war der Historikerverband noch nicht gespalten, was ja erst 1958 in Trier passiert ist. Soweit ich weiss, wollte Herzfeld nie selbst für eine Partei kandidieren. In dieser Richtung hatte er keine Ambitionen und Interessen, jedenfalls weiss ich nichts davon und glaube es auch nicht.

**Wie stand es um Herzfelds Situation vor 1945? 1943 ist er wohl endgültig rausgeflogen und war persönlich gefährdet?**

Herzfeld ist denunziert worden. Darüber schreibt er auch in seinen Memoiren.<sup>8</sup> Es war seine Art, unvorsichtig viel und ungeschützt zu sprechen. Er arbeitete nach seiner Entlassung als Hochschullehrer 1938 als wissenschaftlicher Angestellter der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres in Potsdam. In einem privaten Gespräch über die Kriegslage im Februar 1943 hat er geäußert, dass der Krieg wohl für Deutschland verlorengehen würde. Er wurde dann wegen angeblicher «Wehrkraftzersetzung» verhaftet. Dies geschah nicht, weil er «Vierteljude» war, sondern weil eine Bekannte von Herzfeld über dieses Gespräch unvorsichtig geplaudert hatte und man ihn nun wegen Wehrkraftzersetzung und Geheimnisverrat den Prozess machen wollte. Er hat in seinen Memoiren beschrieben, wie er sich aus dieser Situation wieder herausgewunden hat. Die wirkliche Problematik war, dass man versuchte, ihm anzuhängen, dass er Informationen preisgegeben habe, zu denen er dienstlichen Zugang hatte und so Geheimnisverrat begangen habe. Das war falsch, und man konnte es nicht beweisen. Eine Verurteilung wegen Geheimnisverrats und Wehrkraftzersetzung hätte seine Hinrichtung bedeuten können. Aber es gelang Herzfeld, den Kopf aus der Schlinge wieder herauszuziehen. Er wurde nach sieben Wochen aus dem Gefängnis entlassen und verlor natürlich seine Stelle. Er ist dann nach Freiburg gegangen. Er lebte vom Auftrag eines Verlages, eine Geschichte des Ersten Weltkrieges zu schreiben und – offenbar als Beitrag zum Neuanfang nach der erwarteten Niederlage – die Herausgabe eines grossen Sammelwerkes zur Weltkrise seit 1900 vorzubereiten. Aus diesem Sammelwerk ist nichts geworden. Seine Studien zum Ersten Weltkrieg waren eine der Grundlagen für ein allerdings erst sehr viel später, 1968, veröffentlichtes Buch.<sup>9</sup> Herzfeld war so einer der wenigen, die nach 1945 wirklich etwas in der Schublade liegen hatten und noch auf Forschungen zurückgreifen konnten. Herzfeld ist in Freiburg von der Gestapo streng überwacht worden, aber das wusste er damals nicht. Er hat das Kriegsende in Freiburg erlebt und danach, offenbar durch Ritters Vermittlung, die AO-Professur für europäische und aussereuropäische Geschichte erhalten, ein Themenbereich, der ihn sehr interessierte. Als er dann nach Berlin kam, war er mit fast 58 Jahren schon relativ alt. Es war quasi seine letzte grosse Chance.

**Sie haben Herzfeld an einer Stelle als deutschnational beschrieben. Würden Sie auch so weit gehen und den jungen Herzfeld als Nationalisten bezeichnen?**

Ja, das war er in den 20er Jahren sicher. Er hat ein Buch über die Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg<sup>10</sup> geschrieben, das durchaus als Bestätigung der Dolchstosslegende angesehen werden kann. Der Themenkomplex Kriegsschuldfrage und Erster Weltkrieg hat ihn stark beschäftigt. Die Weimarer Republik hat er erst in den letzten Jahren, als sich immer mehr von ihr ab wand ten, innerlich akzeptiert. Das hing auch mit der positiven Wertung von Stresemann und seiner Locarno-Politik zusammen. Herzfeld war sehr wenig dogmatisch und kein grosser Theoretiker. Aber er hat ein gutes Sensorium für das gehabt, was vor sich ging, und hat sich sehr für alles interessiert, was um ihn herum passierte. Herzfeld ist Zeit seines Lebens ein deutscher Patriot gewesen und hätte sich, wenn er sie erlebt hätte, über die Wiedervereinigung sehr gefreut. Er war aber spätestens seit 1930 kein Nationalist mehr. Herzfeld hatte trotz oder wegen seiner Kriegsgefangenschaft ein sehr positives Verhältnis zu Frankreich und hat sich auch sehr für England interessiert. Seine Schwester war in den 30er Jahren im Gegensatz zu ihm rechtzeitig dorthin emigriert. Er selbst hat auch Versuche zur Emigration unternommen, die jedoch nicht sehr weit gediehen sind. Er war mehrfach längere Zeit in den Vereinigten Staaten. 1973/74 war er 81 jährig als wohl ältester Stipendiat, wie er humorvoll bemerkte, an der Hoover-Institution of War, Revolution and Peace in Stanford. Er wollte dort den leider nie fertiggestellten dritten Band seiner «Modernen Welt» über die Geschichte nach 1945 schreiben. Herzfeld hatte in den Vereinigten Staaten viele Schüler, wie überhaupt viele ausländische Studenten – auch Doktoranden –, die sehr an ihm hingen.

**Hat Herzfeld Sie motiviert, auch in dieser Richtung zu arbeiten? So haben Sie sehr viel in vergleichender Perspektive u.a. über den deutschen und britischen Parlamentarismus gearbeitet.**

Er hat einen motiviert, den Blick über Deutschland hinauszuwenden. Dass er vergleichend gearbeitet hat, finde ich nicht. Aber er war sehr daran interessiert, dass man Dinge machte, die nicht nur Deutschland betrafen, und hat das unterstützt.

**Noch eine kurze begriffliche Frage. In der Festschrift zu Ihrem fünfundsichzigsten Geburtstag taucht der Begriff der Revisionistengeneration auf. Wir haben uns beide gefragt, was sich dahinter verbirgt und inwieweit Sie den Begriff in Bezug auf Ihre Generation ablehnen?**

Ich selbst würde mich nicht als «Revisionisten» bezeichnen, dafür habe ich zuviel von meinen Lehrern – vor allem Rosenberg, Fraenkel und Herzfeld – und dann in meiner Studentenzeit in Oxford 1952-54 gelernt und habe zu viel Respekt vor den wissenschaftlichen Leistungen meiner deutschen und englischen Lehrer. Richtig ist natürlich, dass ich – wie andere – die überkommene nationalgeschichtliche Interpretation der Geschichte überwinden wollte und bewusst die deutsche Geschichtswissenschaft wieder mit den Entwicklungen, etwa in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, verknüpfen wollte. Richtig ist auch, dass wir Anregungen in anderen Fächern, etwa der Soziologie und Psychologie, der Nationalökonomie und in meinem Fall besonders in der Politikwissenschaft und der Rechtswissenschaft suchten. Richtig ist weiter, dass wir die Einnengung auf den Staat und die Politik im engeren Sinne überwinden wollten. Deshalb habe ich mich sehr früh mit der Geschichte der Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung, mit Interessenverbänden, die vorher kein Thema der deutschen Geschichtswissenschaft waren, mit Sozialgeschichte und mit der Geschichte des Sozialstaates, gerade auch im internationalen Vergleich, der Kulturgeschichte und später auch mit Wissenschaftsgeschichte beschäftigt. Es war sicher so, dass manche der Historiker meiner Generation schwere Auseinandersetzungen mit ihren Lehrern über ihren methodischen Zugang zur Geschichtswissenschaft und die von ihnen bearbeiteten Themen hatten. Das war bei mir nicht der Fall. Weder Rosenberg noch Herzfeld musste man mit Gewalt sozusagen in feurigen Auseinandersetzungen «bekehren». Herzfeld fand es sehr gut, wenn man neue Ideen hatte, auch wenn sie von seinen Ansätzen abwichen. Ich sagte schon, dass er sehr tolerant war. Rosenberg war ja selbst so ein «Revisionist» gewesen, der nicht in die traditionelle Geschichtsschreibung einzuordnen war. In den frühen 30er Jahren war er sicher ein Aussenseiter, vor allem als er die wirtschaftliche Konjunkturtheorie für die Analyse historischer Entwicklungen fruchtbar zu machen versuchte und sich von der elitären Geistesgeschichte seines von ihm verehrten Lehrers Friedrich Meinecke abwandte und in einer «kollektiven Ide-

engeschichte» die Geistesgeschichte mit der Sozialgeschichte und der politischen Gesinnungs- und Parteigeschichte zu verknüpfen versuchte. Herzfeld war bis zur NS-Zeit kein Aussenseiter. Aber Herzfeld hat ständig aus seiner Erfahrung mit der Gegenwart gelernt, ohne das gleich in Theorie umzusetzen. Insofern würde die Bezeichnung nicht ganz passen. Revisionismus setzt voraus, dass man das Gegenteil dessen macht, was die Vorgänger gemacht haben, und man dazu entschlossen ist, sich damit durchzusetzen. Meine Dissertation über die SPD und die sozialistischen Freien Gewerkschaften<sup>11</sup> hat zwar eine ganz andere Tendenz als Herzfelds Arbeit über die Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg und war ein in den frühen 1950er Jahren eher unübliches Thema. Er hat daran aber keinen Anstoß genommen.

**Bisher haben wir die frühe Zeit bis zu Ihrer Dissertation behandelt. Wie ging es dann weiter?**

Ganz wesentlich für mich waren die zwei Jahre am St. Antony's College in Oxford. Dorthin kam ich nach der Promotion im Alter von 23 durch die Vermittlung von Herzfeld. Zu ihm kam die englische Historikerin, Frau Professor Headlam-Morley, die einen Deutschen für das neugegründete College suchte. Herzfeld hat mich empfohlen, weil er meine Doktorarbeit schätzte und ich auch von der Schule her recht gut englisch sprach. Ich hatte dann natürlich auch noch Interviews zu überstehen. Die zwei Jahre in Oxford 1952-54 haben mich sehr geprägt.

**Sie haben dort Ihren Bachelor of Literature gemacht?**

Ja, aber im Wesentlichen habe ich Material für meine Habilschrift gesucht. Der Bachelor of Literature, ein Graduiertenexamen, das einen ersten Hochschulabschluss voraussetzte, war mehr ein Nebenprodukt. Meine Hauptarbeit bestand darin, parallel zu meiner Arbeit über die SPD und die Gewerkschaften die englische Arbeiterbewegung von 1900 bis 1919 – vor allem ihre Haltung zur Aussenpolitik und zum Krieg – zu untersuchen. Daraus wurde dann meine Habilschrift, die leider nie veröffentlicht wurde. Das von mir gesammelte Material habe ich für eine zweibändige Edition über die Berner Sozialistenkonferenz 1919 verwendet<sup>12</sup>; es gibt zahlreiche Aufsätze, die auf meiner Habilschrift beruhen, aber sie ist nie als Ganzes veröffentlicht worden und jetzt ist es zu spät. Später habe ich auch andere In-

teressen entwickelt; meine intensive Beschäftigung mit der britischen Geschichte, auch die der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts ist die Grundlage für viele meiner späteren Arbeiten geworden. Insofern ist das mit dem Bachelor of Literature ein Nebenprodukt. Ich wollte noch irgendeinen Abschluss in Oxford erwerben, aber keinen Oxford-Doktor machen, denn was hätte mir der doppelte Dokortitel genützt? Die Habilitationsschrift war für mich viel wichtiger.

**Sie sind dann zurück nach Berlin gegangen?**

Ja, ich hatte das Glück, dass ich zum 1. Oktober 1954 die freie Assistentenstelle bei Herzfeld bekam. Gleichzeitig lehrte ich durch Fraenkels Vermittlung auch schon regelmässig an der Hochschule für Politik. Zu dem Zeitpunkt war ich noch nicht habilitiert. Ich habe dort Vorlesungen über das englische Regierungssystem, also politikwissenschaftliche Vorlesungen, gehalten. 1961, sofort nach der Doppel-Habilitation in Neuerer Geschichte und in Politikwissenschaft, erhielt ich einen Ruf auf einen Lehrstuhl über die «Historischen Grundlagen der Politik» am Otto-Suhr-Institut und gleichzeitig die Aufforderung, eine Professur in Tübingen zu übernehmen. Aber es gab unmittelbar nach dem Mauerbau eine Regel, dass ein Ruf nach Berlin von auswärts nicht gestört werden durfte, denn es bestand die Angst, dass Berlin ausbluten würde. Nach dem 13. August waren ja die Befürchtungen gross, dass West-Berlin zusammenbrechen oder in die DDR einbezogen werden könnte. Insofern hatte ich nicht die Chance, nach Tübingen zu gehen. Immerhin war durch das Angebot aus Tübingen der Ruf nach Berlin keine Hausberufung, sondern die Abwehr einer Berufung von aussen. Ich habe meine Zeit als Inhaber eines Lehrstuhls für Politikwissenschaft nicht bedauert. Drei Jahre später bin ich dann aber einem Ruf auf einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte nach Münster gefolgt.

**Haben Sie versucht, Erfahrungen und Erkenntnisse, die Sie aus Ihrer Zeit mit Herzfeld gewonnen hatten, in Ihrer Professur umzusetzen? Inwieweit hat er ein Vorbild für Sie abgegeben? Was wollten Sie anders machen?**

Herzfeld war ungemein an Menschen interessiert. Das bin ich auch immer gewesen, und insofern hat mir die Arbeit als akademischer Lehrer mit Studenten immer viel Spass gemacht. Sie haben mich



auch als Menschen interessiert und nicht nur wegen ihrer wissenschaftlichen Arbeit. Das galt bei ihm auch. In dieser Hinsicht war er ein Vorbild. Er war eigentlich auch immer ansprechbar. Herzfeld war überhaupt kein schwieriger Mensch, wie so viele andere Professoren. Meine Vorlesungen habe ich sorgfältiger als er vorbereitet. In den Seminaren habe ich sicher auch manches von ihm übernommen. Ähnlich wie er habe ich auch meinen Doktoranden keine Themen vorgegeben, sondern sie ermuntert, neue, eigene Wege zu gehen. In einem Punkt habe ich ihn sehr bewundert, ohne ihm folgen zu können: Herzfeld war ungeheuer neugierig und an Neuem in unserer Wissenschaft weit über seine eigenen Arbeitsgebiete hinaus interessiert. Er versuchte alle Werke zu lesen, die gerade diskutiert wurden. Im Seminar hatten wir ein Fach, in dem vor der Einordnung in die Seminarbibliothek die neu angeschaffte Literatur ausgestellt wurde. Herzfeld nahm sich fast jeden Freitag Nachmittag fünf oder sechs Bücher mit, brachte sie am Montag wieder – und hatte sie gelesen. Wie er das gemacht hat, weiss ich nicht. Er war ein sehr schneller Leser und las weit über den engen Bereich, in dem er gerade arbeitete, hinaus. Er beherrschte auch Fremdsprachen gut: Französisch sowieso, Englisch hat er sich angeeignet. Italienisch und Niederländisch las er auch. Ich habe immer sehr bewundert, wie stark er sozusagen in der aktuellen Diskussion unseres Faches drin war. Er hat auch in seinen Seminaren sehr stark aktuelle Kontroversfragen der Geschichtswissenschaft aufgegriffen. Auch hat er ganz früh, als das sonst noch nicht üblich war, Themen zur NS-Zeit und ihrer Vorgeschichte behandelt.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Die Rolle der Geschichtswissenschaft, besonders der Neuzeithistoriker, in der NS-Zeit ist ja leider noch nicht systematisch untersucht worden – in der Mediävistik eher. Die Diskussion hat sich m.E. zu sehr an einzelnen Personen festgebissen. Fragen, die mich grundsätzlich viel mehr interessieren, wie z.B. die nach der Situation einer Wis-

senschaft wie der Geschichte in einer Diktatur, sind m.E. bisher kaum aufgeworfen worden. Die Diskussion hat sich stattdessen sehr auf einzelne Personen konzentriert. Wenn man diese einzelnen Personen betrachtet, ist ihre jeweilige Rolle in der NS-Zeit natürlich sehr unterschiedlich. Der Freiburger Historiker Gerhard Ritter hat nach allem, was wir wissen, sich trotz seiner betont nationalen Haltung, die wieder andere Historiker für den Nationalsozialismus anfällig machte, gegenüber jüngeren jüdischen Kollegen in seinem Umfeld sehr anständig verhalten und ist später wegen seiner Kontakte zum Widerstand inhaftiert worden. Er kam mit dem Leben davon. Bei anderen bestand eine Affinität zu Teilen der NS-Ideologie wegen ihrer Ablehnung der Weimarer Republik und ihrer deutschnationalen Haltung. Viele der ehrgeizigen jüngeren Historiker, zu ihnen zählte wahrscheinlich auch Stadelmann, haben zunächst stark auf den Nationalsozialismus und die neuen Machthaber gesetzt. Wieviel Überzeugung und wieviel Opportunismus dabei war, ist schwer zu beurteilen.

Was nun über Schieder herauskommt, sind weitgehend sehr neue Dinge. Das eigentlich Belastende bei Schieder sind ja nicht seine Veröffentlichungen. Wenn Sie etwa seine Dissertation über «Die klein-deutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863-1871» aus den 30er Jahren lesen<sup>13</sup>, gibt es einige Sätze im Vorwort, die man heute nicht mehr so schreiben würde. Alles andere könnte man wohl stehenlassen. Das Belastende bei Schieder ist vor allem seine als «Denkschrift» bezeichnete Ausarbeitung vom Oktober 1939, in der er als Protokollant Ergebnisse einer Sitzung älterer Wissenschaftler über deutsche Siedlungen in Ostgebieten zusammenfasste.<sup>14</sup> Darin ist von Enteignungen, der Umsiedlung eines Teils der Bevölkerung zwecks Aufnahme deutscher Siedler die Rede. Auch wird darin argumentiert, dass neben der Auswanderung von Polen nach Übersee diese nach «Rest-Polen» transferiert werden sollten und dafür das «Judentum» aus den polnischen Städten herausgelöst werden müsse. Es ist anzunehmen, dass weitere Gutachten dieser Art der «Politikberatung» von Schieder aufgefunden werden und immer mehr Dokumente über die Rolle deutscher Historiker im «Volkskampf im Osten» bekannt werden.

Bei Schieder spielte offenbar das ostpreussische Umfeld eines organisierten «Volkstumskampfes» und eines in Königsberg besonders ausgeprägten Antisemitismus eine grosse Rolle. Mich würde ausserordentlich interessieren, wie Schieders Verhältnis zu Rothfels, der eine betont nationale Haltung einnahm, aber 1939 als «Jude» nach

den Vereinigten Staaten emigrieren musste, nach 1945 war. Dieses Verhältnis war offenbar relativ eng. Sowohl Schieder als auch Conze waren Schüler von Rothfels und haben in Königsberg eng mit ihm zusammengearbeitet. Wie sich das Verhältnis später entwickelte, nachdem Rothfels, der ja zeitweise eine grosse Rolle in der deutschen Geschichtswissenschaft gespielt hat, zurückkam, ist sicher aufschlussreich. Ich nehme an, dass Briefe zwischen ihnen vorliegen, weiss aber nicht, ob der Briefwechsel zugänglich ist. Die Fälle von Schieder und Conze sind sehr unterschiedlich. Conze war den grössten Teil des Krieges Soldat, Schieder nicht. Ob das mit Schieders später sehr starken Gesundheitsproblemen – er war schwer zuckerkrank – zusammenhing und dies seine Rekrutierung zum Militär verhinderte, weiss ich nicht. Die erwähnte «Denkschrift» Schieders, wie auch einzelne Äusserungen von Conze, sind sehr belastend. Sie und einige andere Historiker waren sicher mehr als blosser «Mitläufer». Ich glaube allerdings, dass man ihren Einfluss stark überschätzt, wenn man sie zu Vordenkern oder «Mittätern» des NS-Regimes stilisiert. Jedenfalls gibt es dafür meines Erachtens keine Beweise.

Das ist die eine Seite. Andere, wie der Mediävist Tellenbach, der ja gerade gestorben ist und der mich sehr beeindruckt hat, gingen deutlich auf Distanz zum NS-Regime. Das gilt ebenso eindeutig für den grossen Verfassungshistoriker Otto Hintze, dem vielleicht bedeutendsten deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts, der mit einer jüdischen Frau, der Historikerin Hedwig Hintze, verheiratet war und das NS-Regime von Anfang an scharf ablehnte. Das Bild, das die Historiker während der NS-Zeit abgaben, ist also sehr differenziert, wenn auch für viele nicht schmeichelhaft. Für Herzfeld war die Karriere 1933 zu Ende, obwohl er sich vielleicht zunächst noch einige Illusionen machte. Er durfte als dekoriertes Kriegsteilnehmer noch bis 1938 lehren, hatte aber natürlich keine Chance, einen Lehrstuhl zu erhalten. Er erzählte oft sehr interessant über seine Studenten aus den Jahren nach 1933: Wie viele von ihnen das NS-Regime zunächst begeistert begrüsst und sich dann oft, vor allem nach dem Röhm-Putsch, vom Regime abwandten. Herzfeld persönlich haben sie offenbar viel Loyalität entgegengebracht. Das kann ich verstehen, weil er selbst ein sehr loyaler Mensch war. Aber, wie gesagt, ein Gesamturteil über die Geschichtswissenschaft während der NS-Zeit würde sehr viel mehr Forschung und differenziertere Fragestellungen voraussetzen.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Sicher ist, dass sie nicht dieselbe Rolle gespielt hätten, wenn man alles gewusst hätte. Ich spreche hier mehr von Schieder als von Conze. Aber sehen Sie, man musste 1945 ein Deutschland aufbauen mit Menschen, die nicht nur, wie Kant sagt, aus krummem Holz, sondern auch aus faulem Holz gemacht waren. Das traf für alle Bereiche zu. Eine Änderung trat erst durch das Vordringen der neuen Generation seit den 1960er Jahren ein. Ich glaube, dass Schieder und Conze wichtige Bücher nach 1945 geschrieben haben. Ich bin mir nicht sicher, wieviel sie erzählt hätten, wenn man sie gefragt hätte. Wehler sagt immer, dass Schieder nichts erzählt hat, was ich mir auch gut vorstellen kann. Man hat bei ihm vielleicht auch nicht sehr gebohrt, weil man von seiner schweren Krankheit wusste. Conze war jemand – etwa als Rektor in Heidelberg –, der in schwierigen Situationen, so beim Konflikt mit dem Patientenkollektiv, recht mutig war. Es würde mich daher wundern, wenn Conze nicht gesprochen hätte, wenn man ihn befragt hätte. Allerdings habe ich ihn nicht so gut gekannt. Ich war Schüler weder des einen noch des anderen und kann das daher schlecht beurteilen. Ich würde schon sagen, dass sie beachtenswerte Leistungen nach 1945 vorgelegt haben. Ob man damit etwas «kompensieren» kann oder nicht, ist eine andere Frage.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Nicht so hoch wie andere, die offenbar den Aufstieg der Sozialgeschichte in Deutschland nicht selbst erlebt haben. Ich glaube, dass das Bild völlig verzerrt ist. Es wird so getan, als ob die nationalsozialistisch verseuchte Volksgeschichte eine entscheidende Wurzel der deutschen Sozialgeschichte war. Aber aus meiner Sicht war Rosenberg viel wichtiger, und er hatte nichts mit der Volksgeschichte am Hut und kam nicht von dort. Ich selbst habe diese Volksgeschichte erst später aus der Diskussion kennengelernt. Sie hat mich überhaupt nicht interessiert, obwohl ich früh angefangen habe, Sozialgeschichte zu betreiben und viele meiner Schülerinnen und Schüler (z.B. Kocka, Puhle, Kaelble, Tenfelde, vom Bruch, Hausen, Steinisch, Niehuss) ganz oder überwiegend sozialhistorisch gearbeitet haben. Mich ha-

ben. Mich haben auch Impulse aus meiner eigenen Jugend zur Sozialgeschichte gebracht. Erzählungen meiner Grossmütter über deren Zeit als Dienstmädchen in Berlin oder Erlebnisse wie der Besuch des Dorfes in Pommern, in dem mein Vater vorehelich geboren wurde und wo, wie in seiner Jugend, die Landarbeiter und Insten noch immer in Furcht vor dem Gutsherrn lebten. Das hat mich stark beschäftigt. Später hat mich die Lektüre der historischen Schriften der Kathedersozialisten um die Jahrhundertwende und die Rezeption der Methoden englischer und amerikanischer Sozialwissenschaftler und Sozialhistoriker, wie natürlich auch Rosenberg, beeinflusst, diese Interessen zu vertiefen und die Sozialgeschichte zu einem Themenfeld meiner Arbeiten zu machen. Ich glaube also, dass die Rolle der Volksgeschichte für die Entwicklung der deutschen Sozialgeschichte sehr überzogen wird. Im Einzelfall mag sie von Bedeutung gewesen sein. Schieder, der hier teilweise genannt wird, war kein Sozialhistoriker. Er war sicher ein kluger Kopf, der auch vergleichend gearbeitet hat und einen Sinn für Theorie hatte. Aber Sozialhistoriker war Schieder – im Gegensatz zu Conze – nicht.

#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Die war zunächst einmal gegeben. Es musste ja eine neue Generation heranwachsen. Wobei die eigentliche Kriegsgeneration vielfach ausfiel, da viele der begabtesten Historiker den Krieg nicht überlebt hatten. Die dominierenden Persönlichkeiten unmittelbar nach Kriegsende waren die, die schon in der Weimarer Republik, z.T. schon im Kaiserreich, dabeigewesen waren. Dann kamen andere hoch, wie Stadelmann, dessen erste wissenschaftliche Arbeiten in die Spätphase der Weimarer Republik fielen. Ritter, Meinecke und andere spielten eine Rolle. Es gab natürlich personelle Verbindungen. Ich habe meinen ersten Lehrstuhl 1962 mit 32 Jahren bekommen. Wenn ich älter gewesen wäre, nur um ein Jahr, dann wäre ich Soldat gewesen und würde eventuell nicht mehr leben oder wäre viele Jahre in Kriegsgefangenschaft gewesen. Das muss man einfach berücksichtigen. Es kamen natürlich einige von denen zurück, die die ganze Zeit, wie Bussmann und Gollwitzer, Soldat gewesen waren. Aber der wissenschaftliche Nachwuchs war durch den Krieg stark dezimiert worden.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Ich frage mich, ob das richtig ist, ob es wirklich so viel gab, was *bewusst* verschwiegen worden ist. Im Grunde genommen ging man von dem aus, was man aus den Veröffentlichungen wusste, und das war bei einigen sehr viel, bei anderen sehr wenig. Was die Einzelnen, wie Conze und Schieder, um die sich die heutige Diskussion ja immer etwas einseitig dreht, in einem Vortrag, der nicht oder nur in der Zusammenfassung einer entlegenen Zeitung veröffentlicht wurde, gesagt haben oder in Denkschriften, von denen wir keine Ahnung hatten, ehe man in die Archive ging, das wussten wir nicht. Ob man systematisch danach gesucht hat – vielfach war das erst mit der Öffnung der Archive der DDR seit 1990 möglich – oder nicht, ist eine andere Frage. Das war die Ausgangsposition. Bei vielen lag es auch an ihrer Biographie, dass wir nicht weiter geforscht haben. So war es uninteressant, Herzfeld vorzuwerfen, was er 1928 über die SPD geschrieben hat, weil er es selbst schon korrigiert hatte und gar nicht mehr wichtig nahm. Ausserdem wusste man, dass er selbst ein schweres Schicksal in der NS-Zeit hatte. Hat man ihn darauf angesprochen, dann hat er gesagt, dass er in den 20er Jahren manches Dumme geschrieben hat und inzwischen viel gelernt hat. Vielleicht war aber noch wichtiger, dass uns andere Fragen vorranglich interessiert haben. Wir mussten den Anschluss an den internationalen Stand der Geschichtswissenschaft wiedergewinnen. Wir wollten untersuchen, welche Wurzeln demokratische Parteien, der Parlamentarismus, der Rechtsstaat, später auch der Sozialstaat in Deutschland hatten und wie wir diese Traditionen zur Begründung eines neuen demokratischen Staates aktivieren können. Ausserdem waren die europäische Einigung, die Sicherung des Friedens, die Überwindung von nationalen Vorurteilen und die Verständigung mit den Nachbarstaaten, die Deutschland zwei Mal in diesem Jahrhundert in den Krieg hineingerissen hatte, Fragen, die uns zunächst und vor allem interessierten.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Wir haben uns sehr intensiv und bewusst mit der Frage auseinandergesetzt, was zu einem totalitären Staat und einer Diktatur führt und was die Voraussetzungen und Bedingungen sind, damit eine Demokratie funktioniert. Wobei ich immer wieder hinzufügen muss, dass wir diese Probleme nicht hätten, wenn es nur moralisch und immer rational handelnde Menschen gäbe. Wir gingen aber nach unseren Erfahrungen davon aus, dass Menschen nach ihren Leidenschaften und ihren Interessen und oft nicht nach dem Allgemeinwohl oder humanen Prinzipien handeln. Das sind Dinge, die mich, ebenso wie Braucher und die anderen, beschäftigt haben, sicherlich unsere ganze Generation. Insofern ist unsere Geschichtsschreibung sehr durch die Erfahrungen der NS-Zeit geprägt worden.

Daneben haben persönliche Erfahrungen einen starken Einfluss gehabt, denn diese gehen m. E. immer in die Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung ein. Fraenkels Konzept des Doppelstaates<sup>15</sup> war für mich ein Augenöffner. Ich halte seine Analyse des Dualismus des Massnahmen- und Normenstaates für eine geniale Idee. Er hat sie auch in seiner Vorlesung so plastisch vorgestellt, dass ich das Beispiel, mit dem er sein Konzept zu vermitteln versuchte, bis heute noch im Kopf habe. Fraenkel ist erst 1939, nach der sog. «Reichskristallnacht» emigriert. Bis dahin hat er als Jude noch als Anwalt wirken dürfen, aber er durfte nur Juden vertreten, so wie jüdische Ärzte nur noch jüdische Patienten behandeln durften. Fraenkel erzählte Folgendes: Er musste einen jungen Juden vertreten, der an einem Schaukasten gestanden hatte, in dem der «Stürmer», das extrem antisemitische NS-Hetzblatt, aushing. Sein Klient hatte bei der Lektüre vor sich hin gesagt: «Det hab ick doch allet schon mal gelesen,» – es war ein Berliner – «det kenn ick doch alles.» Das hatte ein SA-Mann gehört und ihn mit der Begründung angezeigt, der junge Mann hätte den «Stürmer» des Plagiats bezichtigt und dessen Redakteure schwer beleidigt. Der junge Mann kam in Untersuchungshaft und ein Prozess wurde eingeleitet. Bei einem Vorgespräch zur Vorbereitung der Verteidigung versicherte er Fraenkel in seinem besten Hochdeutsch: «Also, Herr Anwalt. Ich weiss ganz genau, das habe ich gelesen, das ist wirklich so, mit den Bildern und so, das habe ich

alles schon mal gelesen.» Fraenkel fragte ihn, wo er das gelesen hätte, und der junge Mann antwortete, dass es wahrscheinlich 1928 oder 1929 in einer Berliner Zeitschrift – den Namen habe ich vergessen – gewesen wäre. Fraenkel erzählte dann weiter, wie er sich Handschuhe angezogen hat, um den «Stürmer» zu kaufen, den er ohne Handschuhe nicht anfassen wollte. Fraenkel konnte das ganz wunderbar beschreiben. Er holte sich den «Stürmer», ging in die Staatsbibliothek, liess sich die alten Ausgaben der betreffenden Zeitschrift von 1928/29 geben und wurde bald fündig: Der Artikel war tatsächlich wortwörtlich vom «Stürmer» abgeschrieben worden. Er ging zu seinem Klienten und sagte, er hätte den Artikel gefunden. «Wunderbar», sagte der Klient, «da bin ich ja bald freigesprochen.» Und da sagte ihm Fraenkel, und jetzt kommt der Punkt: «Das Gericht spricht Sie frei. Sie kommen raus, aber draussen vor dem Gericht steht die SS, und Sie kommen ins KZ und dort werden Sie zusammengeschlagen, gerade weil Sie den Prozess gewonnen haben. Und ob Sie aus dem KZ jemals lebend wieder rauskommen, das ist sehr fraglich. Machen Sie also lieber ein ganz reuevolles Gesicht vor dem Richter. Dann verurteilt er Sie zu sechs Monaten, vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas weniger, und verlassen Sie dieses wenig gastfreundliche Land.» Fraenkel erzählte, der junge Mann wäre sehr intelligent gewesen und habe das akzeptiert, und zog seine Schlussfolgerungen für uns Studenten. «Sehen Sie, das ist der Punkt. Der Normenstaat bestand noch. Die Richter hätten den jungen Mann freigesprochen. Das hätte dem Betroffenen nichts genutzt, denn er hätte die Rache der SS – der Vertreter des Massnahmenstaates – zu spüren bekommen.» Dieses Beispiel zur Erklärung der Struktur des Regimes war für mich faszinierend. Auch er, Fraenkel, war ein faszinierender Wissenschaftler.

Aber ich bin sehr weit vom Thema weggekommen. Wie schon gesagt, haben Erfahrungen der NS-Zeit mich, wie viele Historiker meiner Generation, sehr geprägt, wobei man natürlich dazu tendiert, seine eigenen Erfahrungen zu sehr zu verallgemeinern. Die Aufarbeitung der Vergangenheit spielte für uns nicht die zentrale Rolle, die sie heute hat. Das entscheidende Kriterium war für uns, wie man verhindert, dass wieder so eine Entwicklung eintritt, dass die Demokratie der Bundesrepublik, wie die der Weimarer Republik, nicht funktioniert und zusammenbricht?



**Trotz Ihrer interessanten Ausführungen noch einmal zurück zum ersten Teil der Frage. Inwiefern kann bzw. sollte Geschichtswissenschaft politischen Einfluss ausüben?**

Man kann aus der Geschichte lernen, aber man kann natürlich sehr oft auch das Falsche lernen. Es ist daher nicht so einfach, aus ihr zu lernen. Aber dass man aus ihr lernen kann, glaube ich schon. Wie man das Gelernte dann anwendet, ob man aufgrund der Lehren politischen Einfluss auszuüben versucht, ist eine andere Frage. Man sollte sich allerdings klar sein, dass die Umsetzung von historischen Lehren in der Politik alles andere als einfach ist und dass man leicht aus der Geschichte die falschen Lehren ziehen kann, das wissen wir alle. Insofern hat mich diese Frage sehr beschäftigt, und sicher auch viele andere aus meiner Generation.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Ich deutete schon an, dass ich es lieber gesehen hätte, wenn man die Diskussion nicht so stark an Einzelpersonen aufgehängt, sondern grundsätzliche Fragen diskutiert hätte. So z.B. die Fragen: Wie frei ist eine Geschichtswissenschaft in einer Diktatur? Was ist ihr Spielraum? Wie weit rechtfertigt sie solche Regime oder nicht? Auch im Hinblick auf die DDR, also die spätere Entwicklung, hätte mich das sehr interessiert. Die extreme Personalisierung finde ich nicht sehr glücklich, zumal sie einseitig ist. Ich habe ja auch die Beispiele von Historikern genannt, die sich nicht mit dem Nationalsozialismus einliessen.

**8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Wir Historiker haben es mit der Vergangenheit zu tun und haben daher keine Kompetenz für Prognosen. Ich glaube aber nicht, dass es zu einem ernsthaften Streit kommen wird. Es werden immer mehr Fakten bekannt werden. Das ist richtig so. Von diesen Fakten werden auch die Bewertungen abhängen. Wie schon gesagt, sehe ich z.B. die Bedeutung der NS-Volksgeschichte für die deutsche Sozialgeschichte als eher marginal an. Aus meiner Sicht spielen ausländische Impulse eine grosse Rolle, so Impulse aus Frankreich, wie die Schule der An-

nales, und Anregungen vor allem aus England und Amerika. Ich sehe eigentlich keine Gründe für einen echten Streit. Dass viele Historiker sich sehr weit mit dem NS-Regime eingelassen haben und dabei ihr Fach tief kompromittiert haben, ist unbestritten. Allerdings glaube ich nicht, dass die Historiker meiner Generation durch diese teilweise «braune Vergangenheit» unseres Faches in ihrer Geschichtsschreibung geprägt wurden.

**Und inwieweit sehen Sie in dieser Frage einen Generationenkonflikt? Wir haben dies an mehreren Stellen zu hören bekommen.**

Das ist sicher richtig. Generationen spielen in der Geschichte und sicher auch in der Geschichtsschreibung eine viel grössere Rolle, als man denkt. Ich habe mich seit einiger Zeit bemüht, die generationeile Perspektive in meinen Arbeiten zu berücksichtigen. Auch in meinem neuesten Buch «Über Deutschland» wird der Zusammenbruch der DDR 1989/90 z.T. auf generationelle Konflikte zurückgeführt. Wir alle sind durch unsere eigenen Erfahrungen geprägt, und die kann man nur sehr schwer vermitteln. Man wird zwar vielleicht auch Historiker, weil die Eltern und Grosseltern einem etwas erzählen. Aber können Erfahrungen wirklich vermittelt werden? Meine Mutter und eine meiner Grossmütter haben mir oft von den Hungerwintern des Ersten Weltkrieges, vor allem dem sog. Kohlrübenwinter 1916/17 erzählt. Man hört das und man liest darüber. Man erfährt, dass sehr viele Menschen gestorben sind, aber was es für die Menschen, die das erlebt haben, wirklich bedeutet, das ist etwa ganz anderes und kaum nachzuvollziehen. Generationeile Unterschiede bestehen also, das ist richtig. Aber wir Historiker sind ja dazu da, zwischen den Generationen zu vermitteln, zu versuchen, zwischen den Polen von Kritik und Bewahrung unseren Weg zu finden.

**Ganz zum Schluss noch eine Frage, die nur mittelbar in diesen Themenbereich gehört. Sie waren 1991/92 auch Vorsitzender der Struktur- und Berufungskommission für die Geschichtswissenschaften an der Humboldt-Universität. Dadurch waren Sie gezwungen, sich mit der Historiographie unter der zweiten deutschen Diktatur auseinanderzusetzen. Nach welchen Massstäben sind Sie verfahren bei der Evaluation? Spielten «politische» Kriterien dabei eine Rolle?**

Man hat ein falsches Bild von dieser Arbeit. Dabei habe ich sie sehr frisch in Erinnerung. Man denkt, dass wir unaufhörlich geschaut ha-

ben, was die Bewerber politisch «verbrochen» oder nicht «verbrochen» haben. Das ist definitiv falsch. Wir haben sehr genau geprüft, wie ihre Qualität als Historiker war, wobei wir natürlich gewusst haben, dass sie unter erschwerten Bedingungen gearbeitet haben, dass sie manches nicht sagen durften usw. Aber wir mussten von dem ausgehen, was an Veröffentlichungen oder Manuskripten vorlag. Die Frage, ob sie etwa der Stasi zugearbeitet haben, war eine Frage, die sich uns gar nicht gestellt hat. Wir durften keine Anfrage an die Gauck-Behörde stellen. Erst nachdem wir Vorschläge unterbreitet hatten, hat der Senat des Landes Berlin als Behörde bei der Gauck-Behörde gefragt, ob diejenigen, die von uns vorgeschlagen wurden, nicht unter Umständen «Inoffizielle Mitarbeiter» der Stasi gewesen sind. Wir erfuhren also erst nachträglich davon. Nur in Fällen, in denen Hochschullehrer eine besonders üble Rolle direkt an der Humboldt-Universität gespielt hatten und wir von Studenten darüber erfuhren, die in einigen Fällen berichteten, wie sie sechs Stunden und länger Verhören unterzogen und relegiert wurden, beeinflusste das unsere Entscheidung. Es handelte sich aber vielleicht um zwei von etwa achtzig Fällen. Dagegen hat die Frage nach dem politischen Verhalten der Bewerber für uns in diesem Stadium keine Rolle gespielt. Es war also vor allem eine Beurteilung der professionellen Qualität. Es hat auch keine Rolle gespielt, ob Bewerber Marxisten waren oder nicht. Wir haben Marxisten berufen, die gute Sozialhistoriker waren, Hartmut Harnisch z.B., der den Lehrstuhl für Preussische Geschichte bekam. Aber es wird häufig kolportiert, dass wir ständig in der politischen Vergangenheit der Bewerber aus der DDR herumgebohrt hätten. Das war nicht der Fall. Wenn wir die Bewerber interviewt haben, haben wir sie gefragt, was sie machen wollen und was ihre Forschungsinteressen sind, gerade auch bei den Jüngeren. Es war also keine «Entnazifizierungs-» oder «Ent-SEDisierungs»-Kommission, oder wie immer man das nennen will. Das hat man oft missverstanden und hat vielfach heute ein falsches Bild davon. Ausserdem haben wir eng mit den Kollegen aus dem Osten zusammengearbeitet. In der von mir geleiteten Kommission kamen insgesamt fünf Mitglieder aus der DDR und mit mir nur drei aus der Bundesrepublik. Ich kann mich bei Hunderten von Entscheidungen nicht an eine einzige erinnern, wo wir nach Ost-West-Kriterien abgestimmt haben. Es ging um Qualität, um die Beurteilung der Chancen jüngerer Wissenschaftler, sich zu entwickeln, sich wissenschaftlich frei zu schwimmen. Es ging so vor allem bei den Jüngeren darum, sich ein Urteil über das wissen-

schaftliche Potential der Bewerber zu bilden. Die politische Belastung ist erst in einer späteren Phase von anderen nach formellen Kriterien geprüft worden.

**Die Annahme einer Parallelität der Situation mit der Zeit nach 1945 würden Sie also zurückweisen?**

Ja, man kann die Situation nicht direkt vergleichen. Natürlich kann man sagen, dass sich die Historiker der DDR nicht frei entwickeln konnten und an die Vorgaben der SED noch enger gebunden waren als die Historiker in der NS-Zeit, die eher im alten Stil weiterarbeiten konnten. Das haben wir natürlich gewusst und in Rechnung gestellt. Aber es waren dennoch gute, z.T. international bekannte Leute dabei. Andererseits gab es natürlich auch solche, die zwei Aufsätze geschrieben haben, die völlig belanglos waren, und die nur deshalb einen Lehrstuhl hatten, weil sie Parteiverbindungen hatten. Das hat es natürlich gegeben. Sie waren vor der Kommission natürlich wenig erfolgreich, aber nicht weil sie Kommunisten waren, sondern weil inhaltlich nichts von Gewicht vorlag.

- 1 Ort des Interviews: Hotel Antares (Berlin-Kreuzberg) / Termin: 03.07.99, ca. 10.00 bis 11.30 Uhr / Interviewer/in: Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Ritter, Gerhard A.: Ein tiefer Einschnitt in meinem Leben, in: Filmer, Werner / Schwan, Heribert (Hg.): Besiegt, befreit... Zeitzeugen erinnern sich an das Kriegsende 1945, München 1995, S.252-259.
- 3 Schüler-Springorum, Stefanie / Wichert, Christl: Unversöhnte Geschichte(n). Historiker in Ost und West, in: Rudolph, Karsten / Wichert, Christl (Hg.): Geschichte als Möglichkeit. Über die Chance von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing, Essen 1995, S. 9-25. Die Interviewpartner waren neben Gerhard A. Ritter die Historikerinnen und Historiker Helga Grebing (Bochum/Göttingen), Fritz Klein (Berlin) und Jutta Seidel (Leipzig).
- 4 Vgl. zu Herzfeld Ritter, Gerhard A.: Hans Herzfeld. Persönlichkeit und Werk, in: Büsch, Otto (Hg.): Hans Herzfeld. Persönlichkeit und Werk, Berlin 1983, S. 13-91.
- 5 Ritter, Gerhard A.: Hans Rosenberg 1904-1988, in: GG 15 (1989), S. 282-302.
- 6 Herzfeld, Hans: Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkrieg, Bonn 1923.

- 7 Herzfeld, Hans: Die Moderne Welt 1789-1945: I. Teil: Die Epoche der bürgerlichen Nationalstaaten 1789-1890; II. Teil: Weltmächte und Weltkriege. Die Geschichte unserer Epoche 1890-1945, 6. Aufl., Braunschweig 1969 und 1976.
- 8 Herzfeld, Hans: Aus den Lebenserinnerungen, hrsg. von Willy Real, Berlin/New York 1992.
- 9 Herzfeld, Hans: Der Erste Weltkrieg, München 1968.
- 10 Herzfeld, Hans: Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkrieg, Leipzig 1928.
- 11 Ritter, Gerhard A.: Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900, 2. Aufl., Berlin 1963.
- 12 Die deutsche Revolution 1918-1919. Dokumente, hg. von Gerhard A. Ritter, Frankfurt a.M. 1968; Die II. Internationale 1918/1919: Protokolle, Memoranden, Berichte und Korrespondenzen. Kommentierung unter Mitwirkung von Konrad von Zwehl / hg. von Gerhard A. Ritter, Berlin 1980.
- 13 Schieder, Theodor: Die Kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863-1871, München 1936.
- 14 Vgl. Ebbinghaus, Angelika / Roth, Karl Heinz: Vorläufer des «Generalplans Ost». Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenkschrift vom 7. Oktober 1939, in: 1999 7 (1992), Heft 1, S. 62-94.
- 15 1941 erstmals veröffentlicht unter dem Titel «Dual State». Inzwischen in deutscher Sprache: Fraenkel, Ernst: Der Doppelstaat, Frankfurt am Main/Köln 1972.

# Helga Grebing<sup>1</sup>

*«Für mich war klar: Indoktrination – nicht mehr braun, jetzt rot – kommt nicht in Frage.»*

## Biographische Fragen

**Frau Grebing, Sie wurden am 27. Februar 1930 in Berlin-Pankow in eine katholische Arbeiterfamilie geboren, in der Sozialdemokratie und kommunistische Anschauungen im Streit lagen.**

Ja, das ist richtig. Der katholische Teil der Familie väterlicherseits stammte aus dem thüringischen Eichsfeld und war eigentlich bigott-katholisch. Im Gegensatz dazu kam meine Mutter aus einer protestantischen Familie, die allerdings auf das Protestantisch-Sein nicht sehr viel Wert legte. Das waren die beiden Welten, die aufeinanderstiessen.

**Ihr Vater ist 1935 schon früh gestorben.**

Ja, er ist in Folge eines Verkehrsunfalls umgekommen. Er ist Maurerpolier gewesen und auf dem Weg von der Baustelle nach Hause von einem Auto angefahren und relativ schwer verletzt worden – aber eigentlich noch nicht lebensgefährlich. Aber dann ist eine sogenannte Wundgasbrandinfektion dazugekommen – damals hatte man noch kein Penicillin –, und damit war eigentlich schon klar, dass jemand, der das hatte, nicht durchkommen würde.

**Dann sind Sie mit Ihrer Mutter nach Miersdorf (heute Zeuthen, südöstlich von Berlin) gezogen. 1945 sind Sie wieder nach Berlin zurückgekehrt und haben die Handelsschule in Berlin-Neukölln besucht.**

Nein, wir haben immer am Rande von Berlin gewohnt. Nach dem Tod meines Vaters sind wir zu Verwandten nach Miersdorf gezogen. Meine Mutter hat in Berlin gearbeitet. Es gab ja schon ausgebaute Eisenbahnstrecken. Meine Familie beiderseits war in Berlin wohnhaft. Wir sind eigentlich nicht aus Berlin weggezogen, sondern haben nur unseren Standort etwas verlegt, und ich bin schon als Achtjährige allein von Berlin nach Zeuthen gefahren und umgekehrt. Das war also

im Grunde kein Unterschied. Insofern bin ich auch nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt, sondern als nach Kriegsende die sowjetische Besatzungsarmee alle Schienen abmontiert hatte und kein Verkehr mehr nach Berlin existierte, musste ich mich entschliessen, in Berlin bei Verwandten zu wohnen. Auch das ist kein Bruch in der Biographie.

**Anschliessend haben Sie die Handelsschule in Berlin-Neukölln besucht.**

Ja, aber schon vor Kriegsende. Es fing ja mit dem totalen Kriegseinsatz an, als alle Schulen geschlossen wurden. Ausserdem war ich zwischenzeitlich ein Jahr auf der Handelsschule. Dann wurde ich Rüstungsfabrikarbeiterin in Wildau bei Schwartzkopf, dem grossen Lokomotivenunternehmen. Da habe ich zumindest gelernt, Bauzeichnungen zu lesen, aber sonst habe ich wahrscheinlich nicht viel zur Produktionssteigerung beigetragen. Das war aber damals so: Schulen, Theater, alles wurde zugemacht. Anschliessend habe ich wieder die Handelsschule aufgenommen.

**Sie haben in einem anderen Gespräch, das in Ihrer Festschrift abgedruckt ist, von Ihrer Zeit als BDM-Mädchen gesprochen. Für Sie war ja gerade das Jahr 1945 auch persönlich eine ganz entscheidende Zäsur, weil Sie sich als noch 15jährige über die zwölf Jahre Rechenschaft abgelegt haben – in einem Manuskript, in dem Sie sich gefragt haben, was in diesen zwölf Jahren passiert ist. Vielleicht können wir noch einmal zurückgreifen: Was waren die entscheidenden Prägungen, und wie haben Sie Ihre Jugend erlebt?**

Nun sind es bei mir nicht zwölf Jahre. Ich fing vielleicht mit Kriegsbeginn an, mir über das, was passierte, bewusst zu werden. Da war ich neun, da fängt man schon an zu begreifen. Vorher waren es mehr Prägungen durch die Erwachsenen, die alle – was ganz wichtig war – in meinem familiären Umfeld, ob nun evangelisch oder katholisch, keine Nationalsozialisten, d.h. keine Mitglieder der NSDAP waren. Mühselig hat der NSDAP-Blockwart meine Mutter dann dazu gebracht, wenigstens in den NSV einzutreten. Das war diese Sozialorganisation, die im Winterhilfswerk immer mit den Klapperbüchsen die Groschen sammelte. Ein Onkel, der zwar kein bekennender Katholik war, aber immerhin Katholik, hat für die in Berlin lebende Familie beschlossen, dass man nicht «Heil Hitler», sondern «Grüss

Gott» sagen sollte. Bei Katholiken könnte ja niemand etwas dagegen haben. Ich wusste damals noch nicht, dass irgendjemand aus meiner Familie Sozialdemokrat oder Kommunist war. Das hat man mir wahrscheinlich nicht auf die Nase gebunden.

Auch hatte ich als Kind erlebt, dass bei uns im Haus ein Fräulein Cohn lebte. Es ist heute klar, dass sie eine Jüdin war, die versucht hatte, irgendwie zu bleiben. Fräulein Cohn war mit einem Mal verschwunden und kam auch auf mein Nachfragen hin nicht wieder hervor. Das prägt sich einem kindlichen Bewusstsein ein.

Ich erinnere mich allerdings sehr genau daran, dass ich mal als Vier- oder Fünfjährige – wahrscheinlich ziemlich frech – eine entfernte Verwandte, die immer sehr herrisch auftrat, angebrüllt habe: «Ich Sorge dafür, dass du ins Konzertlager kommst!» Konzertlager war der Tarnname für KZ, d.h., in der Familie sprach man davon. Wo sollte ich den Begriff sonst herhaben? Diese antinationalsozialistische Prägung ist also unterschwellig sehr stark gewesen. Meine Mutter redete mir auch immer zu, dass ich noch nicht in den BDM gehen solle, da ich noch zu klein sei. Und wer hört denn gern, er sei klein? Nun wollte ich da gerade hin.

**... und wahrscheinlich, weil alle Kameradinnen dabeiwaren.**

Ja, das kam noch dazu. Ich nehme einmal an, dass ich unter den Bauern- oder Kleinbürgerkindern in Miersdorf verhältnismässig schnell das grosse Wort geführt habe und deswegen auch beim BDM in eine Führungsfunktion gekommen bin.

Bezeichnend für meine Familie war folgende Geschichte: Ich wollte eine Landkarte von der Ostfront haben, um zu sehen, wo die «grosse» deutsche Armee steht. Das lehnte meine Mutter ab. Es gab auch kein Führerbild. Ich habe sie dann so gedrängt, dass es ihr wohl zu mulmig wurde und sie mir schliesslich eine Karte aufs Klo gehängt hat. Das war damals natürlich in einem Zweifamilienhaus aus den 30er Jahren ein eiskaltes Unternehmen. Jedenfalls musste ich immer aufs Klo, wenn ich die Fahnen da stecken wollte, und steckte dann nach Stalingrad pausenlos die Markierungen zurück.

Ich würde aber sagen, der entscheidende Moment des Umdenkens kam etwa Ende 1944. Uns erreichten im Winter 1944 die ersten Flüchtlinge aus dem Osten, die zum Teil in offenen Güterwagen ankamen – alte Frauen, kleine Kinder. So wurde mir langsam klar, dass da etwas nicht stimmte. Was uns in den Wehrmachtsberichten er-



zählt wurde, passte nicht mit der Realität zusammen. Wir haben die Leute betreuen müssen und auf diese Weise einiges erfahren. Insofern war ich schon vorgeprägt und begriff allmählich, dass an diesen ideologischen Indoktrinationen und an dem, was in «Mein Kampf» stand, irgendetwas nicht stimmen konnte.

Ein weiteres Ereignis im Februar 1945 war wichtig. Wir, d.h. die HJ, der BDM und die Parteileute sowieso, waren vom NSDAP-Ortsgruppenleiter zusammengerufen worden, der uns dann erklärte, es sei der Führerbefehl gekommen, eine «Werwolf»-Organisation aufzubauen. Das war für mich der Moment des inneren Umbruchs. Immerhin hatte ich den Mut zu sagen: «Ohne die Mädchen. Wir machen da nicht mit.» Meine Position war auch ganz richtig, denn 14 Tage später war der Ortsgruppenleiter verschwunden. Wo er geblieben ist, weiss ich nicht. Jedenfalls erforderte diese Entscheidung meinen ganzen Mut. Da war eigentlich schon klar, dass ich nicht mehr dazugehören konnte. Ich würde das schon auf den dauerhaften Versuch meiner Familie zurückführen, mich, soweit es ihnen eben möglich war, zurückzuhalten.

Das ist das eine, und das andere waren eigene Überlegungen. Die haben sich dann in dem von Ihnen vorhin schon kurz erwähnten Aufsatz niedergeschlagen. Im Grunde wurden wir als gläubige junge Menschen ausgenutzt und instrumentalisiert. Nach dieser Einsicht war der Übergang in die Demokratie für mich nicht mehr allzu schwer – höchstens insofern, als dass ich nun bald wieder indoktriniert werden sollte. Das hat dazu geführt, dass ich bereit war, am Aufbau eines neuen Deutschland mitzuwirken, aber nicht in der KPD oder in der SED, sondern in der SPD, in die ich im Januar 1948 eingetreten bin. Das konnte ich tun, weil Ost-Berlin unter der Viermächteverwaltung von Berlin stand, so dass die SPD dort noch nicht aufgelöst worden war. Dies geschah erst nach dem Mauerbau.

Ich habe die Handelsschule zu Ende gemacht und mich eines Tages aufgrund eines Zeitungsaufrufs für die Vorstudienkurse der Humboldt-Universität beworben – später wurde daraus die Arbeiter- und Bauern-Fakultät. Aufgerufen waren junge Menschen, die aus politischen, rassistischen oder sozialen Gründen nicht in der Lage gewesen waren, während der Zeit des Dritten Reiches das Abitur zu machen, geschweige denn mit dem Studium beginnen zu können. Da habe ich mich gemeldet und soziale Gründe geltend gemacht: dass meine Mutter alleinerziehend war, mit einer knappen Rente und sehr

wenig Geld, und dass sie selbstverständlich nicht daran denken konnte, mich zum Abitur zu führen oder studieren zu lassen. Ich habe dann die Aufnahmeprüfung bestanden und erinnere mich noch, dass eine Prüferin, die spätere Justizministerin, die schreckliche Hilde Benjamin gewesen ist. Ich wurde als eine der Jüngsten aufgenommen. Im Februar 1946 war ich nämlich gerade 16 geworden.

**Und weshalb haben Sie sich später für Geschichte entschieden?  
Sie hatten wahrscheinlich erst einen anderen Berufswunsch,  
wenn man an den Besuch der Handelsschule denkt.**

Die Handelsschule war kein Wunsch, sondern eine Notwendigkeit, irgendetwas zu tun. In den Kreisen, aus denen ich kam – im Grunde Arbeiterschicht mit ein bisschen Aufstiegswillen –, dachte man beispielsweise an Auslandskorrespondentin, an Übersetzerin oder an einen gehobenen Bürovorsteherposten in einem Rechtsanwaltsbüro. Das gab die Aufstiegsleiter vor, aber kein Studium. Warum Geschichte? Das kann ich nicht beantworten. Ich kann mich nur erinnern, dass ich immer schon Geschichte und Philosophie studieren wollte, was ich ja dann auch getan habe. Germanistik war eigentlich nur der Überlegung geschuldet, nachher Staatsexamen machen zu können, um die Lehrbefugnis zu haben. Wenn Sie das Vorwort meiner Dissertation lesen, steht dort bereits, dass ich es als Aufgabe betrachtete zu erklären, wie der Nationalsozialismus eigentlich möglich wurde. So habe ich meine Dissertation auch als einen Beitrag zu einer Erklärung aufgefasst.

**Wenn Sie sich an Ihren Studienbeginn erinnern:  
Wie erlebten Sie Ihre ersten Semester an der Humboldt-Universität?**

Im Wintersemester 1947/48 habe ich an der Humboldt-Universität angefangen zu studieren, da war ich 17. Wir hatten schon in der Zeit der Vorstudienanstalt politische Probleme und eine politisch gespannte Situation. Ältere, die Wehrdienst oder Gefangenschaft hinter sich hatten, liessen nicht alle Indoktrinierungsversuche lautlos an sich vorübergehen. Für mich war klar: Indoktrination – nicht mehr braun, jetzt rot – kommt nicht in Frage. Deswegen entschied ich mich für die SPD.

Die ersten drei Semester blieb ich an der Humboldt-Universität. Immerhin lehrten dort Fritz Hartung, der einen Ruf als Verfassungshistoriker hatte, und auch der Mediävist Fritz Rörig, der sich zu Anfang jeder Vorlesung dafür entschuldigte, dass er mal Nazi gewesen

war. Ich hörte auch bei dem Staatsrechtler Hans Peters, der zum 20. Juli-Widerstand gehört hatte. Nicht zu vergessen: Ernst Niekisch, der aus dem Zuchthaus gekommen war und grossartige Vorlesungen hielt. Da er blind war, wurde er immer von jemandem hereingeführt, stellte sich ans Katheder, hielt sich da fest und hat dann seine Dreiviertelstunde geredet.

**Welche Themen hat Niekisch behandelt, und an welche Lehrer erinnern Sie sich sonst noch?**

Niekisch behandelte vor allem die Weimarer Republik. Er hat wesentlich die Inhalte dessen, was er schon publiziert hatte oder dann später noch publiziert hat, vorgetragen – also seine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Bei den Germanisten war es Hermann Kunisch, der aus dem katholischen Lager kam. Das waren Leute, die durch die Themenwahl schon vorgaben, dass man sich auch an der Universität nicht alles gefallen lassen musste. Im Gegensatz dazu gab es Alfred Meusel und Heinz Kamnitzer. Meusel war erst Sozialdemokrat in der Weimarer Zeit, dann Kommunist und in der englischen Emigration. Bei Kamnitzer war das ähnlich. Meusel hat Arbeitergeschichte gelehrt und Kamnitzer vor allem Bauernkriege. Damit fing schon der Zirkus an: die Frage der ersten bürgerlichen Revolution, die Bauernkriege – Thesen, die nachher sehr verbreitet waren.

Ich wollte eigentlich sofort nach Gründung der Freien Universität dorthin gehen, weil es mir auch aus anderen Gründen an der Humboldt-Universität zu mulmig wurde. Ich war damals schon Mitglied der SPD-Hochschulgruppe, und wir verteilten Flugblätter oder liessen sie auf Klos liegen. Die Situation wurde zunehmend brenzlicher. Ich konnte aber nicht gleich weg, weil meine Mutter einen Unfall hatte. Sie war von einem russischen Lastkraftwagen angefahren worden. Da sie ziemlich schwer verletzt war und ich sie nicht allein in Miersdorf lassen konnte, bin ich erst zum Sommersemester 1949 an die Freie Universität gegangen. Sie werden sich die damaligen Bedingungen nicht vorstellen können: Ich lebte noch in der Sowjetischen Besatzungszone bei meiner Mutter, fuhr jeden Tag nach Berlin zur Freien Universität – um nicht entdeckt zu werden, erst bis Friedrichstrasse und dann runter nach Dahlem. Das war irre umständlich, spannend und risikoreich. Aber als junger Mensch nimmt man ja Risiken nicht so existentiell wahr. Das klingt im Nachhinein abenteuerlich und war es wohl auch, aber man hat es einfach so gemacht.

**War die FU für Sie eine andere Welt?**

Ein Unterschied war das schon. Aber die Freie Universität bestand ja eigentlich nur aus ein paar Häusern, und da stand «Freie Universität» dran – und das war's. Wir sind in ganz Dahlem rungezogen bei Leuten, von denen wir vermuteten, dass sie reich wären, und haben gefragt, ob sie Bücher hätten, die sie nicht mehr bräuchten. Aber was wir in Dahlem an Lesbarem gefischt haben, war jämmerlich. Da wir kaum Literatur hatten, bin ich immer in die alte Staatsbibliothek gefahren, wo wir als Studenten der Freien Universität eigentlich nicht bedient werden durften. Doch wir brachten dem Personal Schokolade und Sachen, die es im Osten nicht gab. Man hat dann nicht so genau hingeguckt und uns die Bücher zur Benutzung im Lesesaal zur Verfügung gestellt. Es war klar, dass sie nicht das Risiko eingingen, uns die Bücher auszuleihen.

**Zum Seminarbetrieb selbst: Was waren die ersten Veranstaltungen, die Sie an der FU besucht haben? Wer waren besondere Lehrer, und auf welche Themen haben Sie sich konzentriert?**

Die Angebote waren schon überwiegend zeitgeschichtlich. Paul Kluge z.B. machte ein Seminar über die Revolution von 1918/19. Das war ein Highlight für die Zeitgeschichte. Hans Herzfeld, der bald kam, hielt damals bereits die grossen Vorlesungen vom Kaiserreich bis in die Weimarer Republik. Hans Rosenberg, der methodisch ganz anders orientiert war, nicht mehr im Wesentlichen an Politik-, Organisations- und Institutionengeschichte, warf dann sozialgeschichtliche Fragestellungen auf – was mir ja nun nicht fremd war. Ich kam aus einem solchen Milieu. Ich wusste, was Arbeiterbewegung, was soziale Bewegung war. Rosenberg war für mich am anregendsten, das ist gar keine Frage.

**Spielte Rosenbergs Status als Emigrant für Sie eine Rolle?**

Sicher spielte das eine Rolle. Er hatte auch eine andere Art zu lehren. Auch Kluge war ein spezieller Fall, da seine Frau Jüdin war und er während des Dritten Reiches nicht mehr an der Universität lehren durfte. Er war wohl zunächst Privatdozent und ist dann Lehrer ausserhalb Berlins gewesen, um seine Frau zu schützen. Durch den Rückzug ist es beiden gelungen, zu überleben.

Darum lag es nahe, dass er zeitgeschichtliche Themen aufgriff. Aber sehr weit über die Weimarer Republik ist keiner hinausgekommen, das muss man ganz deutlich sagen. Es war auch schwierig, bereits Perspektiven für die Interpretation des Dritten Reiches zu entwickeln. Weimar war aber ein fester Bestandteil der Lehre.

**Traten Rosenberg oder Herzfeld in ihren Vorlesungen als Zeitzeugen auf?**

Rosenberg erklärte uns schon, warum er nun in Amerika war, obwohl er vor 1933 bereits Privatdozent in Köln gewesen war. Er brachte auch diesen etwas anderen, offeneren Stil aus den amerikanischen Universitäten mit. Sonst waren die Professoren damals ehrfürchtige Gestalten, die man kaum anzusprechen wagte. Anders war das bei Rosenberg, der uns als erster auch ausserhalb der Lehrveranstaltungen zu sich einlud, so dass man eine andere Art von Gespräch führen konnte.

**Wie war Ihr Verhältnis zu Herzfeld?**

Herzfeld war für mich wichtig. Ich erinnere mich, dass er mir einmal ausdrücklich sagte, dass er meine politische Betätigung schon seit längerem beobachte und dies durchaus in seinem Sinne sei. Das war schon viel, dass das von jemandem kam, der kein Sozialdemokrat war und der im Gegenteil dieses schreckliche Buch über die Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg geschrieben hatte.<sup>2</sup> Das wollte er, der selbst im Dritten Reich halb Verfolgter, «Vierteljude», gewesen war, mir deutlich sagen. Ich fand es damals bemerkenswert, dass Herzfeld mich in meiner politischen Arbeit bestärkte.

**Auf diese Weise wurde ein Umlernprozess signalisiert. Aber wurde überhaupt thematisiert, welche Schriften der «Lehrer» in der Weimarer Republik oder noch am Anfang des Nationalsozialismus verfasst hatte?**

Nein. Das Buch von Herzfeld habe ich erst im Laufe des Studiums entdeckt und war natürlich ziemlich schockiert. Aber da er mir gegenüber andeutete, dass er die Dinge inzwischen anders betrachtet, musste ich das so akzeptieren.

**Gab es unter den Lehrern auch «Grabenkämpfe»? Hat man gemerkt, wer halbherzig entnazifiziert wurde bzw. wer aufrichtig demokratisch umgelernt hatte?**

Nein, das merkte man damals nicht. Abgesehen von Rörig, den ich vorhin erwähnte, habe ich niemanden so offen erlebt. Niekisch hat es nun – umgekehrt – wirklich nicht nötig gehabt. Herzfeld hat sich dem Anschein nach selbst revidiert. Kluge brauchte sich auch nicht zu rechtfertigen, da er in der Nazizeit nichts publizieren durfte. Im Grunde hatte ich Hochschullehrer, die diese Form von Vergangenheitsbewältigung nicht nötig hatten. Es kommt übrigens noch etwas hinzu: Es kamen dann schon die jüngeren Historiker bzw. Politikwissenschaftler wie z.B. Karl Dietrich Bracher, der schon damals – die Männer waren ja sowieso alle älter als wir Studentinnen – sehr schnell an seinem grossen Buch gearbeitet hat.<sup>3</sup> Das war der eigentliche Durchbruch. Damit war schon eine neue Generation in Sicht, mit der wir uns identifizieren konnten.

**Wurde die Verbindung von politischer Wissenschaft und Geschichtswissenschaft von Herzfeld gefördert?**

Ja, Gerhard A. Ritter schrieb seine Dissertation über die Sozialdemokratie vor 1914. Ich beschäftigte mich mit dem Verhältnis zwischen Zentrum und katholischer Arbeiterschaft und Gerhard Schulz mit den internationalen Perspektiven der alten Arbeiterbewegung.<sup>4</sup> Herzfeld akzeptierte Dissertationen, die wir uns selbst herausuchten. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich irgendetwas über den Kanzler Caprivi, Bismarcks Nachfolger, schreiben sollen. Das hat mich aber nicht interessiert, so dass ich mir mein Thema gewissermassen selber gesetzt habe. Es war unüblich im deutschen Universitätsbetrieb, dass die Doktoranden vordachten, was sie machen wollten.

**Das deutet auch darauf hin, dass wahrscheinlich das Gespräch unter den Studierenden sehr intensiv war.**

Es gibt den Roman «Die Studenten von Berlin» von Dieter Meichner, der auch zu unserer Kohorte gehörte. Er war nachher Hörspielchef beim Norddeutschen Rundfunk und Krimi-Autor. Wir haben ihn immer aufgezogen, weil er in den Seminaren und Vorlesungen nie zuhörte und wir ihm immer alles erzählen mussten.

Ich glaube, er hat da schon seine Hörspiele und Romane entworfen. «Die Studenten von Berlin» bezieht sich auf diese Gruppe von Studenten.

**Wer gehörte dazu?**

Alle, die ich genannt habe: Ritter, Schulz, Grebing, Ansprenger und noch ein paar andere.

**Und wie war in etwa das zahlenmässige Verhältnis zwischen Studentinnen und Studenten?**

Ich habe überhaupt nicht wahrgenommen, dass wir in der Minorität waren – was natürlich der Fall war. Aber sonst hatten wir ein eher kameradschaftliches Verhältnis. Ich sagte ja schon, dass die Männer meistens ein paar Jahre älter waren. Wir haben nie Probleme gehabt. Vielleicht lag das auch daran, dass die Männer froh waren, dass sie nun endlich dem Krieg, der Kriegsgefangenschaft und was ihnen sonst noch alles begegnet war, entronnen waren. Ich erinnere mich nicht daran, dass die Frauen von den Männern in irgendeiner Form majorisiert wurden. Man war gleich, und so gingen wir auch miteinander um. Übrigens haben wir alle erst mühselig das Diskutieren lernen müssen, weil wir das nirgends mitbekommen hatten, wo immer wir in der Schule gewesen waren. Man wartete, bis man gefragt wurde. Den diskursiven Umgang mussten wir alle erst sehr mühevoll einüben. Obwohl ich sonst sehr viel reden konnte und auch schon ziemlich viel geschrieben hatte, musste ich erst lernen, mich in einem grösseren Gremium zu äussern. Wir hatten dazu sogar eigene Diskussionsgruppen eingerichtet.

**In Ihrer Dissertation haben Sie sich mit der Zentrumspartei in der Weimarer Republik beschäftigt. Spielt da Ihre katholische Herkunft vielleicht eine Rolle?**

Nein. Das würde ich nicht so dezidiert behaupten. Ich hatte an sich vor, etwas über die deutschnationalen Arbeiter zu schreiben. Die Fragestellung war: Warum ist diese, immerhin nicht kleine Gruppe, nie proletarisch oder im Sinne der klassischen Arbeiterbewegung sozialisiert worden? Warum blieb sie ein Faktor innerhalb des nationalistischen Spektrums? Da war die Quellenlage aber nicht gut genug. Deshalb habe ich mich entschlossen, was dann ziemlich nahelag, das

katholische Milieu zu behandeln. Das war fast noch interessanter, weil von der katholischen Soziallehre her alle Voraussetzungen geschaffen waren, sich nun in die Arbeiterbewegung einzubringen.

**Nach Ihrer Promotion bei Hans Herzfeld sind Sie in den Verlagssektor übergewechselt.**

Ja. In die Schule wollte ich nicht, obwohl ich Staatsexamen gemacht habe. Aufgrund der Tatsache, dass ich früh mit dem Studium anfangen konnte, war ich noch nicht einmal 23 und hatte schon promoviert. Kurz danach habe ich – was man damals noch konnte – die Dissertation als Hausarbeit eingereicht und damit Staatsexamen gemacht. Weil das so leicht war, machte man dies einfach, damit man nicht noch eine zweite Arbeit schreiben musste. Ich wollte auch nie in die Schule, weil es mich gelangweilt hätte, von Zeit zu Zeit immer wieder dasselbe zu machen. Ich habe mir dann relativ schnell überlegt, ins Verlagswesen zu gehen und Bücher zu machen. Die Idee, an der Universität zu bleiben, hatte ich nicht. Angesichts der geringen Zahl an Stellen konnte man das damals gar nicht. Ich weiss noch, dass Herzfeld eine einzige Stelle zu vergeben hatte. Er besetzte sie mit Gerhard A. Ritter, weil dieser, wie Herzfeld mir bedeutete, seine Promotion zwei Monate früher abgeschlossen hatte als ich. Ob es der wahre Grund für seine Entscheidung oder überhaupt ein Kriterium war, habe ich dann nicht mehr in Frage gestellt. Ritter bekam die Stelle, und ich musste mir etwas anderes suchen. Berlin hatte damals ein schlechtes Arbeitsplatzklima. Ich hatte auch überlegt, in die Senatsverwaltung zu gehen, aber daraus wurde nichts.

Letztlich habe ich mich bei sage und schreibe 80 Verlagen um eine Volontariatsstelle beworben und bekam immerhin von dreien eine Antwort. Die Verlage habe ich mir herausgesucht nach den Büchern, die ich gelesen und die mich interessiert hatten. Auf den Isar-Verlag in München, bei dem ich schliesslich landete, war ich gekommen, weil damals schon «Die Geschichte der Parteien» von Ludwig Bergsträsser und «Die deutschen Parteiprogramme» von Wilhelm Mommsen dort erschienen waren.<sup>5</sup> In München war es für mich zunächst nicht ganz einfach, weil ich dort wirklich niemanden kannte. Deshalb ging ich zur SPD, wo ich Mitglied war. So wurde ich Juso in München und kurzzeitig Juso-Vorsitzende.



Ich habe erst einmal eine Weile die Universität Universität sein lassen, aber dann angefangen zu publizieren. Sie wissen ja, dass die kleine Schrift über den Nationalsozialismus, die immerhin eine Auflage von 120.000 hatte, dann im Isar-Verlag herausgekommen ist.<sup>6</sup> Martin Broszat und ich hatten auf einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Akademiker vorgetragen. Er sprach über die Entwicklung der völkischen Ideologie, ich über die Anfänge der nationalsozialistischen Organisationen. Daraufhin regte Olzog, der Inhaber des Isar-Verlages, an, daraus ein Buch zu machen. Vom Geld für das kleine Buch über den Nationalsozialismus habe ich mir mein erstes Auto gekauft.

Dazu muss man sagen, dass sich der Markt für dieses Thema in den 50er Jahren gebildet hat. Nach meinem Verständnis trifft die Einschätzung der 50er Jahre als ausschliesslich reaktionär, rückwärtsgerichtet und vertuschend nicht zu. Tatsächlich war es – das können Sie auch an anderen intellektuellen Bemühungen abmessen – auch die Vorbereitung der 60er und der Ausserparlamentarischen Opposition. Insofern bin ich immer – nicht nur, weil ich damals gelebt und selber aktiv gewesen bin – sehr allergisch, wenn die 50er Jahre nur in dieser Einseitigkeit wahrgenommen werden.

**Im Vorwort Ihres Buches über den Nationalsozialismus sagen Sie auch, dass es so etwas wie eine Verpflichtung zur Beschäftigung mit der eigenen Geschichte und zur eigenen Positionierung innerhalb einer Demokratie gäbe. Wie kam es dann zu Ihrem Wechsel von der Geschichts- zur Politikwissenschaft?**

Ein Wechsel in dem Sinne war es nicht. Aber das hängt nun mit ganz konkreten Dingen zusammen: mit dem Band über den Nationalsozialismus, meinen anderen Schriften und mit meiner aktiven politischen Arbeit. Ich war nachher auch eine Zeitlang Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Akademiker in München und habe das erste nicht konfessionelle, international besetzte Studentenwohnheim geleitet. Es hätte mich kein Historiker habilitiert. Es ist auch keiner auf die Idee gekommen, mich zu fragen, ob ich das wollte.

Als ich in Wiesbaden für die Landeszentrale für politische Bildung arbeitete, war ich zuständig für das Referat Universitäten und Lehrerfortbildung, was für mich eine sehr spannende Sache war, weil ich wieder näher an die Universität rückte. Dort habe ich auch Iring Fetscher kennengelernt. Lepsius, Fetscher und Herzfeld waren auch

diejenigen, die die Gutachten für ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft geschrieben haben, was ich dann auch drei Jahre lang bekam. So bin ich zur Politikwissenschaft gekommen. Allerdings hat mich das auch von der Thematik her gefesselt. Ich fand die Historik zum Teil doch sehr langweilig und sich immer um sich selbst drehend. Ich fürchte, wir kommen jetzt langsam wieder in diese Phase, L'art-pour-l'art-Forschung zu betreiben. Neulich habe ich gehört, jemand mache etwas über die Geschichte der Emotionen. Das passt mir ebensowenig wie diese Alltagsgeschichtsbesessenheit. Was bringt sie an grosser Perspektive? Gar nichts. Auch Frauen- und Geschlechtergeschichte ist mir eigentlich zu wenig allgemein-historisch orientiert. Das sind wichtige Bereiche, die man nicht vernachlässigen sollte und die man zum Teil in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt hat. Aber das nun zum Zentrum ganzer Forschungsrichtungen zu machen, halte ich aus meiner Sicht nicht für legitimierbar, denn wir sollten uns lieber mit den Perspektiven Europas beschäftigen und ein entsprechendes Geschichtsverständnis entwickeln. Das halte ich für viel wichtiger.

**Warum blieb Ihnen der Weg in die Geschichtswissenschaft zunächst verschlossen?**

Mit Conze hatte ich grosse Probleme. Ludwig Bergsträsser hatte der Parlamentarismus-Kommission vergeblich vorgeschlagen, meine Dissertation zu veröffentlichen. Zu dieser Kommission gehörte damals schon Conze, der mich auch aufforderte, zu ihm zu kommen. Er erklärte dann, dass er meine Arbeit sehr interessant fände und dass man daraus etwas machen könne, aber ich müsste sie völlig umarbeiten und den Teil nach 1930 komplettieren. Im Grunde hörte ich 1930 auf, weil sich von Seiten des Zentrums nichts Neues mehr ergab. Ich fragte ihn, wie ich das eigentlich machen sollte, da ich meinen Lebensunterhalt verdienen musste. Ich habe meine Dissertation dann nicht umgearbeitet, so dass sie auch nicht gedruckt wurde. Publikationszwang hatten wir ja nicht. Dabei ist es dann geblieben. Trotz allem konnte ich das dort erworbene Wissen in meinen anderen Publikationen nutzen – die «Arbeiterbewegung» beispielsweise hat auch einen Teil zur christlichen Arbeiterbewegung.

Conze war insgesamt schwierig. Er galt als sehr jung im Vergleich mit den Lehrern, die ich in Berlin gehabt hatte. Ich bin nie auf die Idee gekommen, dass man ihn so hätte einordnen müssen, wie es

heute offensichtlich der Fall ist. Vielleicht war man naiv oder dumm oder beides. Ich hätte nie daran gedacht, in Conzes Schriften aus den 30er Jahren mal nachzusehen. Ich dachte, wer solch eine grosse Rolle in der neueren Historiographie spielt – in diesem Sinne war ich dann naiv –, der wird wohl kein Nazi gewesen sein. Ich habe dann später – in den 60er Jahren – Leute kennengelernt, die zur gleichen Zeit in Königsberg gelehrt haben. Sie sprachen anders über Conze und stellten klar, dass die Universität Königsberg der Versuch gewesen sei, von Königsberg ausgehend das neue «Ostland» ideologisch zu begleiten. Es gab nur wenige, die sich nicht an diesen Dingen beteiligt haben, wie den Kunsthistoriker Wilhelm Worringer, den Germanisten Paul Hankamer oder den Osteuropahistoriker Werner Philipp. Rothfels war eine sehr problematische Figur, scheint es mir jetzt im Nachhinein. Er war «Halbjude», Weltkriegsteilnehmer und hatte ein Bein verloren. Meine langjährige Freundin, die damals in Königsberg als Kind lebte, sagte: «Ich werde dir was erzählen. Ich habe mich im Januar 1933 mit den Rothfels-Jungs geprügelt auf dem Königsberger Schlosssteich. Da fuhren die nämlich immer mit ihren Schlittschuhen Hakenkreuze ins Eis.» Das muss man sich mal vorstellen! Die wussten anscheinend nicht, was sie taten. Für meine Freundin war es natürlich ein Schreck, dass die Rothfels-Jungs so etwas taten, da sie einer Familie entstammte, aus der nachher mehrere ins KZ und ins «Strafbataillon 999» kamen. Insofern war sie politisch völlig anders sozialisiert. Als wir später mal über diese Dinge gesprochen haben, wollten Hans Mommsen und andere Kollegen nicht wahrnehmen, dass man Rothfels nicht nur als denjenigen sehen konnte, der die Arbeit über die deutsche Opposition gegen Hitler geschrieben hatte, sondern dass es eine Vorgeschichte gab. Ich erinnere mich noch, dass Conze irgendwann, als ich noch in Göttingen war, sogar über diese Thematik – die frühere deutsche Osteuropaforschung – einen Vortrag gehalten hat. Da hat er nicht ein Wort über seinen Anteil daran verloren. Er hat die Ergebnisse der Osteuropaforschung sozusagen demokratisch «umfrisiert». Für mich ist das nicht überraschend gewesen, was jetzt auf dem Historikertag herauskam.

### **Gab es in Bezug auf Conze so etwas wie das «grosse Schweigen»?**

Im Grossen und Ganzen hat man nicht danach gefragt, weil es unvorstellbar war, dass Leute, die eine so hervorragende Rolle in der historischen Wissenschaft der Bundesrepublik spielten, noch ihre

Leichen im Keller hatten. Das waren Leute, die in den 30ern anfangen zu schreiben und blutjung waren. Richtige Nazis im Wissenschaftsbetrieb in der Bundesrepublik – es gibt ja diese Reihe «Die ‚braune‘ Universität» – fand man eher bei den Juristen, wo sie massenhaft versammelt waren.<sup>7</sup> Das war auch der Anlass für mich, die Habilitationsschrift über das Demokratieverständnis der Konservativen in der Bundesrepublik zu schreiben<sup>8</sup>, um zu sehen, wie sie ideologisch verortet sind und welche Thesen sie im Hinblick auf die demokratischen Vorgaben des Grundgesetzes vertreten.

**Bezogen auf das Dritte Reich ist es wahrscheinlich wichtig zu unterscheiden, wer national-konservativ war und wer völkische Ideen aufnahm. Wie würden Sie die «Königsberger» einordnen?**

Im Vorbeigehen wundert man sich über einiges, aber vertieft es dann nicht. Z.B. darüber, dass Leute, die auch in Königsberg waren, schon kapiert hatten, was dort ablief und welche Rolle die Königsberger Universität spielen sollte. Ich kenne in einem anderen Zusammenhang einen Brief des Kurators der Königsberger Universität, der offenbar im Juni 1933 vom Preussischen Kultusminister aufgefordert worden war, sich über die zukünftigen Perspektiven der Königsberger Universität zu äussern. Daraus geht klar hervor, dass Königsberg als Vorposten für den neuen deutschen «Ostlandritt» gedacht war. Offenbar haben «die Königsberger» ihre ideologischen Zuträgerdienste geleistet.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer, oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Mitläufer waren sie bestimmt nicht, weil dadurch die Positionen, die sie damals vertraten, verniedlicht werden. Als Vordenker kann man sie schlecht bezeichnen, weil es sich ja meistens um jüngere Leute gehandelt hat, über die wir jetzt reden.

Mittäterschaft, ein gutes Stück Mittäterschaft – das könnte man in dieser Schärfe formulieren. Dazu kommt natürlich: Das waren junge, karrierestüchtige Leute, die sozusagen das Recht der Geschichte auf

ihrer Seite glaubten und die damals das geschrieben haben, wovon sie wirklich überzeugt waren.

Übrigens eine Anmerkung: Ich kenne nur einen einzigen der älteren Historiker, der sehr offen über sich selbst gesprochen hat. Das war Hermann Heimpel, der gerade durch seinen Wechsel nach Strassburg und durch das, was er dort gelehrt hatte, stark belastet gewesen ist. Das hing wohl damit zusammen, dass Heimpel damals unter Umständen Nachfolger von Theodor Heuss als Bundespräsident hätte werden sollen. Bei dieser Gelegenheit hat er eindeutig zu seiner Vergangenheit Stellung bezogen. Das war aber mithin der einzige Fall, den ich erlebt habe.

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Nein. Das einzige, was dazu hätte führen können, dass wir Verfehlungen als kompensiert betrachten, wäre gewesen, wenn sie sich irgendwann – und dazu gab es genügend Gelegenheiten – klar geäußert hätten: Das und das steht auch auf unserer Lebensliste. Mich bringt am meisten in Rage – auch wenn ich an den Fall Schneider/Schwerte denke<sup>9</sup> –, dass keiner klar zu seinem Verhalten vor 1945 Stellung bezogen oder öffentlich die Hoffnung ausgedrückt hatte, in seinem weiteren Leben dazu beigetragen zu haben, früheres Fehlverhalten zu korrigieren. Ein solches Bekenntnis wäre allenfalls auf ein betretenes Schweigen gestossen, aber alle Welt hätte dies damals wahrscheinlich schnell vergessen. Erst in der heutigen Zeit kann dies zu einem Skandal führen.

## **3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Für mich ist die NS-Volksgeschichte als Vorläufer der Sozialgeschichte nie relevant gewesen. Wenn die Sozialgeschichte eine Trendsetter-Funktion gehabt hat, dann durch Leute wie Rosenberg und deren Fragestellungen. Wie sich Leute wie Hans-Ulrich Wehler als jahrelanger Assistent Theodor Schieders zu dieser Frage äussern, ist interessanter. Meine Wurzeln liegen woanders, so dass ich dazu nicht weiter antworten muss.

**4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Eine Kontinuität hat natürlich bestanden. Sie war aber eher verschleiert. Wir haben in Göttingen so einen Fall gehabt. Da gibt es den sogenannten Göttinger Arbeitskreis, der ostorientiert war, was damit zusammenhing, dass Teile der Königsberger in die Göttinger Universität integriert worden sind. Dieser Arbeitskreis sah es als seine Aufgabe an, die Tradition der Königsberger ‚Richtung‘ zu pflegen. Erst mit der Zeit hat man entdeckt, dass hier im Grunde weiterhin «Ostlandforschung» im alten Sinne betrieben wurde. Und bis in die letzten Jahre haben sie überdies eine politische Rolle gespielt bei der Integration der russlanddeutschen Spätaussiedler, allerdings auch – und dies bis heute – achtbar die Kontakte zu russischen Wissenschaftlern gepflegt.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Das ist ein Problem, was uns alle betrifft. Sie finden mich da etwas betreten, denn man hätte früher nachsehen, auch ich hätte mich besser informieren können. Ich habe in einem früheren Aufsatz versucht, Interpretationen zu liefern. Gerade der Abschnitt über Wilhelm Mommsen ist mir nicht leichtgefallen. Er war in der Weimarer Zeit der liberal-demokratische Hoffnungsträger der Historikerzunft, da er sich von den übrigen abgetakelten Bismarckforschern abhob, fiel dann aber im Dritten Reich um. Nach 1945 hat er auch auf mich durch seine Fragestellungen und neue Orientierung sehr anregend gewirkt. Ja, vielleicht war es bei mir wie auch bei vielen anderen Kollegen, die den Historikern, um die es hier geht, nähergestanden haben, eine gewisse Rücksichtnahme, eine Honorierung dessen, was sie nach 1945 geleistet haben.

Es ist zu viel Rücksicht genommen worden auf diese offenen oder verkappten Nazis. Darüber habe ich mich übrigens auch mit Menschen aus dem Widerstand unterhalten. Sie waren es irgendwann leid, sich immer wieder mit der unbestreitbaren Tatsache auseinandersetzen zu müssen, dass noch Nazis unter uns waren. Ein Faktor kommt hinzu, der – wie wir manchmal ein bisschen leichfertiger sagen – mit der Lebenslüge der DDR als antifaschistischem Staat zu tun hat.

Denn wir in der Bundesrepublik wollten ja auch nicht herumsitzen als diejenigen, die nun alle Nazis gepachtet hatten – was ja so nicht stimmte. Aber das hat natürlich auch ein bisschen zurückgehalten, in solchen Fragen besonders militant vorzugehen.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen?**

Wenn Sie meine Biographie und meine Arbeiten kennen, dann sehen Sie, dass Geschichtswissenschaft geradezu die Aufgabe hat, zur Stabilisierung der Demokratie beizutragen. Selbstverständlich muss die historische Wissenschaft ihren Beitrag leisten. Aber wer das offen sagt, wird immer noch von einem grossen Teil der Historiker als jemand angesehen, der nur politische Interessen vertritt. «Reine» Wissenschaft wird immer wieder eingefordert. Ich dagegen finde einen Kollegen wie Heinrich August Winkler gut, der zwar politisch ein bisschen rechts von mir steht, aber jedenfalls Stellung nimmt und sagt, wo es seiner Ansicht nach langgehen soll. Der Rückzug in den Elfenbeinturm ist im Grunde nur Mimikry, denn das ist für sich ja auch schon eine politische Aussage.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Ich glaube, das ist eine Frage der Generationenabfolge. Eine junge Generation, Sie zum Beispiel, befasst sich nun intensiver mit diesen Dingen, die für Sie zugleich neu, überraschend und niederschmetternd sind. Für die Mittleren spielt vielleicht die Vaterfigurfixierung eine Rolle, die sie jetzt, wie sie langsam einsehen, abbauen müssen, da sie nun selbst «Väter» geworden sind. Die Älteren, zu denen ich mich jetzt einmal zähle, wundert eigentlich nichts mehr. Für uns, die wir die Zeit selbst erlebt haben, sind diese Enthüllungen wenig sensationell. Die wichtigsten Impulse bleiben in meinen Augen die Neugier der Jüngeren auf der einen Seite sowie die Vatermord-Situation, in der sich mancher der mittleren Generation wiederfindet.

## 8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?

Ich glaube nicht. «Gibt es dafür Anzeichen?», wäre meine Gegenfrage. Politischen Sprengstoff kann ich nicht erkennen. Innerhalb der Historikerzunft kann ich das nicht abschätzen. So gut kenne ich die Zunft und die internen Grabenkriege nicht. Davon habe ich mich immer ferngehalten, denn ich habe es immer als Zeitverschwendung empfunden, sich untereinander zu bekriegen. Das fand ich nie interessant.

- 1 Ort des Interviews: Willy-Brandt-Haus (Berlin-Kreuzberg) / Termin: 19.1.99, ca. 11.00 bis 13.00 Uhr / Interviewer/in: Hacke, Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Herzfeld, Hans: Die Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheitsfront im Weltkrieg, Leipzig 1928.
- 3 Bracher, Karl Dietrich: Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Villingen 1955.
- 4 Ritter, Gerhard A.: Die Entwicklung der sozialdemokratischen Partei 1890-1900, phil. Diss., Berlin 1952 [Druckfassung; ders.: Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die sozialdemokratische Partei und die freien Gewerkschaften 1890-1900, Berlin 1959]; Grebing, Helga: Zentrum und katholische Arbeiterschaft 1918-1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Zentrums in der Weimarer Republik, phil.Diss., Berlin 1952; Schulz, Gerhard: Die deutsche Sozialdemokratie und die Entwicklung in den auswärtigen Beziehungen vor 1914, phil.Diss., Berlin 1952.
- 5 Bergsträsser, Ludwig: Geschichte der politischen Parteien in Deutschland, 7. verb. und bis auf die Gegenwart fortgeführt Aufl., München 1952 [10. Aufl., 1960 = Deutsches Handbuch der Politik; Bd. 2]; Mommsen, Wilhelm: Deutsche Parteiprogramme, München 1960 [= Deutsches Handbuch der Politik; Bd. 1], die 1. Aufl. ist in zwei Teilbänden 1953 und 1954 im Isar-Verlag erschienen. Im Vorwort dankt W. Mommsen seinen Söhnen Wolfgang und Hans sowie ‚Fräulein Dr. Helga Grebing‘.
- 6 Grebing, Helga: Der Nationalsozialismus. Ursprung und Wesen, München 1959.
- 7 Seliger, Rolf (Hg.): Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Dokumentation und Stellungnahmen, 5 Hefte, München [Selbstverlag] 1964-1966.
- 8 Grebing, Helga: Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik, Frankfurt a.M. 1971.
- 9 König, Helmut / Kuhlmann, Wolfgang / Schwabe, Klaus (Hg.): Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen, München 1997.



# Hans Mommsen<sup>1</sup>

*«Daraus erklärt sich, dass es niemals zuvor eine derartige Vorherrschaft alter Männer gegeben hat wie in der Zeit von 1945 bis in die 60er Jahre.»*

## Biographische Fragen

**Herr Mommsen, Sie sind 1930 geboren, stammen aus einer berühmten Historikerfamilie: Ihr Vater, Wilhelm Mommsen, gehörte zu den herausragenden Geschichtswissenschaftlern in der Weimarer Republik. Sie kommen auf den ersten Blick aus einer gutbürgerlichen Familie. Wir würden Sie zunächst bitten, prägende Einflüsse und Umstände Ihrer Kindheit und Jugend aus den 30er und 40er Jahren zu schildern.**

Der Begriff «gutbürgerlich» trifft für diese Zeit nicht mehr voll zu. Sicherlich war mein Vater seit 1929 wohlbestallter Ordinarius an der Universität Marburg, aber ein finanzieller Hintergrund existierte überhaupt nicht, nachdem meine Mutter, die aus einer Bremer Bankiersfamilie stammte, ihre Mitgift 1923 weitgehend eingebüsst hatte. Mein Vater verlor nach 1933 all seine Nebeneinnahmen, die bis dahin ganz beachtlich waren. 1933 befand sich unser Einfamilienhaus gerade im Rohbau, und die Familie hatte grosse Schwierigkeiten, es weiterhin zu finanzieren. Der Vater erhielt 1933 die Versetzung an eine andere Universität, was einer Entlassung gleichkam, doch konnte dies mit Hilfe des Ministerialrats Achelis im Erziehungsministerium in Berlin noch abgewendet werden. Seine Position blieb jedoch sehr prekär, und er passte sich in mancher Beziehung an die veränderten Verhältnisse an. Die Familie befand sich daher schon nach 1933 nicht in einer ökonomisch vorteilhaften Situation.

Selbstverständlich hatte mein Vater eine nationale Grundhaltung und steuerte eine historiographische Linie, die die Bismarcksche Staatstradition gegenüber dem Reichsgedanken, wie er von Ritter von Srbik vertreten und vom Nationalsozialismus propagiert wurde, hochhielt. Das hat jüngere Historiker wie Michael Wolfsohn nicht daran gehindert, diesen gegen den Reichsgedanken gerichteten Aufsatz in der HZ als besonders pronationalsozialistisch herauszustellen, weil er in abschliessenden Wendungen die Führerschaft Adolf Hitlers positiv bewertet, was eindeutig eine Konzession darstelle.<sup>2</sup>

Bedauerlich scheint mir, dass die meisten jüngeren Fachhistoriker nicht mehr in der Lage sind, Schriften angemessen zu analysieren, die unter totalitären Bedingungen verfasst wurden, und den Kontext nicht mehr wahrzunehmen.

1933 scheiterte ein von meinem Vater betriebenes Schulbuchprojekt beim Diesterweg-Verlag, da es inhaltlich nicht mehr opportun erschien. Ein Oberstudiendirektor Huhnhäuser, der den Anfangs- und den Schlussteil, die Machtergreifungsphase, geschrieben hatte, trat zurück. Der Verlag versuchte, das Buch, das bereits in den Fahnen vorlag, unter der Autorschaft meines Vaters zu retten, wobei er bestimmte politische Konzessionen machte, darunter auch solche, die ohne das Wissen des Autors in die Druckfahnen eingefügt wurden. So wurde bei jüdischen Politikern wie Karl Marx oder Ferdinand Lassalle die Bezeichnung «der Jude» hinzugefügt. Mein Vater hat den schweren Fehler begangen, dass er «Von Bismarck zur Gegenwart» 1944 noch in leicht veränderter Form in 1'000 Exemplaren für seine Schüler herausbringen liess.<sup>3</sup> Bei der Entnazifizierung hat man ihm daraus den Vorwurf gemacht, dass er die erwähnte antisemitischen Änderung eben doch hingenommen hätte, obwohl sie die allgemeine Linie des von Walter Frank öffentlich angegriffenen Buches nicht berührten.

Sicherlich wäre dies ohne Auswirkungen geblieben, wäre nicht im April 1945, noch vor der allgemeinen Kapitulation des Deutschen Reiches, von Seiten der US-Militärregierung der Gedanke aufgekommen, meinen Vater zum Kultusminister des projektierten Landes Gross-Hessen zu machen. Damals suchte Major Walter L. Dorn vom Hauptquartier Eisenhower meinen Vater auf, um anstehende Fragen der Besatzungspolitik zu erörtern.<sup>4</sup> Das galt auch für einige andere Amerikaner, die ich noch vor Ende des Krieges in meinem Elternhaus kennenlernte.

Mein Vater hatte sich schon in der Weimarer Zeit nachdrücklich für Hochschulreformen eingesetzt und erschien daher für die Aufgabe einer Neuordnung des Erziehungswesens gut geeignet. Routinemässig wurde ein CID-Gutachten eingeholt, das von Herrn Knoll, heute Professor für politische Wissenschaften in Kalifornien, erstattet wurde.<sup>5</sup> Knoll stammte aus Wien und stand damals politisch sehr weit links. Jedenfalls versuchte er damals, meinen Vater zum Eintritt in die eben gegründete SED zu bewegen. Als dieser das ablehnte, fertigte Knoll ein verheerendes Gutachten an, um Dorns Vorhaben zu verhindern. Er bediente sich dabei der eifersüchtigen und feindlich

eingestellten Professorenkollegen, die aus allen Rohren schossen, um den Professor Mommsen, dessen aus ihrer Sicht zweifelhaften hochschulreformerischen Neigungen sie ablehnten, der aber auch aus persönlichen Gründen keine persona grata war, möglichst ganz aus der Philipps-Universität zu entfernen, und das ist ihnen schliesslich auch gelungen.

**Und was war der Hintergrund, dass Ihr Vater von seinen Kollegen so angefeindet wurde?**

Ich habe berichtet, dass die Amerikaner ihn zum Kultusminister machen wollten. Das galt es um jeden Preis zu verhindern, denn er hätte sich dann aktiv für Hochschulreformen eingesetzt (er gehörte später dem Oberaudorfer Kreis an). Mein Vater war Herausgeber und Gründer der Zeitschrift «Vergangenheit und Gegenwart», einer Zeitschrift, die sich an die Geschichtslehrer richtete und den Hiatus zwischen Fachwissenschaft und Schulunterricht abbauen sollte. Es hat ihn tief getroffen, dass nach 1945 sein Schüler Karl Dietrich Erdmann dieselbe Zeitschrift unter dem neuen Namen «Geschichte in Wissenschaft und Unterricht» herausgab, ohne ihm wenigstens den Ehrenvorsitz zu übertragen. In den 30er Jahren hatte er die Leitung der Zeitschrift und damit die ganzen Kontakte, die daran hingen, verloren.

**Es bleibt erstaunlich, dass ihm die Rückkehr an die Universität verwehrt wurde. Das Buch Ihres Vaters über die 48er Revolution, «Grösse und Versagen des deutschen Bürgertums»<sup>6</sup>, ist ja heute im Vergleich immer noch bemerkenswert – wenn man ihn zu anderen weitaus schlimmer belasteten Zeitgenossen in Beziehung setzt, die wieder auf Lehrstühle zurückgekehrt sind, bleibt vieles unverständlich.**

Unter der Führung von Julius Ebbinghaus hatte sich damals in Marburg eine Art Mafia gebildet, man kann auch sagen: ein Antifa-Ausschuss, der über die Kollegen Gericht hielt und die Amerikaner beeinflusste. Es kam hinzu, dass sich unser Doppelhausnachbar Rudolf Bultmann, der berühmte Theologe, gegen meinen Vater bei den Amerikanern verwandte, nachdem er mit ihm einen Konflikt wegen des Luftschutzes gehabt hatte, weshalb er ihn für einen wilden Nazi hielt. Eine Diffamierungskampagne und ältere Konflikte kamen zusammen, um eine berufliche Katastrophe auszulösen.

Das erste Spruchkammerverfahren ergab wirklich gegen jeden Sinn und Verstand das Ergebnis «belastet», und als das zweite Verfahren dann mit «nicht belastet» endete, hatten Fakultät und Rektorat inzwischen in aller Eile den Lehrstuhl mit Fritz Wagner besetzt. In jüngster Zeit habe ich erfahren, dass Fritz Wagner ursprünglich zu den jungen Leuten von Günther Franz im SD gehört hat, was damals nicht bekannt war.

Insofern nahm meine persönliche Karriere ihren Ausgang in der Extremsituation, dass mein Vater entlassen wurde und mindestens zweieinhalb Jahre keinerlei Einkommen hatte. Die Familie hielt sich mit Schwarzhandel und Verscherbelung der restlichen «gutbürgerlichen» Gegenstände, insbesondere eines Meissner Services, über Wasser. Leider geschah dies vor 1948, so dass alles verlorengegangen ist, darunter auch die besten Stücke der zum Teil noch von Theodor Mommsen stammenden historischen Fachbibliothek – einfach nur, um zu überleben. Als wir unser Abitur hatten, war noch nicht einmal klar, ob wir studieren würden. Wir haben zunächst auch andere Jobs gesucht, aber keine bekommen. So haben wir dann doch studiert, und irgendwie hat sich die finanzielle Lage nach und nach verbessert. Schliesslich kam meinem Vater wenigstens die Anwendung von Artikel 131 zugute, was eine Pension für ihn bedeutete. Und zu einem späteren Zeitpunkt ist noch ein fauler Kompromiss mit dem Ministerium und der Fakultät gemacht worden, so dass man ihn vorzeitig zum Emeritus machte.

#### **Hat Ihr Vater nach 1945 überhaupt noch einmal gelehrt?**

Er hat als Emeritus noch eine ganze Reihe von Jahren gelehrt und viele Hörer gehabt. Aber an der Fakultät hat er begrifflicherweise nicht mehr teilnehmen können.

#### **Wie hat sich die Nachkriegssituation für Sie persönlich ausgewirkt?**

Genaugenommen bin ich unter vergleichsweise katastrophalen Bedingungen aufgewachsen, zumal meine Mutter nicht in der Lage war, sich auf diese einfachen Verhältnisse einzustellen, was die Familie und schliesslich auch die Ehe zerrüttete. Es waren Zeiten, die man irgendwie überstanden hat. Menschlich war belastend, dass nahezu alle meine Peers zu der Gruppierung gehörten, die meinen Vater um seine Stellung gebracht hatten und das Leben schlecht machten. Ich habe daher aus einer ungewöhnlich grossen Distanzerfah-

nung das Studium begonnen, denn mein Neuzeithistoriker war jener Fritz Wagner, der aktiv daran beteiligt gewesen war, eine Rückkehr meines Vaters in die Fakultät mit verleumderischen Unterstellungen zu verhindern. Bei ihm musste ich wohl oder übel auch Seminare besuchen. Das war einer der Gründe dafür, dass ich mich in Marburg vor allem auf die Mediävistik geworfen habe, die damals ausgezeichnet besetzt war. Es kam ein Zweites hinzu: Die fachwissenschaftlichen Innovationen dieser Jahre stammten alle von der Mediävistik, und auch die sozialgeschichtliche Forschung hatte ihre Ursprünge bei Alfons Dopsch und gelangte über das MIOG-Institut von Wien nach Deutschland. Die deutsche Neuere Geschichte fand erst in den 60er Jahren allmählich den Anschluss an die internationale Forschung. Hätte das Ergebnis meiner Magisterarbeit über «Die wirtschaftliche Erschließung des unteren Nahraums vom 9. bis zum 11. Jahrhundert» nicht den Auffassungen meines Lehrers Heinrich Büttner diametral widersprochen, obwohl es später durch neuere Feldforschung auf der ganzen Linie bestätigt worden ist, wäre ich wahrscheinlich Mediävist geworden. Aber da die Arbeit nur mit einer Zwei minus bewertet wurde und eine Promotion sich in Marburg nicht anschliessen liess, bin ich nach Tübingen zu Hans Rothfels gegangen und Zeithistoriker geworden.

Im Übrigen habe ich den nicht mehr offen artikulierten Gegensatz von Rothfels gegen die historiographische Position des Vaters in der Frage des Reichsgedankens bei aller Fairness mir gegenüber noch zu spüren bekommen. Der historiographische Konflikt übertrug sich in gewissem Ausmass auf die Kinder.

### **Sind Sie hauptsächlich wegen Rothfels nach Tübingen gegangen?**

Die Zwillingbrüder hatten sich so entschieden: Wolfgang wollte zu Schieder, und ich ging zu Rothfels, weil sie damals an der Spitze des Faches standen. Das war der ganz einfache Grund. Wir wollten ursprünglich unter keinen Umständen Geschichte studieren. Wolfgang hatte ein reguläres Physikstudium begonnen und darin die Zwischenprüfung abgelegt. Wegen seiner starken Interessen an der Geschichtsphilosophie fand er dann doch zur Geschichte zurück. Ich hatte an sich Germanistik studieren wollen und bin schliesslich ebenfalls bei Geschichte als Hauptfach gelandet. Es mag deshalb so gekommen sein, weil wir über diese vielen Jahre, in denen der Vater in

dem einzigen beheizten Zimmer seine Bücher schrieb, ihn immer bei der Arbeit unterstützt haben. Übrigens gibt es nicht nur das 48er Buch, sondern in dieser schwierigen Zeit schrieb er auch ein Buch über die politischen Anschauungen Goethes, das nach wie vor als Standardwerk zu bezeichnen ist.<sup>7</sup>

**Haben Sie nicht auch mit Ihrem Bruder bei der Edition der Parteiprogramme mitgeholfen?**

Die Edition der Parteiprogramme lief schon länger und ist nach 1948 fortgesetzt worden.<sup>8</sup> Wir waren daran sehr stark beteiligt. Es gab gelegentlich gewisse Spannungen zu unserem Vater, weil wir die Texte präziser fassen wollten als er. Ich war für die konservativen Parteien und die Sozialdemokratie, und Wolfgang für das Zentrum und die Liberalen zuständig. Wir haben in der Tat sowohl die Texte ausgewählt als auch, vor allem für die letzte Ausgabe, meistens auch die Kommentare geschrieben. So war die Konstellation für Zwillingsskinder eines Historikers.

**Und wie war Ihr Verhältnis zu Hans Rothfels als Sie nach Tübingen kamen?**

Es hat sich auf die Dauer doch ein sehr enges Verhältnis zu Hans Rothfels herausgebildet, aber eine gewisse Distanz blieb immer erhalten. Ich wurde in den spektakulären Arbeitskreis aufgenommen, der im Hause von Rothfels tagte und eine Art Elitezirkel bildete. Später habe ich als Assistent auf die Auswahl der eingeladenen Mitglieder Einfluss zu nehmen versucht. Ich erinnere mich noch daran, dass es einige Mühe kostete, Hans Kaiser in den Arbeitskreis hineinzubringen, dessen Examensarbeit die polnische Nationalbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eher positiv einschätzte, was Rothfels, der dem polnischen Adel den Hauptanteil daran beimass und die bürgerlichen Trägergruppen nicht wahrhaben wollte, nicht recht gefiel. Hans Kaiser ist später langjähriger Assistent von Hans Roos gewesen, der ebenfalls zum Rothfels-Kreis in Tübingen gehörte.

Persönlich kümmerte sich Rothfels sehr nachdrücklich um seine Schüler, und ich habe viel Förderung erfahren, aber es blieb eine Distanz, die in mancher Hinsicht ererbt war, aber auch im Gegensatz der Charaktere, der Generationen und der politischen Auffassungen wurzelte. Im letzten blieb immer ein Stück Skepsis gegenüber meiner Person erhalten, ob es sich um die Fähigkeit zu dozieren, um die In-

halte der Forschung oder das persönliche Auftreten handelte. Andererseits war er persönlich unendlich entgegenkommend, anregend und fürsorglich. Ich erinnere mich, dass er mir, als ich einmal ernsthaft erkrankte, sofort einen grossen Korb mit Obst schickte. Er besass eine ungewöhnlich grosse persönliche Ausstrahlung, auf die wir Schüler mit ungeteilter Verehrung reagierten. Als ich ihn viele Jahre später einmal besuchte und er mich im Hinblick auf die Studentebewegung fragte, was denn nun eigentlich die viel erörterte «repressive Toleranz» sei, konnte ich nicht umhin zu antworten: «Wissen Sie, Herr Professor, das ist das, was Sie die letzten zwanzig Jahre mit uns praktiziert haben.» Denn die Einbindung der Einzelnen war sehr hoch, andererseits konnte man sicher sein, dass man im Falle äusserer Kritik vom «Chef» in jedem Falle gedeckt würde. Möglicherweise war auf meiner Seite auch ein wenig unkontrollierte Eifersucht gegenüber meinem Freund Waldemar Besson im Spiel, der Rothfels' unbegrenzte Gunst besass und vom übrigen Verwaltungsgeschäft relativ freigestellt blieb. Ich war ein wenig neidisch, dass er zu dem denkwürdigen Historikertag nach Stockholm<sup>9</sup> fahren durfte, während wir – damit auch der jüngst verstorbene Friedrich Hiller von Gärtringen – das Haus zu hüten hatten. Das gehörte zur Hühnerhackordnung.

Dass ich zum Assistenten aufstieg, verdanke ich freilich Waldemar Besson und indirekt Theodor Eschenburg, mit dem ich stets ein enges, aber ihm gegenüber respektvolles, persönliches Verhältnis eingenommen hatte. Im Rigorosum, in dem er als zweiter Prüfer fungierte, veranlasste er den ewig skeptischen Rothfels, mir doch ein Summa cum laude zu geben. Er hat einige Zeit später den Gedanken gefasst, mich zum Assistenten im Institut für Politische Wissenschaft zu machen, den ihm aber sein damaliger Assistent, mein späterer Freund Rudolf Schuster, heute Emeritus in München, mit dem Argument ausredete: «Bei mir kommt kein Rothfelsianer ins Haus.» Das aber benützte Waldemar Besson dazu, Rothfels davon zu überzeugen, dass ich doch ganz gut auf die freie Assistentenstelle seines Lehrstuhls passte, und Rothfels hat dann so entschieden, mich freilich nur als Verwalter der Assistentenstelle beschäftigt, da er keine volle Verantwortung für meine Universitätskarriere übernehmen wollte.

Ich bin denn auch überwiegend mit Editionsarbeiten in Atem gehalten worden, wie etwa von der Herausgabe der älteren Schriften von Rothfels, darunter «Bismarck, der Osten und das Reich»<sup>10</sup> oder von der Berlin-Ringvorlesung der Tübinger Universität<sup>11</sup>. Das war

gelegentlich ein schwieriger Job, denn bei der Nachtragung der Fussnoten traten manche Irrtümer ans Licht, darunter auch der Tatbestand, dass die berühmte Wendung Bismarcks von den «gottgewollten Nationalitäten» in Wahrheit aus Max Hildebert Boehms «Das eigenständige Volk»<sup>12</sup> stammte und das Exzerpt verwechselt worden war. Ich vergesse nicht, wie ich dies Rothfels mitteilte, der sich in seinem angestammten, leicht abgenutzten Lehnssessel zurücklehnte und nur replizierte: «Das habe ich nun 32 Jahre so zitiert.» Diese Deutung entsprach der Konstellation der 20er Jahre; inzwischen aber hatte er sich mit Boehm überworfen und war wenig glücklich über diesen Zusammenhang. Auch sonst war es nicht immer leicht, Rothfels' Texte der 20er und frühen 30er Jahre zu modernisieren, etwa die Wendung, dass Bismarck im Verfassungskonflikt bereit gewesen sei, sich über die Verfassung «wie einen Fetzen Papier» hinwegzusetzen. Er stimmte zu, dass man das inzwischen nicht mehr schreiben könnte. Ich erinnere mich ebenfalls daran, dass er mir die ersten Aufsätze von Otto Pflanze über Bismarck und den Nationalstaatsgedanken<sup>13</sup> in die Hand drückte mit der Bemerkung: «Bitte abwehren». Ich habe dann die Anmerkungen entsprechend abwägend abgefasst und insoweit Kompromisse gemacht. Ich habe allerdings vermieden, die spezifischen sprachlichen Wendungen von Rothfels nachzuahmen. Er sah das wohl und stöhnte gelegentlich, dass es ja alles richtig sei, was Mommsen mache, aber die Sprache gefalle ihm nicht – eben, weil ich zugunsten sachlicher Nüchternheit seine sprachlichen Stilisierungen bewusst zu vermeiden trachtete.

Gleichwohl war es faszinierend, für Rothfels und in seiner Umgebung zu arbeiten, und man tat das umso lieber, als er seine Mitarbeiter, auch wenn er ihnen persönlich einmal einen Rüffel verpasste, grundsätzlich nach aussen, damit auch gegenüber den Fachkollegen im Historischen Seminar, deckte. Die Ausstrahlung, die er besass und die sich mit einem hohen Mass eindrucksvoller Menschlichkeit verknüpfte, zog viele in seinen Bann, obwohl wir uns im engeren Studienkreis bewusst waren, dass wir weniger mit, als vielmehr gegen Rothfels, d.h. seine historisch-politischen Auffassungen, zu studieren hatten, während das methodische und fachliche Niveau hervorragend war. Seine eindeutige Kampflinie gegen den Nationalsozialismus, die wir teilten, hat diese Spannung gutenteils verdeckt.

Der Rothfels-Clan, dem ich angehörte, war ungewöhnlich anregend, und es gibt ihn in mancher Hinsicht bis heute. Dazu gehörten



Gotthard Jasper, der heutige Rektor der Universität Erlangen- Nürnberg, der leider früh verstorbene Waldemar Besson, der dann nach Konstanz ging, Franz Georg Maier, der Althistoriker, Dietrich Geyer, der Osteuropahistoriker in Tübingen, Heinrich August Winkler, der heute in Berlin lehrt, und viele Jüngere, die ich nicht alle aufzählen kann. Wir betrieben ein kleines Gartenhaus auf der Wanne als Treffpunkt, und von diesem Kreis gingen wiederum zahlreiche Initiativen für das Seminar aus, so der Anstoss zu der berühmten Exkursion des Tübinger Historischen Seminars nach Wien.

**Haben Sie von Anfang an seine Positionen, die er in Königsberg vertreten hat, und seine Nähe zur Volksgeschichte mitreflektiert?**

Der Begriff der Volksgeschichte, wie er von jüngeren Historikern wie Ingo Haar und Willi Oberkrone verwandt wird, lässt sich auf Rothfels nur schwer anwenden. Rothfels hat zwar den Nationalstaat als Fehlentwicklung für Mitteleuropa abgelehnt und ging insoweit von der Vorstellung einer Völkermischzone aus, auf die das Nationalstaatsprinzip nicht anwendbar sei. Es ist jedoch eine Fehlinterpretation, ihn in eine Linie zur sogenannten Volksgeschichte zu rücken. Der Nachdruck, den er auf «Bismarcks Staatsgedanken» und die preussische Staatstradition gelegt hat – beide sind dem Begriff der Volksgeschichte fremd –, schliesst das aus. Er stand unter dem Einfluss von Oswald Spenglers «Preussentum und Sozialismus».<sup>14</sup> Seine Aufsätze zur Bismarckschen Sozialpolitik<sup>15</sup> und die nie vollendete Quellenedition, an der er immer wieder arbeitete, sind aus diesem Zusammenhang zu interpretieren. Allerdings näherte er sich in den 20er Jahren den Gedankengängen von Max Hildebert Boehm an und hob die Bedeutung der europäischen Nationalitätenkongresse ebenso wie die Forderung einer transnationalen Neuordnung Ostmitteleuropas hervor, die an die Mitteleuropapläne Naumanns anknüpfte.

Was Rothfels' Rolle in der Königsberger Zeit anging, war der Rothfels-Kreis sicherlich unzulänglich informiert. Dass Rothfels ein entschiedener Gegner der Weimarer Republik gewesen war, erschien evident. Beispielsweise hatte er 1929 das Gedenken an den zehn Jahre zurückliegenden Versailler Friedensvertrag zu einer scharfen Attacke gegen die Republik benützt und das von der preussischen Regierung ausgesprochene Versammlungsverbot bewusst durchbrochen.<sup>16</sup> Wir waren über einige Hintergründe für den Weggang von Rothfels aus Königsberg informiert, auch über den Tatbestand, dass

er zunächst von den Studierenden verteidigt, aber von einigen Parteileuten angegriffen wurde. Die bis 1937 noch während der Tätigkeit im Reichsarchiv, also in Deutschland, verfassten Publikationen, die sich mit dem NS-Regime in mancher Beziehung identifizierten und unter anderem die Saar-Politik rechtfertigten, habe ich erst später kennengelernt.<sup>17</sup>

Er selbst hat 1933/34 versucht, sich an der «Grenzlanduniversität», mit der er stark verwachsen war, zu halten. Wie auch später standen die engen Beziehungen zu Schülern im Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Das gilt nicht zuletzt für Werner Conze und Theodor Schieder. Allerdings ist der Unterschied zur nächsten Generation, die sie repräsentierten, mit Händen zu greifen. Während Rothfels als etatistischer Neokonservativer gedeutet werden muss – mir fiel auf, dass Ernst Jünger trotz seines hohen Alters an dessen Begräbnis in Tübingen teilnahm –, sind die Jüngeren wie Schieder und Conze durch ein stärkeres Interesse für sozialgeschichtliche Fragestellungen schon damals geprägt gewesen. Bei Rothfels überwog noch eine idealistisch/rankeanische Geschichtsansicht, die sich in der Vorstellung niederschlug, dass die Beschäftigung mit Geschichte versittlichende Kraft habe.

Die Zeithistorische Arbeitsstelle, die Rothfels in Königsberg begründete, wandte sich sehr viel stärker volksgeschichtlichen Bezügen zu, während bei Rothfels selbst, so weit ich sehe, keinerlei völkische Elemente hervortraten. Unzweifelhaft machte sich Rothfels beträchtliche Illusionen über das beginnende NS-Regime, und er glaubte wohl, wie viele Zeitgenossen, dass sich dessen radikale Züge rasch verlieren würden. Ich erinnere mich lebhaft an den Besuch bei der Tochter von Ludo Moritz Hartmann in Wien, die einen jüdischen Physiker geheiratet hatte, der vormalig eine Professur in Königsberg ausfüllte. Ich wollte den von ihr verwahrten Nachlass von Ludo Moritz Hartmann für meine Dissertation auswerten, der 1918 die Deutschösterreichische Republik als Botschafter in Berlin vertreten hatte. Nachdem ich die Papiere studiert hatte, lud sie mich zum Tee ein – es war eine der schönen alten Wohnungen in der Wiener Ringstrasse, die sehr geschmackvoll eingerichtet war. Als ich mich schliesslich verabschiedete, sagte sie zu mir überraschend: «Ich bitte Sie, Herrn Rothfels nicht von mir zu grüssen.» Auf meine Bitte, mir dies zu erklären, berichtete sie, dass Rothfels nach der Machtergreifung gezögert hatte, seine Söhne über ihre jüdische Abstammung aufzuklären, was mit seiner damaligen Illusion übereinstimmte, den

nationalsozialistischen Rassenantisemitismus als Kinderkrankheit herunterspielen zu können. Später habe ich beim Studium des Nachlasses begriffen, wie bitter die Judenverfolgung Rothfels, der zum letztmöglichen Zeitpunkt Deutschland verliess, selbst getroffen hat.

Conze und Schieder waren deutlich jünger, aber noch von der Rothfelsschen antinationalstaatlichen Linie und Begriffen wie der «deutsch-slawischen Schicksalsgemeinschaft» beeinflusst. Beide sind zwar insofern der idealistischen Tradition verpflichtet, als sie selbst den Schritt zu einer rein empirisch ausgerichteten Sozialgeschichte nie ganz getan haben, aber die bei Rothfels noch erkennbare idealistische Geschichtsteologie des deutschen Späthistorismus findet sich bei ihnen nicht mehr, und das hilft zu erklären, warum sie gewisse Bindungen zur nationalsozialistischen Ostraumpolitik eingehen konnten, ohne völlig mit Himmlers völkischer Flurbereinigung identifiziert werden zu können. Ich würde auch einen Unterschied zwischen dieser Rothfels-Generation und denjenigen machen, die sich später in der berühmten Zeithistorischen Arbeitsstelle in Königshausen zusammengefunden haben.

#### **Kann man eine Abgrenzung zu einer anderen Seite, so zwischen Rothfels und Gerhard Ritter, vornehmen?**

Ritter war ausgeprägt deutschnational eingestellt, und bei ihm finden sich im Unterschied zu Rothfels keine Anklänge zum neokonservativen Denken. Anders als Rothfels hat Ritter durchweg empirisch gearbeitet, und seine Publikationen stellen eine eindrucksvolle Lebensleistung dar, die von keinem der zeitgenössischen Historiker Überboten wurde. Ritter war ein prononcierter Vertreter der Stein-Renaissance in Deutschland. Die Berufung auf den Steinschen Selbstverwaltungsgedanken diente als Waffe gegen den als westlich abgelehnten Parlamentarismus. Anders als Rothfels hat Ritter die Trennung vom Wilheiminismus nicht radikal vollzogen, vielmehr – in gemässiger Form – die Strömung des Vorkriegsimperialismus fortgesetzt. Ritters historiographischer Horizont war traditionell auf die Auseinandersetzung mit der englischen und französischen Politik ausgerichtet, während Rothfels sich in zunehmendem Masse nach Osteuropa orientierte. Als ich 1962 als Assistent zu Werner Conze nach Heidelberg ging, wurde mir siedend heiss klar, dass unser Tübinger Geschichtsbild die Beziehungen zu Westeuropa und ebenso

zum westdeutschen Raum nahezu völlig ausgeklammert hatte, allerdings sich durch eine stärkere Berücksichtigung der Diplomatiegeschichte im klassischen Sinne von der beginnenden strukturegeschichtlichen Ausrichtung bei Conze unterschied.

Sowohl Ritter wie Rothfels begriffen sich als eminent politische Historiker, die bereit waren, öffentlich Position zu beziehen und, wie Rothfels, durch eine zielbewusste Veröffentlichungspolitik das herrschende Geschichtsbild zu beeinflussen. Dazu gehörte, dass Rothfels aus nationalen Erwägungen den Nachlass Verwalter Kurt Riezlers dazu bewog, das Tagebuch dieses engsten Mitarbeiters von Bethmann-Hollweg nicht der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.<sup>18</sup> Ähnliche Strategien hat er auch in zeitgeschichtlicher Beziehung verfolgt – so unterblieb die Publikation der sogenannten Kaltenbrunner-Berichte zum Attentat des 20. Juli 1944, obwohl die Bearbeitung der Edition durch das Institut für Zeitgeschichte in München bereits vorlag, so dass dann der rechtsextrem eingestellte Seewaldverlag die Publikation vornahm.<sup>19</sup>

Andererseits kam in dem von Rothfels präsentierten Geschichtsbild der Bezug auf Südosteuropa fast überhaupt nicht vor. Tatsächlich hatte der herkömmliche wilhelminische Nationalismus Österreich fast vernachlässigt, und erst in der Weimarer Republik gewann der Anschluss breite Popularität als eine Art Ersatz Vornahme für die verlorenen westpreussischen Territorien. Bezeichnenderweise war Hans Rothfels niemals in Wien gewesen, bevor wir mit einer Exkursion dorthin in den späten 50er Jahren das Eis brachen. Rothfels repräsentierte in dieser Beziehung voll die borussische Ausrichtung der deutschen Geschichtsschreibung.

### **Aber Sie haben ja dann trotzdem ...**

... die Dissertation über Österreich-Ungarn geschrieben.<sup>20</sup> Die Anregung dazu entsprang einem Seminar von Rothfels über die Nationalitätenfrage, in dem er seine klassische Unterscheidung von subjektivem und objektivem Prinzip und die Nichtanwendbarkeit des westlichen Nationalitätsprinzips auf Ostmitteleuropa herausarbeitete. Im Zusammenhang damit entstand ein theoretisches Interesse an der Nationalitätentheorie von Karl Kautsky und dessen Verhältnis zur Donaumonarchie. Ursprünglich sollte die Arbeit über diese Fragen gehen, doch erkannte ich bald, dass jede Bewertung der Nationalitätentheorie Karl Kautskys, Otto Bauers und Karl Renners eine Klä-

rung der Frage voraussetzte, welche praktische Politik die österreichische Sozialdemokratie in der nationalen Frage einschlug. Rothfels selbst hoffte, die Arbeit werde zeigen, dass die übernationale Monarchie grundsätzlich lebensfähig und dass die Übertragung des Nationalstaatsprinzips auf den Donauraum eine schwerwiegende Fehlentscheidung der westlichen Alliierten gewesen sei, die zur Instabilität Mitteleuropas in der Zwischenkriegszeit massgeblich beigetragen habe.

Indessen gelangte meine Untersuchung zu dem Ergebnis, dass trotz aller Bemühungen der deutschösterreichischen Sozialdemokraten die Auflösung der Doppelmonarchie aus inneren Gründen unabwendbar war, wenngleich der letzte Schub dazu von alliierter Seite ausging. Rothfels war alles andere als glücklich darüber, wie aus den Randbemerkungen zu meinen Manuskripten hervorging. Dass die Arbeit schliesslich für eine Dissertation ungewöhnlich lang geworden ist, hatte damit zu tun, dass er noch immer erwartete, ich würde zu anderen Schlussfolgerungen gelangen.

**Was ist unter dem Begriff der «perspektivischen Objektivität» zu verstehen, den Rothfels wohl geprägt hat?**

Rothfels unterschied sich grundsätzlich von den klassischen Vertretern des Historismus und lehnte jede Form des historischen Relativismus ab. So gesehen, war er ein normativer Historiker, und er scheute sich nicht, in historisch-politischen Fragen rückhaltlos Position zu beziehen und das ganze Gewicht seiner historischen Erfahrung einzusetzen. Historische Urteile waren für ihn nur vor dem Hintergrund objektiver Wertentscheidungen denkbar, und er hatte keine Probleme damit, historische Analogien für politische Schlussfolgerungen heranzuziehen. Bemerkenswert war die Entschiedenheit, mit der er die Zeitgeschichte als Disziplin – er hat den Begriff in Anlehnung an die Königsberger Tradition in Deutschland durchgesetzt – gegenüber der Kritik etwa Gerhard Ritters verteidigte, wonach die Gegenwartsgeschichte wegen des Mangels an historischer Distanz nicht wissenschaftlich bearbeitet werden könne.

Man konnte damals, was für die heutigen jungen Leute fast unbegreiflich ist, Rothfels' Rolle in der späten Weimarer Zeit schwerlich offen erörtern, zumal er ja in vieler Beziehung eine politische Wende vollzogen hatte und sich nachdrücklich für die Politik Konrad Adenauers einsetzte. Eine Aufrollung der spätweimarer Probleme wäre damals nicht nur als taktlos empfunden, sondern auch nicht verstan-

den worden, nachdem Rothfels als jüdischer Emigrant direkter Verfolgung ausgesetzt gewesen war und an seiner eindeutigen Ablehnung auch der verbrecherischen Züge des Dritten Reiches kein Zweifel bestand. Er war ein erklärter Gegner der üblichen Nachkriegsapologetik, aber ihm ging es auch wieder darum, an die älteren Traditionen des deutschen politischen Denkens anzuknüpfen, allerdings in direkter Konfrontation zum wilhelminischen Nationalismus.

**Also hätten Nachfragen zum Zerwürfnis geführt?**

Sie waren psychologisch nahezu unmöglich. Man wäre einfach als Quälgeist von niemandem akzeptiert worden. Es gab gar kein Widerlager für eine solche Position. Dass wir untereinander unsere Bedenken artikulierten, ist schon richtig. Aber dass wir das öffentlich hätten tun können, das war bei dem ungetriebenen Sozialprestige unserer Peers gänzlich ausgeschlossen.

**Sie haben ja dann vier Jahre auch als Assistent von Conze gearbeitet. Wenn Sie das vergleichen: Ist diese persönliche Spannung zwischen der im Dritten Reich oder davor vertretenen Position einerseits, die man jetzt stillschweigend revidiert hatte, und der nun angenommenen Rolle im Nachkriegsdeutschland andererseits deutlich geworden?**

Bei Werner Conze bestand eine andere Konstellation als bei Rothfels. Übrigens auch, was meine eigene Position betraf. Ich hatte ein distanzierteres Verhältnis, weil ich nicht sein Schüler war. Ich hatte wenig Lust, mich mit der Vorgeschichte Conzes im Einzelnen zu befassen. Aus meiner subjektiven Vorstellung waren die Flucht, bei der eines der Kinder umgekommen war, und die äussere Notlage und wenig entgegenkommende Behandlung Conzes in Münster nach dem Krieg so etwas wie eine Kompensation für seine Haltung vor 1945. Natürlich wussten wir einiges davon, wenn auch nicht so präzise wie heute. Es bestand aber in den 60er Jahren nicht das Bewusstsein, Historiker wie Conze oder Schieder, die bemüht waren, aus den eingefahrenen Gleisen des relativistischen Historismus und einer sinnlos gewordenen politischen Ideengeschichte herauszugelangen, auf ihre eigene Vorgeschichte zu befragen. Die Seminare, die ich in Heidelberg bei Conze betreute, zielten darauf ab, neue Perspektiven zu erschliessen, wenngleich manchmal von uns Jüngeren ein wenig nachgeholfen wurde, um gewohnten Harmonisierungen den Weg zu

verstellen, ob das die Behandlung des Preussischen Verfassungskonflikts oder der Ära Brüning betraf. Gemessen daran, dass die Weimar-Forschung damals erst neu einsetzte, war das Diskussionsniveau in Heidelberg bemerkenswert anspruchsvoll und methodisch progressiv. Das gilt auch für die Betreuung von Arbeiten, wie diejenige von Michael Kater über das SS-Ahnenerbe<sup>21</sup> oder von Christian Streit über das Schicksal der sowjetischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand<sup>22</sup>, die aus der zeitgeschichtlichen Forschung bis heute nicht wegzudenken sind. Dazu gehörte auch Wolfgang Schieders vergleichende Behandlung des italienischen Faschismus und der Durchbruch zu einer vergleichenden Sicht der autoritären und totalitären Regime.<sup>23</sup> Schliesslich darf die intensive Befassung mit den verschiedenen Entwicklungsstadien der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung nicht vergessen werden.

Aus heutiger Sicht pflegen die traditionellen Bestandteile der Conzeschen Methode und deren Bindung an die Einflüsse von Gunter Ipsen und Otto Brunner überbetont zu werden. Damals bestand wenig Anlass, die selbstkritische Frage nach nationalsozialistischen Ursprüngen der Fragestellungen aufzuwerfen, zumal im Vergleich zur älteren Gruppe der Ordinarien an deutschen historischen Seminaren, die bei der herkömmlichen Ideengeschichte verharrten und die NS-Zeit übergingen. Allerdings gab es bestimmte historische Tabus, die nicht leicht zu durchbrechen waren. Als Hermann Graml und ich daran gingen, eine Revision des bis dahin ziemlich hagiographisch gefärbten Widerstandsbildes zu vollziehen und ich einen Aufsatz über «Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes gegen Hitler»<sup>24</sup> verfasste, klammerte ich den Komplex des Antisemitismus bewusst aus, der damals von Hannah Arendt und Heinz Pächter bereits angesprochen worden war<sup>25</sup>, weil ich den berechtigten Eindruck hatte, dass die kritische Behandlung dieses Aspektes auf zu grossen Widerstand im Fach und in der Öffentlichkeit stossen würde. Als Christoph Dipper zwei Jahrzehnte später dieses heisse Eisen aufgriff, hatte er noch immer mit scharfer öffentlicher Kritik zu kämpfen.<sup>26</sup>

Überhaupt erfolgte die Modernisierung der deutschen Geschichtswissenschaft nur schrittweise. Für uns Jüngere waren die Kontakte zur nordamerikanischen Geschichtswissenschaft, in meinem Fall die Felix Gilbert zu verdankende Einladung an das Institute for Advanced Study in Princeton, von prägender Bedeutung. Die Beziehungen halfen, gegenüber der älteren Generation der Fachvertreter eine ei-

genständige Position zu entwickeln, die sich durch die Abwendung vom noch immer einflussreichen historistischen Ballast und der Hinwendung zu sozialgeschichtlichen Themen ausdrückte. Die Heidelberger Lehrjahre haben den Grund dazu gelegt, aber die befreiende Wirkung kam durch den Kontakt zu den amerikanischen Deutschlandhistorikern zustande, die damals fast alle Felder der neueren und neuesten deutschen Geschichte führend besetzten. Ich habe mich bemüht, diese Kontakte für die Redaktionsarbeiten der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, an denen ich in der Ägide Rothfels beteiligt war, fruchtbar zu machen und angelsächsische Zeithistoriker zu berücksichtigen. Leider haben die Nachfolger Schwarz und Bracher die übrigen Redaktionsmitglieder nicht mehr, wie regelmässig unter Rothfels und Eschenburg, einberufen, wobei offenbar eine Mischung von Unkenntnis und Bequemlichkeit den Ausschlag gab.

**Aber auf dem Titelblatt der Vierteljahrshefte steht Ihr Name immer noch unterhalb der Herausgeber Bracher, Schwarz und Möller in der Rubrik «herausgegeben in Verbindung mit...».**

Eigentlich hatte ich gehofft – auf Grund einer förmlichen Absprache mit Martin Broszat und Theodor Eschenburg –, gemeinsam mit Rudolf von Albertini und Dietrich Geyer die Redaktion der Vierteljahrshefte nach Rothfels' Tod zu übernehmen, doch wurde daraus nichts, da Karl Dietrich Erdmann und andere Mitglieder des Beirates diese Lösung, für die Eschenburg plädierte, torpedierten und ebenfalls eine gemeinsame Herausgeberschaft durch Karl Dietrich Bracher und mich verwarfen, wobei nicht zuletzt richtungspolitische Motive den Ausschlag gaben. Ich habe das bedauert, hoffte ich doch, die Zeitschrift im Sinne von Rothfels weiterführen zu können, der auf die Redaktion der einzelnen Beiträge – auch in stilistischer Hinsicht – die denkbar grösste Sorgfalt verwendete, während die heutigen Herausgeber dies – wenn überhaupt – der technischen Redaktion überliessen.

In den Jahren, in denen ich einen gewissen Einfluss nehmen konnte, habe ich, wie ich glaube, mit gewissem Erfolg versucht, die Zeitschrift für die angelsächsische Forschung zu öffnen und der provinziellen NS-Interpretation entgegenzutreten. Dasselbe Ziel verfolgte die von mir zusammen mit Bernd Weisbrod und Dietmar Petzina veranstaltete internationale Konferenz über «Industrielles System und politische Beziehungen in der Weimarer Republik»<sup>27</sup>, die



1973 in Bochum stattfand, wohin ich 1968 berufen worden war. Dies reflektierte die Anregungen aus den USA, aber auch die Beschäftigung mit sozialgeschichtlichen Fragestellungen zur Weimarer Republik bei Werner Conze.

**Stichwort 1968: Wie wirkte sich denn die ‚Studentenrevolution‘ von 1968 in Heidelberg aus?**

Ich war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr in Heidelberg, ebenso wenig wie mein Freund und Assistentenkollege Wolfgang Schieder. Wären wir dort gewesen, hätte sich wohl vermeiden lassen, dass die Revolution im eigenen Doktorandenkreis von Conze einen Schwerpunkt hatte, da es dann wohl möglich gewesen wäre, im argumentativen Gespräch zu verbleiben. Conze verstand den Studentenprotest im Grunde nicht. Seine berühmte sozialgeschichtliche Vorlesung, die in Anlehnung an Gunter Ipsen mit der Behandlung von Siedlungsformen und der Bedeutung des Hakenflugs begann, rief die Kritik der linken Studenten hervor, die nicht ganz zu Unrecht eine Auseinandersetzung mit der Marxschen Geschichtsdeutung vermissten, was Conze nicht einlöste und vielleicht auch nicht einlösen konnte, jedenfalls immer wieder aufschob. Ich habe aus dieser Erfahrung eine bleibende Abneigung gegen die Veranstaltung von Pflichtvorlesungen ohne Alternativangebote gewonnen. Conzes im Grunde harmonisierende Position – er verlangte «die Autonomie mit dem und nicht gegen den Staat» – konnte die Studenten beim besten Willen nicht befriedigen, zumal er in der kritischen Situation das Rektoramt übernahm.

**Und inwiefern spielte Conzes Vergangenheit während der Studentenunruhen eine Rolle?**

Von Koselleck weiss ich, dass davon die Rede war. Eine zentrale Rolle spielte dies jedoch nicht. Angesichts des weit gespannten Faschismus-Begriffs der studentischen Linken erübrigte sich der detaillierte Nachweis, mit dem Nationalsozialismus sympathisiert zu haben, um konservativ eingestellte Hochschullehrer anzugreifen. Im Grunde richtete sich der Faschismusverdacht gegen alles, was als bürgerlich gelten konnte.

**Wie haben Sie wichtige Debatten wie z.B. die Fischer-Kontroverse oder die Auschwitz-Prozesse in den 60er Jahren erlebt?**

Die Verankerung der im Begriff des Holocaust umschriebenen Verbrechen in der deutschen Gesellschaft war uns damals nicht hinreichend bewusst. Bei der Behandlung dieses Komplexes schien es hauptsächlich darum zu gehen, mit Himmlers Schandtaten aufzuräumen. Ich empfehle Ihnen die Lektüre von Martin Walsers Aufsatz im Kursbuch von 1965 über den Auschwitz-Prozess.<sup>28</sup> Damals beklagte er sich über die Tendenz zur Ästhetisierung des Verbrechens, die die eigentliche Sache zurücktreten lasse. Wir waren überwiegend mit den gesellschaftlichen Ursachen der NS-Machteroberung und der inneren Struktur des Regimes befasst, während der Zweite Weltkrieg und damit der Holocaust noch nicht im Zentrum des Forschungsinteresses stand.

Die Fischer-Kontroverse hat uns hingegen stark beschäftigt. Ich kann mich nicht entsinnen, dass Conze sich dazu je geäußert hätte. Es handelte sich um eine Debatte, die – abgesehen von Fritz Fischer und Egmont Zechlin – schon in die nächste Generation reichte. Den Anstoss gab übrigens die Dissertation von Imanuel Geiss über die deutschen Kriegsziele gegenüber Polen und den polnischen Grenzstreifen. Unter seinem Einfluss ist dann Fritz Fischer zu seiner grundsätzlichen Kritik an der zum Krieg treibenden wilhelminischen Politik gelangt. Dafür ist die Episode der seinerzeit umstrittenen Einladung von Fritz Fischer an die Yale University signifikant. Nachdem die Bundesregierung zunächst die Einladung zu hintertreiben versucht hatte und deren Finanzierung schliesslich durch die Ford Foundation ermöglicht worden war, referierte Fischer schliesslich im Graduate Seminar von Hajo Holborn in einem derart apologetischen Sinne, dass die Anwesenden, die sich mühsam durch das damals noch nicht in englischer Übersetzung vorliegende Buch «Der Griff nach der Weltmacht» durchgekämpft hatten, völlig verwirrt waren und die Diskussion widersprüchlich verlief. Von Holborn in seiner jovialen Art beim Weg zum Lunch befragt, ob es nicht besser gewesen wäre, vorher mitzuteilen, dass er seine Meinung über Bethmann-Hollweg inzwischen geändert hätte, gab Fischer zur Antwort, er habe seine Position nicht geändert, aber man könne doch über ein national empfindliches Thema im Ausland nicht so sprechen wie im Inland. Das verriet, dass er an seiner ursprünglich nationalen Grundeinstellung festhielt. In der Tat hatte Fischer nicht vorausgesehen, was er mit seinem Tabubruch – denn das war seine radikale Bethmann-Kritik – losgetreten hatte, und bestätigte damit den Sachverhalt, dass die Mehrheit der deutschen Historiker vergleichsweise apolitisch eingestellt war.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Generalisierende Aussagen sind schwer möglich. Man wird sich darüber im Klaren sein, dass die Angehörigen der jüngeren Generation, die in den 30er Jahren die akademische Karriere beginnen, in der Regel keine Alternative als die Anpassung an das NS-Regime vor Augen hatten. Sie hatten den Ehrgeiz, der intelligenzfeindlichen Einstellung des Regimes entgegenzuwirken, und manche gingen von der Vorstellung aus, dass es möglich sei, die Dinge zu verbessern. Dies dürfte einer der Antriebe für Theodor Schieder gewesen sein, der von Karl Alexander von Müller herkam, den er zeit seines Lebens sehr verehrte. Die kriminellen Züge des NS-Systems wurden angesichts der Dominanz nationalistischer Motive zunächst vielfach übersehen. Während Historiker wie Gerhard Ritter und Hans Rothfels noch in der Tradition der deutschen historistischen Schule standen und deren Vorstellungswelt weithin teilten, ist die nachfolgende jüngere Gruppe von Historikern vor allem dadurch charakterisiert, dass die hegelianisch-idealistische Vorstellung eines inneren Sinnes der Geschichte sich für sie auf löste und sie zu einer Neubestimmung der Geschichtswissenschaft durch die Abstützung auf soziologische und biologische Gesichtspunkte anstrebten. Das konnte – wie im Falle von Günther Franz – bis zu rassenbiologischen Positionen führen. Der Einfluss der Jungkonservativen tritt bei dieser Gruppe deutlich zurück, wenngleich er in einzelnen Fällen, so bei Schieder, anfänglich noch prägende Bedeutung hatte. Entscheidend ist, dass sich ein qualitativer Bruch von der historischen Position zu einer stärker technizistisch geprägten Auffassung ergibt, die die Zerstörung gewachsener historischer Strukturen unter Berufung auf langfristige historische Verlaufsmodelle zuließ und propagierte, wie das bei der Forderung nach einer systematischen Veränderung der Sprach- und Siedlungsgrenzen der Fall ist, welche von der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft forciert wurde. Die durchbrechende Mentalität eines mit historischen Argumenten abgestützten Aktionismus weist deutliche Bezüge zum nationalsozialistischen Politikverständnis auf

und bereitete es vor oder legitimierte es in intellektuell-akademischer Beziehung.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Die Frage weise ich insofern zurück, als dass sie sich auf die Gesamtheit der Nation bezieht. Die Historiker unterscheiden sich als soziale Gruppe nicht wesentlich von der übrigen Gesellschaft, so dass der Begriff der «Entgleisung» ein irreführendes Bild ist, da es ein majoritäres Normalverhalten voraussetzt.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte:  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Ich halte den Begriff Volksgeschichte für ziemlich unglücklich, da er unterschiedliche Strömungen verdeckt, wie dies insbesondere von Oberkrome aus einer Sicht des ex post versucht worden ist. Die Rothfels-Tradition ist damit nur unzureichend umschrieben. Wenn beispielsweise mein Vater über den Volksbegriff gearbeitet hat, so hängt dies ebensowenig mit der Übernahme völkischer Ideen, sondern mit der Weimarer Situation zusammen, die durch das Auseinanderfallen von Nation und Staat infolge der territorialen Regelungen des Versailler Friedensvertrags geprägt war. Das hat damit zu tun, dass man nach Versailles einen grösseren Rahmen des deutschen Volkes, gemessen an den Staatsgrenzen, vor Augen hatte. Daneben gab es eine engere völkische Gruppierung, die sich durch die Aufnahme rassistischer und biologischer Kriterien von der historistischen Position ablöst. Für Theodor Schieder trifft das nur sehr begrenzt zu. Bei Conze hingegen gibt es Elemente einer stärker rassistisch-biologisch überformten Perspektive bezüglich der ethnischen Durchmischung des osteuropäischen Raumes.

Das Vordringen der Sozialgeschichte muss in erster Linie mit dem Auslaufen des idealistisch geprägten Historismus und das Vordringen einer stärker voluntaristisch geprägten Geschichtsauffassung in Zusammenhang gebracht werden, die den Relativismus, die für den Historismus charakteristisch war, durch dezisionistische Einstellungen zu überwinden suchte. Es ist etwas irreführend anzunehmen, dass der Nationalsozialismus die Sozialgeschichte begründet habe.

Sie entwickelte sich seit den späten 20er Jahren und besass einen Schwerpunkt in der Forschung von Alfred Dopsch in Wien. Dass sich der Nationalsozialismus dann dieser Tendenz bedient hat, die als modern und zukunftsweisend empfunden wurde, steht auf einem anderen Blatt, ebenso die dann eintretende Pervertierung sozialgeschichtlicher Fragestellungen im rassenbiologischen Sinne.

#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Die personelle Kontinuität der deutschen Geschichtswissenschaft stellte keinen Sonderfall dar, sondern entsprach der von Wolfgang Zapf eingehend dargestellten Entwicklung der deutschen Elite insgesamt.<sup>29</sup> Es gab in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch keinen Ansatzpunkt für eine umfassende personelle Veränderung. Die wenigen Liberalen, die vor 1933 akademische Positionen errungen hatten, waren entweder in die Emigration gegangen oder innerhalb des Regimes verschlissen worden. Der Umstand, dass die Emigranten nicht zurückkehrten und später nur diejenigen, die dem rechten politischen Spektrum zuzuordnen waren, hat dazu geführt, dass nach 1945 die konservative Präponderanz im Fach noch viel ausgeprägter war als in der späten Weimarer Zeit. Charakteristisch war, dass Hermann Aubin, der so eng mit dem Regime zusammengearbeitet hatte, noch zum Präsidenten des Deutschen Historikerverbandes gewählt werden konnte, ohne dass sich Widerspruch erhob. Die politische und soziale Homogenität dieser Gruppierung überdauerte die Herrschaft des Nationalsozialismus, und es gab nur ganz wenige Aussenseiter wie Ludwig Dehio oder George Hallgarten, die aber rasch an die Seite traten. Nicht Heimgekehrte wie Hans Rosenberg waren trotz zaghafter Versuche, ihn nach Deutschland zurückzuholen, im Fach nach wie vor isoliert. Wenn es nicht Mitte der 60er Jahre die Ausweitung des Universitätssystems im Zusammenhang mit der Bildungsreform gegeben hätte, wäre die politische Homogenität vermutlich auch dann nicht aufgebrochen worden, was dann bis zu einem gewissen Umfang erfolgte. Es kam hinzu, dass viele Privatdozenten und Doktoranden im Kriege umgekommen sind, was zur Überalterung des Faches massgeblich beitrug. Daraus erklärt sich der soziologische Befund, dass es niemals zuvor eine derartige Vorherrschaft alter Männer gegeben hat wie in der Zeit von 1945 bis in die Mitte der 60er Jahre.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

In mancher Hinsicht ist auch das zu einfach gesehen, denn über einige Dinge ist ja gesprochen worden. Und ein paar Historiker sind zunächst auch in die Wüste geschickt worden. Man hatte die Vorstellung, dass es einige ganz Exponierte gegeben habe, die nun entfernt seien, und dass die anderen bleiben könnten. Das Kriterium war nominell die «anständige fachliche Arbeit», was nun freilich bedeutete, dass die Etablierten geschont und die Aufsteiger, die zum grösseren Teil vom Regime protegirt worden waren, herausgedrängt wurden. Im Grunde blieb die Gruppe der Ordinarien weitgehend unter sich. Dementsprechend war es gar nicht anders zu erwarten, als dass all diese Männer keinen Anlass sahen, über ihre jeweilige Tätigkeit während des NS-Regimes zu sprechen oder davon Zeugnis abzulegen – mit der Ausnahme ganz weniger, wie in Heidelberg der Sozialhistoriker Erich Maschke. Insofern ist der Begriff des Beschweigens zu intentional gedacht. Die Fachvertreter mussten sich nicht «beschweigen», weil sie genau wussten, was vorher geschehen war.

Hätten sich Persönlichkeiten wie Aubin, Rothfels, Schieder und Conze, aber auch Theodor Mayer und Hermann Heimpel regelmässig untereinander treffen oder öffentliche Bekenntnisse ablegen sollen? Die damit zusammenhängenden Probleme konnten erst von der nachfolgenden Generation, die auf die Lehrstühle schrittweise nachrückte, aufgeworfen werden. Sie mussten selbst so unabhängig sein, um unbefangen darüber zu reden und die zuvor beibehaltene partielle Tabuisierung der Problematik beiseite zu schieben, die selbst noch bei einer so kritischen Studie wie derjenigen des damals jungen Historikers Karl Ferdinand Werner noch einwirkte.

Beschweigen ist meiner Ansicht nach ein intentionalistisch geprägter Terminus, der politische Machtverhältnisse und die Funktion der massgeblichen Seilschaften im Fach einfach ausklammert. Vergessen Sie den Faktor personalisierter Macht nicht – diese Leute entschieden über Karrieren, und es gab gar keine Möglichkeit, dagegen zu rebellieren. Gegen deren Willen hatte im Fach überhaupt niemand eine Chance, etwas zu werden. Die Hervorhebung des Beschweigens übersieht den einfachen Tatbestand, dass Personen, die in den Schlüsselpositionen sitzen, sich nicht ohne Not gegenseitig aushe-

beln. Moralische Kategorien sind bei der Beurteilung dieser Dinge wenig hilfreich. Tatsächlich gewöhnte sich das Fach rasch daran, dass auch die vorübergehend Ausgeschiedenen etwa vermittels der Ranke-Gesellschaft und des «Historisch-Politischen Buches» erneut Einfluss gewannen und nicht etwa isoliert wurden.

Im Übrigen sollte die Haltung des westlichen Auslandes nicht übersehen werden. Ich war sehr gut befreundet mit Felix Gilbert, und ich habe 1953 einen Artikel im «Daedalus» über die deutsche Historiographie nach 1945 verfasst<sup>30</sup>, der die Zustimmung der amerikanischen Kollegen fand, die die personelle Kontinuität aus den späten Weimarer Jahren nicht direkt in Frage stellten. Auch im westlichen Ausland herrschte noch immer die Vorstellung, dass die deutsche Geschichtswissenschaft nicht direkt in die Verbrechen oder die expansivistische Politik des NS-Regimes involviert war. Erst mit dem Generationswechsel ist die heute geführte Diskussion über die Rolle der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich möglich geworden.

### **6.1 inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen?**

Die Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik hat die Funktion der politischen Beratung, die sie in der ersten Jahrhunderthälfte ausübte, weithin an die Politische Wissenschaft abgetreten, und sie ist auch gegenüber der Versuchung, sich politisch zu exponieren, vorsichtiger geworden. Gleichwohl übt sie über die Medien einen wichtigen Einfluss auf die politische Kultur aus, wobei ich das Hauptgewicht darauf legen möchte, durch die Einbringung politischer Erfahrung den politischen Entscheidungsprozess von Fehlentwicklungen abzuhalten und insoweit zu beeinflussen. Mit dem Zurücktreten des herkömmlichen Nationalismus ist ihre Rolle nicht länger in der öffentlichen Bewusstseinsbildung zu suchen wie seinerzeit mit Rothfels' Rede im/ Deutschen Bundestag zum 150. Geburtstag Bismarcks.<sup>31</sup> Sie hat gerade nach den Erfahrungen der nationalsozialistischen Diktatur und der Krise der Weimarer Demokratie die Aufgabe, einem Rückfall der deutschen politischen Kultur in autoritäre und nationalistische Denkhaltungen durch historische Aufklärung entgegenzutreten. Dies gilt insbesondere für die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Zeit.

## **6.2 In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Im Grunde sind sie nicht verarbeitet worden. Zwar hat sich die zeitgeschichtliche Forschung intensiv mit den Ursachen und Folgen des Dritten Reiches auseinandergesetzt, aber die Haltung der Historiker selbst wurde erst in jüngster Zeit umfassend behandelt.

## **7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Dies ist in erster Linie auf eine seit einigen Jahren erhöhte zeitgeschichtliche Sensibilisierung zurückzuführen, die ein allgemeines Phänomen darstellt und nicht zuletzt auf den intergenerativen Wandel zurückgeführt werden muss. Insofern ist die Beschäftigung mit den Historikern nicht isoliert zu sehen, denn gleichzeitig werden weitere, bislang vernachlässigte Gruppen der deutschen Elite, so die Bankiers und die Industriellen eingehender untersucht. Man hat es gleichsam mit einer umfassenden Aufräumaktion durch die nächste Generation zu tun, und sie ist nicht auf Deutschland beschränkt. Die erhöhte Sensibilisierung durch das nationalsozialistische Erbe trat ursprünglich mit dem unerwarteten Publikumerfolg von «Schindlers Liste» hervor. Soweit ich sehe, fehlt bislang eine gründliche soziologische Analyse dieses Problems.

Die emotionale Erregung auf dem Historikertag hängt allerdings auch mit dem wenig glücklichen Veranstaltungsarrangement zusammen, indem – wegen der danach angesetzten Sitzung des Historikerverbandes – die Diskussion unter erheblichem Zeitdruck stand. Einen weiteren Faktor bildete die persönliche Betroffenheit der Beteiligten, auch der an die jetzt abtretende Historikergeneration gerichtete Vorwurf, sich nicht an Persönlichkeiten wie Heimpel, Conze oder Schieder wegen ihrer Rolle im Dritten Reich gewandt zu haben. Im Grunde geht es gar nicht um die NS-Historiographie, sondern um die Durchsetzung eines ethisch rigorosen Standpunkts, der die Arbeit der vorausgehenden Ordinariengeneration relativiert. Insofern haben wir es mit einem Stellvertreterkrieg zu tun, der sich gegen die Wehler und Mommsen und ihre gleichaltrigen Fachkollegen richtet.



Dieser intergenerative Konflikt, der die Emotionen verursacht, äussert sich auch auf anderen Feldern. Mich haben Christoph Dipper und Bernd Rusinek – obwohl der erstere zu meinen Freunden gehört – in einer von Heil und Erb herausgegebenen Aufsatzsammlung zur Goldhagen-Debatte<sup>32</sup> als «Entsorger» des Dritten Reiches hingestellt, wovon keine Rede sein kann. Aber es ist symptomatisch, dass man plötzlich den Funktionalisten moralischen Indifferentismus vorzuwerfen pflegt und ausgerechnet ihnen vorwirft, im Grunde an dem Erfolg von Daniel Goldhagen schuld zu sein. Dahinter steht ein starker emotional und ideologiegeschichtlich geprägter Zugang zur Geschichte des Nationalsozialismus, der zum Diskussionsstand der 50er Jahre zurückführt. Die unvorstellbar scheinende Eskalation von Gewaltanwendung und Terror im NS-Regime kann indessen nicht mit einer bloss ideographischen Methode erklärt werden. Doch muss die nächste Historikergeneration diese Einsicht selbst vollziehen.

**Glauben Sie, dass eine Amerikanisierung der Wissenschaft stattfindet und dass viel stärker moralisch gewertet wird?**

Die gegenwärtig durchbrechenden Tendenzen haben mit Amerikanisierung überhaupt nichts zu tun, sind eher im Gegenteil eine Rückkehr zur deutschen historischen Tradition und deren ausgeprägt ideengeschichtlicher Ausrichtung. Neuartig ist der moralische Rigorismus, mit dem viele jüngere Historiker auftreten. Ich habe selbst niemals mit Werturteilen zurückgehalten, aber den Grundsatz beachtet, dass die Geschichtswissenschaft primär explanatorische Funktionen hat und sich nicht auf eine von moralischer Empörung begleitete Aufklärung, damit die Aufdeckung von in der Regel unbequemer Sachverhalte, beschränken darf, wenn sie dauernde Aufmerksamkeit beanspruchen will. Auch die Frage, warum die deutsche Intelligenz sich überwiegend an das NS-Regime angepasst und sich in vieler Hinsicht mir ihm identifiziert hat, ist nicht einfach unter moralischen Gesichtspunkten zu behandeln. Die Historiker machten ja keine Ausnahme, und man wird ihre Haltung als Indikator für eine allgemeine Kulturkrise und den damit verbundenen Werteverfall begreifen müssen und nicht das persönliche Versagen in den Vordergrund stellen.

### 8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?

Im Sinne meiner Ausführungen ist das zu hoffen. Bisher haben wir es hauptsächlich mit Versuchen zu tun, die einzelnen Historiker richtungspolitisch zuzuordnen. Das eigentliche Problem besteht hingegen darin zu erklären, warum sich Angehörige der akademischen Elite in diese oder jene Richtung entwickelt haben – und dazu bedarf es eines anderen methodischen Vorgehens, als es bis jetzt überwiegend der Fall ist. Auch in der jüngsten einschlägigen Untersuchung von Ingo Haar fällt mir die Tendenz auf, zwischen Guten und Bösen zu sortieren, was meistens die Mediävisten begünstigt, die weniger zu aktuellen Problemen Stellung nehmen, während die Neuzeithistoriker regelmässig in die Schusslinie geraten. Es gibt auch das Problem, ob man noch wie selbstverständlich von einer Einheit des Faches ausgehen kann, die vielleicht gar nicht mehr bestanden hat.

- 1 Ort des Interviews: Savoy-Hotel (Berlin-Charlottenburg) / Termin: 03.02.1999, 13.00 bis 15.00 Uhr / Interviewer/in: Hacke, Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Mommsen, Wilhelm: Bismarcks Kleindeutscher Staat und das Grossdeutsche Reich, in: HZ 167 (1943), S. 66-82.
- 3 Mommsen, Wilhelm: Politische Geschichte von Bismarck bis zur Gegenwart 1850 bis 1933, Frankfurt a.M. 1935; die neue Auflage erschien unter dem Titel: Deutschland und Europa, Frankfurt a.M. 1944.
- 4 Walter L. Dorn (1894-1961) war amerikanischer Neuzeithistoriker und während des Krieges im «Office of Strategie Services» tätig. Nach Kriegsende beriet er in verschiedenen Funktionen die US-Militärregierung.
- 5 Samuel B. Knoll war Intelligence-Beamter beim US-Militär.
- 6 Vgl. dazu Anm. in Interview Fischer.
- 7 Mommsen, Wilhelm: Die politischen Anschauungen Goethes, Stuttgart 1948.
- 8 Vgl. dazu Anm. im Interview Grebing. Eine erste Ausgabe erschien unter der gemeinsamen Herausgeberschaft von Wilhelm Mommsen und Günther Franz: Deutsche Parteiprogramme, Teil 1 : Die Konservativen Parteien, 1931.
- 9 Comité Internationale des Sciences Historiques (Hg.): Xie Congrès International des Sciences Historiques. Stockholm 21.-28. août 1960, 6 Bde., Göteborg/Stockholm/Uppsala 1960.
- 10 Rothfels, Hans: Bismarck, der Osten und das Reich, Stuttgart 1960.

- 11 Rothfels, Hans (Hg.): Berlin in Vergangenheit und Gegenwart. Tübinger Vorträge, Tübingen 1961.
- 12 Boehm, Max Hildebert: Das eigenständige Volk. Volks theoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften, Göttingen 1932.
- 13 Vgl. etwa: Pflanze, Otto: Bismarck and the Development of Germany. The Period of Unification. 1815-1871, Princeton, N.J., 1963; ders.: The Unification of Germany. 1848-1871, Huntington 1968; ders.: Toward a Psychoanalytical Interpretation of Bismarck, in: American Historical Review 77 (1972), S. 419-444.
- 14 Spengler, Oswald: Preussentum und Sozialismus, München 1920.
- 15 Rothfels, Hans: Theodor Lohmann und die Kampfjahre der staatlichen Sozialpolitik (1871-1905), Berlin 1927; ders.: Prinzipienfragen der Bismarckschen Sozialpolitik, Königsberg/Pr. 1929.
- 16 Rothfels, Hans: Die Universitäten und der Schuldspruch von Versailles. Zum 28. Juni 1929. Eine ungehaltene akademische Rede, Königsberg/Pr. 1929.
- 17 Rothfels, Hans: Ostraum und Reichsgedanke. Historische Abhandlungen, Vorträge und Reden, Leipzig 1935; ders.: Theodor von Schön, Friedrich Wilhelm IV. und die Revolution von 1848, Halle 1937.
- 18 Kurt Riezler war Sekretär des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg. Anhand seiner Aufzeichnungen wurde später versucht, die Kriegsschuldthese Fritz Fischers zu widerlegen. Um Authentizität und offensichtliche Editionsängel wurde in der HZ eine Debatte geführt. Vgl. Erdmann, Karl Dietrich (Hg.): Kurt Riezler. Tagebücher, Aufsätze und Dokumente, Göttingen 1972; Sösemann, Bernd: Die Tagebücher Kurt Riezlers. Untersuchungen zu ihrer Echtheit und Edition, in: HZ 236 (1983), S. 327-369; Erdmann, Karl Dietrich: Zur Echtheit der Tagebücher Kurt Riezlers. Eine Antikritik, in: HZ 236 (1983), S. 371-402.
- 19 Spiegelbild einer Verschwörung. Die Kaltenbrunner-Berichte an Bormann und Hitler über das Attentat vom 20. Juli 1944. Geheime Dokumente aus dem Reichssicherheitshauptamt, hrsg. v. Archiv Peter für Historische und Zeitgeschichtliche Dokumentation, Stuttgart 1961.
- 20 Mommsen, Hans: Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien 1963.
- 21 Kater, Michael H.: Das Ahnenerbe. Die Forschungs- und Lehrgemeinschaft in der SS-Organisationsgeschichte von 1935 bis 1945, phil.Diss., Heidelberg 1966; eine erweiterte Buchfassung erschien unter dem Titel: Das «Ahnenerbe» der SS 1935-1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart 1974.
- 22 Streit, Christian: Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Stuttgart 1978.
- 23 Schieder, Wolfgang: Der Strukturwandel der faschistischen Partei Italiens in der Phase der Herrschaftsstabilisierung, in: ders. (Hg.): Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich, Göttingen 1983, S. 69-96.
- 24 Mommsen, Hans: Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes, in: Schmitthenner, Walter / Buchheim, Hans (Hg.): Der

- deutsche Widerstand gegen Hitler. Vier historisch-kritische Studien, Köln/Berlin 1966, S. 73-167.
- 25 Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Übertragene und neubearb. Ausg., Frankfurt a.M. 1955; dies.: Antisemitismus, New York 1968.
  - 26 Dipper, Christof: Der deutsche Widerstand und die Juden, in: GG 9 (1983), S. 349-380.
  - 27 Mommsen, Hans / Petzina, Dietmar / Weisbrod, Bernd (Hg.): Industrielles System und politische Entwicklung in der Weimarer Republik. Verhandlungen des Internationalen Symposiums in Bochum vom 12.-17. Juni 1973, 2 Bde., Düsseldorf 1974.
  - 28 Walser, Martin: Unser Auschwitz, in: Kursbuch 1 (1965), S. 189-200.
  - 29 Zapf, Wolfgang: Wandlungen deutscher Eliten. Ein Zirkulationsmodell deutscher Führungsgruppen 1919-1961, München 1965.
  - 30 Mommsen, Hans: Historical Scholarship in Transition: The Situation in the Federal Republic of Germany, in: Daedalus 100 (1971), S. 485-508.
  - 31 Rothfels, Hans: Zu Bismarcks 150. Geburtstag, in: VfZ 13 (1965), S. 225-235; wieder in: ders.: Bismarck. Vorträge und Abhandlungen, Stuttgart 1970, S. 207-219.
  - 32 Dipper, Christof: Warum werden deutsche Historiker nicht gelesen. Anmerkungen zur Goldhagen-Debatte; Rusinek, Bernd A.: Die Kritiker-Falle: Wie man in Verdacht geraten kann. Goldhagen und der Funktionalismus, beide in: Heil, Johannes / Erb, Rainer (Hg.): Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen, Frankfurt a.M. 1998, S. 93-109 u. S. 110-130.

# Wolfgang J. Mommsen<sup>1</sup>

*«Die Jungen wollen ganz unbefangen die alte Generation in die Pfanne hauen.»*

## Biographische Fragen

**Herr Mommsen, Sie sind 1930 geboren und der Sohn eines Historikers, der nach 1945 nicht wieder in den Wissenschaftsbetrieb zurückkehren konnte. Könnten Sie uns Näheres zum sozialen und politischen Milieu erzählen, in dem Sie aufgewachsen sind?**

Ich bin in einem ganz typischen akademischen Milieu in Marburg, einer alten Universitätsstadt, aufgewachsen und kannte schon als Junge die Professoren und deren Familien, jedenfalls dem Namen nach. Der berühmte Theologe Rudolf Karl Bultmann und der bekannte Jurist Ennigerus gehörten beispielsweise zur unmittelbaren Nachbarschaft. Für mich war nach 1945 die grosse Frage: Was tun? Ich erlebte den psychischen und materiellen Zusammenbruch meines Vaters, der es nie verwunden hat, dass man ihn aus der Universität hinausgedrängt hat. Im Nachhinein steht er im Vergleich zu anderen deutschen Historikern eigentlich ganz gut da, denn so «braun» war er nicht. Es hat eine Rolle gespielt, dass ein Agent der amerikanischen Besatzungsmacht nach Marburg kam und wohl ursprünglich die Absicht hatte, dem demokratischen Mommsen der 20er Jahre<sup>2</sup> einen politischen Job zu verschaffen. Das hat meinem Vater das Genick gebrochen, weil, als dies bekannt wurde, alle seine Gegner die Kanonen durchgeladen haben, um ihn abzuschliessen, was ihnen schliesslich auch gelang. Als Sohn hat es mich damals sehr betroffen gemacht, dass mein Vater nicht in der Lage war, einfach einen Schlusstrich unter das Vergangene zu ziehen, um neu anzufangen. Er ist im Grunde, auch weil er an seinen Studenten hing, am Verlust seines Lehramts zerbrochen – natürlich auch materiell. Er war Sohn eines Bankiers aus Berlin, und plötzlich mit nur 300 Mark monatlich und vier Kindern zu existieren, war etwas, was er mental nicht verkraftet hat.

Aus eben diesen Gründen war ich damals fest entschlossen, unter gar keinen Umständen Historiker zu werden. Ich begann zunächst Physik und Mathematik zu studieren, was ich dann wieder abgebrochen habe, und arbeitete danach ein halbes Jahr in Lüdenscheid bei

Eduard Hueck als Hilfsarbeiter und später als Arbeiter, am Anfang für die fabelhafte Summe von 1,10 DM pro Stunde, später für 1,31 DM. Schliesslich erreichte ich den Punkt, an dem mir doch alles egal war, und ich begann ein Studium der Geisteswissenschaften. Damals war ich noch nicht entschlossen, Historiker zu werden. Das hat sich erst später ergeben. Ich habe dann noch zwei Semester in Marburg studiert, wollte aber so schnell als möglich dort weg, um nicht als Sohn meines Vaters herumlaufen zu müssen.

**Ist Ihr Bruder länger geblieben?**

Mein Bruder ist länger in Marburg geblieben. Er machte damals vornehmlich Germanistik, nicht Historie, und es war eigentlich gar nicht zu erwarten, dass er Historiker würde. Ich bin dann zunächst für ein Semester nach Köln gegangen, eigentlich nur, um den mediävistischen Kontrahenten des von mir hochverehrten Helmuth Beumann, nämlich Karl Löwe, zu hören, aber Löwe war gerade nach Tübingen berufen worden. Ich habe dann zunächst einmal sehr viel Kunstgeschichte gehört, namentlich bei Hans Kaufmann, und fand schliesslich in Theodor Schieder den einzigen akademischen Lehrer, der, von Kaufmann abgesehen, intellektuell wirklich faszinierend war. Es hat sich so ergeben, dass ich dort am Historischen Seminar eine studentische Hilfskraftstelle für die fabelhafte Summe von 90 Mark im Monat bekam. Das war so viel Geld, dass ich in Köln blieb, obwohl ich eigentlich nach Freiburg weiterziehen wollte.

**Noch einmal ganz kurz zu Ihrem Studienbeginn. Sie sagten, eigentlich habe es Sie nicht zur Geschichte hingezogen. Wer hat Sie denn motiviert, oder woher kam für Sie der Anstoss?**

Das kann ich selber nicht sagen. Gut, es war natürlich so, dass ich die Idee begrub, Ingenieur zu werden, nachdem ich ein halbes Jahr Fabrik hinter mir hatte, und mich für die Geisteswissenschaften entschied. Ich habe von der Philosophie bis zu den Sozialwissenschaften alles studiert, was möglich war. Irgendwann schälte sich das Studium der Geschichte in einer Weise heraus, die mir auch nicht mehr ganz klar ist. Es gab nochmal eine Weichenstellung, die Frage, ob ich denn vielleicht Kunsthistoriker werden sollte. Hans Kaufmann weckte allerdings Zweifel in mir, ob denn wohl mein Formenge-

dächtnis gut genug wäre, und eines wollte ich natürlich nie: einfach im Mittelmass hängenbleiben.

Schliesslich landete ich bei Theodor Schieder am Historischen Seminar und habe dort länger als jeder andere «gedient», insgesamt wohl 12 Jahre. Ursprünglich war ich als Hilfskraft tätig, später habe ich dort meine Dissertation über Max Weber geschrieben. Nachdem ich ein Jahr in England bei Asa Briggs in Leeds verbracht hatte, bekam ich nach meiner Rückkehr eine Assistentenstelle, was damals für mich eine unglaubliche Rettung war, denn vorher hatte ich mich meist von einem Job zum nächsten gehandelt, was sehr schwer gewesen ist.

Da Schieder in seinen Seminaren ziemlich steif und zurückhaltend war, haben wir als junge Leute nebenbei unser eigenes Seminar abgehalten. Das war ein Kreis, den ich formal leitete und zu dem die ganze Riege von Schülern Schieders, u.a. Helmut Berding, Dirk Blasius, Elisabeth Fehrenbach, Lothar Gall und Hans-Ulrich Wehler gehörte. Diese Runde war sehr lebendig und intellektuell anregend. Wir lasen Carl Schmitt, Friedrich Meinecke und viele theoretische Texte – in gewisser Weise vielleicht auch als Gegengewicht zu dem «grossen Meister». Das war meine intellektuell anregendste Zeit, das ist gar keine Frage.

In Köln gab es zwar noch andere Professoren – Adam Wandruszka, den sehr verehrenden Peter Rassow, der jedoch eher zurückhaltend und bloss blieb –, aber die intellektuelle Faszination ging von Theodor Schieder mit seinen unglaublich schwierigen, aber eindrucksvollen Vorlesungen und seinen sehr guten Seminaren aus, in denen beispielsweise Machiavelli oder Nationalitätenprobleme klassische Themen waren. Ich kam als Hilfskraft dorthin, als Schieder ein Seminar über Nationalitätenprobleme der Schweiz und Belgiens, also Staaten mit multinationalen Strukturen, abhielt; das erste, was ich machen musste, war die flämische Quellensammlung «La Nation Beige» durchzusehen.<sup>3</sup> Schieder verlangte natürlich das übliche Referat, das er in den ersten Jahren auch selber korrigierte. Später habe ich die Referate dann immer für ihn gelesen. Das wussten die Studenten aber nicht. Schieder bekam von mir immer einen Zettel mit einer Inhaltsangabe und meiner Bewertung. Nur einmal hatte ich mich vergeigt und etwas Falsches aufgeschrieben. Aber da hat er mich nicht in die Pfanne gehauen. Er war loyal. Das war eine sehr enge Zusammenarbeit.

### **Haben die Hilfskräfte einen Grossteil von Schieders Aufgaben übernommen?**

Nein, das kann man nicht sagen. Die Assistenten teilweise, aber die Hilfskräfte durften nur Bücher anschleppen – und der Bücherkonsum von Theodor Schieder war extrem hoch. Am Anfang habe ich die Bücher mit dem Fahrrad in seine Wohnung in einem anderen Stadtteil von Köln fahren müssen – das war eine harte Zeit. Später hat Wehler diese Serviceleistungen rationalisiert, der war in diesen Dingen viel effizienter als ich.

Schieder war tolerant gegenüber alternativen Auffassungen, obschon er selbst natürlich eine klar konservativ-liberale Grundposition hatte. Das ist ganz wesentlich, und das verbinde ich natürlich heute stärker mit seiner Vorgeschichte als damals. Man kann das illustrieren mit Hans Freyers «Theorie des gegenwärtigen Zeitalters» nach 1945, die er uns zur Lektüre nahelegte<sup>4</sup>, und später hatte ich mit ihm intensive Debatten über meine Max-Weber-Arbeit.<sup>5</sup> Er mochte bestimmte Aspekte des Weber-Buches nicht, die sehr kritisch gehalten waren und Weber in mancher Hinsicht in die Ahnenreihe Adolf Hitlers einreihen, was eigentlich von mir etwas kühn formuliert war. Das – wie auch eine Reihe anderer Sachen – passte ihm eigentlich überhaupt nicht.

### **Wie kritisierte er das?**

Wir diskutierten sehr auf die Sache konzentriert. Er hat mir damals empfohlen, dass ich Rudolf Smends Theorie parlamentarischer Herrschaft einbeziehen sollte, weil er eine Vermittlungsposition zwischen einer charismatischen und einer rational-parlamentarischen Theorie demokratischer Herrschaft vertrat.<sup>6</sup> Ich erinnere mich, dass ich den Abschnitt über Smend aus der Druckfassung der Dissertation wieder herausgenommen habe, was Schieder akzeptierte. Als es dann international Riesenärger gab, weil viele amerikanische und einige deutsche Soziologen über mich als «Quellenfälscher» herfielen, war Schieder absolut loyal. Er liess niemanden deswegen fallen, weil er anderer Meinung war. Das wird schon an den Arbeiten deutlich, die er selbst zu diesen Themen geschrieben hat. Meine Erfahrung ist, dass wir machen durften, was wir intellektuell für richtig hielten. Er schmiss uns natürlich Knüppel hin, die wir dann zu entsorgen hatten: intellektuelle Einwände vielfältigster Art. Grundsätzlich wahrte er sich gegen vorschnelle Ideologisierungen. Ich erinnere



mich an mein erstes Referat, das ich bei ihm schrieb und das die Wahlrechtsauffassungen des Liberalismus im Vormärz behandelte. Darin hatte ich mich gewaltig über die undemokratischen Positionen der Liberalen echauffiert, wie sich das für ein viertes Semester so gehört. Ich kritisierte, dass die Liberalen alle für ein Zensuswahlrecht und für die Anknüpfung des Wahlrechts an den Besitz eintraten. Da sagte er: «Nun mal halblang. Schauen Sie sich das erst einmal genauer an.» Ich kann heute nur sagen, dass er in diesem Punkte vollkommen recht hatte. Es war eine vorschnelle Ideologisierung, die der intellektuellen Analyse gar nicht gutgetan hat, da sich der Liberalismus in der Phase vor 1848 in mancher Hinsicht überhaupt nur stabilisieren konnte, weil er den gebildeten Teil der Öffentlichkeit mobilisierte und nicht von den konservativen Bauern und breiten Unterschichten majorisiert wurde wie später in Russland. Schieder zeigte uns, dass wir zwar gewisse Auffassungen haben können, aber dass diese Auffassungen nicht ohne weiteres eine Antwort auf historische Probleme sind. Er gewöhnte uns also die Emotionalität ab, die man als Anfangssemester, als junger Student erfreulicherweise mitbringt. Genauer: Er gewöhnte sie uns nicht ab, aber er zwang uns, sie immer wieder zu disziplinieren und rational zu untermauern. Er war zweifellos ein autoritärer Typ und konnte einen im Seminar mit seinem ungeheuer breiten Wissen richtig auseinandernehmen, aber zugleich war er stets tolerant.

**Welche Rolle spielten für Sie Schieders Schriften vor 1945, wenn es zu einer Konfrontation politischer Auffassungen kam?**

Ich habe jetzt die Schriften Schieders aus den 30er Jahren noch einmal gelesen. Dabei ergibt sich, dass der überwiegende Teil überhaupt keine politische Botschaft enthält, oder nur eine sehr indirekte. Diese Arbeiten über den deutschen Osten beschäftigten sich überwiegend mit dem Nachweis, dass es dort im 17. und 18. Jahrhundert eine dominante deutsche Kultur gegeben hat. Das hatte zwar eine politische Zielsetzung, aber jenseits dessen findet sich dort ausserordentlich wenig.

Wir haben uns nicht dafür interessiert, weil das irgendwie gar nicht nötig erschien. Warum? Schieder war offen, er liess uns andere Meinungen haben, obwohl wir wussten, dass er am konservativen Ende zuhause war. Wir hatten keine Ansatzpunkte dafür, in seiner aktuellen Lehre Relikte von nationalsozialistischer Ideologie zu suchen. Ich würde sagen: eher im Gegenteil. Wir kannten seine Arbei-

ten über den italienischen Faschismus, die uns damals schon klar sagten, dass Schieder aus einer jungkonservativen Richtung kam und eine autoritäre Staatsordnung begrüsst hatte.<sup>7</sup> Überdies war er ein grosser Verehrer von Hans Rothfels. Mein grosser Schock bei der jüngsten Debatte ist überhaupt nur Hans Rothfels, weil er mit einem Male als wilder «Polenfresser» dasteht. Das ist etwas Neues. Alles andere ist nicht so neu.

**Aber ist das für Sie so neu? Ihr Vater und Hans Rothfels standen sich in der Weimarer Zeit politisch sehr fern. Auf jeden Fall förderte Wilhelm Mommsen Eckhart Kehr, und Kehr bezeichnete Rothfels schon Anfang der 30er Jahre als Ableger einer «faschistischen Neuinterpretation» der deutschen Geschichte.**

Ich habe Kehrs Argumente immer für überzogen gehalten und bin auch nicht der Meinung, dass man Kehr, wie es Hans-Ulrich Wehler getan hat, aus dem Abgrund wieder heraufholen muss.<sup>8</sup> Das halte ich für etwas problematisch. Die These, dass Rothfels faschistisch war, würde ich auch jetzt für falsch halten. Für mich ist bedeutsam, dass Rothfels eine jener Figuren war, die Theodor Schieder sehr hochgeschätzt hat. Auch meine erste Bismarck-Vorlesung war noch absolut rothfelsianisch. Beim zweiten Mal dann wurde Rothfels eliminiert. Rothfels' grosse Theorie von Bismarck als dem anti- oder nicht-nationalen Staatsmann oberhalb der Nationalitäten ist natürlich nicht ganz falsch und bezeichnete eine gegenläufige Deutung zu der konventionellen Bismarck-Deutung von Bismarck als dem Schöpfer der deutschen Nation, was sowieso eine nationalliberale Legende war, die die deutschen Studenten vor allem in der Zeit seit 1895 zur herrschenden Lehre gemacht hatten. Dazu bildete Rothfels das grosse Gegengewicht.<sup>9</sup> Ursprünglich wollte ich sogar eine Dissertation über Bismarcks Sozialpolitik schreiben, in Anknüpfung an Max Weber. Jedoch sagte Theodor Schieder: «Nein, Herr Rothfels schreibt darüber ein grosses Buch. Der hat alle Akten, das können Sie nicht machen.» Am Ende hat Rothfels dieses Buch nicht geschrieben. Ich hätte darüber promovieren können.

Für die Generation Conze/Schieder war Rothfels ein Abgott. Rothfels definierte Königsberg als «Grenzlanduniversität» mit dem grossen Auftrag, die kulturelle Dominanz des Deutschtums im Osten zu legitimieren, aufrechtzuerhalten und als Gegenargument gegen die Wilsonsche Selbstbestimmungsideologie hochzuhalten.<sup>10</sup> Genau aus dieser Ecke kam die Ideologie des sogenannten «deutschen Volks-

und Kulturbodens», die ursprünglich mit dem Nationalsozialismus überhaupt nichts zu tun hatte und schon in den 20er Jahren entwickelt worden war. Es begann bei den Geographen, unter denen der berühmte Geograph Albrecht Penck eine Schlüsselfigur war. Sie alle sassen in der «Preussischen Akademie der Wissenschaften», und es waren die Spitzen der Wissenschaft, die den breiten Strom der Historiker anführten, und zwar von konservativer Seite. Die sogenannten Linken hingegen, indirekt auch mein Vater, schrieben vor allem gegen die wirtschaftlichen Bedingungen von Versailles an, während die Rechten den «Frontkampf» gegen Polen übernahmen, der nicht gänzlich unbegründet war, weil es auf polnischer Seite eine Tendenz gab, die deutsche Minderheit zu unterdrücken. Das darf man nicht über sehen. Beispielsweise haben sich die Polen geweigert, den Minderheitenschutz vertrag anzuerkennen, den der Völkerbund damals all diesen Ländern als Gegengewicht dafür, dass sie Territorien mit erheblichen nationalen Minderheiten erhielten, gleichsam zu oktroyieren versuchte. Dieser Vertrag wurde von ihnen weder ratifiziert noch akzeptiert. Jedenfalls waren die Polen nicht ganz unschuldig an den erbitterten Nationalitätenkonflikten der Zwischenkriegszeit.

Die neue Richtung arbeitete mit einem anderen Nationenbegriff, wie ich bei der Beschäftigung mit diesen Problemen erst jetzt entdeckt habe. Deren Nationsbegriff hielt sich nicht etwa an objektive Kriterien wie Sprache und Ethnizität, wie das so landläufig bei Hans Kohn der Fall ist<sup>11</sup>, sondern an Kultur in einem mehrschichtigen Sinne. Die Akkulturation oder die Rekulturation von Bevölkerungsgruppen, die einmal deutsch gewesen waren, bzw. die Assimilation von slawischen Bevölkerungsgruppen wie den Wasserpolacken gehörten dazu. Mit grossem intellektuellen Aufwand wurde die missionarische Funktion der Deutschen seit dem 14. Jahrhundert, insbesondere durch den Deutschen Orden, betont. Im Osten galten die Deutschen aus dieser Sicht als kulturelle Führungsnation. Demgemäss wurde die Erhaltung der Vorrangstellung der Deutschen in diesem multikulturellen und multiethnischen Raum gefordert – im Gegensatz zu den Bestimmungen von Versailles bzw. genauer: der Pariser Vorort Verträge. Wenn Sie denken, dass das nur in Deutschland so gewesen sei, so ist das ein Irrtum, denn die Italiener argumentierten zur Legitimierung ihrer Annexionen an der Adria genauso. Es ist dies mit Sicherheit ein europäisches und nicht nur deutsches Phänomen. (Das finde ich übrigens an der Debatte auch nicht gut: Selbst

Wehler fängt damit an, jetzt plötzlich nur noch über Deutschland zu reden.) Das Grundmuster dieser ideologischen Argumentation war eindeutig offensiv. Die Grenzen von 1914 gelten nicht mehr als massgeblich, massgeblich sei vielmehr der sogenannte deutsche «Kulturboden», der sich bis zur russischen Grenze erstreckte, je nachdem. Und dieser wurde nicht definiert im Sinne des je Gegenwärtigen, sondern frei nach Edmund Burke: «Die Nation ist ein Pakt der vergangenen, der gegenwärtigen und der künftigen Generationen.» Der Verweis auf Edmund Burke taucht überall auf, prominent bei Rothfels, prominent bei Schieder, aber auch schon bei Treitschke 1871 als Legitimation für die Annexion Elsass-Lothringens – es ist dies eine alte Denkfigur. Deswegen wird auch verständlich, was im Moment niemand mehr begreift, warum die Historiker einen so ungeheuren Aufwand betrieben haben, um die Rolle der Deutschen im Osten seit dem 14. Jahrhundert mit allen möglichen historiographischen Methoden zu dokumentieren. Das punktuelle individualistische Wilsonsche Prinzip der Jetzt-und-Gleich-Selbstbestimmung wurde absolut abgelehnt. Rothfels wandte sich massiv dagegen, weil es in seinen Augen zur Zerstückelung, zur Zerstörung der Pluralität der Kulturen im Osten, zur Einebnung der ethnischen Minoritäten führe. Man wird schwerlich bestreiten können, dass das teilweise richtig ist und dass der homogene Nationalstaat, der die Minoritäten unterdrückt, ein zweifelhaftes Geschenk war. Das ist der intellektuelle Hintergrund. Jetzt stellen Sie sich Theodor Schieder vor, der aus der jungkonservativen Ecke mit ausgeprägt autoritären Vorstellungen über Staat und Herrscher kam ...

**Können Sie «jungkonservativ» näher erläutern?**

Lesen Sie Edgar Jung, «Die Herrschaft der Minderwertigen».<sup>12</sup> Diese jungen Leute hatten die Vorstellung, dass sie eine neue Welt schaffen müssten, die aber nur von kleinen Eliten getragen werden könne, im Gegensatz zur Massenkultur dieser «fürchterlichen» Parteien und des parlamentarischen Systems. Neue intellektuelle Eliten müssten eine Führungsrolle in diesem schwer zu bestimmenden Bereich der Kultur spielen. Das war die Vorstellung des frühen Schieder, und dies hat zunächst mit Nationalsozialismus nichts zu tun. Im Gegenteil: Vom NS wollten sie natürlich nichts wissen, denn das war in ihren Augen «Massenkultur». Ausserdem war ihr Kulturbegriff anfangs nicht rassistisch, im Gegenteil. Noch 1939 schreibt Theo Schie-

der, wie er sich damals nannte, vom Volk als der natürlichen Grundlage der politischen Ordnung, aber mit der Massgabe, dass das Eigenrecht anderer Völker respektiert werden müsse. Das ist die Denkfigur dieser Nationalkonservativen, und dazu gehört auch dieser ansonsten so schreckliche Theodor Oberländer, der damals herausgeworfen wurde, weil er sich gegen die Unterdrückung der Ukrainer aussprach und ihnen eine eigene Nationalität zugestehen wollte. Dies ist eine Trennlinie, die später ausser Sicht geriet. Eindeutig ist dies, wie ich glaube, erst 1938 oder 1939 geschehen – dann aber massiv. In mancher Hinsicht schuf Albert Brackmann systematisch die Voraussetzungen einer sorgfältig inszenierten antipolnischen oder antislawischen historischen Kampagne. Diese Bestrebungen wurden in solch harmlos erscheinenden «Auskunftsstellen» oder «Landesstellen» institutionalisiert, damit dies nach aussen nicht auffiel. Erstens sollte die polnische Gegenwehr nicht sogleich herausgefordert werden, und zweitens gab es seit 1934 den deutsch-polnischen Nichtangriffspakt, der jegliche offene Polemik gegen Polen verbot. D.h., diese Historiker operierten bis 1938 gegen die offizielle Politik des Regimes. Das ist sehr kompliziert. Meine These ist, dass Brackmann immer zu den Siegenden gehören musste, und dies hiess nach 1933 Gefolgschaft für den NS und speziell für die SS.

Für die Jüngeren war dies schwieriger. Im Königsberger Kreis gab es natürlich einige überzeugte Nationalsozialisten, insbesondere Gunter Ipsen und Rudolf Craemer, die beide früh in die NSDAP eintraten. Aber im Grunde genommen gab es bei Schieder und Conze (obwohl Conze ein grösseres politisches «Schaf» war) andere Vorstellungen als die des klassischen Nationalsozialismus. Das ist auch der Punkt, an dem ich dafür plädiere, nicht alle Historiker in einen Topf zu werfen, zumal sie zunächst eigentlich nicht rassistisch argumentierten. Nach dem Polenkrieg veränderte sich die Situation. Nun benötigte man keine Argumente mehr, um mit historiographischen und sonstigen Mitteln einen kulturellen Hegemonieanspruch in einem multinationalen Raum zu begründen, der den Deutschen die Vorherrschaft einräumt, aber die anderen Nationalitäten respektiert. Als der NS wirklich Macht erlangt hatte, wurden sie eben vertrieben oder eliminiert. Insofern war nun, wie der Brackmann das auch in der Preussischen Akademie der Wissenschaft erklärte, das ganze Modell eines offensiven «Volkstumskampfes» mit historiographischen Mitteln obsolet geworden. Daraufhin musste man neu anfangen, weil die Voraussetzungen der ganzen «Ostarbeit» überholt waren und man

keine Rücksicht mehr darauf nehmen musste, dass in Hirschenhof oder wo auch immer deutsch sprechende Minoritäten existierten.<sup>13</sup> Jetzt konnte man mit rückhaltlosem «social engineering» beginnen. Einige Historiker, wie Albert Brackmann und Hermann Aubin (der eine viel bedenklichere Rolle als Schieder gespielt hat) hatten plötzlich das Gefühl, dass sie massiv an Einfluss verlören und keinen Draht mehr zu den Behörden hätten. Ausserdem befürchteten sie, im Preussischen Geheimen Staatsarchiv nicht mehr über die Mittel verfügen zu können, um ihre historiographischen Institutionen aufrechtzuerhalten. Daher warfen sie sich dem Nationalsozialismus an den Hals, und die berühmte Denkschrift vom Oktober 1939 ist ein Produkt dieses Versuchs. Es ist eine bedauerliche Verzerrung, Schieders alleinige Urheberschaft an jener Denkschrift zu behaupten. Er schrieb lediglich zusammen, was in diesem Kreis angestrebt wurde, darunter auch das, was radikalere Leute wie Resche äussernten, die rassistisch argumentierten.

#### **Mit rassistisch meinen Sie vor allem antisemitisch?**

Jein. Die Frage ist zunächst, ob man das Problem der Minoritäten und Nationalitätenkonflikte in einer rassistisch-ethnischen Weise oder in einer kulturellen Weise definiert. Die «Judenfrage» kommt dann noch hinzu. Schieder ist sicherlich von Hause aus kein Antisemit gewesen. Aber spätestens seit dem November 1939 war es amtliche Politik, das Reichsgebiet von Juden zu «befreien». Auch Schieder übernahm diese Massgabe – und das ist absolut unerfreulich. Deswegen war er noch nicht, wie Götz Aly sagt, ein «Vordenker der Vernichtung». Davon kann überhaupt keine Rede sein. Allerdings fanden diese Historiker die NS-Politik ganz agreeabel, weil in der Tat die Innenstädte Ostpolens mit dem jüdischen Bevölkerungsteil ein soziales Problem von erheblicher Grössenordnung darstellten. Nicht für Schieder, aber wohl ganz klar für Conze, galt, dass sie mit ihrem «social engineering» eine organische bäuerliche Kultur, die als Idee wie ein Markstein im Gelände stand, wiederherstellen wollten. Also begrüsst sie die Aussicht, dass diese Juden – vorsichtig gesagt – «ausgesiedelt» würden. Ich kann das keinesfalls gut finden, aber so war die Denkfigur. Es ist sicher auch für Schieder nachweisbar, dass er nicht an eine Vernichtung der Juden dachte. Bei ihm gibt es eine Formulierung, dass man doch vielleicht die Polen ebenso wie die Juden behandeln sollte. Aber dies beinhaltete natürlich nicht die Ver-

nichtung oder die «Verschickung» nach Osten, weil dies das Problem nur gesteigert hätte, sondern die Auswanderung nach Holland oder vielleicht nach Madagaskar. Das waren natürlich phantastische Vorstellungen. Man könnte selbstverständlich sofort einwenden, dass das ideologisch sei und dass sie es in Wahrheit nicht so gemeint hätten, sondern gleich wussten, um was es ging. Das halte ich für unbe-gründet. Das Ziel war in ihren Augen die Schaffung eines gemischt-kulturellen deutschen Ostens. Allerdings kam ziemlich bald die Idee eines «ethnic social engineering» der unerfreulichsten Art hinzu. Diese Historiker sahen eine ihrer Aufgaben darin, mit ethnographischen und historischen Methoden festzustellen, wo sich deutsche «Volkstumsinseln» befanden, welche Regionen, welche Gruppen sich im Rothfelschen Sinne rekulturieren lassen würden – als Teil einer deutschen Führungsschicht im Osten. In diesem Zusammenhang gab es von Schieder in den 40er Jahren eine Reihe von Empfehlungen, welche Gruppen man gegebenenfalls leicht «rückdeutschen» könne. Das liegt auf der Linie dessen, was es schon seit den 20er Jahren gab, und hatte zunächst einmal mit NS-Politik nur indirekt zu tun. Spätestens seit 1938 fand Schieder es auch ganz gut, dass der NS nun Fakten schuf und «aktive Volkstumspolitik» betrieb.

Die jetzt diskutierten Historiker hegten die Vorstellung, dass sie das «Volkstumsprojekt» nach ihren Bedingungen gestalten könnten. Es gibt in einem der Artikel Schieders eine interessante Formulierung, in der er den Gauleiter Erich Koch rühmt, weil dieser deutsche Ostpolitik auf historischer Grundlage betreibe. Was immer das heissen sollte – Schieder glaubte naiverweise, dass Koch die Prämissen der älteren Nationalkonservativen exekutieren würde. Das ist natürlich falsch. Denn es wurde immer deutlicher, dass in grossem Umfang umgesiedelt werden sollte. Die Rücksiedlung von Deutschen aus Russland – wie Götz Aly es schon thematisiert hat<sup>14</sup> – führte dazu, dass man plötzlich für diese Platz benötigte. Hunderttausende von Russlanddeutschen waren nach den Hitler-Stalin-Vereinbarungen ins «Reich» zurückgeführt worden. Das war auch einer der auslösenden Faktoren für die Judenvernichtung, weil man glaubte, die Juden aus den Ghettos der Städte entfernen zu müssen, um die Polen in den Städten und die Deutschen dann ihrerseits auf den Bauernhöfen der Polen unterzubringen. Wahr ist das ja alles nicht geworden. Ursprünglich hatte man wohl auch die Idee, die Juden einfach weiter nach Osten zu verschieben, was noch nicht explizit auf «Vernich-

tung» hinauslief. Diese Planung versagte in dem Moment, als der Ostfeldzug ins Stocken geriet. Aber das alles ist schon NS-Politik. Die Frage bleibt natürlich, welche Rolle die Historiker in diesem Zusammenhang spielten.

**Darauf kommen wir später noch zurück. Aber inwiefern waren ihnen in den 50er Jahren diese Inhalte der «Volkstumspolitik» bewusst? Es lief doch dieses Projekt zur «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa», und Rothfels' Schriften «Bismarck, der Osten und das Reich» wurden in veränderten Fassungen wiederaufgelegt. Haben Sie dabei eine personelle und ideelle Kontinuität wahrgenommen?**

Wenn Sie es sorgfältig lesen, steht in diesen Texten nicht so viel Politisches drin. Als Rothfels auf dem Historikertag 1932 seine Rede über Bismarcks Ostpolitik hielt, wurde niemand hellwach und sagte: Das ist Ideologie. Dazu war er als Historiker zu gut und hielt ein zu hohes Niveau.

Rothfels galt international als eine *grand figure*; kein Mensch wäre auf die Idee gekommen, Rothfels – als jüdischen Deutschen – auch noch eine nationalsozialistische Vergangenheit vorzuwerfen. Eine Vergangenheit hatte er im Zusammenhang dieses «Volkstumskampfes». Mein Bruder und ich haben uns darüber auseinandergesetzt, und er meinte, solche Begriffe dürfe ich nicht gebrauchen, ich müsse «Nationalitätenkonflikt» sagen, aber das ist nicht ganz richtig, weil es dabei um viel mehr ging, nämlich um die Frage, in welcher Art und Weise Nation definiert wurde, und im Grunde um die Verteidigung der Hegemonialstellung der Deutschen in Osteuropa seit dem 15. Jahrhundert.

Und die Sache mit der Volksgeschichte: Ich bin der Meinung, dass Oberkrome, Kocka u.a. dieses falsch intoniert haben.<sup>15</sup> In dem Augenblick, da die territorialen Grenzen des deutschen Staates angefochten wurden, konnte man sich nicht mehr an den Staat halten, sondern musste sich an das Volk halten, also heisst es «Volksboden», nicht «Staatsboden». Dieser Begriff leitet sich von biologischen und ethnographischen Kategorien ab. Er war nicht a priori rassistisch. Das ist eine spätere Verzerrung. Nach 1938/39 wurde «Volkstumspolitik» dann rassistisch definiert und zunehmend mit gewaltsamen Mitteln betrieben. Der qualitative Sprung von einer konservativ getönten, obrigkeitlichen Volkstumspolitik zu einer nationalsozialistischen ist im Einzelfall nicht genau zeitlich zu lokalisieren. Meiner Meinung nach erfolgt diese Wende an. Ende des Polenfeldzuges.



Dann ging es allerdings «zur Sache», jede Hemmung schien weggefallen zu sein.

### **Wie bewerten Sie Rothfels' Rolle in der Historiographie der frühen Bundesrepublik?**

Rothfels' Einfluss in der ersten Phase der Bundesrepublik war enorm hoch und zwar einerseits durch das Buch über den deutschen Widerstand gegen Hitler, das zweifellos ein Verdienst war, und andererseits durch die Herausgabe der «Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte». Er veröffentlichte ausserdem einen Quellenband über Bismarck, der für uns eine Bibel und enorm bestimmend war, ganz davon abgesehen, dass dieser im Detail sehr gut war.<sup>16</sup> Noch einmal zu «Bismarck, der Osten und das Reich»: Nach Rothfels bewegt sich der Staatsmann Bismarck oberhalb der Nationalitäten und ist in der Lage, als Ordnungskraft zu wirken. Auch für Schieder sollte der deutsche Staat Ordnungsmacht in einem multinationalen Raum sein, und er lehnte sich damit an Rothfels an, der betonte, dass Bismarck sich gegen die zerstörerischen Massentendenzen der Zeit gewendet habe: den populären Nationalismus, die «vulgäre» Demokratie und den Sozialismus. Das Ziel war die Stabilisierung einer vormodernen Gesellschaft mit konservativen Mitteln, aber unter partieller Integration bestimmter progressiver Elemente des Nationalismus und des Liberalismus. Das ist ja heute noch eine vertretbare und intellektuell überzeugende Position.

**Sie äusserten in einem Leserbrief an die FAZ, dass Sie mit vielen Machenschaften der «Königsberger» in den 50ern nicht einverstanden waren, so z.B. auch mit der durch die Herausgabe einer Festschrift geäusserten Referenz Schieders an Karl Alexander von Müller.**

Ich fand es katastrophal, dass Schieder Müller eine Festschrift in der HZ widmete, nachdem dieser den Übergang der wichtigsten Zeitschrift des Fachs in das nationalsozialistische Lager mitgetragen hatte.<sup>17</sup> Müller hatte schon 1926 gesagt, dass Deutschland nur einen Wiederaufstieg erleben könnte, wenn es wieder einen charismatischen Führer à la Bismarck geben würde. – Ich fand das damals nicht gut, aber glauben Sie, dass ich Schieder hätte sagen können: «Machen Sie bitte keine Festschrift für Ihren akademischen Lehrer!» Er hätte mich ganz kurz und schnell entlassen.

Das zweite, was mich irritierte, war die «Dokumentation der Vertreibung», weil man dort den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Politik unmittelbar sehen konnte. Auch für das Conze-Brunner-Koselleck-Lexikon wurden Leute aus dem Umfeld von Schieder verpflichtet, Artikel zu schreiben.<sup>18</sup> Ich lehnte das wegen des ideologischen, nämlich historistischen Grundmusters ab, das ich im Unterschied zu anderen veraltet und nicht so progressiv fand, obwohl es inzwischen sehr angesehen ist, besonders in England. Hans-Ulrich Wehler und ich haben uns damals trotz des starken Drucks gewiegert, einen Beitrag zu schreiben. Es gab noch ein anderes Projekt, die Friedrich-Naumann-Edition, als Wiederauflage eines national getönten Liberalismus, und wir waren die «Arbeiter im Reiche Gottes» – Wolfgang Schieder hat einen Band ediert, und ich habe sogar zwei gemacht. Immerhin haben wir Naumann kritisch kommentiert.<sup>19</sup> Die Mitarbeiter Schieders, die dafür eingespannt wurden, hätten zwar nein sagen können, aber nicht immer, denn dass man selbst auch Karriere machen wollte, war zumindest nicht unrichtig.

#### **Wie können Sie die persönliche Dimension im Verhältnis zu Theodor Schieder beschreiben?**

Im Prinzip war Schieder in Sachfragen offen für Diskussionen, ansonsten trug er eine Glasscheibe vor sich her. Er ging in das Seminar immer nur mit «Deckung», d.h., er brauchte zwei bis drei Leute, die ihm eine Art psychologischer Unterstützung gaben. Sachlich benötigte er sie nie, er brauchte sie aber psychisch. D.h., dass man als Assistent immer mitkommen musste, anfangs aber auch als «Ausputzer». Wenn er kein Referat hatte, bekam man aufgedonnert, bis zur nächsten oder übernächsten Woche etwas vorzubereiten. Das war intellektuell ziemlich fordernd. Im Persönlichen konnte er aber auch fürsorglich sein. Als ich einmal eine Nierenkolik hatte, war er es, der in der Urologie anrief. Persönliche Gespräche, etwa über die NS-Zeit, waren jenseits von Gut und Böse, waren schlichtweg unmöglich. Er liess keinerlei Diskussionen über seine Beziehung zu Karl Alexander von Müller zu, er äusserte sich nicht über seinen Freund Karl Dietrich Erdmann und den Skandal um die Riezler-Tagebücher, wo er auch seine schützende Hand im Spiel hatte – alles das konnte man nicht thematisieren.<sup>20</sup> Dieses Kommunikationsproblem erstreckte sich nicht nur auf die NS-Zeit, sondern auf so ziemlich alles.

**Haben Sie diese Unmöglichkeit eines Gesprächs damals als Mangel empfunden? Wurde über den Grund seines Schweigens am Lehrstuhl mit den anderen Assistenten spekuliert?**

Es bestand kein akuter Anlass, darüber zu reden, obwohl es mich sehr beschäftigt hat. Ich gebe Ihnen ein konkretes Beispiel: Als der erste Aufsatz von Fritz Fischer 1959 erschienen war<sup>21</sup>, ging ich zu Schieder hin und sagte: «Herr Professor, entweder hat Fischer unrecht, oder unsere Väter haben uns belogen.» Er antwortete: «Nehmen Sie es mal nicht so tragisch, hier sind die ersten Fahnen von einem Aufsatz von Gerhard Ritter zur Widerlegung der Präventivkriegsargumentation.» Die Debatte wurde also sofort abgefedert.<sup>22</sup> Schieder hatte ohnehin die Strategie, politische Tagesfragen zu meiden; weg von aktueller Tagespolitik hin zu grossen Themen universalhistorischer Art. Deswegen beschäftigte er sich mit Burckhardt, Ranke, Max Weber, mit Nationalitätenfragen quer durch Europa und über alle Jahrhunderte hinweg – das ist ja auch die Aufgabe eines Historikers.

Ich erinnere mich daran, dass Schieder sich als Historikerverbandsvorsitzender weigerte, nach Moskau zu reisen. Heute weiss ich natürlich, warum. Er zitterte davor, dass ihm dort Sachen aus den 30er Jahren in aggressiver Weise vorgehalten würden. Die waren aber überhaupt noch niemandem bekannt.

Es gibt nicht viele Schriften, die Schieder publiziert hat, mit dem Sie ihm politisch an den Hals gehen können. Da gibt es einen Rundfunkvortrag, wo Bismarck als Vorläufer des Grossdeutschen Reiches gepriesen wird – dergleichen haben sie alle gemacht. Bismarck konnte überhaupt nur gerechtfertigt oder positiv bewertet werden, wenn man ihn nicht einfach nur als Kleindeutschen akzentuierte. Es gab 1938/39 bei Schieder auch positive Bewertungen der nationalsozialistischen Volkstumspolitik. Aber das macht quantitativ vielleicht ein Achtzigstel seiner Schriften aus, ist jedenfalls verschwindend gering. Ausserdem schrieb Schieder Ideengeschichte und keine Volksgeschichte. Zu finden sind solche Zulieferungsarbeiten an der von ihm geleiteten Landesstelle. Das war ganz klar eine Erfüllungsmassnahme dessen, was Brackmann wollte. Brackmann hatte diese Stellen nicht gegründet, um Leute zu finanzieren oder, wie neulich geschrieben worden ist, um eine geschickte Personalpolitik zur Besetzung von Professuren mit genehmen Leuten zu betreiben – das geht zu weit. Nein, er wollte seine Machtposition, die er schon in den 20er Jahren dank seines unmittelbaren Zugangs zu den Ministerien hatte,

weiter ausbauen. Diese Landesstellen wurden gegründet, um der Politik zuzuarbeiten. Es ist keine Frage: Schieder hat dabei mitgemacht. Ich selbst habe nicht den Eindruck, dass da so wahnsinnig viel passiert ist. Über die historiographische und ethnographische Identifikation der deutschen Volksgruppen in diesem Raum scheint diese Tätigkeit nicht hinauszugehen. Ich habe leider noch nicht die Zeit gehabt, ins Archiv zu gehen, um mir das selbst anzusehen.

**Also würden Sie sagen, dass es in hohem Grad opportunistisch war?**

Vollkommen. Wann immer der Vater Staat rief, war man da. Übrigens ist es leicht, darüber die Nase zu rümpfen. Schieders Einkommen hing ja davon ab. Er bekam ein Gehalt als Angestellter des Preussischen Geheimen Staatsarchivs für diese Zwecke, war also gewissermaßen abhängig. Bei Brackmann ist das mit den Händen zu greifen, und er sagte das ganz offen, dass sie den Anschluss verloren hätten und neue Ansprechpartner bräuchten. Deshalb entstand die Denkschrift, welche die SS «unglücklicherweise» gar nicht benötigte, was nur logisch war, denn die SS kümmerte sich den Teufel darum, ob irgendeine deutsche Volksgruppe in Hirschenhof seit dem 16. Jahrhundert existiert hat, sondern sie räumte einfach ganze Landstriche aus, oder wollte dies doch wenigstens tun. Man war gar nicht daran interessiert, diese feingesponnene ideologische Rechtfertigung deutscher Vorherrschaft im Osten, wie sie die Historiker entwickelt hatten, entgegenzunehmen in einem Augenblick, wo es nur noch um völkische «Flurbereinigung» ohne jede Rücksicht auf die historischen Gegebenheiten ging.

Sicherlich hat sich Schieder im Laufe der Zeit noch stärker auf den NS zubewegt. Es gab 1942 Erwägungen, ihm eine Professur in Berlin zu geben. Er muss demnach schon einigermaßen gut an das System adaptiert gewesen sein. Andererseits erzählte mir Wehler gerade, dass es über Schieder einen SD-Bericht gebe, in dem dessen Reserven gegenüber dem Regime aufgelistet werden. Schieder hatte einen zu elitären Politikbegriff, als dass er uneingeschränkt mit der Art von massenideologischer Politik übereinstimmen konnte, wie sie der NS betrieb. Dies blieb auch später so, obwohl er natürlich 1949 die parlamentarische Demokratie akzeptiert hat.

**Sie sprachen in Ihrer Würdigung von Theodor Schieder aus dem Jahr 1985 davon, dass sich Schieder die «jeweiligen Lehrmeinungen und Ideologien immer auf Distanz hielt» und «herangetragenen Ansinnen, politische Lehrmeinungen historisch zu untermauern, zeitlebens eine tiefe Resistenz» entgegenbrachte.<sup>23</sup> Können Sie nach dem, was Sie heute wissen, diese Charakterisierung noch aufrechterhalten?**

Für die Zeit nach 1945 stimmt das ganz sicher, und ich bin nicht sicher, ob es nicht begrenzt auch für die Zeit der 30er Jahre gilt. Wenn Sie sich die Dinge genauer ansehen, stossen Sie vielfach auf vorschnelle Ideologisierungen. Ingo Haar zitiert eine Rezension Schieders über Otto Hoetzsch als Beleg für Schieders Identifikation mit der Volkstumsideologie («Blut und Boden»). Ich lese die Rezension, aber da steht nichts. Das ist dort gar nicht enthalten. Es gibt eine vorsichtige Kritik an Hoetzsch, die zum Ausdruck bringt, dass er mit den neueren Tendenzen der Volkstumspolitik im Osten nicht einverstanden ist. Das ist also verschlüsselt zu lesen. Wie der Haar zu seiner Interpretation gelangt, weiss ich nicht. Ich finde so etwas ungenau und befürchte, dass es massenweise so weitergeht.

**Was würden Sie resümierend sagen: Wo haben Sie methodisch viel von Schieder übernommen, wo haben Sie ihn verlassen?**

Das kann man selbst am schlechtesten sagen. Zuallererst in der Tat eine Methode, eine Methode, die sozialgeschichtliche, institutionengeschichtliche und ideengeschichtliche Aspekte kombiniert und vorschnelle Ideologisierungen vermeidet. Schieder betrieb eine Analyse des politischen Systems, die nicht in erster Linie die Staatsmänner, sondern die Strukturen und Parteiinstitutionen in den Blick nahm. Auch Thomas Nipperdey, der ja nun leider in der Debatte fehlt, hat das aufgegriffen. Er und Elisabeth Fehrenbach sind die engsten wirklichen Schüler Schieders gewesen. Man hat die sehr differenzierte Begrifflichkeit aufgenommen, die Schieder über Probleme der Nation entwickelt hat. Ich habe dies ja auch in mancher Hinsicht weitergeführt. Vielleicht habe ich auch seine vergleichsweise universalhistorische Ausrichtung übernommen. Aber es gab ja nicht nur Schieder, sondern auch massive angelsächsische Einflüsse als Gegengewicht zum «grossen Meister». Was diesen letztgenannten Aspekt betrifft, war unser Kölner Kreis eine Art von Emanzipationsklub, der sich

quasi durch die eigene Diskussionrunde gegen die intellektuelle Hegemonie Schieders mit doch sehr erfolgreichen Konsequenzen zu rüsten versucht hat. Aus diesem Kreise sind später – von Leuten sehr unterschiedlicher Ausrichtung – mindestens 15 deutsche Schlüssellehrstühle besetzt worden.

Auch an Max Weber bin ich natürlich nicht zufällig geraten. Er war neben Jacob Burckhardt und Alexis de Tocqueville einer der Gewährsleute, mit denen Theodor Schieder versuchte, sich aus dem Sumpf seiner Vergangenheit herauszuziehen. Man kann sagen, dass er sich selbst aus dem Sumpf gezogen hat, aber uns ebenso. Wenn man sich das klarmacht, was 1947/48 noch herrschende Meinung war, so ist das ein Riesenweg, der seitdem gegangen worden ist. Und Schieder war jemand, der uns in mancher Hinsicht das methodische Rüstzeug gegeben hat, diese Wegstrecke zu absolvieren.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im NS? Handelt es sich überwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neueren Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Eine generelle Beantwortung der Frage ist eigentlich nicht möglich. Es gibt eine nicht unerhebliche Zahl von Leuten, die sich entweder als Mitläufer geriert haben oder dann zunehmend den Nationalsozialismus unterstützt haben. Der Damm ist klar gebrochen mit dem 2. Weltkrieg, eigentlich vorher schon mit dem sogenannten Anschluss Österreichs. Es gab nur wenige überzeugte nationalsozialistische Historiker der ersten Stunde, wie z.B. Günter Franz, Ernst Anrich u.a. Dies war eine vergleichsweise kleine Gruppe, die allerdings einen erheblichen Einfluss gewann. Die Bereitschaft zur Anlehnung oder Anbiederung an den NS war jedoch gross, und am Ende blieben nur wenige Historiker übrig, die dem widerstanden. Die Historiker trugen in einigen Bereichen klar zur Verfestigung des Regimes bei. Doch muss man unterscheiden: In der Anfangsphase gab es die Idee der «Einrahmung», die von einer ganzen Reihe von Historikern wie z.B. Johannes Haller oder Otto Hoetzsch voll unterstützt wurde, die später zu Gegnern des Regimes oder gar von diesem verfolgt wurden. Insgesamt halte ich die These von den Historikern als den «Vor-

denkern der Vernichtung» für vollkommen überzogen. Sie unternahmen keinerlei wirkliche Versuche, dem Regime zu widerstehen, und haben sich in mancher Hinsicht ganz unübersehbar von dem Sog der Bewegung mitreißen lassen, aber Vorreiter waren sie gewiss nicht. Nacheinander waren die kleindeutsche und die liberale Position zusammengesunken. Völkische Positionen wurden zunehmend akzeptiert und im Zweiten Weltkrieg durch eine extrem nationale Orientierung überformt. Hinzu kamen dann die Architekten der Ideologie des neuen nationalsozialistischen europäischen Grossreiches, namentlich Mediävisten mit Theodor Mayer an der Spitze, aber auch zahlreiche Neuhistoriker.

In der gegenwärtigen Diskussion stört, dass nur diejenigen Historiker diskurtiert werden, die später eine Rolle gespielt haben, und nicht das gesamte Spektrum der Historikerschaft jener Zeit in den Blick genommen wird. Bemerkenswerterweise haben die allerwenigsten Historiker nach 1945 Karriereschwierigkeiten gehabt. Und wenn sie, wie Ernst Rudolf Huber, entlassen worden sind, dann nur mit dem Ergebnis, dass sie 40 Jahre alle Staatsexamenskandidaten mit erstklassiger Literatur versorgt haben, mit der alle gepaukt haben, d.h. ihr Einfluss blieb erhalten.<sup>24</sup>

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle von Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Nein. Was geschehen ist, ist geschehen. Man kann das nicht kompensieren. Andererseits ist die Geschichte weder ein Gericht noch eine Spruchkammer. Die generelle Entscheidung, solche Leute aus der Profession auszuschliessen, hätte vermutlich überhaupt keine positiven Wirkungen gehabt. Ich sehe selber, dass diese Männer natürlich individuell gewisse Kompensationen gemacht haben, die dann, wie ich schon glaube, für uns wieder nützlich gewesen sind; es gab eine Generation von liberalen Konservativen. Moralisch gesehen, kann man das, was geschehen ist, allerdings nicht kompensieren, ebenso, wie ein Volk als solches das nicht kompensieren kann. Wir müssen damit leben. Wir können doch nicht sagen: Wir waren bis 1945 eine miserable Nation, aber jetzt sind wir das Musterland der Demokratie und haben das durch die vergangenen Jahrzehnte wiedergutmacht. Ich sehe keine Möglichkeit für eine solche Argumentation.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der modernen Sozialgeschichte.  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der  
«Volksgeschichte» einschätzen?**

Ich bin der Meinung, dass diese ganze Thematik falsch intoniert ist, weil es nicht so sehr um Volksgeschichte in dem Sinne geht, in welchem heute Sozialgeschichte verstanden wird, als Geschichte nicht nur des Staates, sondern aller gesellschaftlicher Schichten und Formationen. Damals wurde der Begriff «Volk» verwendet, um eine offensive geistige Position im Zusammenhang der bitteren Nationalitätenkämpfe und insbesondere der Kämpfe um die ehemals «ost-deutschen» Gebiete aufzubauen. Die Innovationen der «Volksgeschichte» stammen zum grossen Teil aus der Geographie und sind so weitreichend nicht gewesen, wie heute vielfach behauptet wird. Das Grundthema war nicht die Geschichte des Volkes mit rassischer oder ethnischer Intonation, sondern die Geschichte der deutschen Nation, oder damals: des deutschen Volkes, das nicht deckungsgleich mit den Grenzen des Deutschen Reiches nach 1919 oder 1920 war – allerdings, wie man dann hinzufügen muss, zunehmend auch nicht deckungsgleich mit den Grenzen des Deutschen Reiches von 1914, in durchaus offensiver Argumentation. Methodisch gesehen, entdecke ich hier nicht so viel an Innovation, wie behauptet worden ist, und sehe auch keine direkte Kontinuität. Ich habe die Conzesche Sozialgeschichte immer verstanden als eine Art Flucht vor der grossen Politik in den vorstaatlichen Raum, und dies mit überwiegend historistischen Methoden, also der Untersuchung der Entstehung und Bedeutung von Begriffen. Dergleichen hatte mein Vater auch schon gemacht. Ich fand die Neuansätze, wie sie dann insbesondere im Bereich der sogenannten Bielefelder Schule gemacht worden sind, zu der ich gehört habe, und die neueren Ansätze im Bereich einer institutionengebundenen Analyse von politischen Prozessen davon ziemlich abgekoppelt. Ich habe meinen Kollegen auch gesagt, dass sie gar keinen Anlass haben, diese Kontinuitäten zu akzentuieren. Natürlich gibt es da Verbindungsglieder: Hans Freyer und Max Weber, jedoch ein, wie ich finde, falsch interpretierter Max Weber. Ich halte die Debatte, dass die Bielefelder Sozialgeschichte womöglich deswegen schlecht dastehe, weil sie dieser Tradition verpflichtet sei, für ganz verfehlt. Diese Schule ist aus ganz anderen Gründen unter Druck, nämlich weil es wieder eine neue Kulturgeschichte gibt, die auf das Erleben und die Erfahrungsebene der geschichtlichen Wirklichkeit abhebt.<sup>25</sup>



#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Zunächst einmal ist klar, dass die personelle Kontinuität extrem hoch war. Es gab nur wenige Historiker, die entlassen worden sind. Mein Vater und Günter Franz (der aber später bekanntlich noch Rektor der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim werden konnte) gehörten dazu. Ernst Anrich ging zur Wissenschaftlichen Buchgesellschaft und hat dort auf seine Weise gewirkt. Bis zum Ende der 50er Jahre gibt es eine enorme Kontinuität, und zwar nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern in allen Disziplinen, auch bei den Soziologen. Der Umbruch kam Ende der 50er bzw. Anfang der 60er Jahre mit dem Hochkommen einer neuen Generation, die glücklicherweise durch die Erweiterung der Universitäten auch gute Karrierechancen hatte. Wahrscheinlich wäre dieser Prozess noch viel langsamer verlaufen, wenn nicht gleichzeitig der Ausbau der Universitäten erfolgt wäre. Die ideelle Kontinuität war ebenfalls hoch, sehr viele Historiker flüchteten sich in positivistische Rückzugspositionen. Es gab nur wenige wie etwa Fritz Ernst oder Reinhard Wittram, ein hochkultivierter, eindrucksvoller Mann, der in dem Zusammenhang diese etwas dubiose Rolle deutscher Volkstumspolitik im Osten mitgetragen hatte, die in der Lage gewesen sind, Schuldbekennnisse abzulegen. In der grossen Masse geschah zu meinem Bedauern nichts dergleichen. Dabei schliesse ich meinen eigenen Vater mit ein. Es würde mir persönlich auch heute noch leichter sein, wenn er damals gesagt hätte: «Das war eine grosse Verirrung, ich trage die Konsequenzen.»

#### **5. Warum gab es in Bezug auf die NS-Vergangenheit eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch das Jahr 1968 überdauerte?**

Es gab so gut wie keine Aussenseiter, weil fast alle in gewisser Weise Dreck am Stecken hatten. Es musste schon eine besondere Konstellation geben, damit das aufgeworfen und problematisiert wurde, was selten passierte. Bei meinem Vater hatten manche ein Interesse, das gar nicht mit der Aufklärung seiner Rolle in der Geschichtswissenschaft zusammenhing. In anderen Fällen war es ganz offensichtlich. Einen NS-Obergruppenführer konnte man schwer im Amt lassen, auch wenn er behauptete, von der Judenvernichtung nichts gewusst zu haben, was man nun wirklich nicht glauben kann.

Ausserdem führte die ganze Spruchkammerpraxis dazu, dass eine aufrichtige Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit in mancher Hinsicht verhindert wurde. Die Leute wurden unter Druck gesetzt, ihre materielle Existenz zu verteidigen, indem sie sich selbst als Mitläufer stilisierten und infolgedessen langsam angingen, das selbst zu glauben – mein Vater auch. Das war überall so, und insofern ist die ganze Entnazifizierungspraktik ambivalent: Einerseits war sie natürlich nötig, andererseits endete dies damit, dass sich alle Beteiligten gegenseitig Persilscheine schrieben.

**Zum zweiten Teil der Frage: Warum hat das Beschweigen auch die 60er Jahre wesentlich überdauert?**

1968 ist in der Hinsicht kein Einschnitt. Das Problem von 1968 ist doch ein anderes. Die jüngere Generation war unzufrieden mit dem unzulänglichen moralischen Engagement der Älteren, die keine geistige Führung boten. Und die Älteren boten keine geistige Führung, weil sie dazu angesichts ihrer NS-Vergangenheit nicht in der Lage waren. Es wäre schlimm gewesen, wenn sie Vorbilder gewesen wären. Die Jüngeren wollten plötzlich Führung und moralisches Engagement, das sie dann in der «Dritten Welt» und bei Che Guevara suchten. Ich habe das selbst ja noch als junger Dozent erlebt und stehe heute noch Kopf, wenn ich daran denke. Wenn man mit den jungen Studenten wirklich redete, hatten sie keine blasse Ahnung, was in der «Dritten Welt» überhaupt ablief, sondern die Themen wurden einfach ideologisch besetzt. Dort die unterdrückte Welt, und in der Bundesrepublik essen die Leute ihr fettes Mittagessen – diese Art von Moralisierung war alles. Die vorwiegende Einstellung war eine marxistische, natürlich ohne jede Kenntnis tatsächlicher marxistischer Positionen. In einem tiefen moralischen Engagement äusserte sich in der Unzufriedenheit mit der älteren Generation, die offenbar mit der Restituierung der Verhältnisse von vor 1933 völlig zufrieden war. Eine wirkliche intellektuelle Aufrechnung war dies eigentlich nicht. Das hätte es aber sein können.

Die Reaktion auf 1968 war interessanterweise ein Gegenschlag gegen die ahistorische Orientierung der deutschen Gesellschaft. Ich erlebte noch eine Phase, in der alle Welt über das mangelnde Interesse an der Geschichte klagte. Niemand interessierte sich für die Vergangenheit. Mit der jüngeren Vergangenheit war man noch unangenehm verflochten. Die ältere Vergangenheit interessierte auch nicht,

im Grunde arbeitete man als professioneller Historiker mental ins Leere.<sup>26</sup> Dies änderte sich nach der Studentenrevolution, aber bemerkenswerterweise aus konservativem Interesse. Die Konservativen wollten den Burkeschen Pakt zwischen den Generationen wieder schliessen – mittels der Geschichte. Und obwohl das leidenschaftlich umkämpft gewesen ist, ist dieser Pakt ja auch tatsächlich wiederhergestellt worden.

**6. Inwiefern kann bzw. soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Historiker müssen aus einem wachen Bewusstsein ihrer politischen Verantwortung heraus Geschichte schreiben, weil Geschichtsbilder nun einmal mächtig sind. In diesem Sinne haben Historiker eine klare politische Aufgabe. Und meine Generation hat das überwiegend so gesehen. Wir haben gesagt: Wir müssen jetzt diesen alten Zopf wegräumen und ein Geschichtsbild entwickeln, das im Einklang mit den westlichen Traditionen steht und das zu einer demokratischen Ordnung passt – sehr bewusst. Wehler hat die pädagogische Funktion des Historikers noch stärker herausgestrichen und damit Nipperdey herausgefordert, der ihm den Vorwurf des «Treitschke redivivus» machte, in gewisser Weise eine ganz berechtigte Kritik.<sup>27</sup>

Die Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich sind mehr oder minder totgeschwiegen worden. Die Generation Conze/Schieder war sehr zurückhaltend, sich in das tagespolitische Geschäft hineinzuworfen oder in politische Parteien einzutreten. Ich glaube, dass keiner von dieser ersten Riege Parteimitglied gewesen ist, aber das heisst nicht, dass sie sich von der Politik wirklich fernhielten. Wenn die Macht rief, waren sie alle da.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas: Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Die junge Generation, die selber keinerlei Bewusstsein einer direkten Kontinuität mit dieser Zeit hat, geht an diese Dinge sehr viel unbefangener heran. Ich glaube auch, dass dabei eine Rolle spielt, sich gegenüber einer älteren Generation offensiv als moralisch überlegen zu

etablieren. Und es ist immer eine gute Sache, gegenüber der älteren Generation auf der moralisch richtigen Seite zu stehen. Das tut dem eigenen Selbstbewusstsein gut. Ausserdem hat sich die geistige Konstellation geändert. Wir sind aus der Phase des Kalten Krieges heraus, in der alle diese Debatten durch den Ost-West-Gegensatz überformt wurden und demgemäss auch vielfach nicht wirklich offen ausgetragen worden sind, weil das immer die Polemik aus dem Lager der DDR oder der sowjetischen Historiographie herausforderte. In einer Situation, in der alles dies keine Rolle mehr spielt, ist ein unbefangeneres Herangehen an diese Dinge möglich. Aber es ist vielleicht noch etwas: eine neue Moralisierung dieser Probleme. Es ist ja dasselbe mit der Debatte über den Holocaust. Ich weiss noch gut, dass es eine Phase gab, in der wir davon eigentlich nicht direkt tangiert werden wollten, weil die Dinge einfach zu furchtbar waren. Man griff eher nach Gegenstandsbereichen, die eine für die demokratische Ordnung konstruktive Wirkung hätten haben können. Ich selbst habe schon deshalb keine NS-Forschung gemacht, weil das dann die Domäne meines Zwillingbruders geworden ist. Aber er hat seinerzeit seine Studien über die nationalsozialistische Judenpolitik abgebrochen, weil er das emotional nicht durchhalten konnte, und dann über NS-Beamtenpolitik geschrieben.<sup>28</sup> Dieses Phänomen scheint mir generell vorgelegen zu haben. Diese Debatte bewegte die Öffentlichkeit erst nach den grossen Holocaust-Filmen, weil diese eine Personalisierung der Dinge vornahmen, die in der historischen Analyse der Judenpolitik nicht zulässig wäre. Heute werden diese Fragen unter dem Gesichtspunkt der individuellen Täter aufgeworfen. Das war lange tabu.

Ich meine schon, dass die aktuellen Auseinandersetzungen auch eine Generationenfrage sind. Die Jungen wollen ganz unbefangen die alte Generation in die Pfanne hauen. Warum das so ist? Wir waren damals natürlich auch geneigt, unsere Väter-Generation in die Pfanne zu hauen.

### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Unbedingt. Erstens geht es darum, sich über die Entwicklung des Fachs selbst und dessen moralische Grundlagen klar zu werden. Und zum zweiten geht es tatsächlich auch um methodische Grundpositionen.

Viele Fragen sind im Grunde allerdings nicht wirklich angesprochen oder einfach noch gar nicht gesehen worden. Die Analyse der Tiefenstruktur dieser Probleme setzt differenzierte Kenntnisse der historiographischen Debatte der Zeit voraus, während wir uns auf der Ebene von Oberflächenstories bewegen.

- 1 Ort des Interviews: Europäisches Zentrum für Staatswissenschaften und Staatspraxis, Berlin / Datum: 25.02.1999, ca. 12.00 bis 14.00 Uhr / Interviewer/in: Hacke, Schäfer.
- 2 Der Vater Wilhelm Mommsen war in der Weimarer Republik Mitglied der DDP.
- 3 La nation belge 1830-1905. Colloques jubilaires faites à l'Exposition universelle et internationale de Liège en 1905, Liège 1905.
- 4 Freyer, Hans: Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955.
- 5 Mommsen, Wolfgang J.: Max Weber und die deutsche Politik 1890 bis 1920, Köln 1958 (Dissertation).
- 6 Smend, Rudolf: Masstäbe des parlamentarischen Wahlrechts in der deutschen Staatstheorie des 19. Jahrhunderts. Akademische Antrittsrede, Stuttgart 1912; ders.: Staatsrechtliche Abhandlungen, Berlin 1955.
- 7 Schieder, Theodor: Faschismus und Imperium, in: Seidlmeyer, Thomas / Schieder, Theodor: Geschichte des italienischen Volkes und Staates, Leipzig 1940, S. 467-503. [Die grosse Weltgeschichte; Bd. 9]
- 8 Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Mit einem Vorwort von Hans Herzfeld / Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965.
- 9 Vgl. Rothfels, Hans: Bismarck und die Nationalitätenfragen des Ostens. Ein Beitrag zur geschichtlichen Auffassung des Reichs (Vortrag auf dem Deutschen Historikertag 1932), in: ders.: Osträum, Preussentum und Reichsgedanke. Historische Abhandlungen, Vorträge und Reden, Leipzig 1935. [Königsberger Historische Forschungen; Bd. 7]; eine erweiterte Fassung erschien bereits zuvor als: Bismarck und der Osten. Eine Studie zum Problem des deutschen Nationalstaats, Leipzig 1934.
- 10 Rothfels, Hans: Die Universitäten und der Schuldspruch von Versailles. Zum 28. Juni 1929: Eine ungehaltene akademische Rede, Königsberg 1929; ders.: Die Albertina als Grenzlanduniversität, in: ders.: Osträum, Preussentum und Reichsgedanke. Historische Abhandlungen, Vorträge und Reden, Leipzig 1935, S. 129-145.
- 11 Kohn, Hans: The Idea of Nationalism. A Study in its Origins and Background, New York 1948.

- 12 Jung, Edgar: Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein «Neues Reich», Berlin 1927.
- 13 Wolfgang J. Mommsen spielt hier auf die Dissertation von Werner Conze an: Hirschenhof – die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland, Berlin 1934.
- 14 Aly, Götz: Endlösung. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M. 1995; Herbert, Ulrich: Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939 – 1945. Neue Forschungen und Kontroversen. Mit Beiträgen von Götz Aly, Frankfurt a.M. 1998.
- 15 Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993; ders.: Historiker im «Dritten Reich». Zum Stellenwert volkshistorischer Ansätze zwischen klassischer Politik- und neuerer Sozialgeschichte, in: GWU 50 (1999), S. 74-98; Kocka, Jürgen: Zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik: Ein Kommentar, in: Schulze, Winfried / Oexle, Otto Gerhard (Hg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/Main 1999, S. 340-357.
- 16 Bismarck und der Staat. Ausgewählte Dokumente, eingel. v. Hans Rothfels, 2. Aufl., Stuttgart 1952. [erstmal: München 1925]
- 17 Der Band von Theodor Schieder: Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1958, trägt die Widmung: «Karl Alexander von Müller zum 20. Dezember 1957», d.i. Müllers 75. Geburtstag.
- 18 Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Ein historisches Lexikon zur politischsozialen Sprache in Deutschland, 7 Bde.+ 2 Reg.bde., Stuttgart 1972-1997.
- 19 Vgl. Friedrich Naumann: Werke, Bd. 2-5: Politische Schriften, hrsg. v. Theodor Schieder. Bd. 2: Schriften zur Verfassungspolitik, bearb. v. Wolfgang J. Mommsen, Opladen 1966; Bd. 3: Schriften zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, bearb. v. Wolfgang J. Mommsen, Opladen 1966; Bd. 4: Schriften zum Parteiwesen und zum Mitteleuropaproblem, bearb. v. Thomas Nipperdey u. Wolfgang Schieder, Opladen 1966.
- 20 Vgl. dazu Anm. im Interview Hans Mommsen.
- 21 Fischer, Fritz: Deutsche Kriegsziele – Revolutionierung und Separatfriede im Osten 1914-1918, in: HZ 188.1959, S. 249-310.
- 22 Tatsächlich erschien am selben Ort erst knapp drei Jahre später eine Erwiderung Ritters in Form einer Rezension: Ritter, Gerhard: Eine neue Kriegsschuld these? Zu Fritz Fischers Buch «Griff nach der Weltmacht», in: HZ 194 (1962), S. 646-668.
- 23 Mommsen, Wolfgang J.: Vom Beruf des Historikers in einer Zeit beschleunigten Wandels. Theodor Schieders historiographisches Werk, in: Hillgruber, Andreas (Hg.): Vom Beruf des Historikers in einer Zeit beschleunigten Wandels. Gedenkschrift für Theodor Schieder, München 1985, S. 33-59, hier: S. 33.
- 24 Huber ist der Verfasser und Herausgeber eines Standardwerks der Verfassungsgeschichte: Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, 8 Bde., Stuttgart u.a. 1957-1990; ders. (Hg.): Dokumente

- zur deutschen Verfassungsgeschichte, 4 Bde., Stuttgart u.a. <sup>3</sup>1978-1992.
- 25 Für die Debatte um die «Neue Kulturgeschichte» seien nur wenige programmatische Bände genannt: Schulze, Winfried (Hg.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994 (enthält die Beiträge der Sektion «Was kommt nach der Alltagsgeschichte?» des Hannover Historikertags 1992); Conrad, Christoph / Kessel, Martina (Hg.): Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994; Hardtwig, Wolfgang / Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Kulturgeschichte heute, Göttingen 1996; Mergel, Thomas / Welskopp, Thomas (Hg.): Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte, München 1997, sowie der Versuch einer «integrierenden» Auseinandersetzung aus sozialgeschichtlicher Perspektive von Thomas Welskopp: Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: GG 24 (1998), S. 173-198.
- 26 Siehe die Aufsätze von Reinhart Koselleck «Wozu noch Historie?» (1970), Thomas Nipperdey «Wozu noch Geschichte?» (1975) und Jürgen Kocka «Geschichte – wozu?» (1975/1989), alle in: Hardtwig, Wolfgang: Über das Studium der Geschichte, München 1990, S. 347-365, S. 366-388 u. S. 427-443.
- 27 Der Vorwurf findet sich in: Nipperdey, Thomas: Wehlers «Kaiserreich». Eine kritische Auseinandersetzung, in: ders.: Gesellschaft, Kultur, Theorie. Gesammelte Aufsätze zur neueren Geschichte, Göttingen 1976, S. 360-389, hier: S. 364.
- 28 Vgl. etwa die Habilitationsschrift: Mommsen, Hans: Beamtentum im Dritten Reich. Mit ausgewählten Quellen zur nationalsozialistischen Beamtenpolitik, Stuttgart 1966.

# Immanuel Geiss<sup>1</sup>

*«Unsere ‚Neue Orthodoxie‘ ist heute viel illiberaler als ihre akademischen Väter nach 1945.»*

## Biographische Fragen

**Herr Geiss, lassen Sie uns mit Ihrer Herkunft, Ihrem Werdegang beginnen: Sie sind 1931 in Frankfurt am Main geboren, vielleicht könnten Sie uns etwas über Ihre Herkunft, Ihr Elternhaus erzählen.**

Mein Vater war Facharbeiter, der im Jahre meiner Geburt arbeitslos geworden war, so dass wir dann ein Sozialfall waren. Ich war das jüngste von fünf Kindern. Nach meiner Geburt bekam meine Mutter Meningitis, woraufhin sie ins Krankenhaus eingeliefert wurde, dann in eine Pflgeanstalt, und schliesslich ist sie 1941 im Euthanasieprogramm umgekommen. Der Weg zur Oberschule war somit durch meinen Vater vorgezeichnet, der sich immer dafür einsetzte, dass seine Kinder es besser haben sollten – den Spruch kennen wir ja alle. Das entscheidende war, dass wir durch seinen Tod 1940 in ein Frankfurter Waisenhaus kamen, das die sehr moderne und liberale Praxis hatte, gute Zöglinge auch zur Oberschule gehen und dann sogar studieren zu lassen.

**Ihre familiäre Situation war also im NS sehr ambivalent. Auf der einen Seite wurde die Mutter ein Opfer des Systems, während andererseits für die Kinder anschliessend gesorgt wurde...**

Das war unabhängig vom NS, denn das Frankfurter Waisenhaus bestand seit 1679, also schon vor dem Dritten Reich. Eine Folge war, dass natürlich der Bildungshintergrund, den die meisten meiner Kollegen haben, bei mir weggefallen ist. Ich genoss also kein klassisches humanistisches Gymnasium und keine klassische deutsche Philosophie usw. – das war alles durch eine härtere Jugend aufgehoben. Ein amerikanischer Kollege, dem ich das mal erzählte, sagte: «Don't worry, you know the realities of life better.» Das war Klaus Epstein.



**Sie haben dann in Frankfurt Ihre Schulzeit zugebracht?**

Durch Kinderlandverschickungslager, also KLV, war ich 1943/44 neun Monate in Polen, in Krynica. Im Krakauer Hauptbahnhof sah ich Mitte Mai 1944 einen Zug, der nach Auschwitz ging, am hellen Tag. Ich hatte den Namen Auschwitz natürlich nie gehört und wusste damals nicht, was das war. Das erklärt auch teilweise die Wahl meines Themas über deutsche Kriegszielpolitik, über Polen im Ersten Weltkrieg.

**Und Sie haben sonst in Ihrer Kindheit auch die üblichen Stationen durchlaufen, als Pimpf und Hitlerjunge?**

Pimpf ja, HJ nicht mehr. Wir sollten am Heldengedenktag in die HJ übernommen werden, dem 25. März 1945. Das fiel aus: Am selben Morgen waren die vor dem 31. Dezember 1930 geborenen Schüler noch zum Volkssturm eingezogen worden und mussten bis ins Egerland marschieren. Vier Tage später kamen dann die Amerikaner.

**Das Kriegsende haben Sie in Frankfurt erlebt?**

Bei Frankfurt, in Nidda am Fuss des Vogelsbergs, wohin unsere Schule Anfang 1944 evakuiert worden war. Ich blieb noch ein Jahr, bis ich nach Frankfurt zurückkam. Die nächsten drei Jahre lebte ich mit einem anderen Schulkameraden im Lehrlingsheim des Waisenhauses. Der Umstand, dass wir dort zusammen mit fünfzig Lehrlingen waren, verlangte grosse Konzentration.

**Ihr Abitur haben Sie dann ...**

... 1951 in Frankfurt abgelegt. Das Waisenhaus genehmigte mir nur ein kurzes Studium. Ich hatte schon früher vom Auslandsund Dolmetscherinstitut in Germersheim gehört, wo ich Englisch und Französisch belegte. Auf dieser Basis konnte ich ab 1955 Geschichte studieren, was ich im Wesentlichen mit Übersetzungsarbeiten selbst finanzierte.

**War das Ziel Geschichte für Sie schon von Vornherein klar oder hatten Sie nach dem Abitur noch keinen klaren Entwurf?**

Es war vage, noch nicht so stark kristallisiert. Nach Germersheim aber war mir klar, dass ich das eigentlich machen wollte.

**Dann gingen Sie 1955 nach München.  
Gab es einen besonderen Grund dafür?**

Das Institut für Zeitgeschichte interessierte mich. Wir waren damals alle bewegt von der Frage, wie es zu 1933 und den Folgejahren bis 1945 kommen konnte. Durch einige Aktenfunde gelangte ich zum Ersten Weltkrieg und bin dann, wie Wehler es mal so schön genannt hat, «im Krebsgang durch die deutsche Geschichte», immer weiter zurückgekommen. Heute bin ich der Meinung, dass man ohne Kenntnis des Alten Orients keine Geschichte versteht.

**Diese Meinung werden Sie vermutlich nicht mit allen Kollegen teilen ...**

... die wahrscheinlich auch nichts von Weltgeschichte verstehen.

**Wollten Sie von Anfang an die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen?**

Als ich mich bei Franz Schnabel zur ersten Seminararbeit anmeldete, fragte er mich, was ich machen wolle, und ich sagte, dass ich mich habilitieren wolle – ich war damals drittes Semester. Wenn mir das jemand sagen würde, würde ich ihm den Puls fühlen. Er aber nahm das sehr grosszügig auf und unterhielt sich eine halbe Stunde mit mir.

**Nun war Franz Schnabel eine faszinierende Gestalt.**

Er machte grossen intellektuellen Eindruck auf mich. Später habe ich die Neuausgabe meiner «Geschichte im Überblick» meinen drei historischen «Hausgöttern» gewidmet, in der chronologischen Reihenfolge Alexis de Tocqueville<sup>2</sup>, Henri Pirenne<sup>3</sup>, Franz Schnabel, die ich alle in München in meiner Zeit als Student kennengelernt habe.<sup>4</sup>

**Wer war noch am Historischen Seminar in München, an den Sie sich erinnern?**

Heinz Gollwitzer hat mit seinen Vorlesungen und Prüfungen für kleine Stipendien grossen Eindruck gemacht.

**Spielte das Institut für Zeitgeschichte bei der Anbindung auch eine Rolle?**

Nein das war nicht angebunden, das war eher ein Rivalitätsverhältnis. Aber das hat Schnabel nicht gestört.

**Hatten Sie mit dem Institut für Zeitgeschichte etwas zu tun?**

Ja, ich diente mich dort relativ schnell als studentische Hilfskraft an, nicht etatisiert, sondern – wie man heute sagen würde – projektgebunden. Da bekam ich ein wenig Geld und habe natürlich auch viel gelernt.

Paul Kluge war damals der Generalsekretär und hielt als Privatdozent Vorlesungen und Seminare, an denen ich teilgenommen habe. Ausserdem waren da Anton Hoch, Helmut Krausnick, Martin Broszat und Hans Buchheim.

**Für letztere haben Sie dann auch recherchiert und gearbeitet?**

Nur kleinere Hilfsarbeiten. Für den ersten Tagungsband des Instituts in Tutzing 1956, «Das Dritte Reich und Europa», übersetzte ich Texte aus dem Englischen und Französischen ins Deutsche, wobei mir aufgegeben wurde, sie zugleich auch zu kürzen, was eine sehr gute Übung war.<sup>5</sup> Ich habe noch monatelang Artikel in der Zeitung gelesen und im Geiste gestrichen.

**Wie lange waren Sie schliesslich in München?**

Drei Jahre, von 1955 bis 1958. Danach arbeitete ich den ganzen Winter bei Gustav Heinemann in seinem Büro für die Gesamtdeutsche Volkspartei, wo ich in den Semesterferien öfter ausgeholfen hatte.

Im Herbst 1956, nach meinem dritten Semester in München, kam ich durch Helga Grebing, die ich in München kennengelernt hatte, an einen Archivauftrag. Ein amerikanischer Professor, Stefan T. Possony, der eine Arbeit über die Vorbereitung der Oktoberrevolution im Kaiserreich schrieb, suchte jemanden, der in Potsdam und Merseburg, die damals gerade die Akten aus Moskau erhalten hatten, recherchierte.<sup>6</sup> Helga Grebing fragte mich, ob ich das nicht übernehmen wolle, weil sie aus Ost-Berlin kam und in den Augen der DDR illegal nach Westdeutschland gegangen war. Bis dann sämtliche Ge-

nehmigungen für die Archivbenutzung usw. eintrafen, arbeitete ich zunächst die bayerischen Akten über den Ersten Weltkrieg durch.

In Potsdam lernte ich im Wintersemester 1956/57 Fritz Fischer kennen. Dort sah ich zum Beispiel die Septemberdenkschrift zuerst und zeigte sie Fischer, der hinter mir sass und sie nach mir bestellt hatte. In Potsdam und Merseburg entdeckte ich nebenbei mein Thema über die deutsche Kriegszielpolitik gegenüber Polen im Ersten Weltkrieg. Für das Institut für Zeitgeschichte machte ich im Herbst/Winter 1957 Auszüge aus den Findbüchern, damit die Akten besser beurteilt werden konnten. Daraufhin kam mir die Idee, zu Fischer nach Hamburg zu gehen, bei dem ich mich letztendlich promovierte. Dort habe ich an den beiden Aufsätzen der HZ mitgearbeitet und bei dem Buch «Griff nach der Weltmacht».<sup>7</sup>

**Wenn Sie die ältere Generation bzw. Ihre Lehrer betrachten, spielte da die jüngste Vergangenheit eine grosse Rolle? War die Zeitgeschichte im Bewusstsein Ihrer Studienjahre in Lehrveranstaltungen präsent?**

Die Vergangenheit der Professoren spielte gar keine Rolle. Von Franz Schnabel wusste man ohnehin, dass er oppositionell eingestellt war. Unser Englischlehrer und zeitweise Geschichtslehrer hatte immer vom «grossen Schulmann Franz Schnabel» gesprochen und dessen Schulbuch gelobt. Zuhause hatte ich als Achtjähriger mal dieses Schulbuch bei meinem älteren Bruder gesehen und darin gelesen – Alter Orient, Sparta, Athen. Im Übrigen war die soziale Distanz zwischen Student und Professor so enorm – da hätte man gar keine Gelegenheit gehabt, ihn zu fragen. Vielleicht die Assistenten, obwohl ich glaube, dass die Frage, was die eigenen Lehrer im Dritten Reich gemacht hatten, vollkommen wider jede Vorstellung gewesen wäre.

**Aber wäre es nicht denkbar gewesen, sich zu fragen, was diese Männer, die in ihren Fünzigern oder vielleicht noch älter waren, in der Zeit des Nationalsozialismus geschrieben hatten?**

Natürlich, rein theoretisch kann man sich heute die Frage so stellen. Aber in der Realität war sie damals realitätsfremd und ist deshalb heute ahistorisch: Ehrlich gesagt, auch ich selbst – so etwas kritisch und links, seit 1955 in der SPD – kam nie auf die Idee, zu fragen. Daher ist dieser heutige Vorwurf überzogen – auch gegenüber den anderen Kollegen.

**Über Franz Schnabel ist jetzt eine Monographie erschienen, die zumindest deutlich macht, dass er, wie viele andere auch, sehr national-konservative Positionen vertreten hat.<sup>8</sup> Wie beurteilen Sie seine Haltung?**

Man kann nachträglich natürlich alles niedermachen, z.B. mit neuen Quellen und neuen Kriterien. Für uns aber war Schnabel 1955 ein grosser liberaler Katholik, der im Dritten Reich seine Stelle verloren hatte, Berufsverbot hatte, und nach dem Krieg wiederkam. Bei Franz Schnabel hätte man nie irgendwie in der Richtung gefragt, zumal wir selbst 1945 aus diesem ganzen Schlamassel und Untergrund kamen und uns da erst allmählich herausarbeiten mussten.

**Als wir mit Helga Grebing sprachen, sagte sie, sie habe sich als Fünfzehnjährige praktisch selbst Rechenschaft abgelegt über ihre politische Verortung oder über ihr politisches Empfinden. Gab es bei Ihnen vielleicht auch eine solche Persönlichkeitskrise?**

Nein, nicht im Sinne einer peinlichen Selbstbefragung. Natürlich sah ich, was ich gemacht hatte, wie ich als Pimpf mitgelaufen war und merkte, dass die meisten Erwachsenen 1945 gar nicht als Befreiung empfanden, sondern als Zusammenbruch einer ganzen Welt. Ich weiss noch, vielleicht sechs oder acht Wochen nachdem die Amerikaner da waren, hatte ich plötzlich das Gefühl, als ob Mauern gefallen wären, man plötzlich Zugang zur Welt hätte. Vorher war man fast autistisch eingeschlossen. Mit der Zeit akzeptierte man, dass das Prinzip der Demokratie besser ist. Für mich jedenfalls bedeuteten die ersten Nachrichten über Auschwitz die grosse Distanzierung.

**Hat man, wenn man politisch-historisch interessiert war, nach Vorbildern gesucht? Was hat Sie am ehesten fasziniert – sei es nun Lektüre oder seien es politische Vorbilder?**

Vor 1945 gab mein älterer Bruder Nachhilfeunterricht und legte sein Geld teils in Fotografieren, teils – ziemlich wahllos – in Büchern an, die ich dann genauso wahllos las. Da waren natürlich rechtsextreme Sachen dabei, von einem Offizier, der auf der «Derfflinger» die Skagerrakschlacht mitgemacht hatte, dazu Beumels «Sperrfeuer um Deutschland». So etwas habe ich als Acht-, Neun-, Zehnjähriger ge-

lesen. Aber auch die Biographie von Kluge über Friedrich II. mit den Illustrationen von Adolf Menzel las ich in einem Zug und eben auch das Schnabel-Lehrbuch meines Bruders. Im Kinderhort, wo wir waren, gab es Bücher zu den Befreiungskriegen, Heftchen vom Siebenjährigen Krieg bis zur Kampfzeit der NSDAP. Das waren meine ersten Geschichtskennntnisse, die ich so aufgesogen habe. Nach 1945 kam dann natürlich die Orientierung an Albert Schweitzer und Gandhi.

**Wie hat sich Ihr Verhältnis zu Fritz Fischer dargestellt?  
War es auch so distanziert, wie Sie es vorhin geschildert haben?**

Auf der einen Seite habe ich bei ihm zu Hause gewohnt, wodurch wir acht bis zehn Stunden am Tag zusammenarbeiten konnten, andererseits habe ich die Sie besonders interessierende Frage auch nie gestellt.

**Wie war, ganz unabhängig davon, das persönliche Verhältnis, als Sie mit ihm unter einem Dach gelebt haben? Haben Sie sich über seine Karriere, seinen wissenschaftlichen Werdegang vor dem Zusammenbruch informiert?**

Nein, habe ich nicht. Ich habe nebenbei ein wenig aus seinem Leben erfahren, nicht jedoch, was NS-spezifisch war.

**Er begann ja als Theologe ...**

Ja, als Kirchenhistoriker. Das habe ich durch seine Dissertation und Habilitation mitbekommen.<sup>9</sup> Aber zum Beispiel habe ich auch erst aus der Literatur erfahren (Helmut Heiber), dass Fischer ein Stipendium von Walter Franks Reichsinstitut hatte.

**Dazu hat sich Fischer also nicht geäußert?**

Man hat schon gemerkt, dass er ganz persönlich für sich das Dritte Reich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten bewältigen wollte. Kritischer betrachtet – wie etwa aus der Perspektive Gerhard Ritters –, wurde ihm sein Verhalten zum Vorwurf gemacht, in dem Sinne, dass er Opportunist gewesen sei.

**Waren Sie in Hamburg an der Uni noch angebunden oder eher mit Archivstudien befasst?**

Ich war wissenschaftliche Hilfskraft und arbeitete bei Fischer. Im ersten Jahr nach meinem Abschluss wurde mir eine Stelle bei der Ebert-Stiftung angeboten. Fischer aber bat mich darum, noch ein Jahr bei ihm zu bleiben, so dass ich ein Jahr später als vorgesehen bei der Ebert-Stiftung anfang.

**1959 wurden Sie dann promoviert. Wie sahen Ihre Pläne zu diesem Zeitpunkt aus? Wollten Sie sich habilitieren?**

Nein, das war noch relativ vage und offen. Ich hatte eher das Gefühl, dass ich mehr zur Forschung als zur Lehre taugen würde. Deshalb war mir die Beschäftigung bei der Ebert-Stiftung sehr lieb. Dort wurde ich aber später praktisch rausgeworfen, weil ich eine Linie vertrat – Anerkennung der DDR und der Oder-Neisse-Grenze –, die später im Prinzip die Neue Ostpolitik wurde. Ich galt somit als kommunistenverdächtig. Meine Dissertation über deutsche Kriegsziele im Ersten Weltkrieg gegenüber Polen<sup>10</sup> wurde auch ins Polnische übersetzt, was ich loyal meldete. Der Geschäftsführer der Ebert-Stiftung reagierte darauf mit den Worten: «Mein Gott, was werden meine Auftraggeber dazu sagen?!» Die Auftraggeber waren natürlich die Bundesministerien.

**War das damals ein Politikum?**

Mit meinen Arbeiten, unter anderem auch Artikeln im «Vorwärts», hätte ich konservative Politiker so verärgert, was die Ebert-Stiftung sich nicht erlauben könne. Die Dokumentation «Julikrise 1914 und Kriegsausbruch» sollte eingestampft werden, obwohl der erste Band schon im Umbruch war.<sup>11</sup> Daraufhin mobilisierte ich amerikanische Professoren, die aus Deutschland stammten, Hajo Holborn und Fritz T. Epstein. Sie schrieben der Ebert-Stiftung, dass das Nichterscheinen des ersten Bandes Unbehagen in den USA auslösen würde. So wählte ich eine Kompromisslösung: Ich war bereit auszuscheiden, aber mit einem zweijährigen Werkvertrag. Den zweiten Band dieser Dokumentation zum Kriegsausbruch stellte ich so fertig und konnte ein früheres Projekt – ein Gutachten für das Auswärtige Amt über Gewerkschaften in Afrika – zum Buch ausarbeiten.<sup>12</sup> Beides wurde schliesslich durch die Ebert-Stiftung veröffentlicht. Als ich mir ein

Habilitationsstipendium suchte, wollte ich ein Thema nehmen, das nichts mit Deutschland zu tun hatte, und kam deswegen auf Panafrikanismus.<sup>13</sup>

**Also war auch Ihr Engagement für Fritz Fischer nicht gerade karriereförderlich?**

Im Gegenteil. Manche, die sich aus irgendwelchen persönlichen Gründen nicht an Fritz Fischer ranwagten oder ihn nicht angreifen wollten, die prügeln dann nicht den «Sack», sondern den Geiss.

**Es ist aber auch auffallend, dass sich einige Historiker in der Fischer-Kontroverse gar nicht äusserten. Von Schieder und Conze beispielsweise hörte man da nicht allzuviel, oder?**

Schieder war immerhin als Herausgeber der HZ so liberal, dass er Fischer sofort die Gelegenheit gab, in der HZ zu veröffentlichen. Mit Conze war es ein wenig komplizierter: Ich hatte bei dem ersten Arbeitsdurchgang für Possony Auszüge aus einigen Archivalien gemacht, die ich in Potsdam gefunden hatte. Diese gab ich an das Institut für Zeitgeschichte, das es an Conze weiterleitete. Er schrieb mir einen netten Brief, in dem er sein Interesse an den Materialien bekundete, da er gerade ein Buch über deutsche Politik und Polen im Ersten Weltkrieg schreibe. Er fragte an, ob er das Material verwenden könnte, er würde mich auch nennen. Ich war damit nicht einverstanden, da ich entsprechend der Wichtigkeit des Themas selber Verfasser sein wollte. Daraufhin machte er mir den Vorschlag, für die «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte» eine Dokumentation zu verfassen – mit einer Einleitung von Conze. Meine Aktenauszüge landeten aber letztlich in seinem Buch in einer langen Fussnote, wo er praktisch die Essenz dieser Quellen unter dem Titel «polnischer Grenzstreifen» resümierte und eine eigene grössere Arbeit dazu ankündigte.

**Und Ihr Name fiel da nicht?**

Nein. Das war meine erste Erfahrung mit intellektueller, akademischer Redlichkeit. Korrekterweise hätte er schreiben müssen, dass darüber demnächst eine geplante Dissertation von Imanuel Geiss erscheinen würde, wie ich ihm brieflich mitgeteilt hatte. Aufgrund



weiterer Quellenfunde schrieb ich dann meine Dissertation, nicht willens, von seinem Vorschlag noch Gebrauch zu machen.

**Später hat man ja erfahren, dass jemand wie Rothfels solche Prozesse wesentlich beeinflusste, dass meinetwegen die Riezler-Tagebücher nicht oder erst sehr viel später erschienen.<sup>14</sup> Gab es damals Fronten mit Fischer auf der einen Seite und bei den Jüngeren wie Conze und Schieder, die ja auch Rothfels näherstanden, auf der anderen Seite? Haben Sie diese Spannungen auch mitbekommen?**

Da Schieder sich in der Publikationsfrage so liberal verhalten hatte, merkte ich direkt nichts. Mir wurde nur später gesagt, dass bei Conze in Heidelberg – und ich glaube, auch bei Schieder in Köln – Seminare veranstaltet wurden, um Fischer zu widerlegen, was ja legitim ist. Nur so habe ich die Spannungen gespürt. Beim Historikertag 1964 in Berlin ist dann alles aufgebrochen durch Erdmann, der das Thema als damaliger Vorsitzender auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Mit einer selbstverständlichen Liberalität lud er damals auch zwei jüngere Mitarbeiter Fritz Fischers ein, seinen Assistenten Helmut Böhme, der zu dieser Zeit noch nicht einmal promoviert war, und mich. Da könnten sich manche von unseren «neuen Orthodoxen» heute eine Scheibe an Liberalität abschneiden!

**Es ist ja bekannt, dass Otto Brunner lange Zeit keine Stelle hatte und erst 1958 nach Hamburg berufen wurde. Was war Ihr Eindruck von ihm?**

Ich war in Hamburg in dem Sinne ein doppelter Aussenseiter. Ich kam als Externer und promovierte, sass dann aber für «Griff nach der Weltmacht» in Klausur bei Fritz Fischer. Von der Universität bekam ich sowieso nicht viel mit und kann schwer sagen, was man damals in Hamburg dachte. Für mich war Otto Brunner der damalige Rektor, als ich promovierte, so dass unter meiner Promotionsurkunde sein Name steht.<sup>15</sup> Gelegentlich sah ich ihn natürlich im Historischen Seminar. Aber einen persönlichen Eindruck von ihm habe ich sonst nicht oder etwas, das besonders berichtenswert wäre.

### **Und Fischer und er kamen auch gut miteinander aus?**

Ja, sie kamen gut miteinander aus. Hermann Aubin war damals schon emeritiert, aber er schwebte immer noch als der grosse Geist darüber. Mit meiner Frau habe ich damals einen bitteren Kampf gehabt, weil ich in meiner Dissertation schreiben wollte: «Der Altmeister der deutschen Ostforschung, Hermann Aubin», hat das und das geschrieben, und aus dem Zusammenhang, aus dem ganzen Duktus konnte man ersehen, dass das natürlich ironisch gemeint war. Es hat tagelang gedauert, bis sie mir abgerungen hatte, das nicht zu schreiben.

### **Aubin war ja auch schon viel profilierter zu NS-Zeiten als die viel jüngeren Conze und...**

Das konnte ich mir damals aus seinen Schriften, die mir für meine Arbeit zugänglich waren, zusammenreimen. Das war, wenn Sie wollen, auch so ein Stück Selbstzensur.

## **Standardisierte Fragen**

### **1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelte es sich überwiegend um Mitläufer, oder kann man angesichts der neuen Forschungsergebnisse von Vordenkern und Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung reden?**

Die Zunft, wie es bei uns so schrecklich schön heisst, ist natürlich immer auch Teil der Gesellschaft. Je mehr ich damals in Kategorien der Gesellschaft zu denken begann, ohne jemals Gesellschaftshistoriker geworden zu sein, wurde mir klar, dass die Historiker auch Teil des Dritten Reiches waren. Ich selbst habe Fritz Fischer dieses Stichwort der Kontinuität «serviert» und in meinem Dokumentenband «Juli-krise 1914 und Kriegsausbruch» im Schlusswort geschrieben, dass die Frage der Kontinuität die deutsche Geschichtswissenschaft für das nächste Jahrzehnt nicht loslassen werde. Ich habe 1964 nicht gedacht, dass dies für die nächsten vier Jahrzehnte der Fall sein würde.

Dass die damals etablierten deutschen Historiker direkt oder indirekt einen Anteil hatten am Dritten Reich, selbst wenn sie nie Mitglied der NSDAP waren, das war mir schon früh klar. Das Ausmass

der Verstrickungen der damals Jüngeren, die damals ungefähr dreissig bis Mitte dreissig waren, das war mir natürlich auch nicht klar. Conze hatte mir damals während unseres Kontaktes gesagt, dass der preussische Oberregierungsrat Conze, der ab 1915 an den regierungsamtlichen Planungen zum polnischen Grenzstreifen samt erwogener Aus- und Umsiedlungen beteiligt war, sein Onkel gewesen sei. Die Unterschrift der beiden Conzes ist so ähnlich, dass ich sie nicht unterscheiden könnte. Werner Conze musste also von den wilhelminischen Vorläufern gewusst haben. Das habe ich auf dem letzten Historikertag in Frankfurt auch erzählt.

Abgesehen davon hat für mich als Historiker natürlich alles seine Vorläufer. Nichts fällt vom Himmel herab oder steigt plötzlich aus der Hölle empor. So gab es eben auch wilhelminische Vorläufer deutscher NS-Politik, und die habe ich in meiner Dissertation behandelt. Deswegen hat mich jetzt diese Diskussion besonders interessiert, weil auch auf personeller Ebene Kontinuität bestand – vom Onkel zum Neffen.

Inhaltlich war das natürlich Politikberatung, was die jüngere Generation im Dritten Reich tat, und da es Beratung für eine schlechte Politik war, war es natürlich eine schlechte Sache. Nun verstehe ich aber auch, warum sich Conze zu meinem Grenzstreifen-Buch nie geäussert hat. Darin hatte ich nämlich geschrieben, dass der «polnische Grenzstreifen» der Vorlauf gewesen sei zu dem, was dann brutalisiert, vergrößert und stärker im Dritten Reich geschah. Er wusste es also doppelt: erstens von der Familie, von seinem Onkel her aus dem Ersten Weltkrieg, und dann durch seine eigene Rolle – über die er natürlich nie sprach – im Zweiten Weltkrieg. Deswegen betrifft mich das ganz besonders.

**Um eine verallgemeinernde Charakterisierung zu wagen: Würden Sie eher von Mitläufern oder Vordenkern unter den deutschen Historikern sprechen?**

Es gab natürlich viele Beispiele für ein gemässigttes Mit- und Vordenken und natürlich ein Mitlaufen, was ich damals als junger Mensch nicht überblicken konnte und das ich hier nicht näher qualifizieren möchte. Sicherlich gab es unterschiedliche Abstufungen des Engagements. Es gab ja auch viele NS-Universitätshistoriker, die nach 1945 nicht mehr an die Universität durften. Ich vermute, dass die Durchschnittsposition der deutschen Zunft ungefähr das war, was etwa die

Deutschnationalen in ihrer Grundlinie vertraten – vor und im Dritten Reich. Gerade das war vordenkend und vorbereitend genug.

Nach den Gutachten zu den deutschen «ethnischen Säuberungen» im Zweiten Weltkrieg, wie sie kürzlich herausgekommen sind, waren die Mittäter dann natürlich auch Schreibtischtäter.

**2. Kann man «intellektuelle Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Vor Gott gesehen, wahrscheinlich nicht. Man kann verstehen, dass es den Betreffenden peinlich war und sie deshalb nicht öffentlich darüber sprachen. Dass jemand wie Schieder – jedenfalls in der Fischer-Kontroverse – dieses Ausmass an Liberalität aufgebracht hat, kann man ihm hoch anrechnen, wenn auch aus Gründen, die vielleicht in seiner subjektiven Vergangenheit liegen. In diesem Sinne enthalte ich mich jeden Urteils. Es ist eine schwierige Situation für jeden individuell, und es fragt sich, ob man von ihnen hätte verlangen können, dass sie sich unter diesen Umständen nach 1945 offen zu ihrer Vergangenheit hätten bekennen müssen. Unsere linke «Neue Orthodoxie» ist noch nicht einmal bereit, über ihre Fehler offen zu diskutieren, vor allem «Historikerstreit» und indirekte Kommunismus-Apologie durch Perhorreszierung der Totalitarismus-Kategorien, geschweige denn sie als Fehler einzuräumen. Historiker sind ohnehin nicht in der Lage, Dinge nachträglich zu verändern, die in der Vergangenheit passiert sind und die einem dann früher oder später unangenehm sind.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der modernen Sozialgeschichte. Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der «Volksgeschichte» einschätzen?**

Ich habe mich nie näher damit befasst, und wenn jetzt eine semantische kritische Überprüfung der Arbeiten aus dem Dritten Reich und der neueren Sozialgeschichte diesen Tatbestand herausfiltert, dann ist das eine wichtige und interessante Frage, die natürlich auch moralische Fragen aufwirft. Die weitergehende Anspielung aber geht zu weit. Auf dem Frankfurter Historikertag hat Wehler so reagiert, als ob insinuiert worden sei, dass seine linke Sozialgeschichte braune Wurzeln hatte. Derartiges zu behaupten, wäre ein übertriebener Ri-

gorismus, eine Art wissenschaftliche Sippenhaft. Im Gegenteil: Die linke Sozialgeschichte hat sich in ihrem rigiden Antifaschismus vom Dritten Reich ideologisch so eindeutig abgesetzt und hat den Bruch mit der Kontinuität von sich aus subjektiv so deutlich vollzogen, dass man ihr nicht die erst jetzt bekanntgewordene braune Vergangenheit der Brunner und Conze anlasten kann.

#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Ich habe sogar einmal – etwa 1972 – einen Aufsatz geschrieben über die Anfänge der westdeutschen Geschichtsschreibung nach 1945 im Jahrbuch für Deutsche Geschichte des Instituts für deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv.<sup>16</sup> Natürlich gab es eine grosse Kontinuität. Das zeigte sich nicht nur in den Inhalten, die wir teilweise noch gelernt haben – ressentimentgeladen gegenüber Versailles, das Deutsche Reich als einen Wert an sich, der inzwischen untergegangen war, und dann vor allen Dingen der Aufschrei über den Ersten Weltkrieg, über die «Fischerei», wie ich das nenne. Da hat sich die Kontinuität dialektisch gebrochen gezeigt. Erstens durch die Niederlage von 1945, das Eingeständnis, dass nur «Hitler und seine Bande» am Zweiten Weltkrieg schuld waren, und zweitens durch das Tabu einer deutschen Kriegsschuld am Ersten Weltkrieg. Dagegen sind Fischer und ich dann angegangen und haben dafür entsprechend Prügel bekommen. Hätte diese Kontinuität nicht bestanden, hätten wir keine Prügel bezogen. Das heisst also, dass wir neue Positionen gegen die «Alte Orthodoxie» durchsetzen mussten. Dialektisch gebrochen ist die Kontinuität durch die «Neue Orthodoxie», die mit moralischem Pathos alles angeblich besser machen will. Der Begriff «Neue Orthodoxie» stammt von Klaus Epstein, mit dem ich aus meiner Bonner Zeit bei der Ebert-Stiftung guten Kontakt hatte. Neben der «Neuen Orthodoxie» – herrschende Meinung ist ja dasselbe – gab es früher eine rechte «Alte Orthodoxie», und dazu gehörte eben «Schwarz-Weiss-Rot», das heisst deutschnational. Seit 1968 – als Symbol betrachtet – haben wir eine «Neue Orthodoxie», eben eine linke.

**5. Warum gab es in Bezug auf die NS-Vergangenheit eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch das Jahr 1968 überdauerte?**

Sie meinen, mit Conze und Schieder? Deren Position im Wissenschaftsbetrieb war so gross und stark, dass ihre Schüler, die sich teils später von ihnen distanziert haben, teils sie jetzt verteidigen – das ist alles wieder eine Gemengelage –, sich auch gar nicht zu fragen getraut hätten. Die Repräsentanten der «Neuen Orthodoxie» wagten noch nicht einmal in der Zeit der Fischer-Kontroverse, als es noch riskant gewesen wäre, irgendwie öffentlich Stellung für Fischer zu nehmen. Erst nach 1968, als es nicht nur ungefährlich, sondern eher karrierefördernd war, waren plötzlich alle da. Die Schüler Conzes und Schieders hatten früher – als sie noch deren Assistenten waren – solche Eigenständigkeit nicht bewiesen, jedenfalls nicht von aussen öffentlich erkennbar. Für mich ist das ein Beispiel für akademischen Opportunismus.

**«Neue Orthodoxie» bedeutet für Sie der Umkreis der «Bielefelder Schule» mit «Geschichte und Gesellschaft»?**

Alles, was sich jetzt als deutsche «Gesellschaftsgeschichte» empfindet und Paradigmen wie Sonderweg und Historikerstreit kultiviert.

**Und Sie meinen, es hätte durchaus Möglichkeiten für diese Historiker gegeben, schon 1964 Stellung zu beziehen?**

1964 war ich vom Bayerischen Rundfunk eingeladen worden, als wissenschaftlicher Berater für eine Sendung über den Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu fungieren. Der erste Teil bestand aus einer Stunde Film über die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs, der zweite Teil aus einer Diskussion im Fernsehen. Mir oblag es, Vorschläge für eine Viererrunde zu machen, und da habe ich selbstverständlich an Fritz Fischer gedacht. Dann sollte ich die Gegenseite nominieren und benannte in selbstverständlicher Liberalität Erdmann und Wolfgang J. Mommsen, weil er für mich, wie ich ihn aus akademischen Diskussionen kennengelernt hatte, ein junger angehender Vertreter der anderen Seite war: ein Kritiker von Fischer. Ich war daher sehr überrascht, dass er sich nach 1968 als Fischer-Anhänger gab.

**6. Inwiefern kann bzw. soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen, und in welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Zur ersten Frage: Geschichtswissenschaft hat eigentlich immer direkt oder indirekt, gewollt oder ungewollt politischen Einfluss. Das ist vielleicht die ideologischste und ideologisch gefährdetste Geisteswissenschaft, die ich kenne. Vielleicht noch mehr als Politik, denn Politikwissenschaft ist so offensichtlich politisch, während Geschichte natürlich immer wieder auch verdeckt politisch ist. Objektivierung und Objektivität in der Geschichtswissenschaft ist natürlich ein gewaltiges Thema. Meine Abschiedsvorlesung in Bremen 1996 behandelte unter dem Stichwort Historische Mechanismen die «Übertragbarkeit naturwissenschaftlicher Kategorien auf die Geschichte». Solche naturwissenschaftlichen Kategorien ermöglichen Objektivität, und trotzdem bleiben Historiker natürlich subjektiv begrenzt in dem, was sie wissen können, und in ihren politischen Anschauungen.

Viele Historiker haben den Wunsch, politisch zu agieren. Das halte ich für legitim, und das war auch für mich ein Antrieb, Historiker zu werden und solche Themen aufzugreifen, die zur politischen Erziehung der Deutschen im weitesten Sinne beitragen – Erster Weltkrieg, Panafrikanismus, die Geschichte des Rassismus, Revolution und Revolutionsgeschichte. Punktuell konnte ich politische Beratung leisten, allerdings in einem kleineren Rahmen. Das Prinzip der Politikberatung durch Historiker halte ich prinzipiell für gut und richtig, nur: sie muss mit einem Maximum an wissenschaftlicher Korrektheit, mit Objektivität oder zumindest dem Willen zur Objektivität erfolgen. Sie darf historisch nicht manipulieren, Diskussionen dürfen nicht unterdrückt werden. Auch politische Beratung muss den höchsten, den idealen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen – immer abzüglich des subjektiven Faktors.

Dazu kommt ein Problem, das mich mein ganzes wissenschaftliches Leben lang beschäftigt hat, nämlich die Möglichkeit, Prognosen zu stellen, aus der Geschichte und Politik kommende Entwicklungen hochzurechnen. Das habe ich mehrfach gemacht. Mein letztes Buch «Zukunft als Geschichte» beispielsweise bringt eine Zusammenstellung meiner Prognosen zum Zusammenbruch der Sowjetunion seit dem Afghanistan-Krieg 1980.<sup>17</sup> Vorneweg, fast als Motto, wird Konrad Adenauer zitiert, der in seinen Memoiren schreibt, das Histori-

ker, vor allem Neuzeithistoriker, brauchbare Prognosen für die Politiker abgeben sollten.

**Noch einmal zum zweiten Teil der Frage: In welcher Form wurden Erfahrungen, die Rolle der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich betreffend, in der Bundesrepublik verarbeitet, wenn wir davon ausgehen, dass sich viele mit dem politischen System identifiziert haben und auch eine politische Rolle spielen wollten?**

Die Konsequenz war, so dachte man 1945, dass offensichtlich NS-belastete Universitätshistoriker nicht mehr an die Universität kamen.

Es müssen sehr viele gewesen sein, die sich in der Ranke-Gesellschaft zusammenschlossen, das war deren Sammlungsbecken.<sup>18</sup> «Das Historisch-Politische Buch» hat man dort herausgegeben, und in den ersten Jahren hatte sie noch deutlich erkennbar rechte Schlagseite – auch meine Dissertation wurde dort schrecklich verrissen. Im Laufe der Jahrzehnte hat sie sich jedoch normalisiert. Ich bin übrigens auch Mitglied in der Ranke-Gesellschaft. Die von ihr in geringer Auflage herausgegebene Zeitschrift ist fast das einzige Organ, das noch etwas von mir abnimmt unter den akademischen Zeitschriften.

Das war die eine Konsequenz der Zeit nach dem Dritten Reich. Die andere war, dass bis 1968 oder vorher schon, gebrochen seit Ende 1961 durch Fritz Fischers «Griff nach der Weltmacht», eine gemässigt deutschnationale/rechtsliberale Apologie und Kontinuitätslinie in der Wissenschaft vorherrschte, die sich auf die Politik übertrug. Man wollte – wie es immer emphatisch hiess – Erfahrungen aus der Weimarer Republik, vor allem aus ihrem Untergang und aus dem Dritten Reich positiv werten. Grundgesetz, konstruktives Misstrauensvotum, Fünfprozentklausel, Wehrhaftmachung der Demokratie waren politische Konkretisierungen solcher «Lehren aus der Geschichte». Das ist aber mehr die Erfahrung aus der Geschichte, die sich natürlich auch auf Historiker stützte. Es gab in der politischen Öffentlichkeit verschiedene Gelegenheiten – den 17. Juni oder die 150-Jahr-Feier für Bismarck –, wo Historiker bei Festakten gesprochen haben; Rothfels z.B. im Bundestag. Aber das ist in jedem Staatswesen normal und legitim.



**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas, warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Nationalsozialismus, Drittes Reich, seine Konsequenzen, die beiden Weltverbrechen Zweiter Weltkrieg und Auschwitz, sind solch schreckliche Ereignisse, dass uns beides auf absehbare Zeit beschäftigen wird. Dass uns das so umtreibt, ist verständlich. Meiner Ansicht nach kommen hier zwei Dinge zusammen: Erstens, dass es heutige Historiker natürlich besonders erschüttert, wenn offensichtlich wird, dass ihre Lehrer sich als Schreibtischtäter betätigt hatten, selbst, wenn sie keinen einzigen Menschen umbrachten. Darum geht es bei den Historikern, die sozusagen enttarnt wurden, nachdem sie sich einen liberalen Habitus zugelegt hatten – ob in ehrlicher konstruktiver Reue oder aus Anpassung, das lasse ich vollkommen dahingestellt. Dennoch hat ihre Volkstumsforschung das Material und die Statistiken zur «völkischen Flurbereinigung» im Zweiten Weltkrieg geliefert. Ich habe mich immer gewundert: Wieso hatten die Deutschen, wo immer sie hinkamen, fertige Listen und wussten, wen sie verhaften wollten? Im Prinzip übrigens genau wie die Bolschewiki, die Kommunisten auch!

Das alles wird dadurch noch pikanter, dass ihre Assistenten-, Doktoranden- und Habilitandengeneration, die jetzt die «Neue Orthodoxie» stellt und die sich sonst in der politischen, historischen Substanz immer so eifern gegen das Rechtsextreme stellte, plötzlich in einer Art Eiertanz ihre akademischen Väter – in einem Falle ja auch den leiblichen Vater – faktisch verteidigt.

Es ist meiner Ansicht nach intellektuell unredlich, dass unsere «Neue Orthodoxie» beim Aufbau und vor allem zur Verteidigung ihrer «kulturellen Hegemonie», wie es Wehler und Wolfgang J. Mommsen jeweils im «Historikerstreit» nannten, heute viel illiberaler ist als ihre akademischen Väter nach 1945. Im «Historikerstreit» waren Gegenpositionen bzw. Diskussionen nur bedingt zugelassen. Habermas, Wehler u.a. verfälschten Zitate ihrer Kontrahenten. Im Endeffekt kam eine Apologie für Kommunismus und Sowjetunion heraus, bis 1991. Nachdem die Sowjetunion zusammengebrochen war, sprachen sie auf einmal – nach einer gewissen Schamfrist – auch vom Sowjetimperium, als imperialistisch, totalitär usw. Genau für diese Dinge hatten sie Hillgruber und Nolte vorher gehängt. Gewiss

schrieb Nolte viele Dinge, von denen auch ich mich sofort distanzierte, aber er hatte natürlich recht, dass man Drittes Reich und Sowjetkommunismus, Links- und Rechtstotalitarismus vergleichen kann, ohne deshalb Auschwitz zu bagatellisieren: Geschichtswissenschaft enthält immer auch den Vergleich. Nur hat Nolte den Vergleich nicht differenziert durchgeführt und viele anfechtbare Dinge gesagt, aber der Vergleich ist legitim, möglich und sogar notwendig.

### **Und warum kommt diese Debatte erst jetzt?**

Das kann ich Ihnen nicht sagen. Die Bücher von Götz Aly sind ja schon älter. Manche Dinge brauchen eben ihre Zeit. Mir fällt nur die Ironie der Situation auf, dass sich Wehler und die Mommsen-Brüder usw. jetzt halb schützend vor ihre akademischen «Väter» stellen und suggerieren, sie selbst wären die Liberalen. Dabei sind sie es in ihrer Praxis überhaupt nicht. Wer wie Wehler und Kocka die Vokabel «Renegat» zur Diffamierung von Dissens benutzt – nicht öffentlich, aber in Briefen an mich –, dazu jede öffentliche Diskussion mit dem «Renegaten» arrogant verweigert, sogar dessen Arbeiten gar nicht mehr liest (Kocka), der beweist selbst eine illiberale, ja totalitäre Gesinnung. Als «Renegaten» haben die Kommunisten Menschen diffamiert, die die Sache des Kommunismus verlassen hatten. Es hat nichts mit Demokratie und Wissenschaft zu tun, mit einem «Renegaten» wissenschaftliche Diskussionen abzuwürgen und zu blockieren, Abweichler von der «Neuen Orthodoxie» zu stigmatisieren.

### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Das weiss ich nicht. Beim nächsten Historikertag müsste eigentlich die Diskussion weitergehen. Sicherlich würde jemand wie ich nicht eingeladen werden zu einer solchen Diskussion, obwohl ich einiges zur Kontinuität bis zurück ins wilhelminische Kaiserreich zu sagen hätte. Ähnliche Erfahrungen machte ich im «Historikerstreit» bei der «Zeit» und beim «Spiegel».

Die Fronten in diesem Streit sind nicht ganz klar, es gibt keine Zäsur, die absolut ist. Götz Aly und seine Mitstreiter haben natürlich jedes Recht, den intellektuellen Beitrag prominenter Historiker der Bundesrepublik zu NS-Massenverbrechen aufzudecken. Aber ich warne vor jeder moralisierenden Selbstgerechtigkeit einer jüngeren Historikergeneration. Schliesslich trifft sich Aly doch auf dem ge-

meinsamen Boden mit Wehler, den Mommsens usw.: auf der Basis der entscheidenden Grundkontroverse nach der Fischer-Kontroverse, dem «Historikerstreit» von 1986, im Antifaschismus.

**Nun könnte man ja auch sagen, dass nach der deutschen Einigung ein wesentlicher Konfliktherd des Historikerstreits genommen worden ist. Es ging ja auch um das bundesrepublikanische Staatsverständnis, die Westbindung und Westorientierung ...**

Das wurde von Habermas usw. alles nur infam insinuiert. Es ging nicht um Westbindung, Westorientierung. Damals habe ich Wolfgang J. Mommsen – als Vorsitzendem des Historikerverbandes – vorgeschlagen, eine interne Diskussion zu führen, ohne Presse, ohne Profilierungsdruck. Wir sollten das Zitat von Kocka nehmen, dass niemand von den Teilnehmern am «Historikerstreit» das NS-System bagatellisiert oder verteidigt habe. Alles wurde abgewürgt mit der Begründung, der «Historikerstreit» sei vorbei. Nach der Wende von 1989/91 ist der Vergleich von Stalinismus und Nationalsozialismus sozusagen historisch und weltweit sichtbar rehabilitiert. Viele Kollegen stimmen mir mündlich zu, aber die schweigende Mehrheit sagt nichts, dabei müsste doch ein Aufstand stattfinden. Das ist für mich der eigentliche Bruch innerhalb der Zunft.

**Das ist ein neuer Streit der Generationen, der sich vom Historikerstreit unterscheidet. Wenn man Wissenschaftler wie Peter Schöttler, Götz Aly und Ingo Haar nimmt, die jetzt die Aufarbeitung der NS-Historie und der Nachkriegshistorie betreiben, dann finden wir neue Frontenverläufe, die sich gegen die moderne Sozialgeschichte wenden.**

Warum eigentlich? Man kann die NS-Historiker und die späteren Historiker, Schieder usw, die dann demokratisch und liberal geworden sind, nicht mit dem Pathos des Wissenschaftsrigorismus kritisieren und sich in der Diskussion selbst totalitär verhalten. Jede Frage kann man neu aufrollen. Ich schrieb damals an Wolfgang J. Mommsen dem Sinne nach: «Wir sind das Volk nach 1989! Wir sind die Historiker, wir wollen jetzt den ‚Historikerstreit‘ noch einmal auf die Tagesordnung setzen.» Die Weltgeschichte selbst hat ihnen die Argumente unter den Füßen weggezogen. Jetzt muss man neu diskutie-

ren. In der Beurteilung des «Historikerstreits» sind sich «Neue Orthodoxie» und Götz Aly doch einig. Was wir jetzt erleben, ist m.E. eine Mischung aus legitimer Ausweitung historischer Forschungsfelder und aufgeregter Selbstprofilierung durch Vatermord an der vorausgegangenen Historikergeneration der «Neuen Orthodoxie», auf dem Weg zur dann «Neuesten Orthodoxie». Wenn die Abrechnung mit Conze & Co. dann ihr einziges oder auch nur dominantes Thema bliebe, wäre der Weg zu noch mehr Links-Autismus auf dem «Holzweg des deutschen Sonderweges» sperrangelweit offen.

- 1 Ort des Interviews: Hotel zum Grünen Tor, Hoppegarten bei Berlin / Termin: 19.02.1999, ca. 14.00 bis 15.45 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.
- 2 Tocqueville, Alexis de (1805-1859); als liberaler Sohn einer alten Aristokratenfamilie, war er in der Zeit der Restauration als Richter tätig, ging nach der Julirevolution 1830 auf Wunsch der französischen Regierung 1834/35 auf Amerikareise, deren Frucht sein berühmtes zweibändiges Werk «Über die Demokratie in Amerika» ist. Seit 1839 Abgeordneter, wurde er als eines der jüngsten Mitglieder aller Zeiten in die Academie française gewählt, wurde nach der Revolution 1848 Abgeordneter der Nationalversammlung und war für wenige Monate Aussenminister der II. Republik. Der Staatsstreich des Louis Napoleon, der sich 1852 zum Kaiser Napoleon III. wählen liess, beendete die politische Karriere. Bis zu seinem Tod schrieb er die zwei ebenfalls berühmten Schriften über seine «Erinnerungen» mit der Revolution von 1848/49 und die historisch-soziologische Studie «Das Ancien Regime und die Revolution» (Paris 1856).
- 3 Pirenne, Henri (1862-1935); Sohn einer wallonischen Industriellenfamilie, promovierte in Lüttich und wurde dort 1885 Professor. Von 1886 bis 1930 lehrte er in Gent und gründete die sog. «Genter Mediävistenschule». Pirenne gilt als Vertreter einer neuen, sich von den nationalen Paradigmen lösenden Geschichtswissenschaft. 1922 schrieb er seine grosse Habilitationsschrift «Mahomet et Charlemagne», die erst postum 1937 veröffentlicht wurde.
- 4 Geiss, Imanuel: Geschichte im Überblick. Daten und Zusammenhänge der Weltgeschichte, Reinbek bei Hamburg 1995.
- 5 Das Dritte Reich und Europa. Bericht über die Tagung des Instituts für Zeitgeschichte in Tutzing 1956, München 1957.
- 6 1964 erschien von Possony eine Lenin-Biographie mit dem bezeichnenden Titel: Possony, Stefan T: Lenin: The Compulsive Revolutionary, Chicago 1964.
- 7 Vgl. dazu Anm. im Artikel Jarausch/Hohls.

- 8 Vgl. Hertfelder, Thomas: Franz Schnabel und die deutsche Geschichtswissenschaft. Geschichtsschreibung zwischen Historismus und Kulturkritik (1919-1945), 2 Teilbde., Göttingen 1998
- 9 Vgl. vor allem Fischer, Fritz: Schul- und Kirchenreform in Preussen, phil.diss., Berlin 1934.
- 10 Geiss, Imanuel: Der polnische Grenzstreifen 1914-1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg, Lübeck/Hamburg 1960.
- 11 Julikrise und Kriegsausbruch 1914. Eine Dokumentensammlung, bearb. u. eingel. von Imanuel Geiss, mit e. Vorwort v. Fritz Fischer, Bd. I, Hannover 1963.
- 12 Geiss, Imanuel: Gewerkschaften in Afrika, Hannover 1965.
- 13 Geiss, Imanuel: Panafrikanismus. Zur Geschichte der Dekolonisation, Frankfurt a.M. 1968.
- 14 Schulte, Bernd E: Die Verfälschung der Riezler Tagebücher. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der 50er und 60er Jahre, Frankfurt a.M. 1985.
- 15 Otto Brunner war 1959/60 Rektor der Universität Hamburg.
- 16 Geiss, Imanuel: Rezension – Kurt Riezler: Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Eingeleitet u. hrsg. v. Karl Dietrich Erdmann, Göttingen 1972, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv 2 (1973), S. 351-357.
- 17 Geiss, Imanuel: Zukunft als Geschichte. Historisch-politische Analysen und Prognosen zum Untergang des Sowjetkommunismus 1980-1991, Stuttgart 1998.
- 18 Die Ranke-Gesellschaft wurde 1950 in Hamburg von einer Gruppe politisch belasteter Historiker um Gustav Adolf Rein, dem Rektor der Hamburger Universität der Jahre 1933-1938, gegründet. Angeblich war die Gesellschaft in den ersten Jahren darum bemüht, mit Verweis auf den Rankeschen Objektivitätsbegriff der ‚geschichtlichen Wahrheit‘ bei der Erforschung des Nationalsozialismus zu dienen. Faktisch handelte es sich um ein Sammelbecken von mehr oder weniger prominenten Historikern, die während des Dritten Reiches mit dem NS-System sympathisiert oder kollaboriert hatten, so z.B. um Wilhelm Schüssler, Karl A. von Müller, Heinrich v. Srbik, Otto Brunner, Walter Peter Fuchs, Reinhard Wittram oder Hermann Aubin (vgl. Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1993, S. 203ff.). Heute sieht die Ranke-Gesellschaft ihre Hauptaufgabe darin, neben eigenständiger Forschung insbesondere zur Neuen Geschichte die Ergebnisse historischer Forschung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Dies geschieht vor allem über regelmäßige Tagungen und Vortragsveranstaltungen zu allen Themen der neueren Geschichte sowie der Geschichtstheorie vornehmlich in nordwestdeutschen Raum; dazu erscheinen Monographien und Reihen. Daneben gibt die Ranke-Gesellschaft seit 1953 monatlich die Zeitschrift «Historisch-Politisches Buch» (HPB) sowie seit 1988 die «Historischen Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft» (HMRG) heraus.

# Hans-Ulrich Wehler<sup>1</sup>

*«Historiker sollten auch politisch zu den Positionen stehen, die sie in der Wissenschaft vertreten.»*

## Biographische Fragen

**Herr Wehler, Sie sind 1931 geboren. Könnten Sie uns das soziale Umfeld schildern, in dem Sie aufgewachsen sind?**

Meine Eltern stammten beide aus dem Siegerland. Ursprünglich lebten sie dort in Hugenottenfamilien, die aus Holland gekommen waren. Nassau-Oranien gehörte im 17. Jahrhundert zu Holland und damit auch das heutige Siegerland. Das hatte die Konsequenz, dass die Hugenotten Calvinisten waren, die in der Diaspora lebten. Meine Eltern brachen beide aus diesen Verhältnissen aus und gingen in den Wandervogel. Nach ihrer Hochzeit zogen sie ins Oberbergische, nach Gummersbach, wo ich aufwuchs und ein normales Jungenleben führte. Gummersbach ist eine Kleinstadt in einem kargen Winkel von Rheinpreussen, 40 km östlich von Köln, wo sich das ganze Leben um den Sport, den VfL Gummersbach drehte. Erinnerungen an diese Zeit, als mein Vater noch da war, habe ich kaum, da er sofort in den Krieg eingezogen wurde und nicht wieder zurückkehrte.

**Welchen Beruf übte Ihr Vater aus? Wie hat sich der Krieg in Ihrer Erinnerung niedergeschlagen?**

Er hatte Kaufmann im väterlichen Betrieb gelernt und arbeitete später für die Henkel-Betriebe, aber das alles nur für kurze Zeit, weil dann schon der Krieg kam.

Zu dem Umfeld gehört selbstverständlich die Kriegserfahrung, ohne die ich nie Geschichte studiert hätte. Mit zehn Jahren kam ich in das Deutsche Jungvolk der HJ, aber aufgrund ihrer protestantischen Grundüberzeugung waren meine Eltern bzw. die ganze Familie streng gegen die «braunen Heiden». Ich aber hatte das Gefühl, beweisen zu müssen, dass die Jungen in der Familie «zuverlässig» seien, und war mit Hingabe dabei. Das Jungvolk bestand für mich aus zweieinhalb Jahren Sport und Zeltlagern, es gab dort kaum Indoktrination, da das Ganze fest in der Hand der sportbegeisterten Gymnasiasten der Kleinstadt war. Schliesslich hatte ich eine sechs-

wöchige Ausbildung in einem Wehrtüchtigungslager – mit ziemlich hartem Drill – durch Angehörige der SS-Division «Hitlerjugend». Das waren wirkliche Fanatiker.

Zu den schlimmeren Kriegserfahrungen gehört, dass wir Jungen – nach den Bombenangriffen auf Köln – zur Feuerwehr geholt wurden, da nicht mehr genug Männer vorhanden waren. Wir mussten erwachsene Menschen aus den brennenden Häusern holen, die nur noch aus einem knapp einen Meter langen Stück «Kohle» bestanden. Das war nicht sehr erheiternd. Am Schluss haben wir noch die Stadt gegen die Amerikaner verteidigt, bevor sie diese danach besetzten. Ich weiss das noch so genau, weil eine meiner Schwestern mein Tagebuch aus diesen Tagen gefunden hat, das ich noch ganz in der Propagandasprache verfasst habe. Doch schon nach vierzehn Tagen war das jahrelang aufgebaute Feindbild wie weggeweht.

Die physisch schlimmste Zeit kam erst nach dem Krieg, denn bis zu diesem Zeitpunkt wurde die «Reichsbevölkerung» auf Kosten Europas relativ gut versorgt; die Alliierten entdeckten nach dem Krieg reichlich gefüllte, sogenannte «Hermann-Göring-Magazine». Insofern ging es uns bis dahin aufgrund der besetzten Gebiete, die ausgebeutet wurden, noch gut. Doch dann kam ein schlimmer Einbruch, den ich noch genau in Erinnerung habe, weil wir geradezu am Rande des Hungerschwinds existierten. Wir bekamen nur zwei Scheiben Brot am Tag, und unser Tisch war in vier Quadrate eingeteilt, damit die Brotkrümel beim Schneiden nicht in ein anderes Feld hinüberrollten. In dieser Zeit war Hamstern das Übliche. Dann ging es uns allmählich besser, als im Sommer 1947 von Freunden meiner Eltern, die nach Amerika ausgewandert waren, Care-Pakete eintrafen.

### **Wie gestaltete sich Ihre schulische Laufbahn in diesen Nachkriegsjahren?**

Ich war auf dem Gymnasium in Gummersbach, wo ich völlig desinteressiert an Naturwissenschaften war, aber zum Glück einen alten DDP-Liberalen als Geschichtslehrer hatte. Ihm war es gelungen, irgendwie zu überwintern, und nach dem Krieg wurde er für uns mit Mitte sechzig noch einmal reaktiviert. Wenn man so will, erfuhr ich einen Hauch von linksliberaler, moderner Geschichte in seinem Unterricht.

**Das war nicht gerade selbstverständlich, oder?**

Nein, das war keineswegs selbstverständlich.  
Der eigentliche Geschichtslehrer war ein alter Nazi.

**Welche Themen waren vorherrschend?**

Das ging von der Französischen Revolution bis 1933. Die Zeit danach, so hatte man das Gefühl, konnte er noch nicht emotional bewältigen, da er beide Söhne im U-Boot-Krieg verloren hatte. Ich hatte dadurch, dass die Amerikaner unsere Schule einige Zeit erst als Lazarett und dann als Stammquartier benutzten, etwas Schulzeit verloren, was ich aber durch Privatunterricht wieder aufholte, so dass ich dann ein Jahr übersprang. Denn wir hatten eifrige Studienräte, die untröstlich waren, dass keine Schule stattfand, und die mir Latein, Englisch usw. bis zum Schulbeginn im Sommer 1946 beibrachten.

**Wie ging es dann nach dem Abitur weiter?**

1952 begann ich zu studieren. Mir war klar, dass ich irgendetwas im Bereich der alten Philosophischen Fakultät belegen wollte. Damals orientierte man sich daran, wo attraktive Lehrer waren. In meiner ersten Vorlesung fiel mir Theodor Schieder in Köln auf. Doch bis zu meiner Doktorarbeit hatte ich eher meine 400- und 800-Meter-Läufe im Kopf. Ich war damals westdeutscher Meister und dann Studentenmeister. Ein Leben ohne drei bis vier Stunden nachmittags im Stadion konnte ich mir nicht vorstellen, und am Wochenende spielte ich als Mittelläufer beim VfL Gummersbach.

Unmittelbar nach dem Abitur hatte ich Glück, denn ich bekam eines der ersten Fulbright-Stipendien. Die Organisation vergab erstmalig Stipendien auch an Deutsche und Japaner aus früheren Gegnerländern. Ich bin dann zunächst für anderthalb Jahre nach Amerika gegangen. Ich kam an die Ohio University mit ca. 4'000 Studenten, in Athens im südöstlichen Ohio. Das war im Mittleren Westen, wo ich das Kernland Amerikas ganz anders kennenlernte als z.B. in Harvard oder Berkeley.

**Wie lange sind Sie in Ohio geblieben?**

Ich bin dort zwei Semester gewesen, hatte überwiegend junge Professoren, die im Kriege als Soldaten waren, sich mir gegenüber aber



nie etwas anmerken liessen. Ich stiess dort auf grosses Entgegenkommen. Das ganze Jahr über beschäftigte ich mich nur mit amerikanischer Geschichte. Danach ging ich nach Kalifornien, wo ich ein halbes Jahr lang als Schweisser und Lastwagenfahrer arbeitete. So habe ich Amerika von unten kennengelernt, anders als die meisten meiner amerikanischen Kollegen.

**Haben Sie daran gedacht, an einer amerikanischen Uni weiterzustudieren?**

Nein, eben nicht. Eigentlich hätte ich unmittelbar nach dem Semester wieder zurückgemusst, aber ich hatte mir hintenrum die Sozialversicherungskarte besorgt und fuhr – teilweise auch unter anderem Namen – Autos von Detroit nach L.A., wo es mir sehr gut gefiel. Anfang November 1953 fand mich meine amerikanische Familie, bei der ich anfangs im Rahmen eines Programms, das sich «Experiment in International Living» nannte, untergebracht war. Dort sollte den «jungen Nazis» auf den Zahn gefühlt werden. Ich war bei einer Anwaltsfamilie untergekommen, die dort wohnte, wo der «Lederstrumpf» spielte, in Glens Falls am Lake George. Sie behandelten mich wie einen Sohn aus der Fremde, und ich habe sie auch wie meine Pflegeeltern in Amerika betrachtet.

Eines Tages erreichte mich dann in L.A. ein Telegramm des State Department, auf dem stand: «You have to be at International Airport on November, 15<sup>th</sup>, or we shall deport you.» Da wusste ich, dass es ernst war, packte meine Tasche und fuhr per Anhalter in drei Tagen und drei Nächten von L.A. bis New York, wo ich pünktlich am Flughafen ankam; das halte ich immer noch für heroisch, so lange fast ohne Schlaf auszukommen.

**Wo setzten Sie Ihr Studium nach Ihrer Rückkehr fort?**

Ende 1953 kam ich zurück und ging aus politischen Gründen nach Bonn. Ich wollte Adenauer in Aktion erleben. Ein Onkel von mir, ein MdB, nahm mich gelegentlich als seinen «Assistenten» mit in die Ausschüsse, und Adenauer war schon beeindruckend, wenn er seinen Willen in sechs- bis siebenstündigen Sitzungen durchsetzte. Die Historiker in Bonn aber waren zum Gotterbarmen; vor allem im Vergleich mit ihren amerikanischen Kollegen, die schon Sozial- und Kulturgeschichte betrieben, waren sie stockkonservativ. Der Neuzeitler

Braubach lehrte Diplomatiegeschichte in der Art: «der König dachte ... der Botschafter sagte ...» – schrecklich. Der Einzige, der etwas Vernünftiges machte, war ein Frühneuzeitler, Franz Steinbach, der jetzt auch im Rahmen der sog. «Westforschung» diskutiert wird.<sup>2</sup> Was mich zeitweilig dort hielt, war die Gummersbacher Clique, Habermas u.a. Dennoch versöhnte mich das nicht mit dem absolut öden Betrieb in Bonn.

### **Wann erfolgte dann der Übergang von Bonn nach Köln?**

1954 ging ich zu Schieder, den ich mir davor schon angesehen hatte, nach Köln.

### **Was faszinierte Sie an Schieder?**

Die Art, wie er lehrte. Er hatte einen ganz klaren Aufbau in seinen Vorlesungen, die sehr breit angelegt waren. Es gab kein ödes Vorlesen, wie ich es von der Bonner Politikgeschichte her kannte. In den Seminaren war er sehr souverän und behandelte unübliche Themen, etwa den jungen Marx und die Entstehung des Kommunistischen Manifests oder Clausewitz und die Entwicklung zum totalen Krieg, oder das Scheitern des europäischen Liberalismus. Da musste man im Vergleich arbeiten.

Dann ging ich, obwohl ich anfangs kein Wort herausbrachte, ins Doktorandenkolloquium, wo – ohne Ansehen der Person – scharf diskutiert wurde. Es gab Situationen, in denen wir Schieder sagten, dass sein Argument nicht soweit trage und man das Problem so und so angehen müsste. Er hörte sich das zunächst genau an und wies uns dann beispielsweise auf bestimmte Formulierungen in Webers «Wirtschaft und Gesellschaft» hin, die wir uns noch einmal genauer ansehen sollten. Da er während des Krieges krankgeschrieben war und offenbar wie ein «Irrer» gelesen hatte, war er ein sehr belesener Mann.

Um kurz noch einmal auf die Bonner Enttäuschung einzugehen: Ich habe die Konsequenz daraus gezogen und mich in Köln für ein Doppelstudium der Geschichte sowie der Soziologie und Ökonomie eingeschrieben. Mein Examen habe ich bei dem Soziologen René König über den jungen Marx gemacht.

**Können Sie Ihr persönliches Verhältnis zu Schieder genauer beschreiben?**

1956 fragte er mich, ob ich Hilfskraft bei ihm werden wolle. Das bedeutete mit 100,- DM im Monat ein kleines Vermögen. Zu der Zeit war ich noch Hiwi in der Abteilung für Amerikanische Geschichte bei Dietrich Gerhard, einem emigrierten Meinecke-Schüler. Schieder hatte wohl einiges gefallen, was er in Seminaren von mir gehört oder gelesen hatte, und ich war zufrieden, da ich damals noch nicht in die amerikanische Geschichte zurück wollte. Im Laufe des Jahres 1958 überlegte ich mir verschiedene Themen für die Doktorarbeit. Drei von Schieder vorgeschlagene Themen lehnte ich ab, z.B. über den Einfluss von Clausewitz auf Engels, Lenin und auf den deutschen Generalstab über Moltke, Schlieffen bis zum «Dritten Reich».

Zu der Zeit schrieb Hans Mommsen bei seinem Lehrer Hans Rothfels über Nationalitätenprobleme und die Entstehung der Sozialdemokratie in Österreich. Schieder meinte, dass man das auch über die Minderheiten in Deutschland tun könne, die drei Millionen Polen, eine Million Elsass-Lothringer, die Dänen usf.

Bei näherem Hinsehen stellte sich heraus, dass das eigentlich lohnende Problem die Polen waren. Durch meine Korrespondenz mit polnischen Archiven erfuhr ich, dass die Russen den Nachlass von Rosa Luxemburg soeben zurückgegeben hatten. Mit dem Interesse, etwas über die Polnische Sozialistische Partei (PPS) in Deutschland herauszufinden, die es eigens für polnische Arbeiter gegeben hatte, stiess ich auf Nachlässe, die in Amsterdam liegen, wohin die SPD ihr Archiv nach 1933 verkauft hatte.

Daraufhin erzählte ich Schieder vom Stand der Dinge, worauf er mir empfahl, Polnisch zu lernen, was ich in einem Crash-Kurs dann auch tat. Ein Archivar riet mir, an die «Oberschlesische Strasse» Nr. 18 in Warschau zu schreiben. Dort befand sich das ZK mit einem Riesenarchiv für Parteigeschichte im Keller, das von einem Professor Daniszewski geleitet wurde. Er hat mir auch ein Visum besorgt, was damals schwer war, da es zu dieser Zeit noch keine diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Polen gab und das Ganze über die Militärmission in Berlin lief. Er sagte mir erfreut, dass ich der erste «Westmensch» gewesen sei, der sich für Rosa Luxemburg und polnische Parteigeschichte interessiert habe.

Ich war ein Vierteljahr in Warschau und habe das Archiv des Zentralkomitees «durchgeackert». Das war sehr interessant, unter ande-

rem weil Gomulkas junge Beratertruppe, die eine Art gelinden Reformkommunismus à la Pologne vertrat, oft in den Archivraum zum Teetrinken und Schäkern mit den Archivarinnen kam.

**Wie ging es mit Ihrer Promotion weiter?**

Ich schrieb meine Arbeit innerhalb von zwei Jahren. Damals war es üblich, wenn man vier, fünf gute Seminare absolviert hatte, die Doktorarbeit ohne vorheriges Examen zu schreiben. Im Übrigen war Schieder der Meinung, da er mit 26 promoviert hätte, uns nicht mehr als drei Jahre geben zu können. Das habe ich selber noch bei keinem meiner Doktoranden geschafft. Wolfgang Mommsen hat in dieser Zeit, also auch in gut zwei Jahren, sein Max-Weber-Buch geschrieben – eine exzellente Dissertation.

Nachdem ich im Juli 1960 promoviert hatte, war ich seit dem Januar 1961 Assistent am Historischen Seminar in Köln. In der Zwischenzeit beauftragte Schieder mich – im Rahmen der «Dokumentation zur Vertreibung» – mit der Fertigstellung des Jugoslawienbandes.<sup>3</sup> Es gab dazu keine attraktive Alternative, und vergütet wurde das als Angestelltenstelle. Daher arbeitete ich im Archiv des Auswärtigen Amtes, so dass ich die Einleitung zum Dezember 1960 vorlegen konnte.

Danach begann ich im Januar 1961 mit der Habilitationsarbeit, die ich über den amerikanischen Imperialismus vor 1900 anfertigen wollte. Ich begann mich einzulesen, und die Amerikaner boten dann ein sehr gut bezahltes und sogar zeitlich unbefristetes Stipendium an. Das ganze wurde vom «American Council of Learning Societies» (ACLS) organisiert.

Seit dem Sommer 1962 habe ich mich von meiner Assistentenstelle in Köln beurlauben lassen und ging mit meiner Frau bis Ende 1963 nach Amerika.

**Danach schrieben Sie Ihre Habilitationsarbeit. Wie wurde sie von der Kölner Professorenschaft aufgenommen, als Sie dann wieder nach Deutschland zurückkehrten?**

Ich hatte die Arbeit über den «Aufstieg des amerikanischen Imperialismus 1865-1900» im Sommer 1964 fertiggestellt<sup>4</sup>, doch sie traf auf Einwände. Als ich die Arbeit später als Buch veröffentlichte, meinten amerikanische Kritiker, dass es eine faire, verständnisvolle Arbeit über diese Phase der amerikanischen Expansionsgeschichte sei.

Schieder war für die Annahme. Angermann von der Abteilung für amerikanische Geschichte, sagte mir, wer mit seiner Habil, nicht durchkomme, gehöre nicht an die Uni, und kündigte darum meine Stelle, obwohl ich anderthalb Jahre lang in Amerika etwa 300 Nachlässe, die gesamten Akten des State Department und Marineministeriums durchgearbeitet hatte und der Meinung war, ich könne meine Arbeit neu aus den Quellen schreiben. Schieder informierte mich dann aber, dass er meine Stelle um zwei Jahre habe verlängern können und ich in dieser Zeit etwas zustande bringen müsse. Ich wandte mich dem Thema «Bismarck und der Imperialismus»<sup>5</sup> zu und habe zum einzigen Mal in meinem Leben eine Aufenthaltserlaubnis in der DDR bekommen; die brauchte ich, um die Akten in Potsdam und Merseburg einsehen zu können, ohne die ich meine Habil, nicht hätte schreiben können. Damals entdeckte ich übrigens auch den angeblich verschwundenen Nachlass Bismarcks auf einem Dachboden des Stalls von Schloss Friedrichsruh. Ich schrieb die Arbeit von September 1966 bis Mai 1967. Es gab Streit in der Kommission und eine erneute Kampfabstimmung, bei der die Mehrheit dagegen war.

#### **Was war genau die Kritik an Ihrer Bearbeitung des Bismarckthemas?**

Ich hatte Bismarck nicht als souveränen, sondern als von der Wirtschaftskrise der 1870er und 80er Jahre getriebenen Politiker geschildert, der um die Erschliessung neuer Märkte einerseits, die Konsolidierung der deutschen Innenpolitik und die Legitimierung des neuen Staatswesens andererseits bemüht war. Die Kommission fand es abwegig, dass jemand das so darstellen wollte, und leistete Widerstand.

Schieder verwies aber auf meine Publikationen, die Kehrschen Aufsätze und die «Gelbe Reihe», die Neue Historische Bibliothek usw. Daraufhin sollte ich im Colloquium noch eine Chance bekommen. Schliesslich akzeptierte die Kommission das Thema «Clausewitz und die Entwicklung vom absoluten zum totalen Krieg».

Ich redete eine halbe Stunde, und in der folgenden Diskussion fiel mir auf, dass sie querebet ging, über die Ursachen des Siebenjährigen Krieges, über Wallenstein bis ins 20. Jahrhundert. Nach ca. anderthalb Stunden meldete sich der Byzantinist und sagte, dass Ludendorff den totalen Krieg forcieren musste, weil die bürgerliche Gesell-

schaft versagt habe. Im Übrigen sei der totale Krieg erst durch «den Juden Einstein und die Atombombe» ermöglicht worden. Ich opponierte lebhaft, die Diskussion eskalierte, Schieders Gesicht rötete sich langsam, und endlich riss er die Arme hoch und rief: «Herr Dekan (Grothoff, ein bekannter Pädagoge), die Diskussion genügt uns doch!» Sie können sich gar nicht vorstellen, wie die grosse Fakultät dasass – 84 Professoren, die alle die Klappe hielten. Schliesslich gab es eine Kampfabstimmung, die knapp ausging.

Draussen standen meine Frau, Wolfgang Mommsen, Lothar Gall und Hans Rosenberg, der auf Besuch war, und wunderten sich, weshalb das Verfahren so lange dauerte. Endlich kam Schieder mit hochrotem Kopf heraus und bat mich zum Dekan, der mir gratulierte. Am nächsten Morgen teilte mir Grothoff dann mit, dass die Habil, so nicht publiziert werden dürfe. Ich erklärte ihm, ich sei natürlich ohnehin darauf eingestellt, sie noch einmal durchzugehen, sie werde aber im September bei Kiepenheuer & Witsch veröffentlicht. Ich versprach, ihm ein Exemplar zukommen zu lassen. Das war's dann.

Im Nachhinein habe ich einige Sätze, die während der Diskussion in der Fakultät gefallen waren, erfahren. Schieder, der sich in diesem Verfahren absolut loyal verhalten hat, fühlte sich wahrscheinlich in der Rolle des Patriarchen, dessen Zögling fast abgewiesen worden wäre.

Ich war noch zwei Jahre als Privatdozent in Köln. Danach wurde ich dreizehnmal bei Bewerbungen «abgeschossen», bevor ich an das Kennedy-Institut der FU Berlin kam.

**Noch einmal zum Kölner Historischen Seminar:  
Welche Professoren lehrten dort, abgesehen von Schieder?**

Da war noch ein älterer Historiker namens Peter Rassow, bei dem ich Seminare besuchte und auch etwas geschrieben habe. Er war ein ehemaliger – vernünftiger – Bethmann-Hollweg-Anhänger und Schwiegersohn von Hans Delbrück, den man als linkskonservativ bezeichnen könnte. Dann gab es noch zwei Mediävisten und Dietrich Gerhard, der amerikanische Geschichte lehrte, aber später nach Göttingen zum MPI in die Neuzeit-Abteilung ging. Zu Angermann, der danach als Jüngerer kam, gewann ich allerdings keinen Kontakt.

**Welche Rolle spielte – was Orientierungsfiguren der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 angeht – Hans Rothfels für Sie?**

Wenn ich Schieder nach seinen Lehrern fragte, nannte er vor allem Rothfels. Er erzählte mir, dass er zunächst bei Karl Alexander von Müller in München studiert habe – eine dubiose Figur, die Hitler auf einer seiner ersten Kundgebungen «entdeckt» und ihm eine grosse Redebegebung attestiert hatte. Müller war auch einer der ersten Intellektuellen, die Schulungskurse für die NSDAP anboten, wie man seit den neueren Arbeiten über Hitler weiss. Seit 1935, nach der Suspendierung Meineckes, war er Herausgeber der HZ und beschäftigte sich vorwiegend mit bayerischer Landesgeschichte. Schieder hat bei ihm eine sehr solide, aus ungedruckten Quellen gearbeitete Dissertation über die bayerische liberale Bewegung in den zehn Jahren vor 1871 geschrieben.<sup>6</sup> Sie lief darauf hinaus, dass das Bismarckreich und der Nationalstaat zu begrüßen seien. Sie könnte man noch heute so drucken. Man merkt da nichts von den rechtsradikalen Neigungen Müllers. Der Mann, der Schieder wirklich beeinflusst hat, war Rothfels, bei dem er sich in Königsberg habilitieren wollte.

Ich habe eine Menge von Rothfels gelesen, weil er zu den älteren Nationalismusforschern gehörte. Dementsprechend war er mir ein Begriff. In dem halben Jahr, in dem ich die Einleitung zu dem Jugoslawienband verfasste, habe ich ihn persönlich kennengelernt, da er der Wissenschaftlichen Kommission angehörte. Er war dort eine sehr erquickliche Person, die Conze oder Ministerialbeamte kühl zurechtwies, wenn diese eine Abschwächung in der Formulierung wünschten. Zum Beispiel hatte ich geschrieben, dass im April 1941 die deutsche Kriegsmaschine über Jugoslawien hereingebrochen sei, Stukas hätten Belgrad bombardiert. Ich hatte das deswegen so dramatisiert, weil ich den Schock, den Hitlers einmarschierende Armee bei der späteren Partisanenbewegung provozierte, begreiflich machen wollte. Da sagte Conze, es reiche doch zu erklären, am soundsovielten begann der Krieg gegen Jugoslawien und am soundsovielten war Waffenstillstand. Ich entgegnete ihm, dass man schon vermitteln müsse, wie die Deutschen «hereinbrachen» und Jugoslawien in einem plötzlichen «Blitzkrieg» niedermachten. Schieder guckte mich daraufhin ironisch an, Conze war nämlich mit Leidenschaft Soldat gewesen. Ich bestand darauf, dass das mein Text sei, was zur Folge hatte, dass die Stimmung sich abkühlte. Rothfels nahm seine Riesenzigarre aus dem Mund und sagte:

«Ach, lieber Werner Conze, wir wollen doch mal sagen, dass der Ulrich Wehler recht hat, und es bleibt dabei.» Da knickte Conze sofort ein, und es war auffällig, wie das Schüler-Lehrer-Verhältnis noch nachwirkte und Conze und Schieder gewissermassen noch einmal in die Rolle von Anfangsemestern schlüpfen.<sup>7</sup> Rothfels war ein grossgewachsener Mann, ein Bein durch eine schlecht gebaute Prothese ersetzt, und hatte, was mir als Augenfetischist auffiel, riesige blaue Augen, die einen eindringlich anfunkelten.

Später sah ich ihn bei Vorträgen in Tübingen, sonst hatte ich kein emotionales Verhältnis wie z.B. Hans Mommsen, der gut sechs Jahre bei ihm in Tübingen war.

**Empfanden Sie Schieder als Lehrer oder als Vorbild?  
Erinnern Sie sich an Anregungen bzw. Konfliktsituationen?**

Ich hatte zu Schieder ein emotional gemischtes Verhältnis: Auf der einen Seite gefiel mir, wie er mit wenigen Worten Probleme konzeptualisierte. Er bereitete sich sehr sorgfältig auf die Seminare vor, denn er war im Grunde ein eher unsicherer Mann. Dennoch wirkte er so, als ob die Dinge ihm gerade spontan einfielen. Als ich Assistent war, trug er mir manchmal auf, noch diese Bücher oder jene Artikel zu besorgen, um eine These, die er im Seminar vertreten wollte, zu stützen.

Auf der anderen Seite war es ein kühles Verhältnis, weil ich politisch ganz andere Meinungen vertrat. Ich erinnere mich noch, als ich einen Aufruf von Golo Mann für die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze unterzeichnet hatte. Damit ging ich zu Schieder und sagte ihm, es gehe nicht an, dass nur die Assistenten unterzeichneten. Der zweite totale Krieg sei verloren, da sei nichts mehr zu verhandeln, oder wie die Amerikaner sagen: «Cut your losses.» Das war eine Gelegenheit, bei der er sagte, er sehe das – vom Kopf her – völlig ein, aber er könne es gefühlsmässig noch nicht öffentlich einräumen. Er, der bis Dezember 1944 in Königsberg mit seiner Frau, die aus Westpreussen kam, gelebt habe und wo seine vier Kinder geboren seien, könne das nicht unterschreiben und damit eingestehen, dass das Land endgültig verloren sei. Nun kann man das als Ausweichen interpretieren, mir war dieses offene emotionale Eingeständnis in der damaligen Situation eher sympathisch.

Oder es gab den ewigen Streit, inwieweit man Wahlauftrufe für die SPD unterschrieb, obwohl wir alle keine Mitglieder waren.



Wir empörten uns über die Vorherrschaft der CDU und waren leidenschaftlich für den «Spiegel» während der «Affäre».<sup>8</sup>

Schieder war seiner Herkunft nach ein Linkskonservativer, also ein Tory mit viel Verständnis für den Liberalismus, der aber nach dem Krieg nicht von der CDU wegzubewegen war – wie Conze, der Mitglied im Evangelischen Arbeitskreis der CDU war. Da gab es immer Spannungen, die sich auch in das Kolloquium fortpflanzten. Auch wenn ihm etwas gegen den Strich ging, hatte Schieder trotzdem die Fähigkeit, es auf der Ebene kühler Argumente zu halten, und ich habe dadurch bei ihm gelernt zu streiten, ohne den Emotionen allzu schnell nachzugeben. Wenn Sie an Ihre eigene Studienzeit denken, dann werden Sie finden, dass es nicht entscheidend ist, einer bestimmten Schule gefolgt zu sein, sondern dass es sich gelohnt hat, mit einer überzeugenden Persönlichkeit gestritten zu haben und dadurch selbständiger geworden zu sein. Schieder wollte uns eigene Wege gehen lassen, was ihm bei allen gelungen ist.

**Welche Rolle spielte die wissenschaftliche Behandlung des Nationalsozialismus in Seminaren, Vorlesungen, Kolloquien usw.?**

Als ich mich 1967/68 habilitierte, zog ich die Konsequenz aus einem Manko, denn ich bot als erster in Köln eine Vorlesung über die Zeit nach 1914 an. Jemand, der das hatte machen wollen, war Erdmann als frisch gebackener Privatdozent gewesen, doch dann bekam er den Ruf nach Kiel und ging dorthin. Schieder selber kam immer nur bis zum Ende des Kaiserreichs, d.h. der Friedenszeit bis 1914. Ich habe mein Lehrprogramm damals einer Fachschaftsversammlung gegenüber begründet und einen Zyklus von der Französischen Revolution bis «gestern» angeboten. Parallel dazu gab es Seminare in den Blöcken 1789-1848, 1848-1918 und 1918-1945. Das war ein Riesenbetrieb, in dem ich in anderthalb Jahren an die 900 Leute in den Vorlesungen und volle Besetzung in den Seminaren hatte. Das hing auch mit der 68er Stimmung zusammen.

**Das täuschte aber nicht über die unbeantworteten Fragen hinweg, die Sie während Ihres Studiums und darüber hinaus an das Thema Nationalsozialismus hatten.**

Das war zunächst eine grosse Enttäuschung. Es gab keinen, der Zeitgeschichte lehrte. Der Versuch, Bracher damals nach Köln zu bekom-

men, scheiterte, obwohl das ein toller Griff gewesen wäre. Dazu muss man wissen, dass Köln bis 1954 noch Stadtuniversität war, und demzufolge konnten die CDU und das Erzbischöfliche Amt erfolgreich gegen diesen kritischen Protestant opponieren. Schieder hatte die Kommission geleitet, die Bracher auf Biegen und Brechen zu kriegen versuchte. Bracher ging dann nach Bonn und blieb dort.

**Können Sie Ihre methodische Orientierung beschreiben, die sich ja deutlich von der Ihres Lehrers unterschied, denkt man an Ihre Veröffentlichungen zu Rosenberg und Kehr in den 60er Jahren?**

Damals galt Parteien- und Verbändegeschichte als Sozialgeschichte. Das mag heute antiquiert erscheinen, aber damals war es etwas Neues. Ich habe einmal bei Schieder überprüft, dass von all seinen Dissertationen sechs über Parteigeschichte sind. Er regte das an, ohne jedoch Druck zu machen. Ich bemerkte, dass er ein grosser Weber-Kenner war, wie auch René König und manche anderen Emigranten. 1955/56 tauchte mein erstes Interesse an Weber auf. Ich war noch ein braver Student, und wenn man mir in der Vorlesung sagte, dazu müsse man die Religionssoziologie von Weber kennen, war ich gleich danach in der UB, um mir die drei Bände zu holen. Dann versuchte ich, die grauenhaft menschenfeindliche Prosa von Weber zu verstehen. Schliesslich konnte ich einige Teile der Soziologie (die Herrschafts-, Agrar-, Religionssoziologie usw.) etwas entschlüsseln. Mit diesen Kategorien kommt man in der neueren Geschichte und darüber hinaus relativ weit.

Ungefähr fünf Jahre später kam die Welle mit dem «jungen Marx», die von Frankreich und England her die Bundesrepublik erreichte. Schieder griff das Thema sofort auf und liess mich zwei Seminare zum jungen Marx bis 1848 und zur Entstehung des Kommunistischen Manifests vorbereiten.

Keiner von uns ist damals auf die Idee gekommen, Marx als politischen Denker für unsere Gegenwart ernstzunehmen. Keiner hätte geglaubt, dass die spätere 68er Bewegung auf Marx setzen würde. Als sie das tat, war es aber von Vorteil, dass man diese Sprache verstand. Wenn ich meine Vorlesung von 11 bis 13 Uhr hatte, diskutierte ich nachher manchmal bis 19 Uhr mit den Studenten – bis ich heiser war. Im entscheidenden Moment hatte ich immer noch ein Marx-Zitat parat. Solange Wolfgang Mommsen, Helmut Berding und ich in Köln waren, war das Klima relativ entspannt, da wir in die Fach-

schaftssitzungen gingen und noch ein Seminar über Marx, den Nationalsozialismus oder den Historismus anboten, wenn es gewünscht wurde. Da musste aber hart gearbeitet werden, was die Studenten auch taten. Deshalb gab es keine explosive Stimmung wie in Frankfurt oder Berlin.

**Um eine Brücke zu der aktuellen Debatte zu schlagen: Inwiefern haben Sie sich damals mit der Vorgeschichte Schieders auseinandergesetzt?**

Als Schieder Präsident des Historikerverbandes wurde, habe ich versucht, alles zu lesen, was er bis 1945 veröffentlicht hatte. Denn wir dachten, jetzt kämen die grossen Angriffe aus der DDR; sie blieben dann aber aus. Ich kannte die Diss., die Habil.<sup>9</sup>, die meisten Aufsätze und habe den anderen Assistenten daraufhin Entwarnung gegeben. Ich fand dort nicht viel, abgesehen von einigen zeittypischen Formulierungen wie etwa, dass der italienische Faschismus eine Entwicklungsdiktatur gewesen sei, was heute auch noch manche Leute sagen. Am Schluss steht dann freilich der Schmus vom völkischen Regime, dem die Zukunft gehörte. Man wusste schon, dass Schieder, Conze, Brunner kurz vor dem Krieg in die Partei gegangen sind. Ich bekam später ein Berufungsgutachten für die Besetzung einer Professur in Münster zu Gesicht, als Schieder als Privatdozent in Königsberg gegen Walter Peter Fuchs, den späteren Doktorvater von Kohl, im Rennen war. Darin schrieb der Gutachter, dass der treue und verlässliche Parteimann nur Fuchs sei. Schieder hingegen sei unzuverlässig und noch nicht lange in der Partei, was auch nicht durch die Tätigkeit seiner Frau, die für das Winterhilfswerk Mäntel sammle, wettgemacht werde.

Mir war schon klar, dass man nicht ohne weiteres eine Professur im Dritten Reich bekommen konnte. Jedoch war in den Schriften Schieders, die ich durchgesehen hatte, nicht von «Blut und Boden» und Rasse die Rede. Einen schlimmen Aufsatz von 1943 habe ich damals über die Fernleihe nicht bekommen können. Es kam auch keine Kritik aus der DDR, und wir folgerten, dass, wenn es etwas gäbe, sie es auch ausgegraben hätte.

Die Denkschrift vom Herbst 1939 ist von Karl-Heinz Roth gefunden worden.<sup>10</sup> Einer unserer Doktoranden in Bielefeld, Willi Oberkrome, der alles im Bundesarchiv kannte, hatte sie in Koblenz nicht gefunden.<sup>11</sup> Anderes von der «Reichsuniversität Posen» über Conze haben die Polen aufbewahrt. Auch im Preussischen Geheimen Staats-

archiv in Berlin sind Schriftstücke aufgetaucht. Den erwähnten Aufsatz von Schieder aus dem Jahr 1943, den ich leider erst nach langem Suchen 1998 in der Berliner Staatsbibliothek gefunden habe, handelt über westpreussische, livländische und siebenbürgische deutsche Stände und ist geprägt von rassistischer Ideologie.

Im Übrigen konnte sich keiner von uns vorstellen, wie jemand wie Schieder, der ein eher schüchterner Mensch war, sich für Politikberatung anbieten konnte. Durch den persönlichen Eindruck, den wir von diesem Mann gewannen, wurde die Situation auch entschärft. Es ist für mich jetzt sehr schmerzhaft zu erleben, wie Schieder über seine Texte zur Polenvertreibung und «Entjudung» der Städte eisern geschwiegen hat. Schieder liess dazu nichts in Seminaren verlauten, aber er verurteilte knapp und dezidiert das deutsche Vorgehen nach 1939.

Er gehörte einer politischen Generation an, die jungkonservativ und durch die hündische Jugend geprägt war und unter dem Versailler Vertrag litt. Das merkt man in den Denkschriften. Die Polen bekamen 1919 Posen und Westpreussen, rund 750.000 Deutsche sind geflüchtet oder vertrieben worden. 1939 waren Schieder und Conze der Meinung, dass das Dritte Reich «deutsches Land» zurückgewonnen habe und demzufolge die «Polen raus» sollten. Es gab natürlich Vorläufer in der Germanisierungspolitik seit Bismarck und den Alldeutschen, die den gewaltsamen Transfer mit Staatsmitteln propagierten. Dieser *circulus vitiosus* ist der Hintergrund dafür, dass Schieder in der Denkschrift schrieb, die nach 1918 zugewanderten Polen müssten umgesiedelt werden. Er sprach hier von 700.000 Menschen, verlor aber keinen Gedanken daran, wie die abgeschobenen Polen in den Sümpfen oder Bergen von Galizien überleben sollten. Dem lag nicht die Vorstellung von einer Liquidierung zugrunde, sondern das Gebiet sollte «polenfrei gemacht werden», so wie dann später «judenfrei». Das Problem mit dieser Sprache ist, dass sie mörderisch antipolnisch und antisemitisch ist, und sich nur um eine Nuance unterscheidet von der Abschiebung zum Ghetto, zum Lager und zur Liquidation. Die Ausdrücke wurden auch zunehmend unmenschlicher: Verlustquoten, Menschenopfer wurden einkalkuliert, Menschenmaterial ging verloren.

Der Begriff «Entjudung», den Schieder und Conze gebrauchen, war in der ostdeutschen Universitätsatmosphäre geläufig. Er führt nicht unmittelbar zu «Auschwitz», sondern resultiert aus der Überlegung, dass die Juden die Mehrheit in den Städten stellten und nach

ihrer Umsiedlung die Polen dort einen bürgerlichen «Mittelstand» bilden könnten. Unter den Bedingungen von 1939 bis 1945 führte aber auch diese Sprache zur Senkung der zivilisatorischen Hemmschwelle und ebnete den Weg in den Abgrund der deutschen Vernichtungspolitik.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mittläufer, oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Soweit ich über Neuzeithistoriker und einige Mediävisten Bescheid weiss, handelt es sich überwiegend um Mitläufer, die vom Phänotypus her geradezu klassische Mitläufer sind, wie sie in jedem Regime zurechtkommen. Sie laufen im Kaiserreich mit, widerwillig in Weimar, und – da sie so viele Grundeinstellungen teilen: Revision von Versailles, deutsche Hegemonialpolitik – auch bei den Nazis, ohne hundertprozentig überzeugte Nazis zu sein. Und nach einer kurzen Atempause sind sie auch wieder in der Bundesrepublik dabei. Ich würde aber nie so weit gehen wie Aly und sie als «Vordenker der Vernichtung»<sup>12</sup> bezeichnen, denn das gehörte nicht zu ihrem Plausibilitätshorizont.

Wenn man auf die Entscheidungsprozesse hinauswill, waren sie keine «Vordenker». Mein Vorwurf ist vielmehr, dass sie durch die Art, wie sie dachten und sprachen – vor allem gegenüber ihren Studenten und Lesern –, die zivilisatorische Hemmschwelle senkten. Dazu müssen wir uns vergegenwärtigen, dass viele Studenten der frühen 40er Jahre kurz darauf Offiziere an der Front wurden. Also kann man kaum abschätzen, was diese Schreibtischtäter im Kopf eines jungen Infanterie-Offiziers anrichteten, der gesagt bekam: «Nun säubern Sie mal diese Kleinstadt!»

Es ist trotzdem sehr schwer, eine direkte Kausalbeziehung herzustellen. Die Männer, um die es hier geht, konnten selber einer Fliege nicht so schnell etwas zuleide tun, aber über Polen und Juden haben sie schlechthin zynisch geurteilt.

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Ich gebe mich nicht damit zufrieden, die Sache so wie Aly und Schöttler<sup>13</sup> zu betrachten und die Untersuchung 1945 abzurechnen. Das ist unbefriedigend. In meinen Augen hat man zwei Optionen, das Leben dieser Historiker – Werner Conze, Theodor Schieder, Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel, Otto Brunner u.a. – zu beurteilen. Die eine ist, unterschiedliche Lebensabschnitte kühl nebeneinanderzustellen. Von diesem Standpunkt aus könnte man sagen, dass die meisten zunächst in enger Nähe zu den «Braunen» standen oder dass sie – wie der Bauernkriegs-Historiker Günther Franz – leidenschaftlich SS- und Parteimann waren. Nach 1945 sind sie dann anders angepasst. Ich meine, sie hätten dazugelernt – die Möglichkeit eines neuen Lebens vorausgesetzt.

Das Interessantere für mich sind die Verbindungslinien und Brücke, an denen sich der kategoriale Apparat, mit dem diese Historiker die historische Vergangenheit bearbeiteten, ablesen lässt. Deshalb entscheide ich mich für die zweite Option, ihr gesamtes Wissenschaftlerleben in Ruhe abzuwägen. Natürlich würde ich nie plump sagen, dass man das Verhalten und die Sprache vor 1945 «wiedergutmachen» kann. Aber es gibt viele Beispiele von polnischen und ungarischen Historikern, die auf die falsche Karte gesetzt haben, oder von südafrikanischen, die ehemals für die Apartheid waren und jetzt mit grosser Anstrengung versuchen, als Liberale anders zu sein.

Der Dreh- und Angelpunkt meines Arguments ist, dass Conze und Schieder reflexiv gelernt haben, wobei dieses Urteil für viele strittig bleibt. Mein Urteil beruht z.T. auf persönlichen Eindrücken und auf der Analyse ihrer Sprache. Dieses Lernen erfolgte keineswegs schnell – wie wir Sozialhistoriker auch erst die Sprache von Weber und Marx erlernen mussten. Aber im Gegensatz zu Aly würde ich behaupten, dass ihre Texte und ihr Schaffen nach 1945 nicht mehr im Schatten der Sprache und der Entscheidungen standen, die sie als Mitdreissiger trafen. Man muss sich heute, finde ich, mit solch einem Urteil exponieren und an die heiklen Probleme der gesamten Lebensspanne herangehen.

### 3. Stichwort ‚braune Wurzeln‘ der Sozialgeschichte:

#### Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?

Das ist noch immer schwierig zu beurteilen. Oberkrome, der in Bielefeld darüber promoviert hat, war der Meinung, dass die Volksgeschichte innovative Züge besass.<sup>14</sup> Ich habe das «Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums», das irgendwie doch ein imponierendes Werk ist, einmal durchgearbeitet. Inhaltlich sträubten sich mir oft die Haare, aber wenn man zum Beispiel das Kapitel über die Deutschen in Ungarn oder in anderen Ländern liest, findet man rund 40 Sachgesichtspunkte, u.a. Siedlungsgeschichte, Linguistik, Sprachgeschichte, Kirchenverfassung, Sozialstruktur, Wirtschaft der Bauern, Wirtschaft der städtischen Deutschen usw. Im Prinzip ist das der Anspruch auf Erfassung von Totalgeschichte.<sup>15</sup>

Aber letztlich wird vieles entwertet, weil das völkische Pathos dahintersteht: Deutsche verteidigen Blut und Boden gegen den Magyarisierungs- oder Polonisierungsdruck. Wenn man den Vorspann weglässt und sich nur die Verfassung und die Kirchenverfassung (wo man nicht viel Unheil anrichten kann) nimmt, zeigt sich doch ein erstaunliches Interesse an Komplexität.

Um die Frage richtig beantworten zu können, müsste man vergleichen. Erstens sollte man vergleichen, ob die Bevölkerungsgeschichte der 1920er und 30er Jahre, die in den konventionellen Fakultäten zum Teil sehr gut betrieben wurde, nicht sogar besser war als die Bevölkerungsgeschichte der neuen Volkshistoriker, die Faktoren wie «völkische Kraft» und «Kulturboden» betonten. Man müsste vergleichen, was die meist bei den Nationalökonomern angesiedelten Wirtschaftshistoriker in den 20er und frühen 30er Jahren und was die Volksgeschichtler bewerkstelligten. Solange dieser nüchterne Vergleich fehlt, kann man nicht sagen, die Volksgeschichte sei innovativer als all die anderen Forschungsrichtungen. Man kann aber auch nicht – wie Ingo Haar in seiner Dissertation über «Historiker im Nationalsozialismus»<sup>16</sup> – von vornherein die «Volksgeschichte» insgesamt als inhumane Wissenschaft verdammen, weil die Historiker mit einem inhumanen Regime kooperierten.

Zweitens kann ich die «braunen Wurzeln» der westdeutschen Sozialgeschichte seit den 1960er Jahren nicht finden, da Schieder z.B. keine Studenten nachdrücklich in die Sozialgeschichte gelenkt hat. Brunner ist der intellektuell Einflussreichste von allen, er ist ein radi-

kaler Nazi und im Kern immer ein «Völkischer» gewesen. Er hat sich nach 1945 nie korrigiert, aber auch keine «Schüler» gehabt. Conze hat Druck ausgeübt, Sozialgeschichte zu betreiben. Seit der Zeit mit Ipsen behielt Conze sein Interesse an der Bevölkerungsstruktur.

Von den leitenden Fragestellungen der «Volksgeschichte» ist jedoch bei diesen Männern nach 1950/54 kaum mehr etwas da. In der zweiten Auflage von «Land und Herrschaft» schreibt Brunner sprachkosmetisch statt «Volksgeschichte» jetzt «Strukturgeschichte».17 Conze spricht seit den frühen 50er Jahren von «Sozialgeschichte». Man kann das natürlich als schlichte Umtaufung betrachten. Schieder schreibt keinen einzigen Satz Sozialgeschichte, Conze sehr wohl, aber das ist dann nicht mehr «Volksgeschichte».

Und bei uns Sozialhistorikern, die wir alle unter dem Eindruck des jungen Marx, Webers und dann der Emigranten – z.B. Kehrs und Rosenbergs – standen, ist die Verbindung der «Volksgeschichte» mit der Sozialgeschichte geradezu abstrus. Ich denke, dass Schieder und die Zunft völlig recht hatten, als sie meinten, die jüngeren Sozialhistoriker seien Linke, die sie auch von links her kritisierten, in der Zunft und in der Politik der Bundesrepublik linke Positionen einnahmen.

#### **4. War die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 spürbar?**

Die Kontinuität war in der Tat viel zu stark. Die Zunft ist im Grunde institutionell unfähig gewesen, sich selber autonom zu reinigen, wie alle Korporationen, die auf Kooptation beruhen. Der alte Rudolf von Gneist hat einmal gesagt: «Zur Kooptation gehört immer die Korruption.» Das kann man bei vielen wissenschaftlichen Verbänden feststellen. Ob das die Ärzte sind, die die KZ-Ärzte nicht loswurden, oder die Psychologen, die die Wehrmachts-Psychologen nicht loswurden, auch die Historiker verstanden nicht, sich zu «reinigen». Eher taten das die Entnazifizierungskammern, die z.B. Erwin Hölzle, der jahrelang die Archive im besetzten Ausland geplündert und bis 1944 geradezu klassische NS-Texte geschrieben hatte, zurückstellten. Auch den SS-Mann Franz mit seinen Veröffentlichungen zum Dreißigjährigen Krieg und zum Bauernkrieg bremsten sie, aber nur bis 1958, dann bekam er in Hohenheim erneut eine Hochschulprofessur. Ganz wenige – wie Percy Ernst Schramm, der das OKW-Tagebuch



geführt hatte und bestimmt kein Linker im Hauptquartier war – wurden befristet suspendiert und erhielten dann wieder ihr Ordinariat. Heimpel hielt Ende 1943 noch eine grosse Rede in Strassburg: Der Führer erneuert das Heilige Römische Reich, und es beruht – wie damals – auf der «Schwertmission gegen die Slawen». Zu dem Zeitpunkt gab es wahrscheinlich zehn Millionen tote Russen. Im Endeffekt geschah nichts. Alle gelangten wieder in ihre Positionen zurück.

### **5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Es gab unter den Älteren – ohne formelles Schweigegelöbnis – Netzwerke, etwa das Königsberger Netzwerk, wo Schieder, Conze, Rothfels, Gunter Ipsen, Erich Maschke, der Staatsrechtler Krüger, der Sozialhistoriker Carl Jantke angesiedelt waren. Sie hingen zusammen wie die Kletten, weil sie das Gefühl hatten, im Vergleich mit den Gefallenen (um diesen schrecklichen Jargon zu gebrauchen) und Verkrüppelten Glück gehabt zu haben. Daraus entstand das Bedürfnis, einander zu helfen. Ich entsinne mich noch sehr deutlich, wie Leute bei Schieder in der Sprechstunde aufliefen, die ihn aus seiner Königsberger Zeit kannten und nach dem Kriege in irgendeinem Dorf als Flüchtling lebten, keine Stelle hatten und ihn um Hilfe baten.

Ipsen war ein solcher Nazi gewesen, dass er nie wieder eine Stelle bekam. Aber seine Schüler, wie Conze und Markert, der Osteuropa-Historiker in Tübingen, besorgten ihm Jahr für Jahr ein neues Projekt. So schrieb er für das Osteuropa-Handbuch, nach Ländern gestaffelt, immer den Artikel «Bevölkerungsgeschichte» und schlug sich damit durch. Er musste ja allerhand Münder stopfen, da er es für richtig gehalten hatte, dem «Führer» zehn Kinder zu «schenken». Die Königsberger hielten also zusammen, obwohl sie untereinander kritisierten, dass Ipsen ein so vorbehaltloser Nazi gewesen war.

Ich glaube, dass man das aus der Erfahrung des Krieges und der Flucht verstehen kann: Conze z.B. ist aus russischer Gefangenschaft geflohen und dann zurück zur eigenen Front gelaufen. Seine Frau ging zu Fuss aus Ostdeutschland bis ins Münsterland, wo sie herkam, und unterwegs verlor sie ihr Baby. Das waren enorme Belastungen, und daher herrschte das Gefühl vor, dass man eine neue Stelle als erneute Chance annehmen dürfe. Conze hatte lange eine

Honorarprofessur mit einem kleinen Angestelltengehalt, erst 1958 bekam er, was wir ein C4-Einkommen nennen. Seine ehemaligen Kollegen unterstützten ihn. Ich finde das vergleichbar mit Kriegervereinen, deren Mief man kritisieren kann, aber wenn man drei Jahre an der Front überlebt hat und andere einem helfen, ist es verständlich, dass die Leute – dazu muss man kein Freud-Kenner sein – sich über das Überleben in solch existentiellen Krisen immer wieder vergewissern wollen. Das ist jedenfalls der Hauch von Verständnis, den ich für die Kriegervereine und solche Netzwerke habe.

Wenn ich ein bisschen älter gewesen wäre, wäre ich vermutlich freiwillig zur Waffen-SS oder zu den Fallschirmjägern gegangen, da Gymnasiasten ohnehin dorthin eingezogen wurden. Was dann mit mir passiert wäre, weiss ich nicht. Angenommen – wir gehen mit der Zeitmaschine ein bisschen zurück –, ich wäre noch älter gewesen und hätte überlebt, dann wäre nach einer gewissen Zeit auch mein Gedanke gewesen: Wo ist Kocka, wo ist Rürup, wo sind die Mommsens geblieben? Hat einer von ihnen überlebt? Kann man mit ihnen irgendetwas wieder anfangen? Der Rückgriff auf eine politische Generation – und diese Männer sind ja oft sehr lange, manchmal seit dem Gymnasium, auf jeden Fall seit den hündischen Verbänden, befreundet – wird in dieser Weise emotional, nicht jedoch intellektuell erklärbar.

Das ist es, was sie schweigsam machte. Dazu kam die Kritik der Linken vor und nach 1968 und die Angst, was die DDR ausgraben könnte. Heute weiss man, wie berechtigt die Angst war. Jetzt erst wird mir bewusst, wie sehr Schieder und Conze gefürchtet haben müssen, dass ihre handschriftlichen Texte irgendwann einmal von jemandem entdeckt würden.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Das ist ein grosses Problem. Die Generation von Schieder und Conze hat aufgrund ihrer politischen Überzeugung geglaubt, sie müsse sich politisch engagieren. Es war aber wohl ein bildungsbürgerlicher Dünkel, zu glauben, dabei nichts mit diesen «braunen Plebejern» gemein zu haben. Die Volkstumspolitik der Nazis, z.B. Westpreussen und Posen wieder «einzudeutschen», war auch die ihre – bis die Li-

quidation begann. Bis dahin waren die Vorstellungen deckungsgleich, und deshalb beteiligten sie sich auch an der Politikberatung.

Ich bin aus erkenntnistheoretischen Gründen der Meinung, dass Historiker nur als Kinder ihrer Zeit Geschichte schreiben können. Sie müssen auch politisch Farbe bekennen, ob sie ex- oder implizit für die Demokratie in einer Republik schreiben, rückwärtsgewandte Monarchisten in den 20er Jahren sind oder einer autoritären Kanzlerdemokratie à la Adenauer nachtrauern. Historiker sollen sich öffentlich äussern, wobei sie sich nicht in der Arena der Wissenschaft, sondern in einer anderen Arena mit anderen Regeln bewegen. Ich habe so oft als Junge von Amerikanern gehört: Wenn Eure Väter und Grossväter früher gesprochen hätten, wäre die «braune Pest» nicht über Euch gekommen. Daher habe ich mir gesagt: Lieber einmal zu oft die Klappe auf tun als einmal zu wenig. Das ist eine Generationserfahrung, die man bei vielen anderen auch findet. Wir haben diese Streitkultur aber vielleicht nicht weitergeben können. Die Jüngeren, etwa die heutige Doktorandengeneration, ist politisch zunehmend zurückhaltend. Sie engagiert sich nicht sofort in der nächsten ZEIT oder FAZ.

Historiker sollten auch politisch zu den Positionen stehen, die sie in der Wissenschaft vertreten. Natürlich besteht die Gefahr, dass man sich irrt. Ich habe mich etwa im Herbst 1989 gegen eine beschleunigte Wiedervereinigung ausgesprochen, da ich davon ausging, dass eine Grossmacht wie die Sowjetunion den Verlust ihres Vorfeldes nicht hinnehmen könne. Damals hatte ich das Vorurteil des Historikers, dass man Grossmächte nicht bis aufs Blut reizen solle, da sie sonst unkalkulierbar würden. Ich habe nicht geahnt, dass die Zerfallsphase schon eingetreten war und Gorbatschow die DDR aufgeben könnte. Schon vier Wochen nach dieser leidenschaftlichen Diskussion in Bielefeld wurde ich durch den rasanten Gang der Geschichte dementiert. In dem Fall war das nicht so gravierend, denn ich war sehr für die Befreiung von der SED-Diktatur. So kann man sich aber mit politischen Äusserungen und Prognosen irren. Das finde ich jedoch nicht so schlimm wie die Leute, die zunächst den Mund halten und hinterher sagen, dass man das als Historiker doch hätte erkennen müssen.

Wenn man sich in der Geschichtswissenschaft auf die Seite der «Modernen» schlägt, ist man besonders gefährdet, weil die vermeintlich Modernen oft vom realhistorischen Verlauf dementiert werden. Ich denke mir, dass die «Volkshistoriker» auch von diese siegesge-

wissen Gefühl lebten, die Avantgarde zu sein. Das Gefühl gab es bei Schieder und Conze, die keine klassischen «Volkshistoriker» wie Brunner waren. Brunner betrachtete seine Interpretation als die der konventionellen Mediävistik überlegene und sah sich auch politisch auf der Höhe der Zeit. Das war sein Glaube vermutlich bis 1944/1945. Es gibt mithin jeweils eine strukturelle Gefahr, wenn man sich auf der progressiven Seite exponiert.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Generell ist das ein merkwürdiges Phänomen. Wir haben noch in den 60er und 70er Jahren den Holocaust, die grossen Vernichtungslager, die Judenvernichtung kaum intensiv behandelt. Nun gibt es aber seit der Mitte der 70er Jahre – in der Bundesrepublik hängt das mit dieser Soap-Opera «Holocaust» zusammen – eine immense Aufwertung des Holocaust als eines weltgeschichtlichen Strukturbruchs, wovon man nie einen jungen Russen, Venezolaner, Afrikaner, Indonesier oder Japaner überzeugen kann, weil die ganz andere Schockerfahrungen haben. Für viele Europäer, vor allem für die deutschsprachigen, und die Israelis bedeutet der Holocaust aber die Abkürzung für das barbarische Menschenmögliche, was Menschen einander antun können.

Es geht nicht nur um ein merkwürdiges Phänomen, das ich mir noch nicht befriedigend rational erklären kann. Je grösser die Distanz zum Krieg wird, desto mehr nimmt die Holocaust-Debatte an Intensität zu. Naiv könnte man annehmen, dass der grösste Schock nach dem Krieg erfolgt sein müsste. Ich erinnere mich, wie die amerikanische Militärpolizei mich im Frühjahr 1945 in ein Kino führte, in dem ein Film über die Befreiung von Dachau und Buchenwald gezeigt wurde. Man sah diese verhungerten Leichen. Da setzte die persönliche Schockwirkung ein – aber nicht unter den Historikern. Man kann die Historiker an einer Hand abzählen: Martin Broszat, Hans Mommsen und Hans Buchheim im «Institut für Zeitgeschichte», die in den 60er Jahren mit ihrer Forschung zu den Vernichtungslagern begannen.

Mit einer grossen Gefühlsklimaveränderung – einer anders fundierten Einstellung zu einem so schrecklichen Grossereignis – lässt sich die neue Intensität dieser Debatte nur zum Teil begründen.

Ein weiterer Grund ist der, dass die bisherigen Untersuchungen zu punktuell und unbefriedigend waren. Es gibt zwar gute Studien über die Fachdisziplin Alte Geschichte im «Dritten Reich», und hier und da ist die Sonde an die Osteuropaforschung gelegt worden, aber es existiert noch keine systematische Untersuchung aller Wissenschaftsbereiche in den Humanwissenschaften. Da kommt wahrscheinlich überall noch Schlimmes heraus. Ich glaube, dass die Konzentration am Anfang immer auf einzelnen Personen liegt, dass das aber langfristig kein lohnender Weg ist. Ich würde immer für die Untersuchung der Anfälligkeit politischer Generationen für den Rechts-, aber auch für den Linksradikalismus argumentieren.

Nun habe ich Schieder gut gekannt, Conze weniger gut, bei ihnen kann ich das jedenfalls noch mit meiner Erinnerung abgleichen. Wesentlich interessanter ist, warum Tausende aus ihrer Generation in die SS, ins Reichsministerium des Inneren, in die Verwaltung der besetzten Gebiete als rechtsradikale und als völkische Intellektuelle eintraten. Sie brauchten oft gar keinen Führerbefehl – wie Ulrich Herbert in seinem Best-Buch gezeigt hat<sup>18</sup> –, da sie von sich aus radikal, völkisch und antisemitisch waren. Was einen wirklich betroffen macht, ist aus dieser Perspektive nicht, dass Einzelne so weit gingen – das diskutieren wir ständig unter den Vorzeichen von Schuld und Sühne –, sondern dass eine ganze Generation von Intellektuellen bereitwillig für den Diktator, für das «Dritte Reich» arbeitete.

Da wurde eine moralpolitische Grenze überschritten, da gibt es den «Verrat der Intellektuellen».<sup>19</sup> Zu erklären, warum mehrere politische Generationen in Deutschland das gekannt haben und vor allem diese Generation, die in den 20er Jahren heranwuchs und Anfang der 30er Jahre in den Startlöchern stand, und was aus ihr nach 1945 wurde, ist in meinen Augen die eigentliche intellektuelle Herausforderung in der gegenwärtigen, oft noch zu eng angelegten Debatte.

#### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

In der «Zunft» – das glaube ich nicht. Es gibt eine kleine Distanz zwischen den sogenannten Jüngeren – in der «Zunft» sind die Jüngeren auch noch die 35- bis 40jährigen, während man anderswo schon Chefarzt ist – und uns, die wir Leute wie Rothfels, Schieder, Conze, Brunner noch gekannt haben. Ob sich das zu einem Dauerkonflikt

ausweitet, weiss ich nicht. Was mich manchmal stört, ist das schnelle Moralisieren, anstatt genauer zu erklären. Man muss im zeitgeschichtlichen Kontext sehen, ob Mediävisten, Altertums- und Neuzeithistoriker damals nicht doch Brauchbares geschrieben haben oder ob alles infiziert ist, was wir bisher oft nur ungenau wissen. Deshalb denke ich, dass wir erst am Beginn der Debatte, aber noch längst nicht vor ihrem Abschluss stehen.

- 1 Ort des Interviews: Berlin, Wissenschaftskolleg / Datum: 04.02.1999, 16.00 bis 17.45 Uhr / Interviewer/in: Hacke, Schäfer.
- 2 Seit 1926 galt Franz Steinbach als das Haupt der sog. Bonner Schule der Geschichts- und Kulturraumforschung, zu der auch Hermann Aubin, Theodor Frings und Franz Petri gerechnet werden. Zu diesem Kontext und zum letztgenannten Historiker siehe: Ditt, Karl: Die Kulturraumforschung zwischen Wissenschaft und Politik. Das Beispiel Franz Petri (1903-1993), in: Westfälische Forschungen 46 (1996), S. 73-176,
- 3 «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa», hrsg. v. BM für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, in Verbindung mit Werner Conze, Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow u. Hans Rothfels, bearb. v. Theodor Schieder, Bd. V: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien, Düsseldorf 1961. Die einleitende Darstellung v. H.-U. Wehler, S. 3E-132E.
- 4 Wehler, Hans-Ulrich: Der Aufstieg des amerikanischen Imperialismus. Studien zur Entwicklung des Imperium Americanum 1865-1900, Göttingen 1974.
- 5 Wehler, Hans-Ulrich: Bismarck und der Imperialismus, Köln/Berlin 1969.
- 6 Schieder, Theodor: Die Kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863 bis 1871, München 1936. [= phil. Diss. von 1935]
- 7 Vgl. den Band: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien, a.a.O. Die von Wehler erwähnte Passage lautet wortwörtlich: «Nach einer kurzen heftigen Pressekampagne mit den üblichen Vorwürfen wegen Vergehen an den Volksdeutschen begann am 5. April 1941 der Krieg gegen Jugoslawien. Starke Panzertruppen unter Generaloberst v. Kleist, motorisierte Kräfte, Infanterie- und Gebirgsdivisionen, ebenfalls unterstützt von einem Panzerkorps unter Generaloberst v. Weichs und Truppen der 12. Armee unter Generalfeldmarschall List stiessen aus dem Norden und von Bulgarien her nach Jugoslawien hinein. Am 6. April bombardierte die Luftwaffe pausenlos die Hauptstadt Belgrad; durch diese als ‚Strafaktion‘ gegen die Pu-

- tschisten aufgefassten Angriffe entstanden unter der Zivilbevölkerung hohe Verluste. Auch Volksdeutsche fielen den Angriffen zum Opfer. Das jugoslawische Heer vermochte die Angriffskeile der deutschen Verbände nirgends nachhaltig aufzufangen. Am 17. April wurden nach dem Rücktritt des Oberbefehlshabers Simovic Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet; am Tage darauf trat der in Belgrad unterzeichnete Vertrag über die bedingungslose Kapitulation der jugoslawischen Wehrmacht in Kraft.» (S. 44E-45E)
- 8 «Spiegel-Affäre»: Journalisten des Spiegel hatten 1962 in einem Beitrag über das Nato-Manöver «Fallex 62» anhand angeblich geheimer Akten über eine mangelhafte Einsatzbereitschaft der Bundeswehr berichtet. Der damalige Bundesminister der Verteidigung, Franz-Josef Strauss, wollte die Journalisten mit der Begründung der Nationalen Sicherheit und dem Vorwurf des Landesverrats juristisch mundtot machen. Am 25. und 26. Oktober 1962 besetzten Beamte des Bundeskriminalamtes die Redaktion des Spiegel. Dieses offensichtlich widerrechtliche Vorgehen rief öffentlichen Protest hervor. Die FDP-Minister der Koalition von 1961 verliessen das Kabinett. Strauss musste vom Amt des Verteidigungsministers zurücktreten. Vgl. dazu: Schoenbaum, David: Ein Abgrund von Landesverrat. Die Affäre um den «Spiegel», München 1968; Schöps, Joachim (Hg.): Die Spiegel-Affäre des Franz-Josef Strauss, Reinbek 1983.
  - 9 Schieder, Theodor: Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsel-land. Politische Ideen und politisches Schrifttum in Westpreussen von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen 1569 bis 1772/93, Königsberg 1940.
  - 10 Vgl. dazu Anm. im Interview Ritter.
  - 11 Vgl. Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993.
  - 12 Der konkrete Vorwurf Alys findet sich in: Aly, Götz: Rückwärtsgewandte Propheten. Willige Historiker – Bemerkungen in eigener Sache, in: ders.: Macht-Geist-Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Frankfurt a.M. 1999, S. 153-183. Der Vorwurf an die Person Theodor Schieders in: Aly, Götz: «Dass uns Blut zu Golde werde». Theodor Schieder, Propagandist des Dritten Reichs, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 9 (1998), S. 13-27. Eine Wiederholung dieses Vorwurfs findet sich in einer Replik auf Hans-Ulrich Wehler in: Aly, Götz: Stakkato der Vertreibung, Pizzikato der Entlastung. Welche Sprache ersetzt die Rhetorik der Raumordnung? Eine Entgegnung auf Hans-Ulrich Wehler, in: FAZ, 3. Februar 1999.
  - 13 Schöttler, Peter (Hg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M. 1997.
  - 14 Vgl. Oberkrome, a.a.O.
  - 15 Vgl. Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, hrsg. v. C. Petersen, O. Scheel, Paul H. Ruth u. H. Schwalen, 3 Bde. erschienen, Breslau 1933-1938. Zu einer exemplarischen Auflistung der Artikel sowie deren Verfasser siehe: Oberkrome, Willi: Geschichte, Volk und Theorie. Das «Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums», in: Schöttler,

- Peter (Hg.): als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M. 1997, S. 104-127, besonders: S. 116-122.
- 16 Die Dissertation war bei Ende der Redaktionsarbeit noch nicht erschienen. Für einen Einblick in die Argumenationspraxis siehe: Haar, Ingo: «Revisionistische» Historiker und Jugendbewegung: Das Königsberger Beispiel, in: Schöttler, Peter (Hg.), *Geschichtsschreibung*, S. 52-103.
  - 17 Brunner, Otto: *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter*, Brünn u.a. 1939. [2.Aufl.: 1942; 3.Aufl.: 1943]
  - 18 Herbert, Ulrich: *Best: Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989*, Bonn 1996.
  - 19 Mit dieser Formulierung spielt Hans-Ulrich Wehler auf den Titel des Buchs von Benda, Julien: *La trahison des clerics*, Paris 1927; dt.: *Der Verrat der Intellektuellen*. Mit einem Vorwort von Jean Améry, München 1978, an.



# Reinhard Rürup<sup>1</sup>

*«Das Dritte Reich hatte kein Problem mit den deutschen Historikern.»*

## Biographische Fragen

**Herr Rürup, welchem sozialen Milieu entstammen Sie bzw. wie sind Sie aufgewachsen?**

Ich bin 1934 geboren, war bei Kriegsende knapp elf Jahre alt und wuchs in kleinbürgerlichen Verhältnissen in Bad Oeynhausen auf, einer Kleinstadt im östlichen Westfalen. Dort war kaum etwas zerstört, als die britische Rheinarmee kam und ihr Hauptquartier aufschlug. Ich ging auf das Gymnasium und interessierte mich allmählich für Politik, teilweise auch für Geschichte. Anschliessend studierte ich in Freiburg, an der Freien Universität Berlin und in Göttingen Geschichte und Germanistik als Hauptfächer mit einigen Nebensstudien. Nebenbei habe ich mich im Rahmen eines Ost-West-Arbeitskreises für politische Bildung engagiert. Es war für mich ausserdem sehr wichtig, dass ich in Göttingen dem studentischen Historischen Colloquium angehörte, in dem einmal pro Woche fachwissenschaftlich referiert und diskutiert wurde.

**Können Sie ein prägendes Ereignis aus dem Elternhaus nennen, das Sie zum Geschichtsstudium bewogen hat?**

Ich war kein Historiker von Haus aus. Mich interessierten vielmehr Politik und Fragen der Erziehung. Ich wählte deshalb Geschichte und Germanistik als Studienfächer, weil ich dachte, dass das die Fächer seien, bei denen man mit Schülern den intensivsten Austausch haben würde. Mit der Zeit wuchs ich in das Geschichtsstudium hinein, wobei ich mich aber bis zu meiner Habilitation nicht auf eine Universitätskarriere festlegte.

In Freiburg, wo ich 1954 zu studieren begann, lehrten grosse Historiker wie Gerhard Ritter, Tellenbach und Nesselhauf. Vorlesungen hörte ich vor allem bei Tellenbach und Nesselhauf, die mich sehr beeindruckt haben, während ich Ritters Vorlesungen ungewöhnlich langweilig fand. Ich habe mich in Freiburg insgesamt mehr der Germanistik, Rechtswissenschaft und Theologie gewidmet.

**Können Sie Eindrücke aus Ihrer Göttinger Zeit schildern, die sich mit Namen wie Hermann Heimpel, Percy Ernst Schramm u.a. verbinden?**

Göttingen war in der zweiten Hälfte der 50er Jahre, als ich dort studierte, eine der besten Adressen für das Fach Geschichte in Deutschland. Das lag in der Tat an Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel, Reinhard Wittram, Alfred Heuss oder auch Wilhelm Abel für die Agrar- und Wirtschaftswissenschaften. Diese Historiker zogen viele qualifizierte Studenten an, die auch dort promovierten. Es waren Gelehrte, die in ihrer Person und ihrem Werk den Rang und den Anspruch der alten (Ordinarien-)Universität überzeugend repräsentierten.

**Haben Sie in dieser Zeit schon besondere Interessen in Bezug auf Geschichte verfolgt bzw. bestimmte Schwerpunkte gesetzt?**

Der Mittelalterschwerpunkt war in Göttingen sehr stark, bei Schramm wie bei Heimpel. Ich war bei Schramm wissenschaftlicher Hilfsassistent und somit in der mittelalterlichen Geschichte tätig. Gelegentlich durfte ich auch ein Hauptseminar für ihn abhalten, wodurch ich viel gelernt habe. Was die Strukturen angeht, so war ein wissenschaftlicher Hilfsassistent etwas besser als eine heutige studentische Hilfskraft und schlechter als ein wissenschaftlicher Assistent gestellt. Es gab zu diesem Zeitpunkt im Historischen Seminar in Göttingen nur einen einzigen Seminarassistenten, und darüber hinaus hatte jeder Ordinarius nur einen wissenschaftlichen Hilfsassistenten.

**Nun ist ja bekannt, dass es einige Auseinandersetzungen zwischen Schramm und Heimpel bezüglich der Vergangenheit gab ...**

Nein, nicht wegen der Vergangenheit, soweit ich das weiss.

**Aber Heimpel hatte öffentlich «Abbitte» geleistet, was von Schramm nicht bekannt ist. Gab es die Situation, dass man darüber im Historischen Seminar sprach?**

Schramm unterhielt sich häufig mit mir, und gegen Ende meines Studiums kollationierte ich grosse Teile des Kriegstagebuchs mit ihm. Er sprach viel über den Krieg und relativ wenig über den Nationalsozialismus. Anders als Heimpel war Schramm kein überzeugter

Nationalsozialist, sondern ein Grossbürger mit nationalen Prägungen. Er war jemand, der aufgrund seiner Erfahrungen im Ersten Weltkrieg an Militärischem interessiert war, sich auch damit identifizierte, aber zum Beispiel gar nichts vom Antisemitismus hielt, was er auch sehr eindeutig formulierte.

Schramm galt bei der NSDAP in Göttingen als «unzuverlässiger» Mann, was ihn aber nicht davon abgehalten hatte, 1933 – als er Gastprofessor in Princeton war – den Machtergreifungsprozess der Nationalsozialisten in den USA zu verteidigen. Joist Grolle hat darüber gearbeitet und eine sehr gute, kritische Analyse vorgelegt.<sup>2</sup> Ein Gesamturteil über Schramm, der etwa in seinen Hamburg-Büchern während des Krieges so über die Hamburger Juden geschrieben hat, dass er diese Passagen auch in den 50er Jahren bei einer Neuauflage nicht verändern musste, fällt schwer.

**Wenn man die Veröffentlichung von Ursula Wolf «Litteris et Patriae» nimmt, dann findet man aber einige Zitate Schramms mit antisemitischem Charakter.**

Ich halte das für Missverständnisse. Schramm hätte die Möglichkeit gehabt, entsprechende Stellen nach dem Krieg neu zu formulieren, aber er hielt das nicht für nötig. Sie werden nicht viele Historiker finden, die sich zur Zeit des Dritten Reiches über die nicht unwichtige Stellung der Juden im 19. Jahrhundert geäussert haben und das – im Prinzip jedenfalls – nicht zurückzunehmen hatten.

**Inwiefern hatten Sie Kontakt zu Heimpel?**

Ich habe einige Seminare und Vorlesungen bei ihm besucht und hatte auch persönlichen Kontakt. Er war ein eindrucksvoller Mann und sprach in der Tat gelegentlich von «unserer Schuld» oder von «unserem Versagen». Auf mich wirkte das immer relativ allgemein – aber immerhin war er einer der ganz wenigen, die sich öffentlich äusserten. Wir kannten die Professoren durch das Historische Colloquium recht gut und kamen zu geselligen Veranstaltungen zusammen, das galt auch für Alfred Heuss und Reinhard Wittram. Der jüngste und damals modernste war Richard Nürnberger, der im Wintersemester 1955/56 von Freiburg, wo er sich bei Gerhard Ritter habilitiert hatte, nach Göttingen kam. Er behandelte aktuelle, zeitgeschichtliche Themen wie zum Beispiel die Jalta-Konferenz in einem Hauptseminar,

Lukács in einem Kolloquium oder Marx' Frühschriften, in einem Seminar und war insofern für uns sehr interessant.

**Gibt es eine Entwicklung bzw. Loslösung von den Themenbereichen Schramms hin zu einer mehr sozialgeschichtlichen Ausrichtung? Ihre Dissertation über Johann Jakob Moser behandelt ja das 18. Jahrhundert, womit das mittelalterliche Forschungsgebiet schon bis an die Grenze ausgereizt wäre.**

Schramm nahm auch Dissertationen zum 20. Jahrhundert an, gerade auch zum Zweiten Weltkrieg. Andreas Hillgruber und Hans-Adolf Jacobsen beispielsweise haben bei ihm promoviert. Schramm gehörte im Übrigen zu den liberalen Doktorvätern und war gegenüber neuen Themen, die ihm gut begründet schienen, sehr aufgeschlossen. Joist Grolle, der über Spittler, einen Historiker des 18. Jahrhunderts, gearbeitet hatte<sup>3</sup>, gab mir den Anstoss für meine Arbeit. Nachdem ich mich mit einigen anderen Themen beschäftigt hatte, entschied ich mich für die Bearbeitung Mosers. Einen Teil lieferte ich als Staatsexamensarbeit ab, die ich relativ rasch in eine Dissertation erweitern konnte. Ich habe vorher keine Probekapitel vorgelegt, da man damals, zumindest bei Schramm, sehr unabhängig promovierte.

**Wie hat man in Göttingen die alten Historiker, die also ihre Lehrstühle im NS schon innehatten, wahrgenommen? Wie ging man – insbesondere unter den Studenten – mit den Schriften Heimpels oder Schramms aus dieser Zeit um?**

Es war kein grosses Thema. Man nahm das mehr oder weniger stillschweigend zur Kenntnis. Man wusste, dass Heimpel sich relativ stark auf den Nationalsozialismus eingelassen, dass Wittram eine SS-Uniform getragen und dass Schramm im Führerhauptquartier das Kriegstagebuch geführt hatte.<sup>4</sup> Das beunruhigte uns damals sehr viel weniger als später. Meines Erachtens liegt dies nicht zuletzt daran, dass meine Kommilitonen und ich das «Dritte Reich» noch als Pimpfe oder Hitler-Jungen miterlebt hatten. Wir konnten uns deshalb vorstellen, wie man in ein solches System hineingewachsen wäre.

Im Übrigen fragten wir uns allenfalls, ob der eine oder andere sich ganz persönlich etwas hatte zuschulden kommen lassen, das heisst, ob er einen Kollegen denunziert hatte o.ä. Solange der Eindruck bestand, dass jemand persönlich ehrenhaft oder als ordentlicher Wis-

senschaftler, wenn auch mit unterschiedlichen Kompromissen, durch dieses System gekommen war, beunruhigte uns die ganze Sache wenig, was mich im Rückblick immer wieder erschreckt.

Abgesehen von Nürnberger gab es kaum Lehrveranstaltungen zur Weimarer Republik oder NS-Zeit. Es gab um 1960 ein Kolloquium zur Geschichte des Antisemitismus, was der Emeritus Siegfried August Kaehler, Nürnberger, Wilhelm Treue und Schramm leiteten. Im Historischen Colloquium wurde häufiger über Zeitgeschichte diskutiert, aber da wir Themen von der Antike bis in die Gegenwart behandeln wollten, war das nur ein geringer Prozentsatz, kein Schwerpunkt der Arbeit. Im Gegensatz etwa zu Tübingen, wo sich das Kolloquium von Hans Rothfels ganz anders entwickelte.

**Gab es die Möglichkeit, die eigene Arbeit in einem anderen Rahmen bzw. bei einer anderen Universität einmal vorzustellen?**

Nein, die gab es nicht. Ich hatte durch den eingangs erwähnten Studienkreis für politische Bildung überregionale Kontakte, was eher ungewöhnlich war. In dieser Zeit reiste man generell nicht viel, und Studenten machten auch keine Ferien, sondern fuhr in den Semesterferien nach Hause und arbeiteten in einer Fabrik – zumindest war das bei mir der Fall. Man verdiente ein wenig Geld, fuhr dann wieder an den Studienort und empfand das als angenehmen Wechsel.

Man muss sich das für die 50er/60er Jahre alles in kleinerem Rahmen vorstellen, auch was die Universität und ihre Bibliotheken anbetraf. Die Kommunikationsnetze waren viel weniger entwickelt als heute, weshalb Professoren, die überregionale oder sogar internationale Kontakte hatten, umso wichtiger waren. Spanische, amerikanische, englische, französische Historiker, die damals gelegentlich auf Kongressen auftraten, beeindruckten deshalb sehr.

**Kaehler und Hubatsch waren ja auch in Göttingen. Welchen Eindruck hatten Sie von ihnen?**

Kaehler war Emeritus, Nürnberger sein Nachfolger, und Hubatsch war ausserplanmässiger Professor oder Extraordinarius, der seine ordentliche Professur in Bonn bekam.

**Inwiefern würden Sie die beiden als konservativ bezeichnen?**

Kaehler war dezidiert kein Nationalsozialist, wie man in dem Briefwechsel mit Meinecke gut nachlesen kann. Konservativ war er allerdings schon, das ist richtig. In den 50ern hatte er in den von Heimpel, Heuss und Reifenberg herausgegebenen Bänden «Die grossen Deutschen» sogar einen wenig distanzierten Artikel über Adolf Stoecker geschrieben, der zu seinen Vorfahren gehörte.<sup>5</sup> Hubatsch war politisch zweifellos sehr rechts, er war aber bei seinem grossen Schülerkreis, um den er sich sehr kümmerte, sehr beliebt.

**In welchem Beschäftigungsverhältnis befanden Sie sich zum Zeitpunkt Ihrer Promotion?**

Seit dem Spätsommer 1961 war ich wissenschaftlicher Assistent am Institut für Europäische Geschichte bei Martin Göhring, der seinen Schwerpunkt in der Französischen Geschichte hatte. Nach drei Jahren bot Göhring mir an, mich bei ihm in Giessen zu habilitieren. Ich lehnte dies aber ab, da ich den Eindruck hatte, dass ich mit ihm nicht gut genug fachlich diskutieren könne. Deshalb ging ich zu Thomas Nipperdey, bei dem ich Assistent in Karlsruhe war und mit dem ich 1964 nach Berlin ging.

**Kommen wir zu Ihrer Habilitation.**

Ich habe mich im Wintersemester 1969/70 habilitiert. Zu dieser Zeit hatte ich eine unbefristete Oberassistentenstelle im Friedrich-Meinecke-Institut (FMI) an der Freien Universität Berlin. Es gab aufgrund eines neuen Gesetzes die Bestimmung, dass Oberassistenten, die sich binnen zwei Jahren habilitierten, sofort zu Professoren ernannt würden. Mir wurde dies von den Professoren des FMI empfohlen. Als Habilitationsgrundlage wurden meine Veröffentlichungen zum «Zentralrat», dessen Protokolle ich zusammen mit Eberhard Kolb ediert hatte, und zu einigen anderen Bereichen wie Revolutionsgeschichte, jüdischer Geschichte und Geschichte des Antisemitismus sowie meine Dissertation zur Geschichte des 18. Jahrhunderts akzeptiert.<sup>6</sup>

**Können Sie sagen, was Ihre Forschungsrichtung beeinflusst hat bzw. weshalb der Forschungsschwerpunkt auf deutscher Geschichte, speziell der Emanzipation der Juden im 19. Jahrhundert, lag?**

Während des Studiums hatte ich ein starkes Interesse an Zeitgeschichte und Politik. Ich habe Lehrgänge zur Geschichte des Antisemitismus oder zur Geschichte des Dritten Reiches geleitet und gelegentlich auch entsprechende Vorträge gehalten. In Mainz bin ich dann vom 18. Jahrhundert her auf die jüdische Geschichte gekommen, und als ich nach Karlsruhe wechselte, gab es dort ein grossartiges Archiv, in dem ich diesen Interessen nachgehen konnte. Während der Zeit in Mainz und Karlsruhe sind auch meine politischen Interessen deutlich stärker geworden, haben sich meine wissenschaftlichen Interessen allmählich zu einem gesellschaftsgeschichtlichen Ansatz hin verschoben.

Hinsichtlich des NS-Regimes gab es keine Bekehrungserlebnisse. Die Positionen änderten sich langsam, aber deutlich.

In Göttingen lag der Schwerpunkt für mich auf präzisiertem Quellenstudium, in Mainz gelangte ich schon zu den grösseren Fragestellungen. Vor allem die Beschäftigung mit der Revolution von 1918 und mit der jüdischen Geschichte hat meine Positionen dann viel kritischer, auch politischer werden lassen.

## **Standardisierte Fragen**

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich überwiegend um Mitläufer, oder kann man angesichts der neueren Forschungsergebnisse von Vordenkern und Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Karl Ferdinand Werner hat in seiner relativ frühen Arbeit über die Historiker im «Dritten Reich» die Formulierung gebraucht: «Die deutsche Geschichtswissenschaft ist nicht gleichgeschaltet worden, weil sie nicht gleichgeschaltet zu werden brauchte.» Das heisst, das «Dritte Reich» hatte keine besonderen Probleme mit den deutschen Historikern, was nicht überrascht, wenn man in Rechnung stellt, dass die linksliberalen nichtjüdischen und jüdischen Historiker, deren Zahl ohnehin nicht riesig war, in die Emigration gezwungen wurden. Die deutsche Geschichtswissenschaft war in ihrer grossen Mehrheit

konservativ und national und trauerte der Weimarer Republik nicht nach.

Das «Dritte Reich» wurde deshalb von vielen Historikern als Chance gesehen, von der jüngeren Generation in besonderem Masse. Es gab begabte Historiker, die in der Weimarer Republik gegen die Politik und auch gegen die Wissenschaft jener Zeit opponierten. Sie wollten neue Wege beschreiten, und da ihnen, die überwiegend aus bürgerlich-akademischen Häusern kamen, die Wege nach links versperrt waren, gingen sie nach rechts. Sie setzten auf die Möglichkeiten des Nationalsozialismus, den sie in wissenschaftlicher ebenso wie in politischer Hinsicht als Chance begriffen.

Dass es darüber hinaus auch Historiker gegeben hat, die vor allem während des Krieges aktiv an Planungsvorgängen und politischen Entscheidungsprozessen beteiligt waren, ist erst in den letzten Jahren deutlicher geworden. Dafür ist es wichtig, dass erst in jüngster Zeit ganz klargeworden ist, dass die grossen NS-Verbrechen nicht auf blossen Führerentscheidungen beruhten und Befehle einfach heruntergereicht wurden – dann wären die neuerdings diskutierte Arbeiten von Theodor Schieder und Werner Conze völlig irrelevant –, sondern dass vieles auf den unteren und mittleren Ebenen entschieden wurde. Das gibt den entsprechenden Äusserungen von Schieder und Conze und ihren in der letzten Zeit viel diskutierten Arbeiten ein sehr viel stärkeres negatives Gewicht.

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Das ist eine schwierige Frage. Man muss zunächst zwei eindeutige Feststellungen treffen. Erstens sind bestimmte Arbeiten, bestimmte Formulierungen in den Arbeiten Schieders und Conzes vor 1945 nicht zu entschuldigen, und sie können auch nicht durch spätere Leistungen für die Geschichtswissenschaft oder die demokratische Ordnung der Bundesrepublik aufgewogen werden. Hier kann der Befund nur eindeutig sein. Zweitens findet sich in dem, was Schieder und Conze in der Bundesrepublik getan und geleistet haben, nichts von dieser Vorgeschichte. Man muss natürlich Conzes frühe Schriften sehr kritisch diskutieren, wobei mir nach wie vor unverständlich ist, warum er die Texte, die er vor 1945 verfasst hatte, nicht einfach weggeworfen, sondern in nur leicht überarbeiteter Form veröffent-



licht hat (das trifft für Schieder, der die Arbeitsgebiete gewechselt hatte, übrigens nicht zu). Dennoch bleibt es für mich ein Faktum, dass beide zu einer positiven Entwicklung der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft beigetragen haben, nicht nur hinsichtlich der Sozialgeschichte. Beide haben junge Historiker, die links von ihnen standen, gefördert, beide waren liberal in ihrer Wissenschaftspolitik und haben sich für die Entwicklung einer demokratischen Kultur in der Bundesrepublik engagiert.

Mir scheint das Problem in der Fragestellung zu liegen, ob «aufgewogen» oder kompensiert werden kann. Ein Gegeneinanderaufrechnen ist meines Erachtens nicht möglich. Man muss die beiden Entwicklungen ungeschönt nebeneinanderstellen und sie als ein Faktum akzeptieren. Weder darf man das vergessen, was vor 1945 war, noch kann man die 40 Jahre nach dem Nationalsozialismus in den Biographien dieser Historiker streichen.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der modernen Sozialgeschichte:  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der  
Volksgeschichte einschätzen?**

Das sind zwei Fragen: einmal die Frage nach dem Innovationsgehalt der Volksgeschichte und zum anderen die nach der Kontinuität. Ich denke schon, dass die Volksgeschichte ein innovatives Potential hatte, und zwar unter der Voraussetzung, dass das völkische Denken noch nicht durch das nationalsozialistische System gegangen und somit noch nicht in aller Eindeutigkeit durch die grossen Verbrechen diskreditiert war. Mit innovativ meine ich vor allem: weg von der Politikgeschichte, weg von der staatszentrierten Geschichte. Begabte Historiker glaubten damals, die Volksgeschichte sei etwas, womit man experimentieren müsse. Langfristig war das Innovationspotential jedoch begrenzt, und die Entwicklung musste in einer Sackgasse enden.

Nun zur Kontinuitätsfrage, bei der es sich mehr um Insinuationen – etwa bei Götz Aly und anderen – als um eine wirkliche These handelt. Ich finde, dass die Kontinuitätsthese in die Irre führt. Es handelt sich um eine in der Sache ungerechtfertigte Polemik.

#### 4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?

Es gab eine sehr starke Kontinuität. Es sind nur wenige nicht wieder eingestellt worden, wie z.B. diejenigen, die Weltanschauungsprofessuren innehatten wie Ernst Anrich oder NS-Rektoren waren wie Gustav Adolf Rein in Hamburg. Einige haben dann grosse wissenschaftliche Unternehmungen aufgebaut, wie etwa die Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Andere, die aus den Oder-Neisse-Gebieten oder der DDR stammten, wurden sogenannte «131er-Professoren» an den westdeutschen Universitäten. Wilhelm Mommsen in Marburg war einer der ganz wenigen, die nicht wieder hereingelassen wurden, obwohl das im Vergleich zu anderen ganz unverhältnismässig war.

Von den emigrierten Historikern sind nur wenige zurückgekehrt, Hans Rothfels bildete die wichtigste Ausnahme. Hans Rosenberg ist gefragt worden, hat sich aber letztendlich für die USA entschieden. Er war aber am Friedrich-Meinecke-Institut in Berlin als Gastprofessor, wo er grosse Wirkungen im Hinblick auf die Entwicklung der Sozialgeschichte – Gerhard A. Ritter, Helga Grebing, Gilbert Ziebura, Otto Büsch u.a.m. nahmen an seinen Seminaren teil – hinterliess. Hans Herzfeld war auch jemand, der im «Dritten Reich» an den Rand gedrängt wurde und nach 1945 – stärker als andere – wissenschaftliche und politische Lehren aus der Erfahrung des Nationalsozialismus zog. Von daher war das Friedrich-Meinecke-Institut ein Ort, der offener für die Geschichte des «Dritten Reichs» als andere historische Seminare und Institute war.

Einige von denen, die eine zweite Chance bekamen, hätten sie nicht bekommen und ihre Arbeit nicht fortsetzen sollen. Auch haben die meisten die Chance, sich mit ihrer persönlichen Vergangenheit und der ihres Faches explizit auseinanderzusetzen, nicht genutzt. Sie haben einfach weitergemacht und sich erst allmählich geändert. Wenn Sie wieder das Beispiel Schieder/Conze nehmen, so gab es bei ihnen eben keine offene Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, wobei man über die Motive ihres Schweigens nur rätseln kann.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch das Jahr 1968 überdauerte?**

Das gilt natürlich nicht nur für die Historiker, sondern auch für andere Fächer. Wenn jemand in den 50er/60er Jahren Professor war, so wusste man, dass er in der Regel auch Professor im «Dritten Reich» gewesen war und dies vermutlich mit mehr oder weniger Kratzern überstanden hatte. Wenn nun die Kollegen nicht durch Denunziationen oder demonstratives Besuchen eines Historikertages mit einem SS-Ehrensäbel aufgefallen waren, sah man darüber hinweg. Es gab zudem wenige Historiker, die neu in dieses System kamen, da der grosse Personalschub in den Universitäten erst Ende der 60er Jahre einsetzte. Ich will noch einmal in Erinnerung rufen, dass es bis in die Mitte der 60er Jahre nur ganz wenige Assistenten gab, das heisst, die Professoren waren unter sich. Es gab einfach noch keine grosse Zahl von ausgewiesenen jüngeren Historikern, die eine solche Auseinandersetzung hätten führen können – die frühen Arbeiten von Karl Dietrich Bracher bilden hier eine grosse Ausnahme. Diejenigen, die in das Universitätssystem hineinkamen, waren solche, die das «Dritte Reich» in der HJ oder als Flakhelfer miterlebt hatten. Es ist daher nicht zufällig, dass die offenen Auseinandersetzungen erst Ende der 60er Jahre begannen.

**6. Inwiefern kann bzw. soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Die Geschichtswissenschaft ist natürlich nicht unpolitisch, auch wenn sie dies gelegentlich von sich selber behauptet. Jede Geschichte, die mit Problemstellungen der Gegenwart zu tun hat, wird auch von der Gegenwart her interpretiert. Insofern spielen die politischen Kategorien des Historikers, die natürlich methodisch kontrolliert werden müssen, eine grosse Rolle. Als Wissenschaftler sollte man allerdings gerade im Hinblick auf die eigenen Meinungen oder Vorurteile besonders vorsichtig sein und die Quellen doppelt kritisch lesen. Andernfalls wird die Geschichtswissenschaft unzulässig politisiert, verliert sie ihren wissenschaftlichen Charakter.

Eine säuberliche Trennung zwischen Geschichtswissenschaft und Politik scheint mir weder möglich noch sinnvoll. Das darf aber nicht

dazu führen, dass die Wissenschaft der Politik untergeordnet wird. Umgekehrt kann Geschichte als Wissenschaft für die Politik nur nützlich sein, wenn sie ihre Unabhängigkeit bewahrt, methodisch kontrolliert vorgeht und sich allgemein verständlich macht, was allerdings nicht immer gelingt.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Wir haben diese Diskussion für viele andere Disziplinen bereits gehabt. Vor einigen Jahren gab es beispielsweise in Nürnberg einen grossen Kongress, bei dem es um Medizin im «Dritten Reich» ging. Eine Arbeitsgruppe der Max-Planck-Gesellschaft erforscht inzwischen die Entwicklung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im «Dritten Reich». Auch die Juristen haben mittlerweile einiges zur Aufarbeitung der Jurisprudenz im Nationalsozialismus getan. In weiteren Fächern, bis hin zur Psychologie, ist in den letzten Jahrzehnten verstärkt zur Disziplinengeschichte zwischen 1933 und 1945 gearbeitet worden. Da muss es provozierend wirken, dass gerade die Historiker scheinbar ihren Beitrag bisher nicht geleistet haben. Das ist objektiv nicht ganz richtig, da es durchaus von Heiber über Werner bis zu manchen Universitätsgeschichten auch kritische Beiträge gegeben hat.

Bis vor kurzem fand jedoch keine Diskussion statt, bei der die Geschichtswissenschaft der NS-Zeit als Ganzes in Frage gestellt wird. Dabei handelt es sich auch um ein Generationsproblem und um eine partielle Abrechnung mit den Historikern, die während der letzten 10 bis 25 Jahre in der Bundesrepublik dominierten.

Vielleicht spielen auch Einzelaspekte wie die Goldhagen-Diskussion eine gewisse Rolle. Die vereinfachende These, dass alle Deutschen «eliminatorsche» Antisemiten gewesen seien, ist zwar mit guten Gründen zurückgewiesen worden, aber betrachtet man nun den Antisemitismus von Historikern im Nationalsozialismus, so bekommt die Diskussion vor diesem Hintergrund einen anderen Stellenwert.

Es ist für mich rückblickend besonders beunruhigend, dass wir nach dem Kriege im Deutschen Historikerverband als Vorsitzenden (nach Gerhard Ritter) zunächst Hermann Aubin hatten, der in die Rubrik der sehr guten, aber auch sehr belasteten Historiker gehört, dann Hans Rothfels, der in vielem einen Sonderfall darstellte. Ihm

folgten Karl Dietrich Erdmann, Theodor Schieder und Werner Conze, die sich duzten und so etwas wie ein Machtzentrum in der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft bildeten. Erst nach diesen ersten sechs Vorsitzenden gab es einen eindeutigen Wechsel zu Gerhard A. Ritter und Christian Meier, also einer anderen Generation.

#### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Ich glaube nicht. Niemand wird Schieders und Conzes Äusserungen vor 1945 ernsthaft verteidigen, und umgekehrt kann niemand sagen, wir hätten eine alt- oder neonazistische Verschwörung in der Geschichtswissenschaft der Bundesrepublik gehabt. Vielmehr ist es einigen führenden Vertretern der Geschichtswissenschaft gelungen, sicher mit partiellem Mitwissen anderer, ihre NS-Vergangenheit fast vollständig zu versiegeln. Das ist so offensichtlich, dass wir darüber nicht diskutieren müssen. Eine Diskussion könnte man allerdings darüber führen, was es für den deutschen Historikerverband bedeutet, dass er für mehrere Jahrzehnte die genannten Vorsitzenden hatte und niemand im Verband dagegen protestiert hat. Der Wechsel trat erst mit der Generation ein, die um 1930 geboren ist.

- 1 Ort des Interviews: TU-Berlin, Ernst-Reuter-Platz (Berlin-Charlottenburg) / Termin: 02.02.1999, ca. 16.00 bis 17.00 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.
- 2 Grolle, Joist: Der Hamburger Percy Ernst Schramm, Hamburg 1989.
- 3 Grolle, Joist: Landesgeschichte in der Zeit der deutschen Spätaufklärung. Ludwig Timotheus Spittler (1752-1810), Göttingen 1963.
- 4 Vgl. Schramm, Percy Ernst: Hitler als militärischer Führer. Erkenntnisse und Erfahrungen aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Frankfurt a.M. 1962; ders. (Hg.): Die Niederlage 1945. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht – Neu zsgest. und kommentierte Ausg., München 1962; ders. (Verf. u. Hg.): Die Invasion 1944. Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab) – Neu zsgest. und komm. Ausg., München 1963.
- 5 Tatsächlich erschien der Artikel 1936, als noch Willy Andreas und Wilhelm Scholz die Herausgeber waren: Kaehler, Siegfried A.: Art. «Adolf Stoecker. 1835-1909», in: Die grossen Deutschen. Neue deutsche Biographie, hrsg. v.

Willy Andreas u. Wilhelm Scholz, Bd. 4, Berlin 1936, S. 179-199. In der Ausgabe von 1956/57 ist der Artikel von Kaehler nicht mehr enthalten.

- 6 Vgl. zum Beispiel: Rürup, Reinhard / Kolb, Eberhard: Der Zentralrat der Deutschen Sozialistischen Republik 19.12.1918-8.4.1919. Vom ersten zum zweiten Rätekongress, Leiden 1968; Rürup, Reinhard: Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19, Wiesbaden 1968; Rürup, Reinhard: Johann Jacob Moser: Pietismus und Reform, Wiesbaden 1965.

# Wolfgang Schieder<sup>1</sup>

*«Wir konnten keine Kommentare erzwingen, denn schliesslich waren wir nicht das Hohe Gericht.»*

## Biographische Fragen

**Herr Schieder, Sie sind 1935 in Königsberg geboren. Was waren die prägenden Eindrücke und Ereignisse in Ihrer Kindheit und Jugend?**

Was wollen Sie darüber hören? In Königsberg habe ich nur bis zu meinem neunten Lebensjahr gelebt, dann musste ich dort weg – wie alle Deutschen. Es läge nahe, anzunehmen, dass sich die Flucht aus Ostpreussen auf mich traumatisch ausgewirkt hätte, aber das war nicht der Fall. Meine Eltern hatten mich mit meinen jüngeren Geschwistern schon Anfang 1944 nach Westpreussen aufs Land gebracht, wo meine Grossmutter einen Bauernhof besass. Im Herbst 1944 ging es von dort mit dem Zug über Berlin in endlosen Fahrten nach Bayern. Das habe ich als Kind nicht als dramatisch erlebt, sondern eher als etwas ungeheuer Spannendes. Den Verlust der «Heimat», unter dem eine ganze Generation von geflüchteten und vertriebenen Deutschen gelitten hat, empfand ich nicht, und natürlich hatte ich deshalb später auch nie irgendwelche revisionistischen Träume. Ich fühlte mich auch in Bayern relativ rasch heimisch, obwohl ich anfangs den Dialekt nicht beherrschte und in dem Dorf, in dem wir gelandet waren, die «falsche» Konfession hatte. Auf dem Land aufzuwachsen, war in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit all den Widrigkeiten des Lebens, die es damals gab, ohnehin ein Vorteil.

1950 bin ich nach Köln gekommen, das damals noch ziemlich zerstört war. Hier habe ich vier Jahre später Abitur gemacht. Obwohl meine Familie väterlicherseits aus Franken und mütterlicherseits aus Westpreussen stammt, habe ich mich seitdem am meisten als Rheinländer gefühlt. Wenn irgendetwas in meiner Kindheit prägend war, dann aber sicherlich die Tatsache, schon früh weit herumgekommen zu sein und sich überall zurechtgefunden zu haben.

**War Königsberg in den Erzählungen Ihrer Eltern stark präsent?**

Ja, sicherlich. Es war ja das Schicksal der Deutschen aus dem Osten, dass die Familien nach dem Zweiten Weltkrieg auseinandergerissen und über ganz Deutschland, wie auch über das Ausland, zerstreut wurden. Im Westen stand man dagegen damals in der Regel immer noch in einem regionalen Verbundsystem. Wenn man als Flüchtling die eigene Familie in einen geschlossenen Zusammenhang bringen wollte, dann musste man sie in die Ursprungsregion oder den Ursprungsort zurückprojizieren. Das war in meinem Fall, jedenfalls mütterlicherseits, Königsberg. Meine frühe Kindheitserinnerung an die Stadt, in die man ja bis 1990 nicht reisen durfte, wurde durch diesen Erinnerungsdiskurs daher ständig konserviert. Natürlich entsprach die Erinnerung überhaupt nicht mehr der Realität.

**Und an welchem Punkt hat sich herausgestellt, dass Sie Geschichte studieren wollen?**

Das war ein längerer Prozess. Ich habe zuerst einmal gar nicht Geschichte studiert, sondern Geologie, in der vielleicht etwas naiven Annahme, dass dieses naturwissenschaftliche Fach auch etwas mit Geschichte zu tun hätte. Das hat es ja auch, aber es handelt sich eben um Naturgeschichte. Ich habe dieses Studium dann bald aufgegeben, auch weil es mich intellektuell zu wenig herausforderte. Sicherlich hat dann für mich – wie bei einer ganzen Reihe von Historikern meiner Generation – eine Rolle gespielt, dass wir mehr darüber erfahren wollten, was sich im «Dritten Reich» abgespielt hatte, auch und besonders in Hinblick auf die eigene Familie.

**Welches Bild hatten Sie da von Ihrem Vater?  
Was hat er erzählt?**

Von aussen gesehen könnte es so aussehen, als ob mein Vater darauf hingewirkt hätte, dass ich auch Geschichte studiere. Das Gegenteil war jedoch der Fall, er wollte es eigentlich verhindern. Als ich dann gegen seinen Willen doch mit dem Geschichtsstudium begann, hat sich daraus ein anhaltender Konflikt ergeben. Dies erklärt sich einfach daraus, dass ich mit wachsender wissenschaftlicher Professionalisierung zunehmend Fragen nicht nur nach dem «Dritten Reich»



im Allgemeinen, sondern nach der Rolle meines Vaters in dieser Zeit gestellt habe. Auf diese Fragen habe ich nie eine Antwort bekommen.

Heute vermag ich besser einzuschätzen, weshalb die deutsche Nachkriegsgeneration zunächst weitgehend unfähig zur Erinnerung gewesen ist. Sie hätte ihre eigene berufliche und politische Existenz radikal in Frage stellen müssen. Die durch den Kalten Krieg bedingte Konfrontation mit dem Sowjetsystem tat ein Übriges, bei einem grossen Teil der deutschen Historiker die notwendige Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu verhindern. Das entsprach im Übrigen ganz dem öffentlichen Diskurs der Adenauer-Zeit. Ich erinnere mich deutlich daran, dass es erst in den 60er Jahren eine wirklich breite öffentliche Diskussion über die nationalsozialistische Vergangenheit gab. Anlass dazu war der Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963-65, über den zum Beispiel in der FAZ Tag für Tag von einem jungen Journalisten namens Naumann ausführlich berichtet wurde. Jeder, der nur entfernt an historischen Themen interessiert war, sprach plötzlich über die Verbrechen des «Dritten Reiches». Kurz vorher schon hatte sich durch die Spiegel-Affäre von 1962 im öffentlichen Diskurs einiges verändert. Nicht alles begann also erst 1968!

#### **In welcher Phase Ihrer wissenschaftlichen Laufbahn war das?**

Ich habe 1959 Staatsexamen gemacht und wurde 1960 Assistent in Heidelberg. 1962 habe ich promoviert. Ich stand also damals im Übergang vom Studium zum wissenschaftlichen Beruf.

#### **Warum sind Sie zu Conze nach Heidelberg gegangen?**

Sie müssen sich Folgendes vorstellen: Es gab damals im Westen Deutschlands 18 Universitäten, die Auswahl war also nicht sehr gross. An jeder dieser Universitäten gab es nämlich nur einen oder höchstens zwei Professoren, die Neuere Geschichte lehrten. Ich hatte ursprünglich vor, mich vor allem mit Zeitgeschichte zu beschäftigen. Das schränkte die Zahl der möglichen Studienorte nochmals auf ganz wenige ein. In Freiburg hatte ich schon sozusagen einen Fehlversuch gemacht. Ich war dorthin gegangen, in der Annahme, ich könne bei Gerhard Ritter studieren. Dieser wurde jedoch in dem Semester emeritiert, in dem ich nach Freiburg kam, was ich vorher nicht gewusst hatte. Später war ich allerdings froh, dass es so gekommen war, denn ich kam mit der wissenschaftlichen Methode von Ritter nicht besonders zurecht.

Noch in Freiburg habe ich mir die Vorlesungsverzeichnisse der deutschen Universitäten angesehen, um festzustellen, wo jemand gezielt Zeitgeschichte lehrte. Zeitgeschichte hiess damals im Wesentlichen Geschichte der Weimarer Republik, an Lehrveranstaltungen zum Nationalsozialismus war noch kaum zu denken. Nach der Freiburger Erfahrung mit Ritter versuchte ich ausserdem herauszufinden, wo jemand noch andere thematische und methodische Ansätze verfolgte als die damals überall vorherrschende politische Geschichte. Nach meinem Eindruck kamen für mich am Ende nur Karl Dietrich Erdmann in Kiel oder Werner Conze in Münster in Frage sowie eventuell noch Fritz Fischer in Hamburg, der damals freilich, wie mir schien, ganz konventionelle Themen anbot. Wenn ich mich schliesslich nicht für Erdmann, den ich immerhin schon persönlich kannte, sondern für Conze entschieden habe, so deshalb, weil dieser über die Zeitgeschichte hinaus methodisch neuartige und mich faszinierende Themen aufzugreifen schien. Ich bekam seinen soeben erschienenen Aufsatz «Vom Pöbel zum Proletariat» in die Hand, der als einer der Grundaufsätze der neuentstehenden Sozialgeschichte zu gelten hatte. Sich mit solchen Forschungen, vor allem auch mit der Geschichte des Sozialismus zu befassen, das schien mir interessanter zu sein als nur politische Geschichte zu betreiben. Ich ging deshalb nach Münster und folgte Conze schliesslich auch, als er 1957 nach Heidelberg wechselte.

**Und inwiefern kamen von Conze Anregungen  
bezüglich Ihres Dokorthemas?**

Meine Erwartungen, von Conze in sozialgeschichtliche Fragestellungen eingeführt zu werden, haben sich in vollem Umfang erfüllt. Fast als einziger deutscher Historiker begann er schon in den 50er Jahren damit, über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu forschen. Er schlug mir vor, mich mit der Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung zu beschäftigen. Da bin ich auf die Suche gegangen und auf das Thema der deutschen Exilvereine im Vormärz gekommen. Conze hat in Heidelberg eine ganze Reihe von Dissertationen und Habilitationen zur Geschichte der Arbeiterbewegung und dann auch der Arbeiterklasse angeregt. Für die DDR-Forschung war die Heidelberger sozialgeschichtliche Schule deshalb eine besondere Herausforderung: Wir arbeiteten mit nicht-marxistischen Methoden über eigentlich marxistische Themen.

Sozialgeschichtliche Forschungen, zumal auch noch zur Geschichte der Arbeiterbewegung und des Sozialismus, waren in Westdeutschland übrigens damals nicht besonders karrierefördernd. Man stellte uns noch in den 60er Jahren in der Geschichtswissenschaft unter Sozialismusverdacht, eine kuriose Gleichsetzung von Gegenstand und Methode. Auf den ersten deutschen Historikertagen, die ich in den 60er Jahren besuchte, hatte ich als angehender Sozialhistoriker das Gefühl, nicht als «richtiger» Historiker betrachtet zu werden. Erst in den 70er Jahren wurde die Sozialgeschichte letztlich allgemein anerkannt.

In gewisser Weise war es deshalb für uns durchaus hilfreich, dass die Historiker der DDR uns besonders scharf angriffen. Je mehr Kritik von «drüben» kam, desto weniger konnten wir ja mit «denen» zu tun haben. Viel später, in den 80er Jahren, hatte ich Gelegenheit, mit Hartmut Zwahr, schon damals und auch heute noch Professor in Leipzig, darüber in Bremen ein denkwürdiges Gespräch zu führen. Es stellte sich heraus, dass es ihm damals genauso nützte, wenn wir im Westen seine bahnbrechenden, aber in der DDR aus ideologischen Gründen suspekten Forschungen zur Sozialgeschichte des Proletariats kritisierten.

**Wie würden Sie Conzes Stil, den Gesprächsstil in Seminaren oder Kolloquien und Ihr Verhältnis zu Conze beschreiben?**

Conze hatte sowohl in der Vorlesung als auch im Seminar oder im Kolloquium einen sehr offenen wissenschaftlichen Argumentationsstil. Er hat nie einfach fertige Vorlesungsmanuskripte abgelesen, sondern er sprach frei, brachte neuerschienene Bücher mit und setzte sich, wenn es zum Thema gehörte, unmittelbar mit Rezensionen und Zeitungsartikeln auseinander. Natürlich war er jemand, den es heute an der Universität nicht mehr gibt: nämlich ein Ordinarius. Aber er war gegenüber seinen Assistenten und älteren Studenten im Seminar von einer damals ganz ungewöhnlichen Liberalität. Die Seminare liefen häufig nicht nach einem festen Schema ab, sondern konnten von uns Mitarbeitern, aber auch von den Teilnehmern in ihrem Verlauf beeinflusst werden. Die Studenten mussten nur das Selbstbewusstsein haben, diese Chance wahrzunehmen, was sie – längst vor 1968 – meist auch durchaus hatten.

**Was waren gängige Themen in den Seminaren?**

Als ich 1956 zu Conze kam, waren es zunächst Themen zur Geschichte der Weimarer Republik. Vor allem die Ära Brüning war ja eines von Conzes Interessengebieten, auf dem er allerdings, wie sich später herausstellte, wissenschaftlich eher auf dem Holzweg war. Dann war die Revolution von 1918/19 ein wichtiges Thema. Conze reagierte ausserdem immer rasch auf aktuelle wissenschaftliche Diskussionen, die er auch gerne sofort in die Lehre einbrachte. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, dass er prompt ein Seminar über die Entstehung des Ersten Weltkriegs anbot, als Fritz Fischers aufsehenerregendes Buch «Griff nach der Weltmacht» erschien. Besonders waren es aber dann Themen zur Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts, vor allem natürlich zur Geschichte der Arbeiterbewegung, die zu Conzes Standardprogramm gehörten. Herausragend war eine Vorlesung zur Sozialgeschichte der europäischen Revolutionen, die man um 1960 in dieser Form nirgendwo in Deutschland hören konnte. Häufig liess sich Conze schliesslich auch darauf ein, auf unsere Vorschläge hin ihm ganz neue Themen zu behandeln. Das war manchmal freilich problematisch. Ich kenne das aus meiner eigenen Erfahrung, dass man aus wissenschaftlicher Neugier ganz neue Themen in der Lehre behandelt, für die man dann überdurchschnittlich viel Arbeit investieren muss. Aber das schützt einen davor, in akademischer Routine zu erstarren.

**Wie lange waren Sie Assistent bei Conze?**

Von 1960 an zunächst zwei Jahre, als damals sogenannter Verwalter einer Assistentenstelle. Nach meiner Promotion 1962 war ich dann drei Jahre als Wissenschaftlicher Assistent tätig. Anschliessend bin ich für zweieinhalb Jahre als Stipendiat nach Rom gegangen.

**Und da entstanden auch Ihre vergleichenden Arbeiten über den Faschismus?**

Ja, dieser Aufenthalt war der Ursprung meines Interesses an vergleichender europäischer Geschichte. Dass ich 1965 nach Rom ging, war allerdings eher ein Zufall. Ich suchte nach einem Thema ausserhalb der deutschen Geschichte. Als Conze davon hörte, informierte er mich darüber, dass das Deutsche Historische Institut in Rom erst-

mals ein Stipendium für einen Zeithistoriker ausgeschrieben habe, für das sich bisher jedoch niemand interessiert habe. Ich habe daraufhin nicht lange überlegt, sondern mich in Rom beworben, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch kein Wort Italienisch sprach. Ein halbes Jahr später war ich in Rom. Das wissenschaftliche Arbeiten in den Archiven und Bibliotheken dort war enorm schwierig und zeitaufwendig – das ist es übrigens auch heute noch. Für mich war aber vor allem wichtig, dass ich überhaupt einmal aus dem deutschen Universitätszusammenhang herauskam und eine andere nationale Erinnerungskultur kennenlernte. Das hat eigentlich meine gesamten späteren wissenschaftlichen Interessen geprägt. Wie man sich immer nur mit deutscher Geschichte befassen kann, ist mir seitdem ziemlich ungreiflich. Ich habe diese Erfahrung später auch allen meinen Mitarbeitern und Habilitanden nahezubringen gesucht und auch erreicht, dass fast alle von ihnen einmal für längere Zeit ins Ausland gegangen sind. Heute ist das ja auch viel einfacher als früher. In den 60er Jahren konnte man am ehesten noch in die USA kommen. Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka oder Heinrich August Winkler haben das zum Beispiel zu nutzen verstanden. Für einen Aufenthalt in Frankreich oder in England ein Forschungsstipendium zu bekommen, war ganz schwierig. Erst die Gründung der Deutschen Historischen Institute in Paris und London schuf auch in diesen Ländern ähnliche Bedingungen wie ich sie glücklicherweise in Rom nutzen konnte.

**Inwiefern spielte es in Bezug auf Ihr Verhältnis zu Conze eine Rolle, dass Ihr Vater Theodor Schieder war? Die beiden kannten sich ja.**

Die beiden waren befreundet, das ist ja bekannt. Das war bei meiner Suche nach einem wissenschaftlichen Betreuer aber aus dem einfachen Grund nicht ausschlaggebend, weil ich Conze bis dahin nicht persönlich kennengelernt hatte. Später gab mir Conze glücklicherweise immer das Gefühl, mich nicht anders zu behandeln als seine anderen Schüler.

**Hat Ihr Vater in Gesprächen hinsichtlich Ihres Studiums stark Einfluss genommen?**

Nein, er hat sich äusserst zurückgehalten, weil er meine Studienwahl eigentlich bis zu meinem Examen missbilligte. Je mehr ich in der Geschichtswissenschaft zu Hause war, desto mehr konnte ich ja begrün-

dete Fragen an ihn stellen. Wenn er mich mehr beraten hätte, wäre es nicht passiert, dass ich nach Freiburg ging, um erst dort von Ritters bevorstehender Emeritierung zu erfahren. Er hat mich auch nicht bei meinen Überlegungen, ob ich zu Conze oder zu Erdmann gehen sollte, beeinflusst. Da er beide gut kannte, war das für ihn auch sicherlich nicht so wichtig.

**Sie haben angesprochen, dass Sie Ihrem Vater Fragen zu dessen Vergangenheit gestellt haben. Haben Sie auch Conze zu seiner Zeit im Nationalsozialismus befragt?**

Natürlich. Es gab dafür auch einmal einen ganz konkreten Anlass. 1969 wurden wir Assistenten in Heidelberg vor die Tatsache gestellt, dass Conze als letzter Rektor der alten Universität eine neue Verfassung durchgesetzt hatte, die im Zuge der Zeit die Mitbestimmungs- und Gruppenuniversität begründete. Auch wissenschaftliche Assistenten, Studenten und nichtwissenschaftliche Mitarbeiter waren jetzt erstmals im Senat vertreten. Conze kandidierte nach der neuen Satzung, um erster «Reform-Rektor» in Heidelberg zu werden. Das konnte jedoch von Anfang an nicht gutgehen, weil die Mehrheit der meist reichlich konservativ gesinnten Professoren ihn für viel zu konzessionsbereit hielt. Bei den Studenten kam er andererseits nicht an, weil er als zu «reaktionär» galt. Einige der Studentenfürher studierten Geschichte, daher wussten wir im Historischen Seminar darüber gut Bescheid. In dieser für Conze ohnehin schon relativ aussichtslosen Situation tauchten nun Flugblätter auf, in denen Zitate aus seinen Veröffentlichungen von 1939/40 präsentiert wurden, die einen deutlich antisemitischen Charakter hatten. Es handelte sich schon um dieselben Stellen, die Götz Aly heute glaubt entdeckt zu haben. Ich hatte mich, wie andere auch, bis dahin, dass muss ich heute selbstkritisch einräumen, nicht um diese Publikationen Conzes gekümmert. 1969 habe ich es dann, soweit das in Heidelberg möglich war, natürlich sofort getan, mit dem Ergebnis, dass ich die Zitate in den Flugblättern als weitgehend korrekt ansehen musste. Gemeinsam mit anderen habe ich daraufhin versucht, erstmals mit Conze über diese Dinge zu reden. Das ist mir jedoch nicht richtig gelungen, weil Conze sich zwar mit uns unterhalten hat, aber immer gleich ins allgemeine abgelenkt und über die «ethnische Gemengelage in Polen» und die sich daraus ergebenden sozialen Spannungen, aber nicht eigentlich über seine früheren Einlassungen dazu gesprochen

hat. Wie hätten wir von ihm eine persönlichere Auseinandersetzung mit seiner Biographie erzwingen sollen? Wir konnten ihm nur noch von seiner Kandidatur für das Rektoramt abraten, weil ihm seine ungeklärte Vergangenheit vollends alle Chancen nahm. Er kandidierte aber trotzdem und verlor haushoch.

Es ergab sich meiner Erinnerung nach noch einmal eine Gelegenheit zu einem ähnlichen Gespräch mit Conze. Kurz vor seinem Tod haben Rainer M. Lepsius und ich in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg mit ihm über den Zweiten Weltkrieg geredet, über seine Erfahrungen als Soldat in Russland und über die uns besonders interessierende Frage, ob und wann er dort von der Judenvernichtung erfahren habe. Er hat unsere Fragen tatsächlich erstmals auch ganz persönlich beantwortet, aber eher, wie soll ich sagen, in einem annalistischen Stil. Er hat ganz emotionslos berichtet, ohne sein Verhalten dabei zu bewerten. Wir konnten keine Kommentare erzwingen, denn schliesslich waren wir nicht das Hohe Gericht.

**Also können Sie nicht sagen, dass zum Beispiel diese militärische Haltung – er war ja von 1939 bis 1945 Soldat oder noch Hauptmann der Reserve – durchschien?**

Natürlich schien das immer durch, das fiel jedem auf, der mit Conze zu tun hatte. Er hatte in seinem Auftreten etwas, ich möchte heute sagen, Altpreuussisches, das wohl nicht nur aus seiner Aktivität als Offizier im Zweiten Weltkrieg herrührte. Ob dieser Habitus die Ursache für seine Schwierigkeiten war, über seine Biographie im «Dritten Reich» zu sprechen, weiss ich nicht. Ich möchte es allerdings eher bezweifeln, da ich hier keinen unmittelbaren Zusammenhang sehe.

Um den jungen Conze – er war 1939 erst 29 Jahre alt – zu verstehen, scheint mir etwas anderes wichtiger zu sein. Er war in der Geschichtswissenschaft zunächst ein Aussenseiter, da er nicht allein historisch, sondern soziologisch ausgebildet worden war. Sein wichtigster Lehrer war in Königsberg Gunther Ipsen, einer der ominösen «deutschen Soziologen», der freilich einen Lehrstuhl für Philosophie hatte. Bei ihm, nicht etwa bei Rothfels, war Conze Assistent. Von Ipsen hat er sozialwissenschaftliche, vor allem bevölkerungswissenschaftliche Methoden übernommen und mit dem Rechenschieber umzugehen gelernt, was damals mehr bedeutete, als heute am Computer arbeiten zu können. Solche Methoden beherrschte damals kaum ein Historiker, mein Vater übrigens auch nicht. Conze galt im

«Dritten Reich» zunächst denn auch mehr als Soziologe denn als Geschichtswissenschaftler. Ausgerechnet Otto Brunner kritisierte ihn wegen seines soziologischen Ansatzes bei seiner Habilitation in Wien! Conze wollte aber immer Historiker sein, obwohl seine ersten Arbeiten durchweg stark soziologisch angelegt waren. Es war meiner Ansicht nach auch diese sozialwissenschaftliche Prägung, die Conzes Blick auf die Gesellschaft Ostmitteleuropas unheilvoll geprägt hat. Denn seine scheinbar rational abgeleiteten soziologischen Begriffe waren, wie in der ganzen «deutschen Soziologie», durchweg völkisch kontaminiert.

## Standardisierte Fragen

### **1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Zunächst einmal kann man von den Historikern als einem einheitlichen Kollektiv auch in der Zeit des «Dritten Reiches» nicht sprechen. Man muss sehen, dass es unter ihnen unterschiedliche Gruppierungen gab. Es war zunächst eine Generationsfrage, dass es ältere, schon vor 1933 als Professoren etablierte Historiker gab, die im «Dritten Reich» in ihrer grossen Mehrheit ihren Lehrstuhl behielten. Es gab nur einige prominente Ausnahmen, so Hermann Oncken in Berlin, der seinen Lehrstuhl verlor, weil er als zu liberal galt, oder Franz Schnabel, dem seine katholische Prägung zum Verhängnis wurde. Daneben gab es eine Reihe von jüngeren Historikern, die erst im «Dritten Reich» Professor geworden sind. Viele von ihnen waren Nationalsozialisten der ersten Stunde, andere warteten erst einmal ab. Alle profitierten davon, dass zahlreiche jüdische und auch einige nichtjüdische, demokratisch eingestellte Historiker ihre Lehrstühle verloren hatten. Auf diese Weise gab es in der Geschichtswissenschaft wie in den meisten anderen Fächern auch eine deutliche Verjüngung der Professorenschaft. Je nach fachlichem Schwerpunkt muss man aber sehen, dass die Mediävisten und die Althistoriker sich dem Zeitgeist nicht so stark geöffnet waren wie die Neuhistoriker. Auf sie vor allem muss sich daher Ihre Frage beziehen. Ob es



Vordenker waren? Ich würde eher sagen, es sind in mancher Hinsicht «Mitdenker» gewesen. Die Annahme eines «Vordenkens» ist mir ein viel zu ideengeschichtlich angelegter Ansatz. Wenn man sagt, dass Nietzsche ein Vordenker von Hitler gewesen sei, so stimmt das natürlich irgendwie, aber eben doch nur irgendwie. Sehr viel konkreter ist die Frage nach der Politikberatung. In der Tat haben Historiker eine solche auch im «Dritten Reich» ausgeübt, besonders im Rahmen der verschiedenen Forschungsgemeinschaften, die ausserhalb der Universitäten gebildet wurden. Diese haben dann verschiedenen Dienststellen, dem Amt Rosenberg, der SS und unterschiedlichen Ministerien auf Anforderung hin zugearbeitet. Ein Teil der Historiker ist dort zwangsläufig hineingeraten. Vor allem diejenigen, die an den Ost- und Westgrenzen des Reiches, aber auch im Süden, etwa in Wien, gelehrt haben, haben hier aber freilich nur zu gern mitgemacht. Ob und inwieweit die Nazis überhaupt auf Historiker und auf die ideologische Legitimation durch diese angewiesen waren, müsste freilich erst noch genauer geprüft werden. Aus heutiger Sicht erscheint der verhängnisvolle Prozess, der zum Weltkrieg und zur Judenvernichtung führte, ja gar nicht als in der Hauptsache ideologisch gesteuert, jedenfalls nicht von der Masse der Beteiligten. Diese brauchten gar keine wie auch immer geartete wissenschaftliche Rechtfertigung für ihr verbrecherisches Tun. Man muss sich deshalb fragen, ob das Konzept der «Vordenker» und «Ideologen der Vernichtung» überhaupt zum Erkenntnisfortschritt beitragen kann. Man sollte die Rolle der Historiker, wie die anderer Intellektueller auch, in dieser Hinsicht also nicht überschätzen.

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Das Wort «kompensieren» gefällt mir nicht an dieser Frage. Es suggeriert, dass hier jemand vor Gericht steht und aufgrund bestimmter mildernder Umstände eine Bewährungsstrafe bekommt. Ich würde sagen, dass man einer Persönlichkeit insgesamt gerecht werden muss, gerade auch, weil ich mit meinem Vater in diesem Punkt in Konflikt gelegen habe und mit Conze nicht übereingekommen bin. Die Tatsache, dass beide den grösseren Teil ihres Lebens nach 1945 verbracht und dann als liberale Hochschullehrer gewirkt haben, muss – wenn man schon so argumentiert – für die Beurteilung insge-

samt natürlich eine Rolle spielen, zu welchem Gesamturteil man auch immer kommen mag. Wir, die wir bei ihnen als Doktoranden oder Assistenten tätig waren, haben vor allem wahrgenommen, dass wir mit einem besonders hohen Mass an Liberalität rechnen konnten, wie es sonst in der Regel bis in die sechziger Jahre hinein an der deutschen Universität nicht üblich war. Um nur ein Beispiel zu geben: 1962 haben einige Assistenten in Heidelberg eine Unterschriftenaktion gegen die Massnahmen der Regierung Adenauer/Strauss in der sogenannten Spiegel-Affäre organisiert. Wir sind damit an der Universität zum ersten Mal politisch aktiv geworden. Das hat Conze zu tiefst missbilligt. Als Assistenten eine politische Aktion zu initiieren, das erschien ihm nicht als «akademisch». Wir haben eine Reihe von Professoren gefunden, die unsere Resolution unterschrieben haben; Conze war natürlich nicht darunter. Es war aber typisch für ihn, dass er uns ganz selbstverständlich hat gewähren lassen.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Da ist jedes Wort, das Sie verwenden, problematisch. Was ist «innovativ», was ist «Volk» und was ist «Volksgeschichte»? Ich würde erstens die politische Zielsetzung und die angewandten Methoden der sogenannten Volksgeschichte unterscheiden. Zweitens würde ich betonen, dass die Volksgeschichte in sich ausserordentlich unterschiedlich strukturiert war. So wie Conze sie betrieben hat – gewissermassen der sozialwissenschaftliche Ansatz –, war sie etwas völlig anderes als etwa bei Heinrich von Srbik oder auch bei Hans Rothfels, die beide rein ideengeschichtlich orientiert waren. Bei Otto Brunner war die Volksgeschichte sozialgeschichtlich, aber keineswegs sozialwissenschaftlich orientiert. Man konnte also mit sehr unterschiedlichen Methoden Volksgeschichte betreiben, und es liegt deshalb auf der Hand, dass sich die moderne Sozialgeschichte nur aus einer ganz bestimmten Richtung der Volksgeschichte entwickeln konnte. Die verschiedenen Volkshistoriker waren sich nur einig in der fatalen politischen Zielsetzung, dass man die «völkischen» Grenzen Deutschlands in irgendeiner Form erweitern müsse. Es gab also eine politische Verständigung über die anzustrebenden Ziele, während die wissenschaftlichen Methoden, und auf diese zielte ja ihre Frage, durchaus unterschiedlich waren. Nur zu einem Teil ist die moderne

Sozialgeschichte mithin auf die Volksgeschichte rückführbar. Es gab im Übrigen noch andere Ansätze, die nach dem Krieg bei der Entstehung der Sozialgeschichte eine Rolle spielten. Auch hierbei war Conze eine Schlüsselfigur. Schon Anfang der 60er Jahre hat er Fernand Braudel nach Heidelberg eingeladen und damit in Deutschland die Auseinandersetzung mit der Schule der «Annales» eröffnet. Ferner möchte ich Hans Rosenberg nennen, der als deutscher Emigrant in Amerika viele Historiker meiner Generation wegen seiner sozialgeschichtlichen Forschungen angezogen hat.

#### **4. War die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945 spürbar?**

Erst einmal muss man feststellen, dass die personelle Kontinuität vom «Dritten Reich» zur Bundesrepublik unter den Historikern nicht ganz so vollständig war, wie häufig behauptet. Eine Reihe von im «Dritten Reich» prominenten Hardlinern, wie zum Beispiel Theodor Mayer, Ernst Anrich, Willy Andreas, Erwin Hölzle oder Karl Alexander von Müller, sind nach dem Krieg ja tatsächlich nicht wieder Professor geworden. Viele, die zunächst ihren Lehrstuhl verloren hatten, wurden allerdings später wieder durch das sogenannte 131er-Gesetz als beamtete Professoren wieder eingestellt. Unterm Strich war die personelle Kontinuität deshalb in der Tat relativ hoch. Die Geschichtswissenschaft unterschied sich in diesem Punkt jedoch nicht prinzipiell von anderen Fächern. Die intellektuellen Funktionseliten des «Dritten Reiches» wurden im Wesentlichen von der Bundesrepublik übernommen. Das gleiche galt für die Verwaltungseliten, die Wirtschaftseliten und schliesslich beim Aufbau der Bundeswehr sogar noch für die militärischen Eliten. Das mag man bedauern und muss es in bestimmten Fällen sogar eindeutig verurteilen. Allerdings konnte man sich genausowenig, um es mit Brecht zu sagen, «ein anderes Volk wählen». Es gab kaum unbelastete Funktionseliten, denen man den demokratischen Neuaufbau allein hätte anvertrauen können. Dass man sich allerdings hinreichend um die Rückkehr von Emigranten bemüht hat, ist zu bezweifeln.

Worum es meiner Ansicht nach ging, war nicht die vollständige personelle Erneuerung, sondern die Demokratisierung der Eliten, war daher auch die Demokratisierung der Universität. Nicht die Auswechslung der Eliten, sondern deren demokratische Umerziehung stand bekanntlich auch schon auf dem Programm der Alliierten

nach 1945, vor allem auf dem der Amerikaner. Wie wir wissen, ist dieses Ziel freilich spätestens 1948 angesichts der sich aus dem Kalten Krieg ergebenden neuen ideologischen Konfrontation in den Hintergrund getreten. In den 50er Jahren konnte man dies an der Universität auch bei den Historikern noch deutlich spüren. Weniger, dass es dieselben Professoren waren, war daher das Problem, als vielmehr ihre mangelnde Bereitschaft zum Umdenken. Meine Erfahrung war jedoch auch, dass sich das Anfang der 60er Jahre geändert hat. Die erstarrte deutsche Universität, und mit ihr die Geschichtswissenschaft, geriet mit einem Mal deutlich in Bewegung.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Es gibt die bekannte These des Philosophen Hermann Lübbe, dass ohne eine, ich glaube, er benutzt das Wort «Schweigespirale», der moralische Wiederaufstieg der Deutschen nach 1945 gar nicht möglich gewesen wäre. Wenn man das heute vergleichend sieht, finden wir ähnliche Probleme etwa in Polen oder in Spanien, wo die Gesellschaft und die Politik sich nach der Abkehr von Diktaturen mehrheitlich darin einig waren, zunächst einmal alles auf sich beruhen zu lassen. In diesen Ländern gab es zunächst keine Diskussionen über die Vergangenheit. Auf die Dauer kann das aber niemals gutgehen. Die Einrichtung von sogenannten Wahrheitskommissionen, wie wir das derzeit in Südafrika erleben, war da schon eine viel bessere Idee. Wie weit sie zur Aufklärung beiträgt, kann man jetzt freilich noch nicht sagen. Ich will die angesprochenen Fälle natürlich nicht völlig gleichsetzen; halte die Situationen jedoch in mancher Hinsicht mit den Konstellationen, die wir nach 1945 in Deutschland oder auch in Italien hatten, vergleichbar. An den deutschen Universitäten hat man in den 60er Jahren mit Vortragsreihen über die Wissenschaft im «Dritten Reich» begonnen. Dabei stellte sich heraus, dass man dieser Aufgabe intellektuell grösstenteils jedoch noch nicht gewachsen war. Wenn Sie heute die Texte dieser Vortragsreihen lesen, spiegelt sich darin eine merkwürdige Betroffenheitskultur, über das «Verhängnis», die «Katastrophe» und das «Unheil» wider, die über die Deutschen gekommen seien. Von selbstkritischer Einsicht ist dagegen wenig zu spüren. Jedoch gab es seit den 60er Jahren immerhin doch schon einige kritische Historiker, die sich mit der Rolle der Ge-

schichtswissenschaft im «Dritten Reich» befasst haben. Ich nenne besonders die Untersuchung von Karl Ferdinand Werner über die Mediävistik im «Dritten Reich». Das ist ein kleines, aber kritisches Büchlein, das 1967 eine grosse Wirkung hatte. Anfang der 70er Jahre erschien dann etwa das Buch von Volker Losemann über die Alte Geschichte unter dem Nationalsozialismus, das eine ähnlich kritische Sicht vermittelte. Andererseits erschien das dickleibige Buch von Helmut Heiber über das Reichsinstitut für Geschichtswissenschaft, also das eigentliche historische Zentralinstitut des Nationalsozialismus. Obwohl darin eigentlich nur eine riesige Materialfülle angehäuft wurde, diente das Buch nach meiner deutlichen Erinnerung besonders Neuhistorikern zu einer Art von Selbstexkulpierung: Wer aufgrund der Darstellung von Heiber mit dem Reichsinstitut nichts oder nur wenig zu tun gehabt hatte, glaubte sich davon freisprechen zu können, ein NS-Historiker gewesen zu sein.

Nur ganz wenige Historiker haben sich, soviel ich jedenfalls weiss, mit ihrer NS-Vergangenheit selbstkritisch auseinandergesetzt. Dazu gehörten beispielsweise Reinhard Wittram und Hermann Heimpel, der darüber tief depressiv wurde. Weniger bekannt ist in diesem Zusammenhang Erich Maschke, als Mediävist einer der führenden völkischen Historiker des Deutschen Ordens unter dem Nationalsozialismus. Er wurde nach dem Krieg von den Russen verhaftet und zu 25 Jahren Straflager verurteilt. 1955 kam er aus Sibirien zurück. Er war der einzige, den ich kennengelernt habe, der von sich aus in grösster Offenheit und Ausführlichkeit über das gesprochen hat, was er im «Dritten Reich» getan hatte. Die zehn Jahre im sowjetischen Gulag sah er als eine sehr persönliche Strafe dafür an. Es ist sehr schade, dass Maschke, der sich schliesslich das Leben nahm, nie schriftlich formuliert hat, was er so häufig erzählte.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Zunächst zum zweiten Teil der Frage: Es wäre schön, wenn Erfahrungen verarbeitet worden wären. Ich bin aber nicht so sicher, ob das überhaupt möglich war.

Zum ersten Teil: Die Geschichtswissenschaft ist natürlich immer in die Politik involviert. Das ist nicht nur in Deutschland so.

Man würde ihre Rolle und Aufgabe auch missverstehen, wenn man sich selbst zum unpolitischen Stubengelehrten und Aktenwurm erklärte, was ein Teil der Historiker freilich immer noch gerne tut. Die Selbststilisierung zum unpolitischen Historiker stellt jedoch eigentlich das ganze Fach in Frage; denn in welcher Weise auch immer, die Öffentlichkeit fordert ständig von ihnen Urteile ein. Die eigentliche Frage ist, wie sie ihrer öffentlichen Aufgabe nachkommen können, ohne von der Politik vollständig absorbiert zu werden. Ich persönlich glaube, dass sich dieses Dilemma, auch aufgrund der Erfahrungen mit dem «Dritten Reich», nur lösen lässt, wenn man als Historikerin oder als Historiker in einer gewissen Distanz zur politischen Praxis steht. Ganz konkret heisst das, dass ich es eigentlich für problematisch halte, sich in politischen Parteien zu engagieren, es sei denn, man will auf die Dauer nicht mehr die «Wissenschaft als Beruf», sondern die «Politik als Beruf» ausüben. Man kann dies aber natürlich auch anders sehen, und in einer pluralistischen, demokratischen Gesellschaft wie der Bundesrepublik kann daraus wohl auch kein wirklicher Schaden entstehen. Sich bei bestimmten Gelegenheiten politisch einzumischen und öffentlich Stellung zu beziehen, sollte nach den Diktaturerfahrungen der Deutschen sogar die Pflicht jeder Historikerin und jedes Historikers sein.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Das hat wohl nicht primär etwas mit der Geschichtswissenschaft zu tun, sondern damit, dass bestimmte Phasen der Geschichte immer wieder neu in das Bewusstsein einer Gesellschaft eintreten, besonders, wenn es sich um belastende Erinnerungen wie die an das «Dritte Reich» handelt. Seit Anfang der 60er Jahre gibt es immer wieder neue Wellen der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der Öffentlichkeit. Das hat damit zu tun, dass neue Generationen nachwachsen, aber auch damit, dass wir in unseren Lebensverhältnissen und Lebensbedürfnissen immer wieder auf neue Fragen stossen, die man sich zuvor nicht gestellt hat. Die Historiker befassen sich nun schon seit langem wirklich intensiv mit dem «Dritten Reich». Es handelt sich, wenn Sie die Zahl der Bücher und Aufsätze zusammennehmen, inzwischen um die am besten erforschte Epoche der gesamten deutschen Geschichte. Und trotzdem gibt es immer

wieder neue Fragen, und es werden sich auch künftig wieder solche stellen. Zuerst wurde zum Beispiel lange über die Herrschaftsstruktur des «Dritten Reichs» gestritten, dann über den Widerstand. Es folgten Diskussionen zum Beispiel über die Alltagsgeschichte und über die Rolle der Frauen. Seit langem wird auch über die Rolle der Eliten diskutiert, anfangs über die der Wirtschaftseliten, sodann über die der militärischen Eliten. Jetzt sind wir in einer Phase, in der wir nach der Verantwortung der intellektuellen Eliten fragen, und in diesen Zusammenhang gehört die Auseinandersetzung mit dem Verhalten der Historiker.

### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Da ich der Meinung bin, dass es bestimmten öffentlichen oder gesellschaftlichen Bedürfnissen entspricht, immer wieder aufs neue über das «Dritte Reich» zu debattieren, sehe ich nicht, was an der Diskussion über die Historiker besonders dramatisch sein sollte – abgesehen von der bedauerlichen Tatsache, dass sie erst jetzt gründlich geführt wird. Wie in allen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen nicht nur der Geschichtswissenschaft ist die Diskussion kontrovers. Auch das ist völlig normal und entspricht den Gesetzen der Wissenschaft. Wäre es anders, wäre es beunruhigend. Es gibt unterschiedliche Auffassungen zu diesem Thema, und auch das ist gut so. Entscheidend ist, was einmal als wissenschaftlich gesicherte Erkenntnis dabei herauskommt – und hier stehen wir entgegen mancher öffentlich geäußelter Annahme überhaupt erst am Anfang dieser Debatte.

- 1 Ort des Interviews: Magnus-Haus, Am Kupfergraben (Berlin-Mitte) / Datum: 12.03.99, 14.00 bis 15.15 Uhr / Interviewer/in: Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Auschwitz-Prozess: Im Jahre 1958 wurden ehemalige SS-Angehörige wegen NS-Verbrechen vor einem Schwurgericht des Landgerichts Ulm angeklagt und schliesslich zu mehrjährigen Haftstrafen verurteilt. Es folgten eine Reihe weiterer Prozesse, wovon der Prozess von Frankfurt von Dezember 1963 bis August 1965 gegen in Auschwitz eingesetzte SS-Angehörige das grösste Aufsehen erregte. Für einen ersten kurzen, aber sehr instruktiven Überblick siehe die von Günter Plum zur Neuausgabe besorg-

ten Anmerkungen in: Arendt, Hannah: Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, München<sup>8</sup>1998, S. 409-423, besonders S. 41 Off. Dort findet sich auch weiterführende Literatur sowie ein einleitender Essay von Hans Mommsen: Hannah Arendt und der Prozess gegen Adolf Eichmann, S. 9-48, der die Problematik persönlicher Schuld, des Zwangs durch das politische System und die wissenschaftliche Kontroverse um diese beiden Fragen beleuchtet.

- 3 Vgl. dazu Anm. im Interview Wehler.
- 4 Conze, Werner: Vom «Pöbel» zum «Proletariat». Sozialgeschichtliche Voraussetzungen für den Sozialismus in Deutschland, in: VSWG 41 (1954), S. 333-364; wieder in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln 1966, S. 111-136.
- 5 Zum Thema «bürgerliche Klassenwissenschaft» siehe: Iggers, Georg L.: Einleitung, in: ders. (Hg.): Ein anderer historischer Blick. Beispiele ostdeutscher Sozialgeschichte, Frankfurt a.M. 1991, S. 7-35 u. 169-176; Sabrow, Martin: «Beherrschte Normalwissenschaft». Überlegungen zum Charakter der DDR-Historiographie, in: GG 24 (1998), S. 412445; Küttler, Wolfgang: Die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft und das Systemdenken im Ost-West-Konflikt, in: Küttler, Wolfgang / Rösen, Jörn / Schulin, Ernst (Hg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945, Frankfurt a.M. 1999, S. 75-105.
- 6 Vgl. Zwahr, Hartmut: Zur Konstitutierung des Proletariats als Klasse: Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978; ein Artikel mit demselben Titel in: Iggers, Georg I. (Hg.): Ein anderer historischer Blick, a.a.O., S. 41-55 u. 176-178; Zwahr, Hartmut: Herr und Knecht. Figurenpaare in der Geschichte, Leipzig 1990.
- 7 Heinrich Brüning (1885-1970): Abgeordneter und Fraktionsvorsitzender der katholischen Zentrumspartei im Reichstag, war von 1930 bis 1932 Reichskanzler in der Weimarer Republik. Er war der erste der Reichskanzler, die ohne Parlamentsmehrheit ausschliesslich auf der Grundlage von Notverordnungen des Reichspräsidenten regierte. Ihm folgten Franz v. Papen, General Kurt v. Schleicher und schliesslich am 30.1.1933 Adolf Hitler. Die Phase der «Präsidialkabinette» markiert mithin das Ende des Projekts einer parlamentarischen Demokratie der ersten deutschen Republik.
- 8 Vgl. dazu Anm. im Artikel Jarausch/Hohls.
- 9 Vgl. Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst nationalsozialistischer Politik? Die «Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften» von 1931-1945, Baden-Baden 1999.
- 10 Siehe dazu: Frei, Norbert: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.
- 11 Bertolt Brecht hatte als Reaktion auf die Niederschlagung des Arbeiteraufstandes vom 17. Juni 1953 ein Gedicht mit dem Titel «Die Lösung» verfasst:  
«Nach dem Stand des 17. Juni / liess der Sekretär des Schriftstellerverbands / in der Stalinallee Flugblätter verteilen, / auf denen zu lesen war,



dass das Volk / das Vertrauen der Regierung verscherzt habe. / Und es nur durch verdoppelte Arbeit / zurückerobern könne. Wäre es da / nicht doch einfacher, die Regierung / löste das Volk auf und / wählte sich ein anderes?» In: Brecht, Bertolt: *Gesammelte Werke*, Bd. 10, Frankfurt a.M. 1967, S. 1009.

- 12 Lübke, Hermann: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein, in: *HZ* 236 (1983), S. 579-599.
- 13 Werner, Karl Ferdinand: *Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft*, Stuttgart u.a. 1967; Losemann, Volker: *Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte*, Hamburg 1977; Heiber, Helmut: *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands*, Stuttgart 1966.
- 14 Über die Funktion des Gulag im sowjetischen Herrschaftssystem siehe den berühmt gewordenen literarischen Bericht von Alexander Solzhenizyn: *Der Archipel Gulag 1918-1956. Versuch einer künstlerischen Bewältigung*, Bern/München 1974.

# Lothar Gall<sup>1</sup>

*«Aber das sehen Sie mir nach, wenn ich die Rollen des Historikers und die des Staatsanwalts auch heute noch als die am stärksten auseinanderliegenden ansehe.»*

## Biographische Fragen

**Beginnen wir mit einigen biographischen Fragen, mit Fragen zu Ihrer Herkunft. Wir würden gern etwas über Ihren familiären Hintergrund erfahren. Welche Erfahrungen haben Sie aus der Zeit des Dritten Reiches geprägt und wie haben Sie das Kriegsende 1945 erlebt?**

Ich bin Ende 1936 in Lötzen/Ostpreussen geboren, war also am Ende des Dritten Reiches acht Jahre alt. Insofern sind die Prägungen durch das Dritte Reich gering. Wir sind 1944 geflohen, auf etwas abenteuerlicher Weise durch das Reich – Bochum, Stuttgart, München. In München bzw. dann im Bayerischen Wald endete meine Schulzeit zunächst, obwohl diese noch nie so richtig begonnen hatte. Das Jahr der ersten Klasse in Lötzen konnte ich zu dreiviertel besuchen, die zweite und dritte Klasse nur sehr unregelmässig, die vierte Klasse habe ich in Niederbayern, im Bayerischen Wald, beendet und bin dann nach dem Krieg auf ein Internat am Bodensee, Schloss Salem, gegangen. Ich bin dort neun Jahre geblieben, da mein Vater gefallen war. 1956 habe ich angefangen, bei Franz Schnabel in München zu studieren. Ich habe dann auch 1960 bei ihm promoviert, und er hat uns immer sehr gedrängt, damit wir nicht auf der Strasse sässen, falls er bald sterben sollte. Ich habe also nach acht Semestern promoviert und bin dann als Stipendiat ans Mainzer Institut für Europäische Geschichte gegangen.

**Lassen Sie uns noch einmal in den Abläufen zeitlich etwas zurückgehen. Was waren für Sie die Gründe, Geschichte zu studieren? Waren für diese Entscheidungen Erfahrungen und Prägungen aus dem Elternhaus grundlegend? Waren es Lehrer in der Schule? Oder war das gar eine ganz «natürliche» Entscheidung?**

Nein, es war keine «natürliche» Entscheidung. Ich sollte und wollte zuerst ganz in der Tradition meiner Familie Jura studieren und habe dann im ersten Semester als allgemeinbildende Vorlesung, Schnabel

gehört. Durch ihn bin ich auf die zunächst etwas abwegig erscheinende Idee gekommen, nicht Jura, sondern Geschichte zu studieren. Das ist die eigentliche Prägung. Sicher hatte ich in der Schule schon Interesse an Geschichte, jedoch nicht so, dass ich mir das für die berufliche Zukunft hätte vorstellen können. Schnabel las allgemeine Geschichte der Neuzeit – eine Sache, die heute wohl keiner mehr machen würde –, und das war für einen jungen Menschen damals schon sehr eindrucksvoll. Dadurch bin ich zum Geschichtsstudium gekommen, und es ging denn auch zügig voran. Im dritten Semester habe ich sein Seminar besucht, und er hat das Studium dann vorangetrieben, eher noch stärker als ich.

**Er ist Mitte/Ende der 60er Jahre gestorben.**

Ja, er ist Mitte der 60er Jahre gestorben, da war er 78 Jahre alt, d.h. als ich bei ihm studierte, war er schon hoch in den 60ern. Weil er im Dritten Reich aus der Universität entfernt worden war, hatte er vom bayerischen Kultusministerium die Erlaubnis, das Datum seiner Emeritierung selbst zu bestimmen. Daher hatte er also bis zu seinem 77. Lebensjahr gelehrt. Er hat sehr gern gelehrt, und der Abschied war wohl wirklich nur dem Alter geschuldet. Anderthalb Jahre später ist er dann gestorben, fast sprichwörtlich in den Sielen. Es waren diese Bedingungen, den Zeitverlust des Dritten Reiches nachzuholen, die ihn dahin brachte. Er war auch in München der einzige Historiker für Neuere Geschichte, mit einem riesigen Kolleg und einem ebenso grossen Schülerkreis. Schnabel ist in dieser Zeit ganz in der akademischen Lehre aufgegangen, während er wissenschaftlich weniger produktiv war. Die wissenschaftliche Produktivität lag bei ihm in der Zeit der Weimarer Republik. Die Möglichkeit zu publizieren, war ihm durch Schreib- und Veröffentlichungsverbot während des Dritten Reiches genommen.<sup>2</sup> Auf den Münchner Lehrstuhl berufen, hatte er sich dann ganz auf die Ausbildung und Förderung von Fachhistorikern konzentriert.

**Wie würden Sie seinen Lehrstil beschreiben, was charakterisierte das Klima in den Seminaren, die Sie bei ihm belegten?**

Nun, er war ja zuerst Studienrat, hatte sich dann 1922 in Karlsruhe habilitiert und ist gleich darauf dort berufen worden, hatte also die Aufgabe, Ingenieure an die Geschichte heranzuführen. So waren dann auch seine Vorlesungen angelegt, d.h., er versuchte einem inte-

ressierten Laienpublikum die Geschichte zu vermitteln. Das hat dann auch seine Lehre nach 1945 sehr stark geprägt. Er hatte kein spezialisiertes Fachpublikum vor Augen gehabt, sondern betrachtete die Historie eher als ein Bildungsfach. Natürlich wusste er sich auf die neue Situation einzustellen, doch war die Perspektive auf die Geschichte eine andere als bei seinen Universitätskollegen.

**War es dies, was Sie besonders faszinierte, oder gab es auch zeitgeschichtliche Gründe für Ihre Motivation, Geschichte zu studieren? Das Institut für Zeitgeschichte in München befand sich ja in unmittelbarer Nähe. Bot dies auch für Sie einen Studienanreiz oder war das Studium doch sehr auf die Lehre Schnabels konzentriert?**

Das sind nun zwei Fragen. Erst einmal war und blieb Franz Schnabel der «Hauptlehrer». Dagegen hat mich die Zeitgeschichte an sich damals nicht sehr beschäftigt, und dies ist seitdem auch weitgehend so geblieben. Mein Schwerpunkt ist das 18. und 19. Jahrhundert. Schnabel selber hatte die Vorstellung, Geschichte bedürfe der Distanz von 30 bis 40 Jahren. Das vertrat er eher unbefangen, nicht etwa im Hinblick darauf, seine eigenen Erfahrungen und ja gar nicht vorhandenen Verwicklungen im Dritten Reich auszublenden. Aber er empfand die unmittelbare Nähe des Historikers zu seiner eigenen Zeit als ein Erkenntnishindernis. Das hat er auch so vermittelt, und unter seinen Schüler war dann auch eigentlich kein Zeithistoriker. Hermann Mau, der erste Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, war ein Schüler von ihm, aber die meisten seiner Schüler beschäftigten sich mit Themen der Frühen Neuzeit und des 18. und 19. Jahrhunderts. Hier gab es mit der Zeitgeschichte kaum eine Berührung.

Ein Vorgang, der auf mich grossen Eindruck gemacht hatte, stand im Zusammenhang mit dem Ungarnaufstand von 1956. Da rief ein junger, aufgeregter Mann in der Lehrveranstaltung: «Wie können Sie hier über das 15. Jahrhundert lehren, während in Ungarn jetzt solche Dinge geschehen!» In dem Saal mit zweitausend Hörern war eine grosse Spannung, was Schnabel darauf antworten würde. Er sagte nur: «Wissen Sie, ich bin hier angestellt, um Geschichte und zu diesem Thema zu lesen und nicht, um vom Katheder herunter zu politisieren.» Und das fanden wir alle eigentlich richtig. Wir hatten nicht das Gefühl, er wäre hier ausgewichen, gar vor dem Hintergrund sei-

ner eigenen Biographie, die zudem ja keinen Grund dazu gegeben hätte. Aber die Rolle des «politischen Professors» im engeren Sinne war für die damalige Generation eher problematisch, jedenfalls in München.

### **Sie sind dann nach dem Studium nach Mainz gewechselt.**

Ich hatte in München promoviert, und baute die Dissertation, sie ist 1963 erschienen<sup>3</sup>, als Stipendiat an diesem Mainzer Institut für Europäische Geschichte aus – durch Schnabel dorthin vermittelt. Ich habe Schnabel dann öfter besucht. Bei einer solchen Gelegenheit zeigte er mir das Programm «so einer Organisation», der Deutschen Forschungsgemeinschaft – er erklärte mir dann auch, was das denn sei –, die Stipendien anbot, auch für Habilitanden. Er fragte mich, ob ich daran interessiert sei, was ich natürlich bejahte. Er schrieb dafür ein Gutachten, und ich bekam ein Stipendium von 1962 bis 1965. Während dieser Zeit schrieb ich mein Buch über «Baden in der liberalen Ära». Die Anlage dieses Buches ging auf Schnabels Bild von Bismarck zurück. Er war ein Bismarckkritiker und empfand diese Zeit als eine Schwelle zu einer fatalen Entwicklung. Diese Sicht war natürlich geprägt durch seine politischen Anschauungen katholisch-liberaler Herkunft aus Süddeutschland, eine grundsätzliche Gegnerschaft. Schnabel regte nun an, am Beispiel Badens die Frage zu verfolgen, wie die Geschichte verlaufen wäre, wenn nicht Bismarck, sondern das liberale Bürgertum sich in Deutschland durchgesetzt hätte. Ich empfand das als eine sehr spannende Frage, zumal ich mich schon mit Benjamin Constant und dem deutschen Vormärz beschäftigt hatte.<sup>4</sup> Damit war diese Arbeit zum einen eine Fortsetzung dieser Themen, aber auch eine zentrale Frage der deutschen Entwicklung.

1964 kam die Zäsur seiner Emeritierung und der Lehrstuhl in München sollte neu besetzt werden. Es gab eine Berufungsliste mit Schieder, Conze und Erdmann. Schnabel wollte Schieder, der ja Bayer war, als seinen Nachfolger. Ob er von den Dingen, die heute soviel Aufregung verursachen, etwas wusste, weiss ich nicht. Er bildete sich jedoch seine ganz spezifischen Urteile, die nicht ganz den Urteilen der Nachgeborenen entsprechen.

### **In welche Richtung gingen denn diese Urteile?**

Nun ja, er hat manche Kollegen, wie etwa Willy Andreas, sehr skeptisch, sehr kritisch gesehen, zumal sich das auf einer Generationsebe-

ne befand, die er sehr genau kannte. Er hatte den Opportunismus der damals im Amt Befindlichen schon klar gesehen. Man hatte ihn damals auch sehr schlecht behandelt. Sein grosser Konkurrent Gerhard Ritter und er liebten sich nicht so, weil sie auch ganz unterschiedlich waren, aber Ritter hat ja auch nach dem Krieg keine Hand für Schnabel gerührt. Schieder dagegen schätzte Schnabel sehr, gar keine Frage.

Schieder hat schliesslich den Ruf nach München abgelehnt, Conze und Erdmann auch. Schnabel hatte jedoch mit ihm vor der Ablehnung gesprochen, dann auch einen Brief geschrieben, in dem er Schieder bat, ob dieser nicht etwas für mich tun könne. Schieder antwortete, er könne dies ja auch von Köln aus machen, also mich weiter betreuen bzw. übernehmen. Ich habe daraufhin einen Vortrag in seinem Oberseminar in Köln gehalten, bin im Mai 1965 zu ihm nach Köln gewechselt und habe mich Anfang 1967 habilitiert, um danach nach Karlsruhe und Giessen zu gehen. Die Zeit also, die ich bei Schieder selbst war, war relativ kurz, knapp zwei Jahre. Allerdings muss ich sagen, dass der heutige Vorwurf, Wolfgang J. Mommsen, mein damaliger Kollege in Köln, und ich hätten Schieder nicht nach seiner Vergangenheit gefragt, etwas weltfremd ist. So wie es damals war, und vielleicht ist es sogar heute noch so, erlaubten es die hierarchischen Abstufungen nicht zu fragen: «Sagen Sie, Herr Schieder, was haben Sie eigentlich vor 1945 gemacht?» Nicht, dass sich die Frage nicht stellte, aber es gab dazu nicht die Gelegenheit. Man stand zu ihm als Professor nicht in dem Verhältnis, diese Fragen zu erörtern. Man kam nicht einmal durch das Vorfeld. Es ist nicht die Frage, warum wir uns nicht trauten, sondern es war ein Thema, das sich zur Erörterung nicht anbot, zumal man von dem Hintergrund damals nichts wusste. Sicher war bekannt, dass er als junger Mann in Königsberg war; ebenso konnte man sich denken – was ich auch in meinem Nachruf von 1984 über ihn geschrieben habe –, dass er kein Gegner des Regimes war, denn man konnte kein Professor werden, wenn man Regimekritiker war. Aber alles das, was Götz Aly nun aus den Akten herausgezogen hat, war uns ganz unbekannt.

**Sie kamen vorhin auf die Bismarckforschung zu sprechen.**

**Hans Rothfels hatte für diese ja eine sehr grosse Rolle gespielt.<sup>5</sup>**

**Ist dadurch nicht der «Königsberger Kreis» (in dessen Mitte Rothfels eine zentrale Figur war) als Thema in Gesprächen und Diskussionen, etwa auch mit Schnabel, aufgetreten?**

Nein, das eben nicht. In diesem Punkt waren Schieder und Schnabel ganz unterschiedlich. Nur, auch diese Fragen sind angesichts der Art von Schieder nicht so direkt besprochen worden. Schieder war, als ich ihn kennenlernte, eine sehr, sehr distanzierte Persönlichkeit. Nicht, dass er sich abriegelte, aber er hatte eine sehr starke Sperre, mit Leuten direkt zu sprechen, selbst mit Kollegen. Daher dachten Wolfgang Mommsen, Wehler und ich, dass Schieders Haltung zum Dritten Reich seiner abwägenden, immer sehr distanzierten Art, sich den Dingen zu nähern, entsprochen haben müsse. Er hatte eine das klare Bekenntnis zu politischen Anschauungen scheuende Haltung, wobei man dazu sagen muss, dass wir, die wir ihn erst nach 1945 und seit den 50er Jahren – ich erst seit Mitte der 60er – kannten, diese Haltung als eine beständige Einstellung vor Augen hatten, während er selber diese erst nach 1945 besonders akzentuiert haben mochte. Jedenfalls hatte er eine Art von detachierter, analytischer Haltung – das sehen Sie auch in seinen Aufsätzen –, die das unmittelbare Werturteil scheuten. Die Ebene, auf der er dies erläuterte, war immer von der unmittelbaren Gegenwart abgehoben. So, dachten wir, sei er auch im Dritten Reich gewesen. Und so war es ja dann auch im weiteren Verlauf, dass er nämlich schon von seiner Mentalität her nicht zu diesen Protagonisten der NS-Zeit zählte. Es war für uns schwer vorstellbar, dass Verbindungen zwischen ihm und den «Rabauken» der NS-Zeit bestanden.

Blickt man nun auf die heutige Debatte, die sehr laut ist und in welcher der Vorwurf erhoben wird, dass diese NS-Vergangenheit nicht gesehen worden ist, so geht es hierbei um Historiker, die mittlerweile tot sind, und um uns, die wir gut etabliert sind. Hier muss ich sagen, dass die Debatte in den 60er und 70er Jahren etwas anders verlaufen ist. Wehler, Mommsen und ich waren noch junge Leute, und bei vielen Dingen hat man sich dann gesagt, die NS-Vergangenheit wird wohl so gewesen sein, aber nun lassen wir das mal auf sich beruhen. Das war nicht Feigheit, sondern eine Lebenshaltung in der Distanz zur älteren Generation.

**In der Mitte der 60er Jahre erschienen dann die ersten Versuche von Historikern, die NS-Vergangenheit deutscher Historiker aufzuarbeiten, vor allem die Bücher von Helmut Heiber oder Karl Ferdinand Werner.<sup>6</sup> Hat man diese Bücher damals einfach nur zur Kenntnis genommen und die Ergebnisse dann auf sich beruhen lassen? Oder hat man es im Kollegenkreis diskutiert und die Thematik sogar problematisiert?**

Das muss man vom eigenen Fach her sehen. Ich habe das Heibersche Buch zum Beispiel nur ganz aus der Entfernung wahrgenommen. Es hat mich wissenschaftlich weniger interessiert. Das Thema lag ausserhalb der Interessen, die ich selber verfolgte. Es war dann auch, um das hinzuzufügen, eine Frage des Stils. Mich haben Fragen zur Geschichte geführt, die sich weniger damit beschäftigten, was X tat oder was Y im Dritten Reich machte. Das war für uns, die wir persönlich auch nichts damit zu tun hatten, eine Art Geschichte, von der wir sagten, dass dies so gewesen sein mochte, dass es aber nicht von zentraler Bedeutung war. Aber das sehen Sie mir als Individuum nach, wenn ich die Rollen des Historikers und die des Staatsanwalts auch heute noch als die am stärksten auseinanderliegenden ansehe. Es ist ja auch in der heutigen Debatte nicht die zentrale Frage, wie die damalige herrschende deutsche Geschichtswissenschaft zum Dritten Reich stand – eine Frage, die ich übrigens überaus spannend finde –, sondern es ist die Frage, wie die damals noch jungen Historiker, die überlebt hatten, zum Dritten Reich standen. Es ist die Frage, wie die Dons der ganz jungen Bundesrepublik im Dritten Reich agiert haben. Dass diese aber im Dritten Reich in der Lage der Abhängigen waren, die dann in der frühen Bundesrepublik ihre eigenen Schüler hatten, das gerät dabei aus dem Blickwinkel. Die Debatte suggeriert eine merkwürdige Gleichmässigkeit, und die Frage, wer im Dritten Reich unter den Historikern führend gewesen ist, wer sich dem Dritten Reich näherte oder ferner stand, tritt dabei in den Hintergrund zurück. So spielen führende Köpfe der damaligen Zeit, die aber im Krieg starben, und daher in der frühen Bundesrepublik keine Rolle mehr spielen konnten, auch heute in der Debatte keine Rolle mehr.

**Auf diesen Komplex werden wir noch einmal in dem Teil der standardisierten Fragen zurückkommen. Worüber wir noch gerne etwas erfahren würden, ist das Phänomen längerer Traditionslinien. Machen wir vielleicht einen kleinen Zeitsprung.**



**1975 wurden Sie Mitherausgeber der Historischen Zeitschrift. Diese Zeitschrift weist ja auch auf Kontinuitäts- und Bruchlinien hin, mit ihren Herausgebern Heinrich von Sybel und Friedrich Meinecke. Auf Meinecke folgte nach Konflikten Karl Alexander von Müller, der die HZ auf einen stromlinienförmigen Kurs im Dritten Reich brachte. Inwieweit hatten Sie Einblicke in diese institutioneilen Aspekte der heutigen Debatte? Beachtet man zudem, dass Karl Alexander von Müller noch bis 1964 die Nachkriegszeit erlebte und Schieders Betreuer bei dessen Promotion 1933 gewesen war.**

Aber für Karl Alexander von Müller war 1945 eine Zäsur. Danach war die wissenschaftliche Karriere beendet. Müller gilt als ein Beispiel der regierenden Köpfe während des Dritten Reichs, die Meinecke als Herausgeber herausgedrängt hatten. Das endete 1945. Und dann begann die Herausgeberschaft von Ludwig Dehio, das war also eine wirkliche Zäsur. Wir hatten, vielleicht fälschlicherweise, die Idee, dass in diesen Dingen 1945 eine sehr massive Zäsur stattfand. Das gilt auch für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Heinrich Ritter von Srbik war Präsident bis 1945, und danach begann der Neuanfang. Dass dort noch eine Kontinuität herrschte, kann man schlecht sagen, es war jedenfalls eine sehr gebrochene Kontinuität. Denn die Kontinuität riss mit dem Ende des Dritten Reiches in weiten Teilen ab. Und nun sagt man, dass durch Freyer, Conze, Schieder und Erdmann doch eine stärkere Kontinuität bestanden habe. Jedenfalls aber wurde Schnabel 1951 neuer Präsident der Historischen Kommission, das war ein deutliches Zeichen, dass nun eine Person an die Spitze kam, die zuvor zu den Gegnern des Regimes gehört hatte. Das verstärkte natürlich das Bild der Diskontinuität in den Institutionen.

Wenn Sie sagen, mit Sybel und Meinecke gebe es eine Linie, so ist es eine gebrochene Linie, voller Umwege. Und wenn Sie nach meiner eigenen Rolle dabei fragen, so habe ich als junger Mann den Rezensionsteil gemacht. Zuerst waren ja Schieder und Theodor Schieffer, ein Mann mit entschiedenen Meinungen, aber auch ein Gegner des Dritten Reiches, die Herausgeber. Schieder war zuständig für den Aufsatzteil, Schieffer hatte den Rezensionsteil betreut. Als es zu Differenzen zwischen den beiden kam, schied Schieffer aus, und ich übernahm den Rezensionsteil, den ich schon für eine Phase mit ihm gemacht hatte. Das waren allerdings Entscheidungen, die zwar nicht ad hoc, aber doch eher auf die Gegenwart bezogen gefällt wurden.

Dabei hatte man weniger auf gewisse Traditionslinien geachtet, so etwa «Schnabels Linie», die sich jetzt in die HZ fortsetzte. Das wäre in dieser Weise zu sehr in Zusammenhängen gedacht, die sich so nicht ergaben. Ich habe meine eigene Tätigkeit nicht in eine ganz bestimmte Richtung gehend gesehen. Nun kann man auf der anderen Seite nicht bestreiten, dass die Historische Zeitschrift eher ein «Mainstream»-Organ ist. So wurde in den siebziger Jahren «Geschichte und Gesellschaft» herausgebracht, ich weiss nicht, ob als eine Gegenründung zur Historischen Zeitschrift, aber als Gründung, die die Sozialgeschichte stärker präsentieren wollte. Aber das ist ein Teil der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft, die weder hier in der «Historischen Zeitschrift» noch dort in «Geschichte und Gesellschaft» mit dem Dritten Reich zusammenhängt.

**Wie oder vielmehr wo würden Sie sich im Spektrum der deutschen Geschichtswissenschaft seit der Wende der 60er Jahre hin zur Sozialgeschichte positionieren? Immerhin sind zwei der bekanntesten Schüler von Theodor Schieder, nämlich Hans-Ulrich Wehler und Sie, jeweils Herausgeber der beiden genannten Zeitschriften. Wie haben Sie diesen Aufbruch der 60er Jahre, die Entstehung der Bielefelder Schule erlebt? Gab es etwa innerhalb des Historikerkreises um Schieder Diskussionen um diese neuen Ausrichtungen?**

Das ist eine sehr schwierige Frage. Zuerst einmal – das ist allgemein bekannt – hatte Schieder nach 1945 viele Schlüsse gezogen. Der eine führte dazu, dass die Liberalität sehr weitläufig war, d.h., dass er unter seinen Schülern alle möglichen Charaktere, auch Leute, die heute keiner mehr kennt, versammelt hatte, die nebeneinander wirkten. Er hatte ihnen allen einen Raum gegeben, stärker, als das bis dahin überhaupt in der Geschichtswissenschaft üblich gewesen war. Das gehört zu den Merkwürdigkeiten dieses Umbruchs, dass Schieder, wohl selbst mit dem Gefühl, während des Dritten Reiches in dieses verwickelt gewesen zu sein, dafür sorgte, dass alle seine Schüler das breite Feld ihrer Interessen pflegen und dabei sich seiner Fürsorge – nicht Zustimmung, denn er hatte ja eine eigene, sehr klare Position – sicher sein konnten. Aber es war eine Sache, ob er etwas wissenschaftlich in Richtung und Fragestellung gut fand, oder ob er etwas interessant fand, was zudem *lege artis* war und das er unterstützte. Das traf z.B. auf Wehler zu, der eine kämpferische Natur war und

sich ja (auch in seinen Fussnoten ablesbar) reihum «viel Feind, viel Ehr» gemacht hat. Das schien für Schieder in Ordnung zu sein. Dann glaubte Wehler, der Gegenstand seiner Habilitationsschrift sei bereits von einem anderen vorweggenommen worden, was wohl zu individuellen Krisen geführt hat, wobei Schieder ihm immer die Stange gehalten hat.

Das ist das, was ich in der ganzen Debatte etwas schwierig finde. In der Zeit, in der wir fast täglich mit Schieder zusammen waren, als Assistenten – ich bei Schieder, Wehler bei Angermann –, da hatte er uns immer im wissenschaftlichen wie auch in den menschlichen Bezügen eine starke Grundloyalität entgegengebracht. Der Diskurs vermittelt immer nur einen Teil der Dinge, aber die gelebte Welt der 60er Jahre war so, dass er eine Art väterliche Rolle in diesem Wissenschaftssystem gespielt hat. So konnte man sagen, dass die Schieder-Schüler zwar sehr unterschiedlich waren, sie haben aber alle einen gemeinsamen Protektor gehabt, und ich würde sagen, dies nicht nur als wissenschaftlichen Fachmann, sondern auch in menschlicher Hinsicht. Im Vergleich zu heute war das Verhältnis wohl in vielen Bereichen viel distanzierter, aber im engeren Schülerkreis stand man sich sehr viel näher. Man fühlte sich als Schüler dieses Mannes, war auch stolz auf ihn. Das ist ein gelebtes Beziehungsgeflecht, das mit uns, die wir es erlebt haben, wieder versinken wird. Kurzum, er hat die Ausweitung der Geschichte in alle möglichen Bereiche ausserordentlich stark gefördert und, ohne im Kern mit dem Neuaufbruch zu sympathisieren, ihn doch erst möglich gemacht. Das ist etwas, womit man immer rechnen muss: Wenn das Neue sich einen Durchbruch verschaffen will, so muss es sich zuerst bis zu einem bestimmten Grad der Unterstützung der jeweils dominierenden Kräfte versichern. Und dafür hat Schieder gesorgt.

**Würden Sie sagen, dass er Sie methodisch am stärksten geprägt hat?**

Mit der Prägung ist das so eine Frage. Da bin ich wohl von Schnabel viel stärker bestimmt worden, etwa in den Themen, der Fragestellung oder der Methodenwahl. In dieser Hinsicht war ich zwar unter den Schieder-Schülern thematisch und methodisch kein Fremdkörper, aber doch sehr weit entfernt. Ich habe jetzt auch in der Debatte immer gesagt, dass ich Schieders Assistent war und ihm natürlich viel verdanke, und da, wo sich seine Themen mit denen Schnabels berührten, da ergänzten sie sich auch.

Aber im engeren Sinne eines geistigen Schülers von Schieder würde ich mich immer nur begrenzt sehen. Ich bin dort ganz als Teil seiner Schüler aufgenommen worden, zwar nicht in der Wolle gefärbt wie Wolfgang Mommsen, aber voll akzeptiert. Man hatte nicht die gleichen Meinungen und Interessen, aber das ging dort dann trotzdem gut zusammen.

**Ein prominenter Schüler Schieders wird in der heutigen Debatte schmerzlich vermisst: Thomas Nipperdey. Welche Rolle spielte er in dieser Zeit?**

Nipperdey ist eine Figur, die irgendwo dazwischenlag. Er hatte bei Bahr in Köln Philosophie studiert<sup>7</sup>, Schieder hat ihn dann an sich gezogen, gefördert. Nipperdey ist dann 1964 oder 1965 nach Karlsruhe gegangen. Er stand den liberalen, vielleicht mit Vorbehalt konservativen Kreisen von Historikern nahe, «konservativ» mit Vorbehalt, da in dem heutigen Wissenschaftsbetrieb wir uns alle politisch im Bereich von Mitte-Links befinden. Im Unterschied etwa zu Frankreich ist ja das politisch rechte Spektrum seit dem Zweiten Weltkrieg diskreditiert, selbst wenn Wehler in den 70er Jahren von den Neokonservativen sprach. Da sind wir doch alle Teil einer allgemeinen Entwicklung.

Mir kommt dabei die Frage der Abkömmlinge, die Sie zuvor gestellt hatten, in den Sinn, mit mir meinetwegen, Wolfgang J. Mommsen und Wehler, damit haben Sie die drei Hauptrichtungen. Dabei kann man sagen, dass Wehler und ich uns zwar nicht aus dem Wege gegangen sind, aber Wehler und ich haben persönlich und wissenschaftlich eher weniger miteinander zu tun.

**Zumindest rezensieren Sie sich gegenseitig doch recht freundlich.**

Was heisst freundlich? Ich denke doch fair. Und jedenfalls nicht in diesem Stil der dramatischen «Schlage-tot-Mentalität». Die Sozialgeschichte, die Historische Sozialwissenschaft war ja eine Strömung, die ihre eigenen Ausdrucksformen gefunden hatte. Ich dagegen, da bin ich nun ganz Partei, sehe das Feld der Historie eher weitläufiger, in der Tradition Schieders sozusagen akzeptiere ich dieses und jenes, während bei manchen Bielefeldern – den Nachfolgern Wehlers, bei Wehler selbst weniger – die Tendenz zu bemerken ist, nur diese eine Richtung von Geschichtswissenschaft zu dulden, also die Forschung stärker schulmässig zu organisieren. Das Phänomen, dass Wehler

wie etwa Schieder Leute fördern würde, die seinen grundlegenden Ansichten widersprechen, wird man wohl dort nicht vorfinden. Insofern ist das schon ein Generationensprung von Schieder zu Wehler. Die weitläufige Liberalität, die in den 50er und 60er Jahren herrschte, die hat sich dann wieder etwas verengt. Es waren zeitweise gar Heersäulen, die sagten: «Der gehört zu uns, der gehört zum anderen Lager.» Ich habe mich immer bemüht, und das auch in der Historischen Zeitschrift, dieses Lagerdenken zurückzudrängen. In der Historischen Zeitschrift haben Vertreter aller Richtungen Raum gefunden, das wurde auch schon zu Zeiten Schieders so gemacht, der die Meinungen in manchen Aufsätzen schrecklich, aber die Machart überzeugend fand und dann auch zur Diskussion stellte. Dadurch blieb die HZ auch in den stürmischen Jahren der Auseinandersetzung, in den 70er Jahren, immer noch ein vermittelndes Organ, mehr denn als ein Parteirichter, was wohl mehr auf Geschichte und Gesellschaft zutraf. Aber das ist ein Bereich, in dem ich immer werte.

**Welches waren dabei die Themen, an die die Debatten immer wieder angeschlossen?**

Ich glaube die grossen Fragen waren die, die den Zugang zur Geschichte betrafen, wie etwa die Frage nach den Kräften der Geschichte, welches sind die wichtigen Bereiche, so wie Wehler sie formulierte, mit «sozialer Ungleichheit», Wirtschaft und Gesellschaft.<sup>8</sup> Sind die allgemeinen strukturellen Voraussetzungen das entscheidende oder sind es die kontingenten Faktoren? Aber das waren mehr grundsätzliche Fragen. Dabei sehen Sie, und das ist ganz interessant, dass bei den Schieder-Schülern kaum einer darunter ist, der Zeithistoriker ist. Zwar nähert sich Wehler jetzt mit seiner Gesellschaftsgeschichte dieser Zeit, aber er ist ein Mann des 19. Jahrhunderts. Mommsen ist es ebenso, mit seinen Gegenständen Max Weber und Imperialismus. Aber dieses Phänomen der wenigen Zeithistoriker geht sowohl auf Schüler als auch auf den Lehrer zurück. Schieder hat sich nicht mit der Zeitgeschichte beschäftigt, er hatte damit Berührungspunkte eigentümlicher Art und hat deshalb dafür auch keine Schüler angezogen. Er hat dieses Gebiet gemieden, allerdings aus anderen Gründen als Schnabel, der ja auch nicht über die NS-Zeit gelesen hat. Somit sind die Fragen, die heute ins Zentrum rücken, dort methodisch und sachlich aussen vor geblieben. Das ist aber auch ein spezifischer Fall, es gilt zum Beispiel für Erdmann überhaupt nicht.

**Und Conze beschäftigte sich ja auch stark mit zeitgeschichtlichen Themen, schrieb über Jacob Kaiser und Weimar, nicht nur mit der Geschichte der «technisch-industriellen Welt».**

Aber er selber nicht mit dem Dritten Reich. Er hatte Schüler, die sich dann auch mit diesem Abschnitt beschäftigen konnten, wie etwa Hans Mommsen. Aber das Verhältnis Schieder-Rothfels ist hier natürlich sehr spannend. Rothfels scheint durch seine jüdische Herkunft und seine Emigration von den Vorwürfen ganz weit weg, aber er war es natürlich nicht, denn der Einfluss von Rothfels auf Schieder war in der Königsberger Zeit doch sehr stark. Rothfels hatte in manchen Dingen mit dem Dritten Reich Berührungspunkte. Der NS-Studentenbund hatte sich vor seiner drohenden Entlassung 1934 sehr für Rothfels eingesetzt, indem er darum bat, bei ihm doch eine Ausnahme zu machen, da Rothfels ja ein ganz nationaler Mann sei. Aber das waren eben jene merkwürdigen Zusammenhänge, die nach dem Krieg glatt gestrichen wurden. Schieder und auch Conze waren dann eben Schüler von Rothfels. Wie soll man diese beiden nun einschätzen?

Ich bin nun nicht so nahe dran, dass ich die massiven Angriffe von Götz Aly genau beurteilen könnte, aber ich übernehme sie auch nicht ungeprüft. Ich sehe bei Schieder die Distanz doch grösser und die Eigeninitiative geringer, als es Aly tut. Natürlich klingen die Vokabeln in unseren Ohren furchtbar. Es ist aber etwas anderes, ob man hier die Frage der mittel-/osteuropäischen Probleme in den Vordergrund stellt oder diese Äusserungen allein im Licht der Erfahrung von Auschwitz sieht. Dazwischen liegt meines Erachtens eine Welt.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer, oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Zuerst einmal kann man die deutschen Historiker nicht als eine Einheit sehen. Das waren sie damals nicht, und das sind sie auch heute nicht. Insofern kann man das immer nur von Fall zu Fall und im jeweiligen Zusammenhang beurteilen. Ich würde nicht sagen, dass sie

die Vorbereiter oder gar die Sturmtruppe des Nationalsozialismus waren. Sicher gab es viel Opportunismus in den unterschiedlichsten Bereichen. Es ist in gewisser Weise ein Thema, das die Wissenschaft beschäftigen muss, aber ich würde immer davor warnen, dies zu pauschalisieren. Es gibt bei der Fülle der Institutionen und bei der Fülle der Historiker so unterschiedliche Antworten, auch nach ihrer jeweiligen Vorgeschichte, ihrer Nähe oder Ferne zu bestimmten Richtungen der Weimarer Republik, so dass ein begründetes und den gesamten Kontext berücksichtigendes Urteil überhaupt noch nicht möglich ist. Wir befinden uns sozusagen noch in der Phase der staatsanwaltlichen Ermittlungen mit gewissen Pauschalisierungen, die da auch nicht unvermeidlich sind.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

In der Frage steckt schon das Urteil, dass der Fall Conze und Schieder so liegt. Ich würde die Frage zunächst einmal, was Schieder betrifft, sehr viel offener behandeln. Natürlich gibt es Formulierungen in den Schriftstücken, die uns vorliegen, die besonders grell klingen, aber man müsste einmal genau sehen, wie sich das in den jeweiligen Kontext einordnet.

Ich würde auch die biographische Frage mit dem Schema «Da ist Schuld, und die muss durch Leistungen wieder gut gemacht werden» nicht so stellen, so geht es in der Geschichte ja nicht zu – etwa wenn man fragt, ob Bismarck dann und wann seine Schuld gebüsst hat. Ich finde das eine unhistorische Frage.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte:  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Das war nun für jene, die sich der damals neuen Richtung zu wandten, ein innovativer Ansatz. Den Begriff der «braunen Wurzeln» halte ich aber für ganz abwegig, weil es immer auf die Mentalität desjenigen ankommt, der mit den neuen Methoden und der Fragestellung umgeht, und da es eben eine Mentalitätsfrage ist und ich gerade dieser Richtung nicht angehöre, so dass ich das relativ unbeeinträchtigt einschätzen kann, glaube ich nicht, dass es eine bestimmte Kontamina-

tion des Denkens durch bestimmte Methoden oder Zugänge gibt. Es war damals gegenüber den diplomatie- oder politikgeschichtlichen Ansätzen eine neue Form der Geschichtswissenschaft, auf die sich ein Teil der jüngeren Generation gestützt hat, weil sie darin methodisch wie sachlich etwas Neues sah. Dass dieses in einem engen Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus stand, ist wohl wahr, aber das sollte man nicht überstrapazieren. Für die nachfolgende Sozialgeschichte bestanden dann ganz andere Verhältnisse, sie ist aus der «École des Annales» genauso gewachsen wie aus anderen Wurzeln, und von der «Ecole des Annales» wird nun niemand behaupten – schon wegen der Herkunft ihrer führenden Mitglieder –, dass sie braune Wurzeln gehabt hätte.<sup>9</sup> Dieser Begriff ist, von Ihnen so freilich nicht verwendet, eine denunziatorische Formel, die uns gar nicht weiterhilft.

#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Ich hatte das ja schon zuvor einmal erläutert. Die personelle Kontinuität ist weitgehend abgerissen. Nach 1945 gibt es dort eine viel stärker Zäsur als in anderen Bereichen. Die Personen die etwa während und durch das Dritte Reich Karriere gemacht hatten, sind nach dem Krieg nicht mehr da oder nur ganz wenige. Es gibt nun diese drei, vier Historiker, die in den Kriegsjahren auf Lehrstühle kamen – was immer ein Zeichen dafür ist, dass sie dem Regime nicht feindlich gegenübergestanden haben – und deren Karriere dann eigentlich nach 1945 begann. Sie hat man herausgegriffen und dies als Zeichen für Kontinuität genommen. Ich würde aber die Kontinuität ansonsten nicht so stark sehen. Wenn man sich zudem die Personen ansieht, die die Schüler jener Historiker waren, die vom NS-Regime berufen oder gefördert worden sind, so lässt sich feststellen, dass die Kontinuität hier deutlich abgerissen ist. Wir haben in den 50er oder 60er Jahren keine jüngere Historiker-Generation, die irgendwelche neonazistischen Tendenzen aufweist. Da sehe ich den Bruch doch sehr massiv. Eigentlich bleibt die Behauptung von der Kontinuität sehr abstrakt. Für den konkreten Fall hat aber noch niemand behauptet, dass gerade auch die Schüler von Erdmann, Conze oder Schieder den gleichen Geist nur in andere Tüten gefüllt hätten. Sei das Eberhard Jäckel als Schüler von Erdmann, Hans Mommsen als Schüler von Werner Conze oder Wehler als Schüler von Schieder, so markieren sie doch alle einen Neuanfang.



**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch das Jahr 1968 überdauerte?**

Sicher ist das ein Problem, dieses Schweigen festzustellen und sich zu fragen, warum es dieses gab. Aber ich sehe dieses Beschweigen nicht so klar, weil ich das immer wieder am Fall meines Lehrers Franz Schnabel konkretisiere, der wirklich zu den Opfern des Dritten Reiches gehörte, dennoch Schieder als seinen Nachfolger in München haben wollte, dabei hatte Schnabel ja keinen Lethe-Trank genommen. Sie waren keine Feinde, die über die Vergangenheit hinweg Frieden geschlossen hatten, sondern es war in diesem Fall die Kluft zwischen beiden nicht so gross. Offensichtlich hatte man die Verfehlungen im Dritten Reich bei den Zeitgenossen als nicht so desavouierend angesehen, wie das heute der Fall ist. Denn in der heutigen Debatte sind diese drei Figuren (Erdmann, Conze, Schieder) Vordenker und Wortführer des Nationalsozialismus, was ich bei zweien sehr bezweifeln würde. Insofern finde ich das Beschweigen hier so nicht wieder, weil ich ja dann selber auch aus der eigenen Erfahrung heraus sagen müsste, dass ich im falschen Boot gesessen habe, im falschen Fach war oder mit den falschen Diskussionen angefangen habe. Mein persönlicher Eindruck, wie auch der von Wehler und Mommsen, spricht doch für eine absolute, nicht nur äusserliche Distanzierung zum Dritten Reich und spricht dafür, dass hier ein Neuanfang gemacht worden ist, wenngleich wir diesen Neuanfang auf je unterschiedliche Art repräsentieren. Und wenn wir alle aus so einer Art Verschweige-Gemeinschaft aufgestiegen wären, wären wir alle doch sehr gebrochen – und wir empfinden alle nicht so sehr, dass wir nun gebrochene Persönlichkeiten wären.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen?  
In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Zur ersten Frage würde ich sagen, dass die Distanz zwischen der Geschichtswissenschaft und der Politik sehr gross sein muss, weil es zwei verschiedene Bereiche sind. Der Handelnde hat, so sagt man, «kein Gewissen», nicht auf das Dritte Reich bezogen, sondern allgemein weil er handeln muss, während der Historiker diese Handlung

gen reflektiert und insofern kein politischer Wissenschaftler im engeren Sinne der Politikberatung oder gar der Besserwisseri ist. Ich glaube freilich, dass nach 1945 die Neigung zum politischen Professor im unmittelbaren Sinne noch geringer geworden ist, d.h., nach 1945 war es die Tendenz der im Amt Befindlichen, sich sehr distanziert gegenüber der Politik zu verhalten. Dies nicht etwa, weil ihnen die gegenwärtige Politik im Vergleich zur vergangenen weniger gut gefiel, sondern weil man die Erfahrungen hatte, dass das Sich-einlassen auf das Regime hoch problematische Folgen hatte. Der Ausweg war dann eben die Vergrößerung der Distanz. Inwieweit das de facto ging und inwieweit das gemäss den einzelnen Neigungen variierte, mag dahingestellt bleiben. Als methodischer Grundsatz wurde jedoch die Distanz von dortiger Seite her gefördert. Blickt man auf die 50er und 60er Jahre, dann war das wohl weniger ein Beschweigen, als dass man vielmehr glaubte, vom Rathaus gekommen und nun etwas schlauer geworden zu sein.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Johannes Gross hat einmal gesagt: «Der Widerstand gegen Hitler wächst von Tag zu Tag.» Das meint, in ironischer Formulierung, dass die Ablehnung Hitlers und seines Regimes und die öffentliche Bekundung dieser Ablehnung in der Masse wächst, in dem die Zahl der Lebenden, die in dieses Regime in irgendeiner Weise verstrickt waren, gegen Null geht. Nun fragen die später Geborenen die früher Geborenen, warum sie die Verstrickten nicht zu ihren Lebzeiten energisch befragt und so ihre Ablehnung dokumentiert hätten. Anders gewendet: Es geht gar nicht so sehr um die Historiker im Nationalsozialismus, sondern um Historiker in der Bundesrepublik, die in das Naziregime in irgendeiner Weise verstrickt waren und in der Bundesrepublik zu Ansehen und Einfluss gelangten, ohne von ihren Schülern und der Öffentlichkeit nach der Art und dem Grad ihrer Verstrickung gefragt worden zu sein. Hinter den Toten erscheinen also die heute Lebenden und werden mit dem Vorwurf konfrontiert, einerseits Duckmäuser gewesen zu sein und andererseits vielleicht auch inhaltlich manches aufgenommen und weitergeführt zu haben – Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte. Das bietet na-

türlich Stoff zu Emotionen und emotionale Reaktionen, die dann freilich in ganz andere Bereiche als die vordergründig behandelten führen.

### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Das ist schwer zu sagen, weil die Debatte noch unmittelbar in Gang ist, aber ich glaube es eigentlich nicht. Es geht ja, wie gesagt, nicht im engeren Sinn um wissenschaftlich strittige Fragen; Verteidiger der betreffenden Haltungen und Positionen gibt es nicht. Insofern erinnert das Ganze an den sogenannten Historikerstreit der 80er Jahre, der, mit grosser öffentlicher Aufmerksamkeit und im Wesentlichen in den Zeitungen geführt, seltsam substanzlos war beziehungsweise seine Substanz aus anderen als wissenschaftlichen Streitfragen zog, da es ja keine Revisionisten bezüglich der allgemeinen Einstellung und Haltung zum Dritten Reich gab.<sup>10</sup> Demgemäss ist er, im Kern ein Medienereignis, längst versunken.

- 1 Ort des Interviews: Historisches Institut, Frankfurt a.M./ Datum: 16.06. 1999, ca. 15.30 bis 17.00 Uhr / Interviewer/in: Hacke, Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Franz Schnabel war 1936 aus politischen Gründen «zwangsentpflichtet» worden, arbeitete aber noch am fünften Band seiner «Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert», der 1939 abgeschlossen und in den Druck gehen sollte. 1941 allerdings schritt die NS-Zensur ein und verbot den schon im Umbruch befindlichen Band.
- 3 Gall, Lothar: Benjamin Constant: seine politische Ideenwelt und der deutsche Vormärz, Stuttgart 1963.
- 4 Gall, Lothar: Der Liberalismus als regierende Partei: Das Grossherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung, Wiesbaden 1968.
- 5 Vgl. Rothfels, Hans: Bismarck und das 19. Jahrhundert, in: ders.: Zeitgeschichtliche Betrachtungen. Vorträge und Aufsätze, 2., durchges. Aufl., Göttingen 1959, S. 54-70; ders.: Bismarck und der Osten. Eine Studie zum Problem des deutschen Nationalstaats, Leipzig 1934.
- 6 Vgl. dazu Anm. im Interview Schieder.
- 7 Die Dissertation Nipperdeys trug den Titel «Positivität und Christentum in Hegels Jugendschriften» (1953).
- 8 Vgl. die Struktur der drei bisher erschienenen Bände von Wehlers «Deutsche Gesellschaftsgeschichte», München 1987-1995, in denen er den

- «Strukturbedingungen und Entwicklungsprozessen» von 1. Wirtschaft, 2. Sozialer Ungleichheit, 3. Politischer Herrschaft und 4. Kultur nachgeht.
- 9 Die «École des Annales» bezeichnet eine eher lose miteinander verbundene und nicht als Schule institutionalisierte Gruppe von Historikern, die im Umfeld der 1929 gegründeten Zeitschrift «Annales d'histoire économique et sociale», heute «Annales. Histoire Sciences Sociales» publizieren. Die Historikergruppe um die Zeitschrift «Annales» steht als Synonym für eine Ausrichtung der Strukturgeschichte, die in den 60er Jahren durch den Wirtschaftshistoriker Ernest Labrousse und den Sozialhistoriker Fernand Braudel personifiziert wurde. Der Mediävist Marc Bloch (\*1886), mit Lucien Febvre Begründer dieser Zeitschrift, war Jude und wurde als Résistance-Kämpfer 1944 von der Gestapo erschossen.
- 10 Vgl. dazu Anm. im Artikel Jaraus/Hohls.

# Hartmut Lehmann<sup>1</sup>

*«Es gab Vordenker, es gab Mitläufer, und es gab natürlich auch viele Emigranten, die man heute in der Regel vergisst.»*

## Biographische Fragen

**Herr Lehmann, wir möchten das Interview mit Fragen zu Ihrer Kindheit beginnen. Sie sind 1936 in Reutlingen geboren. Können Sie kurz die entscheidenden Prägungen Ihrer Kindheit und Jugend skizzieren?**

Die entscheidende Zäsur in meiner Kindheit und Jugend war das Kriegsende 1945. Mein Vater war Soldat und kam erst 1947 aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Ich besuchte unmittelbar nach dem Kriege ein Internat, begann 1946 mit dem Gymnasium. Abitur habe ich 1955 in Nagold im Schwarzwald gemacht. Eine wichtige Prägung vorher war mein Jahr als Austauschschüler in den USA 1952/53.

**Erzählen Sie uns etwas über Ihr Elternhaus?**

Mein Vater war Lehrer, und meine Mutter, die evangelische Theologie studiert hatte, arbeitete in der Kriegszeit auch als Lehrerin. Nach dem Krieg war mein Vater an der Akademie für Lehrerfortbildung in Calw im Schwarzwald tätig. Deshalb habe ich die Jahre von 1949 bis 1952 in Calw verbracht. Von Calw aus übernahm mein Vater als Oberstudiendirektor ein Seminar für Lehrerbildung in Nagold.

**Und welche Fächer hat Ihr Vater unterrichtet?**

Mein Vater war Pädagoge im vollen Wortsinn, er unterrichtete auch Philosophie, obwohl er im Grunde nur ausgebildeter Volksschullehrer mit Zusatzstudium war. Aber da er in der NS-Zeit zunächst kein Parteimitglied war, konnte er nicht in der gewünschten und erhofften Weise reüssieren. Er ist dann 1937 in die Partei eingetreten, wie so manch anderer auch, und hatte seine erste ständige Stelle 1937 als Lehrer in einem kleinen Dorf – in Talheim bei Tuttlingen – im südlichen Schwarzwald. Dort verbrachte ich meine Kindheit.

**Wollten Sie nach dem Abitur – vielleicht geprägt durch Ihren Vater – gleich ein Studium der Geisteswissenschaften anfangen?**

Ich war nach dem Abitur völlig unentschlossen, was ich tun sollte. Ich habe im ersten Semester in Tübingen in fünf Fakultäten hineingehört: Mathematik, um festzustellen, dass ich das nicht kann, Jura, um festzustellen, dass ich das nicht interessant genug fand, ferner Theologie und Biologie, das fand ich schon interessant, aber hängengeblieben bin ich dann bei der Geschichte. Das war im Sommersemester 1955, wobei mich im ersten Semester besonders Waldemar Besson fasziniert hat.

**Besson war damals Assistent von Rothfels?**

Er war einer der beiden Assistenten von Rothfels. Bei Besson habe ich ein Proseminar zur neueren Geschichte gemacht, und Besson hat wesentlich dazu beigetragen, dass ich Geschichte studierte.

**Haben Sie dann weiter in Tübingen studiert und Ihre Fächer so umgruppiert, dass sich dann Geschichte herauschälte?**

Durch den Aufenthalt in Amerika hatte ich schulisch zwar keine Probleme, aber doch eine Hypothek: Ich kam zur Universität ohne Grosses Latinum. Nach dem Jahr in Amerika bin ich in meine alte Klasse zurück, aber musste, da es ein naturwissenschaftliches Gymnasium war, sehen, dass ich in den naturwissenschaftlichen Fächern Chemie, Physik, Mathematik, Biologie wieder auf den Stand kam. Und was ich dann in der Schule vernachlässigte, war in der Tat das Fach Latein. Nachdem mir klar war, dass ich in der Philosophischen Fakultät landen würde, musste ich das Grosse Latinum nachholen. Ich habe praktisch mein 2. Semester mit Latein verbracht und am Ende dieses Semesters auch das Grosse Latinum abgelegt.

Im 3. Semester bin ich weg von Tübingen, auch um nicht jedes Wochenende nach Hause fahren und jedes Wochenende in meinem Handballverein spielen zu müssen. Das 3. Semester verbrachte ich in Wien. Das war in vielerlei Hinsicht wichtig für mich. In Wien gab es im Sommer 1956 – ein knappes Jahr nach dem Ende der Besetzung – nur wenige nicht-österreichische Studenten. Ausserdem war für mich dort unendlich viel Neues zu sehen. Wien war die erste Grossstadt, in der ich längere Zeit lebte: eine Stadt mit Kirchen, Museen,

Konzerten, Oper und Theater usw. Das war für mich eine ganz wesentliche, grosse Erfahrung. In Wien lernte ich im 3. Semester meine spätere Frau kennen. Wir gingen im 4. Semester zusammen nach Bristol in England zum Studium. Im Sommersemester 1957 ging ich zurück nach Tübingen, aber schon mit einem DAAD-Stipendium nach Österreich in der Tasche. Im Sommer 1957 war ich bei Rothfels und bei Eschenburg im Hauptseminar. Beide fand ich hochinteressant. Aber gleichzeitig war damals schon klar, dass Tübingen nicht die Station sein würde, wo ich mein weiteres Studium absolvieren und zum Abschluss bringen, sondern dass dies Wien sein würde.

**Nach welchen Kriterien haben Sie sich die Universitäten ausgewählt, an denen Sie studiert haben?**

Als ich nach dem zweiten Semester von Tübingen weg wollte, gab es eine lange Diskussion mit meinem Vater; ich hatte München oder Basel vorgeschlagen. Er sagte, wieso nicht Wien. Das ergab sich so in einem freundschaftlichen, aber auch leicht kontroversen Gespräch. Ja, sagte ich, warum nicht Wien. Da ich unternehmungslustig war, ging ich nach Wien.

**Es scheint, dass in der Anfangszeit Ihres Studiums einzelne Lehrer nicht besonders prägend gewesen sind, da Sie sich ja immer im Wechsel befanden. Wenn Sie Eschenburg und Rothfels erwähnen, die ja an prominenter Stelle die Zeitgeschichte etabliert haben, so sind Ihre späteren Interessen ja dann eher andere gewesen ...**

Sie täuschen sich: Meine damaligen Themen waren in der Zeitgeschichte angesiedelt. Ich habe auch über ein Thema zum Ersten Weltkrieg promoviert, und erst später kam dann die Frühe Neuzeit hinzu. Insofern lag mein Hauptinteresse damals durchaus in der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Schon der Einstieg ins Proseminar bei Besson oder das Hauptseminar bei Rothfels über den Widerstand weckten bei mir grosses Interesse für die Zeitgeschichte. Das war ja auch das Attraktive an der Rückkehr nach Wien, dass in Österreich 1955 die Aktenbestände bis 1918 geöffnet wurden, bis zum Ende der Monarchie; deshalb war es möglich, Dissertationsthemen zu übernehmen, die sich auf die neueste Zeit bezogen, gestützt auf die jüngst freigegebenen Aktenbestände.

**Noch einmal zurück nach Tübingen: Hans Mommsen hat ja auch über ein «österreichisches» Thema, die habsburgische Sozialdemokratie, gearbeitet bzw. promoviert. Haben Sie damals am Lehrstuhl die jungen Wissenschaftler kennengelernt?**

Sicher kannte ich Hans Mommsen. Er war schon Hilfskraft, als ich noch einfacher Student war, insofern rangierte er in der Hierarchie am Rothfels-Lehrstuhl weit oberhalb von mir. Genauso Gotthard Jasper, der auch Hilfskraft war, wenn ich mich recht entsinne. Und dann natürlich Hiller von Gaertringen und Besson, als Assistenten.

**Und wie haben Sie Rothfels damals wahrgenommen? War da etwas Faszinierendes, oder wie wirkte er auf Studenten?**

Ich habe Rothfels auf sehr unterschiedliche Weise wahrgenommen. Auf der einen Seite haben mich seine Bismarck-Vorlesungen, überhaupt seine grossen Vorlesungen enttäuscht. Ich fand sie sehr trocken, fast hölzern, auch im Tenor; heute würde ich sagen: veraltet. Interessant und ganz anders war Rothfels dagegen, wenn es um den Widerstand ging. Im Widerstandsseminar wurden sehr aktuelle Dinge auf eine lebendige Weise diskutiert. Insofern zeigte das Widerstandsseminar im Sommer 1957 einen ganz anderen Rothfels. Am Ende dieses Semesters gab es ein Gespräch, in dem Rothfels mich fragte, ob ich bei ihm Weiterarbeiten wolle. Das war für mich aber gar keine Alternative, weil ich bereits das Stipendium nach Österreich hatte. Bis dahin hatte ich in allen Semesterferien arbeiten müssen, um mein Studium zu finanzieren. Mit dem Stipendium war ich zum ersten Mal frei, über längere Zeit intensiv nur studieren zu können. Insofern war es für mich zwar sehr schön zu hören, dass Rothfels mir zutraute, bei ihm zu arbeiten, ich bin dann aber trotzdem nach Wien gegangen.

**Und in Wien haben Sie sich gleich mit dem Ersten Weltkrieg befasst?**

Ja, innerhalb eines Semesters war klar, dass ich in Wien eine Dissertation übernehmen könnte. Es mag heute ein bisschen ungewöhnlich klingen, aber ich begann die Arbeit im 6. Semester und war am Ende des 9. Semesters fertig. Das Stipendium nach Wien wurde um ein zweites Jahr verlängert, ich hatte also für vier Semester ein DAAD-Stipendium, und am Ende des vierten Semesters, im Sommer 1959, war die Dissertation abgeschlossen.



**Damals mussten Sie vorher auch noch keine Magisterprüfung ablegen...**

Es gab auch keine verpflichtende Zwischenprüfung, es gab nichts dergleichen.

Es ging bei meiner Dissertation um Österreich-Ungarn und die belgische Frage im Ersten Weltkrieg, also die Haltung Österreich-Ungarns zu einem ganz speziellen, aber auch besonders wichtigen deutschen Kriegsziel, nämlich die teilweise oder ganze Annektierung und Beherrschung von Belgien im Ersten Weltkrieg. Das war das Thema. Das liess sich aus den österreichischen Akten sehr genau erschliessen. Jedenfalls habe ich in jener Zeit monatelang im Haus-, Hof- und Staatsarchiv gearbeitet.

**Es scheint, dass Ende der 50er Jahre viele zu diesem Komplex geforscht haben: Hat man sich da untereinander ausgetauscht oder kann man sich das nicht so vorstellen wie heute, dass die Doktoranden in Kolloquien vortragen oder sich vielleicht schon mal bei Tagungen kennenlernen?**

Mein Lehrer war Hugo Hantsch. Er hatte ein Doktorandenkolloquium, da traf man sich natürlich regelmässig, 14tägig. Da gab es Gesprächspartner. Ganz besonders wichtig waren ausserdem die Assistenten am Lehrstuhl von Hantsch an der Universität Wien, wobei sich vor allem Fritz Fellner für mein Thema interessierte. Im Archiv selbst gab es einen Archivar, der auch besonderen Anteil nahm und bei der Aktensuche besonders behilflich war, das war Rudolf Neck. Hugo Hantsch hat mich eher aus dem Hintergrund gefördert, aber eigentlich selten mit mir diskutiert.

**Wie ging es für Sie nach der Dissertation weiter?  
War die Universitätskarriere für Sie gleich ein Ziel?**

Überhaupt nicht. Wir, also meine spätere Frau und ich, stellten uns vor, dass wir nach Deutschland zurückgehen und das Staatsexamen machen würden. Wir wollten nach Freiburg und dann in den Archiv- oder Schuldienst. Meine Frau hat in Wien parallel mit mir promoviert – auch in Geschichte, über Aehrenthals Deutschlandpolitik, also die deutsch-österreich-ungarischen Beziehungen zu der Zeit, als Aehrenthal Aussenminister war.

Ich hatte das Glück, dass im Sommer 1959 ein Wiener Privatdozent nach Köln berufen wurde, Adam Wandruszka, der einen Assistenten suchte. Ihm wurde gesagt, ich würde fertig bei Hantsch, und er bot mir ab Herbst 1959 eine Assistentenstelle in Köln an. Das war natürlich eine wunderbare Gelegenheit, Geld zu verdienen, zu heiraten, sich zu etablieren. Zusätzlich zu meiner Tätigkeit als Assistent habe ich dann das Philosophikum und in Köln zunächst das Erste Staatsexamen in Geschichte und Englisch abgelegt. Nach dem Staatsexamen bot Wandruszka mir an, mich zu habilitieren. Und so blieb ich weiterhin am Historischen Seminar in Köln.

**Dort ist Ihnen sicher Theodor Schieder am Historischen Seminar in Köln begegnet. Hatten Sie Gelegenheit, sein Umfeld dort kennenzulernen?**

Es gab zwei Lehrstühle für Neuere Geschichte. Es war zum einen der Schiedersche Lehrstuhl und dann ein weiterer Lehrstuhl, den Wandruszka als Rassows Nachfolger innehatte. Rassow tauchte zwar gelegentlich noch auf, starb dann aber schon Anfang der 60er Jahre.

**Wie haben Sie den Lehrstuhl Schieders wahrgenommen und Schieder selbst als Person? Anfang der 60er Jahre wuchs das Gewicht Schieders in der Geschichtswissenschaft ja deutlich, und irgendwann übernahm er ja dann auch die HZ-Herausgabe.**

Ja, das war uns allen klar, dass Schieder etwas ganz Bedeutendes war. Das war auch Wandruszka klar. Wir haben mit einem gewissen Staunen den grossen Schiederschen Betrieb beobachtet. Wobei ich natürlich sagen muss, dass ich im Schiederschen Kolloquium sass. Wandruszka hielt in Köln kein Doktorandenkolloquium ab, Schieder sehr wohl. Dadurch lernte ich alle Schieder-Schüler, Schieder-Assistenten usw. sehr gut kennen. Den ganzen Betrieb konnte ich also aus der Nähe beobachten.

**Worin war das Staunen begründet?**

Die Grösse des Betriebs insgesamt, wobei ich das auf die Intensität des Wissenschaftsbetriebs beziehe – wie etwa das «Handbuch der europäischen Geschichte» angekurbelt wurde, die Redaktionskonferenzen, wie das inszeniert wurde. Im Lehrbetrieb selbst war Wan-

druszka eigentlich – ich will nicht sagen – erfolgreicher, aber nicht minder ausgelastet als Schieder, zumindest gemessen an der Zahl der Examenskandidaten und Doktoranden. Für mich als Assistenten von Wandruszka war dadurch eine erhebliche Belastung gegeben, dass ich regelmässig die Examensarbeiten – in einem Semester 6-10 Arbeiten – in rascher Folge korrigieren und Entwürfe für die Gutachten machen musste. Im Nachhinein muss ich sagen, dass das ein gutes Training war.

### **Sind Sie Schieder als Person nähergekommen?**

Aber selbstverständlich. Er kannte mich, ich kannte ihn, und als Wandruszka zum ersten Mal einen Ruf zurück nach Österreich hatte, gab es auch ein Gespräch, in dem er mir sagte, wenn Wandruszka ginge, könnte ich mich natürlich bei ihm habilitieren. Da war also keinerlei Spannung. Ich war aber ganz froh, dass Wandruszka zunächst in Köln blieb und ich mich nicht in die Zahl derjenigen einreihen musste, die bei Schieder anstanden, um die Habilitation zu absolvieren.

### **Zum Beispiel Nipperdey, Nolte, Mommsen, Gall, Wehler, Berding ... ?**

Das war eine ganze Reihe, jedes Semester einer.

### **Was war der Hauptgrund für den grossen Andrang?**

Schwierig zu sagen. Schieder war ein reservierter, eher schüchterner Mann, natürlich auch imposant aufgrund seines Wissens und seiner Körperfülle. Aber spontane Herzlichkeit habe ich bei Schieder nicht erlebt. Da war Wandruszka ganz anders, und insofern war es gut, dass ich mich nicht umorientieren musste.

### **Wie ging es weiter? Ist Wandruszka dann weggegangen?**

Nein, Wandruszka blieb noch da. Ich habe mich im Sommersemester 67 habilitiert.<sup>2</sup> Erst kurz darauf bekam Wandruszka den entscheidenden Ruf zurück nach Wien. Sein Lehrstuhl in Köln wurde neu besetzt. Ich erhielt wenig später einen Ruf nach Kiel.

**Wir möchten gerne noch einmal auf Ihre internationalen Erfahrungen zurückkommen: Wie haben Sie das deutsche Universitätsleben in Tübingen und Köln im Vergleich zu Wien oder Bristol wahrgenommen? Gerade auch, wenn man wie Sie ein besonderes zeitgeschichtliches Interesse hatte. Wie wurden zeithistorische Fragen der unmittelbaren jüngsten Vergangenheit, d.h. des Nationalsozialismus, etwa in Köln behandelt?**

Der Sprung von Wien nach Köln, das war ein ziemlich grosser Sprung. Ich habe bei Schieder nie studiert, habe bei Schieder keine Seminare besucht, habe auch keine Vorlesung bei ihm gehört, wohl aber verschiedene Vorträge. Insofern konnte ich das, was ich an zeitgeschichtlichen Interessen mitbrachte, bei Schieder in Köln nicht befriedigen. Im Falle von Wandruszka war es so, dass wir Anfang der 60er Jahre darüber redeten, wie es mit mir weitergehen und welches Thema ich mir für eine Habil-Schrift aussuchen könnte. Damals hat er mir sehr deutlich dargelegt, dass er, wie er sagte, altmodisch sei. Er denke, ein Historiker müsse auf zwei Füßen stehen, d.h. nicht nur eine Epoche beherrschen, sondern sich in mindestens zwei Themen vertieft haben. Wir redeten damals über den Deutschen Bund, über Hannover und England im 18. Jahrhundert, und vor allem auch über den Pietismus. Und der Pietismus war dann schliesslich das Thema, das ich mir für meine Habilitationsarbeit aussuchte. Der ursprüngliche Plan war, dass ich in Halle arbeiten und die Arbeiten von Carl Hinrichs fortführen würde. Hinrichs hatte über den Halleschen Pietismus bis ungefähr 1713 gearbeitet.<sup>3</sup> Diese Arbeit konnte ich dann aber nicht machen, weil im August 1961 die Mauer errichtet wurde und zwischen mir und dem Archiv, in das ich wollte, eine unüberwindliche Barriere stand. Daraufhin blieb ich zwar beim Pietismus als Forschungsgegenstand, aber orientierte mich um zum württembergischen Pietismus. Ich machte Archivreisen nach Stuttgart und in die anderen württembergischen Archive. Diese Entscheidung bedeutete, dass ich mich immer mehr ins 17. und 18. Jahrhundert und damit in eine ganz andere wissenschaftliche Welt einarbeitete. Auch meine wissenschaftlichen Interessen verlagerten sich danach deutlich in die frühere Zeit hinein. Nur so ist es ja auch zu erklären, dass ich später in Kiel auf den Lehrstuhl für Frühe Neuzeit kam.

**Es mag zwar etwas naiv gefragt sein, aber vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte überlegen wir uns, ob Sie damals über die Person nachgedacht haben, ob Sie deren unmittelbare Vergangenheit im Blick hatten? Wie konnten Sie Ihr grundsätzliches Interesse an zeitgeschichtlichen Fragen, an der Erklärung des Nationalsozialismus befriedigen?**

Wer mir damals schon imponierte und wessen Veröffentlichungen ich regelmässig gelesen habe, war Karl Dietrich Bracher. Ich bin zwar nicht nach Bonn gepilgert, um ihn zu hören, aber ich lernte ihn durch Wandruszka, der mit ihm befreundet war, kennen. Er war für mich damals der wichtigste Zeithistoriker, ohne dass ich selbst auf dem Gebiet gearbeitet habe, aber trotzdem: Die Bracherschen Forschungen waren für mich ausserordentlich wichtig. Und was dann Schieder angeht – Sie bohren da ja ein bisschen –, was wussten wir, was ahnten wir im Hinblick auf die jüngste Debatte? Was mich damals gewundert hat und worüber wir auch diskutiert haben, war die Festschrift für Schieder zu seinem 65. Geburtstag. Die Schieder-Schüler haben seine Bibliographie mit dem Jahr 1945 begonnen. Ich konnte nicht nachvollziehen, dass sie die Bibliographie nicht da beginnen liessen, wo er seine ersten Dinge geschrieben hat, egal, was er geschrieben hat, und liess dies einige Schieder-Schüler auch wissen. Daher ahnte man, da ist was. Gleichzeitig gab es, und das könnten Ihnen Wolfgang Mommsen oder Hans-Ulrich Wehler viel besser sagen als ich, natürlich zwischen Assistenten und den meisten älteren Professoren eine Barriere, und diese Barriere konnte erheblich sein. Sie müssen sich vorstellen, mein Wiener Lehrer Hugo Hantsch war im KZ Buchenwald gewesen, 1938 war er als österreichischer Historiker verhaftet worden und ins KZ gekommen. Wir haben mit Hantsch auch nicht über Buchenwald geredet. Wir haben nicht gefragt, wie war das, wie lange waren Sie da, mit wem waren Sie zusammen, wie war das Essen, wo haben Sie geschlafen, wie war das, als Sie wieder rauskamen, und, und, und ... alle diese Fragen. Sein Schicksal wurde mit einer gewissen Scheu, respektvoll zur Kenntnis genommen, aber im Nachhinein tut es mir ausserordentlich leid, dass wir uns damals nicht sehr viel unbefangener und direkter mit ihm darüber unterhalten haben. Vielleicht hätte auch er sich gerne mit uns darüber unterhalten, aber die Unterhaltung kam eben nicht zustande. Und insofern ist es nicht nur so, dass man nur die angeblich oder vermutlich Belasteten nicht befragte, sondern man redete ja auch mit den anderen, den Opfern, nicht darüber.

**Es scheint Unterschiede gegeben zu haben: Die einen hätten vielleicht über ihre Erfahrungen und Eindrücke geredet, andere wurden auch manchmal gefragt, haben aber bewusst geschwiegen...**

Ich glaube nicht, dass Wehler oder Mommsen je Schieder direkt befragt haben. Aber das können Sie die beiden direkt fragen.

**Das haben wir schon getan. So berichtete zumindest Wolfgang Schieder über Gespräche mit Conze, oder auch über seinen Vater – dass er versucht hat zu fragen, aber nie Antworten bekommen hat, dass da auch diese Abneigung von Theodor Schieder war, dass sein Sohn überhaupt Geschichte studiert.**

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eine kleine anekdotenhafte Geschichte. Mitte der 60er Jahre hat Hans Rudolf Guggisberg, damals Basler Privatdozent, den Lehrstuhl von Erich Angermann ein Semester lang vertreten. Da mich die Arbeiten von Guggisberg interessierten, es ging da um amerikanische Geschichtsschreibung, war ich bei Guggisberg im Seminar, ausserdem war meine Frau als Assistentin an Angermanns Lehrstuhl tätig. Wir kannten Guggisberg nach einiger Zeit auch privat und haben uns mit ihm befreundet. Ich kam nun eines Morgens ins Historische Seminar in Köln, traf Guggisberg auf dem Gang, der ein tieftrauriges Gesicht machte. Ich fragte, was los sei. Da sagte er, er sei heute Abend bei Schieder eingeladen. Um sich auf den Abend vorzubereiten, habe er nachgelesen, ob Schieder je etwas über die Schweiz geschrieben hatte, und in der Tat habe er eine Stelle gefunden. 1943 habe Schieder geschrieben, die Schweiz sei ein widernatürliches Gebilde. Da könne er doch nicht hingehen. Ich habe ihm dann zugeredet, doch zu Schieder zu gehen, es würde sicherlich ein netter Abend werden, und so war es dann wohl auch. Durch Zufall blitzte damals aber etwas von dieser Vergangenheit auf, über die heute so viel diskutiert wird. Es war eben nicht so, dass wir gar keine Ahnung von Schieders Vergangenheit hatten.

Mein eigener Lehrer Wandruszka war da ganz anders. Ich wusste von Wandruszka, der Jahrgang 1914 und beim ‚Anschluss‘ 1938 also 24 Jahre alt war, dass er ein österreichischer Nazi gewesen, dass er genauso wie Otto Brunner, wie übrigens auch sein Lehrer Srbik, grossdeutsch und pro-nationalsozialistisch eingestellt war. Ich wusste freilich auch, dass er sich längst vor 1945 davon abgekehrt hatte.

Wandruszka war Soldat im Afrika-Korps, kam schon 1943 in amerikanische Kriegsgefangenschaft, dort im Gefangenenlager in den USA begann er, nachzudenken und sich eines Besseren zu besinnen. Mit Wandruszka habe ich ausführlich und immer wieder kontrovers diskutiert. Wandruszka war natürlich auch noch in den 60er Jahren ein eher konservativ, national denkender Historiker. Und er wusste von mir, dass ich eher nicht konservativ und nicht national eingestellt war, aber wir haben uns trotzdem gut vertragen. Wir machten auch wissenschaftlich völlig unterschiedliche Dinge – auch das war zwischen uns kein Problem. Er schrieb damals die grosse Biographie von Leopold II., und wenn ich was Habsburgisches fand, auf irgendetwas stiess, das zu seinen Forschungen Bezug hatte, habe ich ihn darauf hingewiesen. Auf eine geradezu rührende Weise kam aber auch er zu mir, wenn er etwas über den württembergischen Pietismus fand, und sagte: «Haben Sie das schon gesehen oder gelesen?» Und er hat sich immer besonders gefreut, wenn ich diese Stelle oder jene Stelle noch nicht kannte. Insofern bestand zwischen uns ein nicht nur freundschaftliches Verhältnis, sondern ein Verhältnis von gleich zu gleich. Das schloss mit ein, dass wir über die Zeit vor und nach 1938 durchaus offen geredet haben. Da war nicht eine Mauer des Schweigens, und ich hätte es auch als unerträglich empfunden, mit jemandem so lange und intensiv zusammen zu arbeiten, ohne diese Dinge zur Sprache zu bringen. Das musste ich wissen, das wollte ich wissen. Deshalb war ich auch sehr froh, dass ich den nächsten wichtigen Schritt, die Habilitation, mit Wandruszka im Rücken durchführen konnte.

**Hat man denn versucht, die Verbindungen z.B. zwischen Rothfels, Schieder und Conze zu rekonstruieren? War Ihnen damals die Zusammengehörigkeit der ‚Königsberger‘ bewusst oder hat man diese Sache bei der Arbeit an der ‚Dokumentation der Vertreibung‘ so nicht wahrgenommen? Dieses Vorhaben war ja 1960 schon fast abgeschlossen.**

Das war, als ich nach Köln kam, schon fast fertig. Wehler hat dabei den Jugoslawienband gemacht. Nun ist es ja so, dass diese neueren Geschichten, die man jetzt alle erfährt und auch lesen kann, die Erinnerung von damals überlagern. Deshalb ist es schwierig, die Erinnerung von den neueren Einsichten zu trennen. Deshalb muss ich mich zur Rückbesinnung zwingen. Also, dass Schieder eine braune Vergangenheit hatte, das war mir schon klar, aber Details waren unbe-

kannt. Und natürlich wusste man von Schriften, in denen Passagen standen, die durch den Zeitgeist eingefärbt waren, auch dieses war bekannt. Aber was jetzt aufgrund der Akten über Schieder herausgekommen ist, das habe ich nicht geahnt, und ich glaube auch nicht, dass irgendjemand dies damals geahnt hat. Wobei es natürlich jetzt immer noch eine Frage der Interpretation ist, wie wichtig Schieder in den späten 30er Jahren wirklich war und wie einzelne seiner damaligen Aussagen zu werten sind. Diese Diskussion ist noch längst nicht abgeschlossen. Ich persönlich war ihm nicht so nahe, dass ich ein genaueres Bild zeichnen könnte. Seine ehemaligen Assistenten müssten das besser wissen. Uns allen war klar, dass Schieder, als er dann Rektor der Kölner Universität wurde, Angst davor hatte, dass ihn eine radikale studentische Linke aufs Korn nehmen und ihm womöglich das Leben als Rektor schwermachen könnte. Daran kann ich mich erinnern.

**Wie äusserte sich diese Angst?**

Nun, das war damals unter uns einfach Gesprächsthema, dass Schieder sehr froh war, als das Rektorat vorüberging, ohne dass es zu irgendeinem Skandal gekommen war. Wir sprachen darüber, weil wir wussten, dass da was gewesen war. Ausserdem sollte man nicht ausser Acht lassen, dass Schieder damals Seminare über ein weites Feld von Themen abhielt, nur nicht, wenn ich mich recht entsinne, über das Dritte Reich. Schieder wahrte da im Gegensatz zu Conze eine deutliche, ja vorsichtige Distanz, indem er dieses Thema nicht selbst aufnahm.

**Wehler sagt, dass er mit 1914 aufhörte.**

Ganz genau, ja.

**Kommen wir zu Ihnen zurück. Wie ging es weiter, Sie haben sich Ende der 60er habilitiert, gingen dann bald nach Kiel?**

Ich habe mich 1967 habilitiert. Anschliessend ging ich zunächst einmal ein Jahr nach Amerika. Zunächst hatte ich eine Gastprofessur an der University of California in Los Angeles, anschliessend ein Forschungsstipendium an der University of Chicago. Das war im Jahr 1968/69. Im Sommersemester 69 war ich wieder in Köln und wechselte dann zum Herbst 69 nach Kiel.



**Dort lehrten Sie dann zusammen mit Karl-Dietrich Erdmann?**

Erdmann hatte den Lehrstuhl für die Späte Neuzeit, und ich hatte den Lehrstuhl für Frühe Neuzeit. Den übernahm ich von Friedrich Hermann Schubert, der von Kiel nach Frankfurt gegangen war. Ich stand damals auf verschiedenen Listen, und der Ruf nach Kiel war der erste, den ich erhielt. Den nahm ich dann an. Das ging damals sehr schnell.

**Und dann waren Sie in Kiel eine Reihe von Jahren Erdmanns Kollege?**

Erdmann war mehr als zehn Jahre mein Kollege. Wir lehrten in Kiel sehr lange parallel, wobei ich erwähnen muss, dass Erdmann in den ersten zwei Jahren gar nicht da war. Er war damals Vorsitzender des Bildungsrats, deshalb wurde sein Lehrstuhl vertreten. Lehrstuhlvertreter war Josef Becker aus Erlangen, später Augsburg. Zunächst war also Becker mein direkter und nächster Kollege im Seminar in Kiel. Aber Erdmann kam dann zurück und während einer ganzen Reihe von Jahren vertrat Erdmann die Späte und ich die Frühe Neuzeit. Beide haben wir die zeitliche Abgrenzung nicht so eng gesehen, Erdmann las dann auch Frühneuzeit und ich las Spätneuzeit; im gegenseitigen Einverständnis haben wir die Grenzen überschritten, beide ganz bewusst.

**Wie entwickelte sich die Zusammenarbeit mit Erdmann? Er wird ja oft beschrieben als eine grossbürgerliche weltmännische Persönlichkeit, als jemand, der sich auch nach aussen hin besonders präsentiert hat. Es scheint, dass er auch unter Fachkollegen nicht überall besonders beliebt war, auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber international grosses Ansehen genoss?**

Ich wurde, bevor ich nach Kiel ging, sehr vor Erdmann gewarnt. Er galt als jemand, der arrogant sei, vor dem ich mich hüten müsse. Und ich muss sagen, diese Warnung war in jeder Hinsicht falsch. Von Anfang an habe ich mich mit ihm gut verstanden, und er war, obwohl 26 Jahre älter als ich, stets ein freundlicher, angenehmer und kooperativer Kollege.

Natürlich habe ich mitbekommen, dass es von Dritten gelegentlich auch deutliche Vorbehalte gegenüber Erdmann gab. Ich selbst habe mit ihm keine Schwierigkeiten gehabt, die diese Vorbehalte bestätigt

hätten. Dabei waren wir beileibe nicht immer einer Meinung, im Gegenteil, wir vertraten immer wieder bei Berufungen oder auch bei anderen Fragen durchaus unterschiedliche Positionen. Mein Vorgänger Schubert gab mir in dieser Hinsicht den allerbesten Rat; er sagte: «Wenn Sie mit Erdmann ein Problem haben, dann diskutieren Sie es mit ihm offen. Erdmann ist jemand, der auf Argumente eingeht, und wenn er ein besseres Argument hört, lässt er sich auch überzeugen.» Diesen Rat habe ich mir zu Herzen genommen. Denn im Laufe der Jahre gab es immer wieder Dinge, die zwischen uns strittig waren. Dann habe ich mich immer an diesen Ratschlag gehalten und zu ihm gesagt: «Haben Sie ein bisschen Zeit? Wir müssen ein Problem besprechen.» Und dann haben wir diskutiert. Ich kann mich nicht entsinnen, dass er mir, wenn er sich nicht durchsetzen konnte, dies je nachgetragen hätte. Wobei es manchmal ja ganz elementare Interessen waren, die aufeinanderstießen. So wollten wir beispielsweise im Jahre 1973/74 beide ein Freisemester. Er hatte sich vorgenommen, bestimmte Dinge anzugehen, und ich hatte eine Einladung aus Princeton. Beide Wünsche konnten selbstverständlich nicht gleichzeitig befriedigt werden. Als ich ihm erklärte, warum ich jetzt nach Princeton müsse, da die Einladung nicht um ein Jahr verschoben werden könne, sagte er, gut, dann nehme ich mein Freisemester ein Jahr später. So ist es dann auch passiert, d.h. Auseinandersetzungen mit Erdmann sind nicht deshalb gut verlaufen, weil ich mal für mal nachgegeben hätte, sondern mal hat er mich überzeugt, mal habe ich ihn überzeugt.

**Zwar wollen wir nicht so tief in die Debatte um Erdmann einsteigen, doch es gibt ja eine Reihe von Anknüpfungspunkten, derentwegen er von Jüngeren der Zunft hart kritisiert wurde, vor allem, weil er seine spezielle Weimar-Interpretation durchdrückte und weil er die Riezler-Tagebücher in einer umstrittenen Weise herausgegeben hat. Hinzu kommen noch die strittigen Erkenntnisse über das von Erdmann in den 30er Jahren verfasste Schulbuch sowie über seine Zeit in Paris. Wie würden Sie Erdmann jetzt vor diesem Hintergrund retrospektiv einschätzen?**

Erdmann gehört in eine andere Kategorie als Schieder oder Conze, und zwar allein schon deswegen, weil er zwischen 1933 und 1945 keine Karriere gemacht hat. Er hat zu Beginn des Dritten Reichs promoviert, mit sehr guter Bewertung; bekam danach ein Stipendium

nach Paris, ist dann aber aus dem Fach ausgeschieden. Er blieb nicht in der üblichen Weise im Fach, so dass auf die Promotion nach einigen Jahren die Habilitation folgte, bei normalem Karriereverlauf beispielsweise 1937 oder '38. Und er hat eben auch keinen Lehrstuhl 1940, '41 oder '42 bekommen. Die Erdmannsche Karriere ging erst nach 1945 weiter. Wenn man sich mit Erdmann beschäftigt, müsste man sich eigentlich überlegen, ob es andere Historiker seines Alters gibt, die einen ähnlichen Karriereverlauf aufweisen, die mit einer Promotion zu Beginn des Dritten Reichs starteten, aber die Karriere in Form einer Habilitation und einer Berufung erst nach 1945 fortsetzten. Es gibt da sicher einige, wenn auch nicht viele. Beispielsweise ist Paul Kluge jemand, der im Reichsarchiv überwintert hat und später in Frankfurt landete. Erdmann zählte sicherlich zu den Jugendbewegten, er war national, aber eben nicht nationalsozialistisch, ausserdem ist er nicht emigriert, sondern im Lande geblieben. In den 30er Jahren war er Lehrer, ein junger, sicherlich auch ehrgeiziger und begabter Lehrer, und als solcher kam er in diese Schulbuchgeschichte hinein. Wobei für mich die Schulbuchgeschichte<sup>4</sup> bis zum heutigen Tage nicht geklärt ist: Was wir vor uns haben, ist ein Text, der sicherlich auf einem Manuskript von Erdmann beruht, der aber deutliche Spuren der Bearbeitung durch den Verlagslektor aufweist. Bis wir aus dem Nachlass Erdmann irgendwann einmal sein Urmanuskript herausfischen, ist die Frage für mich wirklich offen, ob denn bestimmte Äusserungen, die jetzt besonders schlimm wirken, tatsächlich von ihm oder vom Verlagslektor stammen. Hinzu kommt, dass das Schulbuch, das ihm jetzt so sehr zur Last gelegt wird, nicht einmal erschienen ist. Es hat trotz der Zusätze des Lektors die Zensurhürde nicht genommen. Anschliessend schied Erdmann aus dem Schuldienst und war in der Industrie als Übersetzer tätig, allerdings erfolglos in zwei Firmen nacheinander, bis er schliesslich Soldat wurde. Seine Begabung und sein Leistungswille wirkten sich in der Wehrmacht aus, denn er machte als Soldat relativ rasch Karriere. Aber als Historiker, wenn man das eng nimmt, war er bis 1945 eigentlich gescheitert. Ausser seiner Dissertation und einem Aufsatz in einer Festschrift hat er, wenn ich richtig informiert bin, zwischen '33 und '45 keine Zeile publiziert.

## Standardisierte Fragen

1. **Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittägern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Die Historikerschaft war ausserordentlich vielfältig, und auf Teile treffen jeweils in unterschiedlichen Graden die unterschiedlichen Möglichkeiten, die Sie benennen, zu. Es gab Vordenker, es gab Mitläufer, und es gab natürlich auch viele Emigranten, die man heute in der Regel vergisst, wenn man über Historiker im Dritten Reich redet. Die Zunft hat zwischen 1933 und '38 sehr viele Leute verloren, und die würde ich auch zur deutschen Historikerschaft dazuzählen wollen. Diese Gruppe machte dann ganz andere Lernprozesse durch. Einige von ihnen waren für junge Historiker wie mich wiederum in den 50er und 60er Jahren als Leitfiguren, meist über ihre Werke, ausserordentlich wichtig. Um da ein Beispiel zu nennen: Die Fischer-Debatte, die 1961 mit dem Erscheinen des Buchs «Griff nach der Weltmacht» heftig einsetzte<sup>5</sup>, war für mich keine grosse Erschütterung, denn ich hatte Jahre vorher schon Hans Gatzke gelesen, und zwar sein Buch «Germany's Drive to the West», 1953 erschienen.<sup>6</sup> Da steht schon fast alles drin, was Fischer 1961 darlegte. Gatzke war Emigrant. Daneben gab es die Bücher von Hallgarten, es gab die Bücher von Hans Rosenberg und Arthur Rosenberg, es gab eine reiche Emigrantenliteratur. Das konnte man, wenn man wollte, Mitte der 50er und bis in die 60er Jahre hinein rezipieren.

Wenn ich hier noch an zuvor schon Gesagtes anknüpfen darf: Köln war in den 50er Jahren in einer Hinsicht ein sehr interessanter Standort, weil dort – sicherlich im Wesentlichen durch Schieders Vermittlung – Emigranten entweder zu Vorträgen oder auch zu Gastseminaren hinkamen. In Köln konnte man also eine ganze Reihe dieser Emigranten erleben: Felix Gilbert, Hajo Holborn, auch Eugen Rosenstock-Huussy und Dietrich Gerhard. Zahlreiche Emigranten haben in Köln vorgetragen, Seminare gehalten, manche waren sogar mehrere Semester da. Natürlich gehört auch dieses alles zum Spektrum der Zunft. Insofern gab es, wie in Ihrer Frage angelegt, die Vordenker und Mitläufer, sie stellen jedoch nur zwei Varianten dar, denn es gibt eben auch diese anderen.

**Sie haben jetzt vor allem Emigranten genannt, auf Vordenker und Mittäter sind Sie kaum eingegangen. Können Sie uns auch dafür ein Beispiel nennen?**

Nun, also etwa Johannes Haller, den Mediävisten. Er hat sich wie viele andere besonders gegen die Weimarer Republik engagiert. Ausserdem gab es eine ganze Reihe, deren Karriere <sup>45</sup> beendet wurde, weil sie sich besonders exponiert hatten.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Ja, das ist möglich. Gleichzeitig fällt jedoch ein Schatten darauf, wenn dieses neue Wissenschaftlerleben von Schweigen über das vorherige Wissenschaftlerleben begleitet wird. Ausserdem denke ich, dass wir in der Aufarbeitung und Bewertung dieser Dinge noch mittendrin stecken und dass wir noch sehr viel mehr wissen müssen, ehe wir dieses Thema wirklich erfassen können. Denn dieses Thema handelt nicht nur von der «ersten Schuld», also dem Schuldigwerden in den 30er Jahren, sondern auch von der «zweiten Schuld», die entsteht durch Verschweigen oder Verdecken oder Verdrängen oder Verhindern, dass die Wahrheit später ans Licht kommt. Und über diesen zweiten Komplex wissen wir noch viel zu wenig. Der ist, wenn man von Schuld reden will, nicht minder wichtig als der erste Komplex. Um so dringender ist es, dass wir über die zweite Frage sehr viel nachdenken und auch sehr viel mehr forschen.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Ganz gering.

**Warum gering? Schliesslich gibt es personelle Kontinuitäten: Ibsen wurde immer von Conze weiter versorgt, Conze hat den doch bedeutsamen «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte» gegründet.**

Ich gehörte nie zur Conze-Gruppe, die sich in Heidelberg getroffen hat, um die Strukturgeschichte des industriellen Zeitalters zu erfor-

schen und was da sonst noch zugehörte. Das hat mich nicht so sehr interessiert. Mir war das zu abstrakt, ich will nicht sagen zu theoretisch, aber zu sehr von formalisierten Kategorien ausgehend. Und es bot für meine Interessen, das heisst im Hinblick auf die historischen Themen, an denen ich arbeitete, zu wenige Ansatzpunkte.

**Nun zielt die Frage ja nicht auf Sie persönlich, sondern inwiefern die Sozialgeschichte tatsächlich Themen, Fragestellungen oder Methoden übernommen hat, die schon in den 30er, 40er Jahren vorgedacht worden sind?**

Wenn man das Buch von Oberkrome liest<sup>7</sup>, liegt es natürlich auf der Hand, dass es da Zusammenhänge gibt. Aber gleichzeitig denke ich, dass der Kontext der Wissenschaftler ausserordentlich wichtig war, und der war eben ein völlig anderer. Eine bestimmte Fragestellung und ein spezifisches Instrumentarium lassen sich nicht aus einem Kontext in einen anderen verpflanzen. Natürlich gab es Wissenschaftskontinuitäten über Personen wie bei Conze u.a. Auf der anderen Seite scheint mir die moderne Sozialgeschichte aber viel stärker angestossen worden zu sein von dem, was aus dem amerikanischen Bereich herüberkam. Die Zusammenhänge scheinen mir hier sehr viel deutlicher. Also, wenn Sie so wollen, mehr Hans Rosenberg und weniger Ibsen.

**4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Was ich bedauere und was mich besonders beschäftigt ist die Tatsache, dass es nach 1945 nicht gelungen ist, mehr Emigranten zur Rückkehr zu bewegen. Ich sehe da auch ein grosses Forschungsproblem: Wir müssen in der Tat bis ins Detail herausfinden, ob es Versuche gab, Emigranten zur Rückkehr zu bewegen, wie ernsthaft diese Versuche waren und warum sie im Einzelfall gescheitert sind. Es ist ja, wenn man heute Bilanz zieht, bezeichnenderweise mit Rothfels der konservativste aller Emigranten wieder zurückgekommen. Es hätte der Zunft insgesamt gutgetan, wenn es gelungen wäre, mehr dieser Emigranten zurückzuholen. Das war im übrigen, wenn ich auf eine Ihrer vorherigen Fragen nochmals eingehen kann, mir schon als Student bewusst, nicht zuletzt deshalb bin ich in Tübingen zu Rothfels ins Seminar, weil er ein Emigrant gewesen war. Sie müssen auch be-

denken, dass dies die Zeit war, in der in der Politik mit Ollenhauer und Brandt ehemalige Emigranten wirkten; es wurde damals öffentlich die Frage gestellt, ob sie in der bundesrepublikanischen Politik Leitbilder sein könnten. Ich erinnere mich an sehr heftige Debatten, in denen ich damals als junger Student den Standpunkt vertreten habe: Aufgrund der Tatsache der Emigration sind sie besonders geeignet, eine solche Leitfigurfunktion zu übernehmen. Und in ähnlicher Weise galt dies für mich auch in der Geschichtswissenschaft. Deshalb war es für mich auch wichtig, dass ich in Wien mit Hugo Hantsch einen Doktorvater hatte, von dem ich wusste, dass er zwischen 1938 und 1945 nicht mitgetönt hatte. Natürlich weiss ich im Nachhinein, dass auch Hantsch eine Vorgeschichte besass. Denn Hantsch war auf seine Weise ein Grossdeutscher, zugleich katholisch und nicht unbedingt liberal-demokratisch bis in die Haarspitzen hinein. Doch hatte er nach 1938 ein gänzlich anderes Schicksal. Vor diesem Hintergrund fand ich Wien in den späten 50er Jahren interessant. Da lehrte mit Hugo Hantsch ein Neuzeithistoriker, der im KZ Buchenwald interniert gewesen war und dann später in einer kleinen Pfarrei im Waldviertel gesessen hatte, und der andere Neuzeithistoriker war Heinrich Benedikt, der aus der Emigration in England zurück nach Wien gekommen war. Da war in der Tat ein anderes Klima als etwa in Tübingen.

##### **5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Ich bin mir gar nicht so sicher, ob das stimmt. Ich denke eher, dass es schon Diskussionen gab. Die erste Runde der Diskussionen zwischen 1945 – 49/50 ist mir altersbedingt nicht präsent. Aber es gab weitere Diskussionsrunden in den 50ern, in den 60ern, in den 70ern, in den 80ern und eben jetzt auch in den 90er Jahren. Und es gab jeweils ein spezifisches Beschweigen oder Verschweigen in den unterschiedlichen Jahrzehnten, aber natürlich auch ein unterschiedliches Engagement bei der Offenlegung und unterschiedliche Erwägungen hinsichtlich der Folgen des Offenlegens. Insofern ist es nicht so, dass dieses alles erst jetzt allmählich herauskommt, sondern früher war es nur schwieriger, bestimmte Dinge zu durchdringen, aber es war nicht so, dass man kein Sensorium und Bewusstsein für diese Fragen hatte. Natürlich wussten wir, dass es da Komplexe gab, die sich problematisch darstellen würden. In Tübingen beispielsweise bin ich nie

zu Heinrich Dannenbauer, dem dort lehrenden Mediävisten, gegangen, weil unter Studenten das Gerücht umging, er sei ein Nazi gewesen. Das genügte für mich damals, dass ich auf seine Mittelalter-Vorlesungen verzichtet habe.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Das ist eine sehr schwierige Frage. Dass es einen unauflösbaren Zusammenhang gibt zwischen politischem Engagement und dem, was Historiker tun, ist ganz offensichtlich. Gleichzeitig sind es doch unterschiedliche Agenden, um die es dabei geht. Die politische Agenda war in den 50er oder 60er Jahren im Hinblick auf bestimmte Themen ganz anders als die Agenda der Historiker dieser Zeit. Insofern gab es und gibt es je nach Thema eine unterschiedliche Nähe oder auch Distanz zwischen diesen Sphären. Freilich wären mir die Historiker, die sich völlig von der Politik abkehren oder somit tun, als ob es da überhaupt keine Verbindung gäbe, suspekt. Ihre Frage ist mir im Übrigen nicht ganz klar, wenn Sie nach Erfahrungen von Historikern im Dritten Reich fragen. Was meinen Sie damit?

**Inwiefern Historiker aus ihrem Engagement im Dritten Reich gelernt haben. Von Schieder oder Conze ist bekannt, dass sie keiner politischen Partei angehörten, und Wolfgang Mommsen oder auch Wehler rühmen die Liberalität und die Offenheit Schieders gegenüber allen politischen Strömungen, die sie in Köln vertraten. Ohne es jetzt auf Conze und Schieder zu fixieren, aber die Historikerverunft hat im Dritten Reich ja viel Tagespolitisches kommentiert. Wenn man dem Buch von Karin Schönwälder Glauben schenken darf, bezogen Historiker in Tageszeitungen oder Aufsätzen regelmässig politische Stellung.**

Auf was wir hier kommen, ist vielleicht die grösste Schwäche der Zunft in der Zeit vor 1945 gewesen, die dann aber noch weit hinreicht in die Zeit nach 45: Es ist das Verständnis der Aufgabe des Historikers als eines nationalen Propheten. Und dass für viele Historiker Geschichtsschreibung gleichbedeutend war mit Nationalgeschichtsschreibung. Hier wurde eine Deutungskompetenz beansprucht, die von der Vergangenheit reichte bis hinein in die Gegenwart und die



häufig sogar die Zukunft einbezog. Dieses war nun, um auf Schieder zurückzukommen, bei ihm ohne Zweifel noch zu finden. Für Schieder war das Nationale nicht eine von verschiedenen Möglichkeiten der Bewusstseinsformierung von Individuen und Kollektiven, sondern eine Grundkategorie; es war in gewisser Weise vorgegeben. Daher war es für Schieder ganz selbstverständlich, dass seine europäische Geschichte aufgebaut sein würde in Form einer Addition von Nationalgeschichten. Das Nationale war für ihn nicht eine virulente, aber vorübergehende Form des Denkens mit einem klaren Beginn und einem einigermassen klar erkennbaren Ende. An diesem Punkt gibt es grössere Unterschiede zwischen der älteren Generation, die sich im Dritten Reich engagiert hatte, und vielen von denen, die später kamen.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Für mich ist die Resonanz nicht eigentlich erstaunlich, denn es handelt sich um ein Thema, das für mich persönlich seit den 50er Jahren immer wieder auf der Tagesordnung stand. Insofern ist es zwar von Fulminanz für eine neue und jüngere Historiker-Generation, die sich nun nicht mit den Vätern, sondern mit den Grossvätern auseinandersetzen hat, aber es ist für mich nichts wirklich Überraschendes, sondern ein notwendiger Prozess der Auseinandersetzung. Dabei sollte man im Hinterkopf behalten, dass nicht das erste Mal darüber diskutiert wird. Mag sein, dass das Thema auch längerfristig noch auf der Tagesordnung bleibt. Es gewinnt eine besondere Brisanz durch die neuen Quellenfunde, das ist ganz klar. Die Brisanz ist da, aber die Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus, die Auseinandersetzung mit den Grundwerten und den Grundanschauungen, die vor'45 dominiert haben, von denen es sich zu distanzieren galt, denen gegenüber man andere Grundwerte und Grundanschauungen zur Geltung bringen wollte, das gab es schon Anfang der 50er Jahre, das gab es Mitte der 50er Jahre, im Grunde nicht minder heftig und nicht minder prinzipiell als heute. Ich habe das Gefühl, dass die Debatten damals noch viel schwieriger in Gang zu bringen waren: gegen die Kumpanei derjenigen, die mitgemacht hatten – das waren ja nicht nur einige unserer Professoren – dieser

Kumpanei begegnete man ja nicht zum ersten Mal auf den Universitäten, sondern man kannte sie von den Lehrern an den Gymnasien. Viele der Lehrer, die wir in den Gymnasien hatten, waren natürlich Nazis gewesen, und das spürte man. Selbst Mathematiklehrer, Musiklehrer, Religionslehrer, nicht nur Geschichtslehrer. Insofern gab es die Auseinandersetzungen von Anfang an. Natürlich gewinnt dieses Thema heute dadurch eine besondere Dimension, dass Schieder und Conze so prominent geworden sind und dass sie so prominente Schüler haben, die dann wiederum im Historikerverband wichtige Funktionen einnehmen. Dadurch ist es natürlich ein besonders interessantes Thema.

#### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Ohne Zweifel, aber es handelt sich um einen Streit, der für mein Gefühl sehr häufig mit vorschnellen Urteilen geführt wird. Ich wünschte mir, dass in allen Fällen – und man sollte nicht nur immer über Schieder und Conze reden, denn weitere Personen wären auch noch zu nennen, wie etwa hier im Hause Hermann Heimpel<sup>8</sup> – der Versuch unternommen wird, die Nachlässe umfassend zu erschliessen. In all den bisher diskutierten Fällen verfügen wir nicht über eine Kenntnis der Nachlässe, die so gut ist, dass unser historisches Urteil wirklich auf einer umfassenden Quellenbasis beruht. Bisher wurden immer nur einzelne besonders interessante Funde herausgestellt, die aber in gewisser Weise ‚entkontextualisiert‘ sind, und ich wünschte mir, dass man sehr viel mehr an den Nachlässen insgesamt arbeitet. Deshalb ist es wichtig, den Nachlass Erdmann komplett zu erschliessen; ich nehme an, dass im Augenblick vielleicht 20 Prozent erschlossen sind, zumindest deutet das 1996 erschienene Buch von Kröger und Thimme auf diese Quote hin. Der Nachlass Schieder ist wichtig, Conzes Nachlass ist wichtig, und viele andere Nachlässe sind auch wichtig. Und was ich in diesem Zusammenhang unerträglich finde, ist, wenn Nachlässe mit Sperrfristen versehen sind, das kann ich nicht nachvollziehen. Ich wünschte mir, dass es möglich wäre, in diesen Nachlässen uneingeschränkt zu arbeiten. Natürlich gibt es Nachlässe, die frei sind, so etwa den Ritter-Nachlass. Auch der Erdmann-Nachlass ist seit jüngstem frei, so dass man ihn nun komplett erforschen kann.

### Winfried Schulze hat sich einiges angesehen damals für sein Buch.

Nun ja, solche Nachlässe sind sehr gross, das Schulzesche Buch ist ein erster Versuch; er erörtert nur bestimmte Dinge. Insofern ist da natürlich noch unendlich viel zu tun. Das sind grosse Themen.

- 1 Ort des Interviews: MPI Geschichte, Göttingen / Termin: 27.04.1999, ca. 13.00 bis 14.30 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.
- 2 Lehmann, Hartmut: Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, Stuttgart u.a. 1969.
- 3 Vgl. Hinrichs, Carl: Der Hallesche Pietismus als politisch-soziale Reformbewegung des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 2 (1953), S. 177-189; ders.: Preussentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preussen als religiös-soziale Reformbewegung, Göttingen 1971. (posthum)
- 4 Vgl. Kröger, Martin / Thimme, Roland: Die Geschichtsbilder des Karl Dietrich Erdmann. Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik, m. e. Vorwort v. Winfried Schulze, München 1996, und die Kontroverse um die darin vertretenen Thesen, die in GWU ausgetragen wurde: Schulze, Winfried / Jäckel, Eberhard / Blänsdorf, Agnes: Diskussionsbeiträge – Karl Dietrich Erdmann und der Nationalsozialismus, in: GWU 48 (1997), S. 220-240.; Kröger, Martin / Thimme, Roland: Karl Dietrich Erdmann im «Dritten Reich». Eine Antwort auf Eberhard Jäckel und Agnes Blänsdorf, in: GWU 48 (1997), S. 462-478.; Jäckel, Eberhard / Blänsdorf, Agnes: Noch einmal zu Karl Dietrich Erdmann. Eine Erwiderung an Martin Kröger und Roland Thimme, in: GWU 48 (1997), S. 744-747.
- 5 Vgl. dazu Anm. im Artikel Jarausch/Hohls.
- 6 Gatzke, Hans: Germany's Drive to the West (Drang nach Westen). A Study of Germany's West War Aims during the First World War, Baltimore 1950.
- 7 Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993.
- 8 Hermann Heimpel war von der Gründung 1959 an bis 1971 Direktor des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen, also des «Hauses», von dem Hartmut Lehmann hier spricht.

# Adelheid von Saldern<sup>1</sup>

*«Und vor allen Dingen glaube ich, dass es uns allen bis heute schwerfällt, die NS-Herrschaft als Teil der deutschen Gesellschaft zu denken.»*

## Biographische Fragen

**Frau von Saldern, Sie sind 1938 geboren. Können Sie kurz die prägenden Erinnerungen an Ihre Kindheit und Jugend schildern? Wie sind Sie aufgewachsen, und was können Sie über Ihr Elternhaus berichten?**

Ich bin aufgewachsen überwiegend in Oberbayern, am Chiemsee, und teilweise im tiefsten Niederbayern und komme eigentlich aus einem recht katholisch-konservativen Elternhaus, obwohl mein Vater selber evangelisch war. Meine unmittelbare Kindheit und die meiner drei Brüder waren stark vom Krieg überschattet. Obwohl wir auf dem Lande lebten, hatten wir doch gegen Ende des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit grosse Probleme mit der Ernährung. Ich kam dann mit fast 10 Jahren in die erste Klosterschule Zangberg bei Mühldorf in Oberbayern. Nach anderthalb oder zwei Jahren bin ich sozusagen «entlassen» worden und kam daraufhin in die nächste Klosterschule auf der Fraueninsel im Chiemsee, und schliesslich auch sehr bald in die dritte Klosterschule Wald, das war ein Internat im Badensischen. Der Hintergrund dieser Entscheidung meiner Eltern war auf der einen Seite, dass dies immer so mit den Kindern geschehen sei, und auf der anderen Seite, dass nach dem Krieg der Besuch weiterführender Schulen auf dem Lande ein organisatorisches Problem darstellte. So habe ich also bis 1955 meine Jahre vorwiegend mit Nonnen und in einem zumeist elitären katholischen Zeitgeist verbracht. Mit 16 Jahren bin ich dann auf meinen Druck hin dieser dritten und letzten Klosterschule entkommen und nach München auf die städtische Mädchenschule St. Anna gegangen, die weltlich war. Im Jahre 1957 habe ich dort das Abitur gemacht.

**Und welche Erinnerung haben Sie an das Kriegsende bzw. an den Neuanfang in der «Trümmersituation»?**

Ich war sechseinhalb Jahre alt bei Kriegsende, und ich habe noch die Erinnerung, dass es nicht genügend zu essen gegeben hat. Sehr positive Erlebnisse hatte ich, als die ersten Amerikaner kamen. Die be-

kannten Geschichten: Die erste Orange war natürlich ein Erlebnis, das man nicht vergisst, auch die ersten Schokoladenriegel usw. Ich habe freundliche Erinnerungen an die amerikanischen Besatzungssoldaten.

Wir wohnten damals in einem Landhaus, das in den 30er Jahren am Chiemsee gebaut worden war. In dieses Haus kamen sehr viele Flüchtlinge, und es wurde recht eng, so dass diese Zeit eigentlich durch den alltäglichen Umgang mit Flüchtlingen geprägt war, die vorwiegend aus den «Sudetengebieten» kamen.

**In Ihrer Festschrift haben wir gelesen<sup>2</sup>, dass eine Lehrerin Sie für das Fach Geschichte motivierte bzw. die Faszination bei Ihnen geweckt hat. Können Sie dazu etwas sagen?**

Ja, das war in der städtischen Mädchenschule in München. Eine christlich geprägte Lehrerin recht altmodischen Typs, die es gleichwohl verstand, vor allem das Mittelalter spannend darzustellen, löste bei mir eine Motivation aus, mich näher damit zu befassen. Ich habe dann auch 1957 direkt nach der Schule mein Geschichtsstudium in München begonnen.

Es war damals eine Zeit, in der die Angebote für junge Frauen nicht so vielseitig waren wie in späteren Jahrzehnten, so dass die Frage, ob man gleich ein Studium beginnt oder nicht, sich mir gar nicht stellte, weil es Alternativen für mich – etwa wie für meine männlichen Kollegen, ins Ausland zu gehen – gar nicht gab (ausser als Au-Pair-Mädchen!). Zum einen hatte ich nicht die finanziellen Möglichkeiten, und zum zweiten fehlte mir das Netzwerk, das so einen Schritt erleichtert hätte. Insofern war es für mich das Vernünftigste, sofort mit einem Studium im Wintersemester 1957/58 anzufangen und möglichst schnell damit fertig zu werden. Das Studium schloss ich 1964 mit der Promotion ab.

**Hatten Sie ein bestimmtes Ziel, als Sie zu studieren anfangen? Wollten Sie von Anfang an die wissenschaftliche Laufbahn einschlagen?**

Nein, aber ich wollte auch keine Lehrerin werden. Die meisten Kommilitoninnen wollten Lehrerin werden. Das aber wollte ich nicht.

**An welche Seminarthemen können Sie sich noch erinnern?**

Ich habe dazu meine alten Studienbücher mitgebracht. Sie können sie sich mal ansehen. Ich habe beim Durchblättern festgestellt, dass sich im Geschichtsstudium in formaler Hinsicht wirklich wenig verändert

hat. Hier ist z.B. ein von Franz Schnabel unterzeichneter Seminarschein, der bei uns heute noch genauso aussieht. Nur das «Fräulein» fehlt heute im Vordruck.

Hier ist meine Habilitationsurkunde. Ich war wohl die erste, die sich an der Universität Hannover als Frau habilitiert hat (1972). Da wurden die nur männlichen Formen in der Urkunde einfach überklebt, weil man noch gar keinen geschlechtsneutralen Vordruck hatte. Immerhin fand man es dann doch zu peinlich, dass da stand: «seine Habilitationsurkunde».

Doch zurück zur Studienzeit: Meine Schwerpunkte lagen damals bei Schnabel und bei zwei jüngeren Wissenschaftlern, von denen der eine – Kollege Schubert – früh verstorben ist. Der andere, Albrecht, hat später auch eine Professur bekommen, aber ich habe keinen Kontakt mehr zu ihm gehalten. Dann habe ich vor allem Bayerische Geschichte bei Karl Bosl studiert. Bosl wird leider in den aktuellen Untersuchungen zu den Historikern im Dritten Reich nirgendwo erwähnt. Er war Mediävist und hat viel mit Frantisek Graus kommuniziert, der selber während des Krieges in Theresienstadt interniert war. Bosls Forschungsansätze waren vor allem sozialgeschichtlich orientiert, doch ich weiss bis heute nicht, was er im Dritten Reich gemacht hat. Ich habe bei meinen Recherchen aber etwas festgestellt, was ich problematisch finde, dass nämlich Bosl als Schriftleiter einer 1964 herausgegebenen Festschrift zum 80. Geburtstag für Karl Alexander von Müller fungierte und ein Vorwort geschrieben hat, in dem nichts weiter drinsteht als hagiographischen Bemerkungen.<sup>3</sup>

Letztlich wurde ich von Bosl jedoch stark sozialgeschichtlich geprägt und von Schnabel eher abendländisch und universalistisch, im riesengrossen Rahmen.

**Nun, auf einem Ihrer Seminarscheine hier ist als Thema zu lesen: «Persönlichkeit und Macht bei Hegel». Es handelte sich also eher um solche ideengeschichtliche Themen?**

Ja, eher schon. Vor mir liegen hier die Scheine zu den Vorlesungen mit Seminaren. Darauf heisst es: «Geistes- und Sozialgeschichte Europas im 19. Jahrhundert», «Das 20. Jahrhundert» usw. Ich kann mich leider nicht mehr daran erinnern, ob Schnabel in seinen Vorlesungen über das 20. Jahrhundert bis ins Dritte Reich gekommen ist. Ich vermute, dass dies nicht der Fall war. Hier sind Titel wie «Staat der Neuzeit», «Europa und Übersee», «Weltgeschichte der neuesten Zeit», die klingen auch heute noch aktuell. Da sieht man schon, dass wichtige Kontexte vermittelt wurden. Doch ich kann mich, wie gesagt,

nicht erinnern, dass das Dritte Reich oder auch nur die Weimarer Republik ausführlich behandelt wurden. Dazu müsste man noch einmal andere Kollegen fragen. Andere Themen waren: «Freiheitskriege und Revolution», «Zeitalter des Imperialismus», «Sozialgeschichte Europas in der Neuzeit bis zur Gegenwart». Ich habe hier ein hektographiertes Vorlesungsmanuskript von Schnabel aus dem Jahre 1950 – allerdings nur den ersten Teil – über das Zeitalter des Imperialismus. Die Gliederung zeigt, dass er ganz weit zurückgreift. Vorher sagt er, dass er den modernen Imperialismus behandeln will, aber dann fängt er bei der Tudor- und Stuartzeit an, spricht von der glorreichen Revolution bis zur Eroberung Indiens, von Englands Sieg über Frankreich, also vom 18. Jahrhundert, ferner von der «Reaktion zum Liberalismus», der Orientalischen Frage, dem Höhepunkt des Liberalismus, dem Erfolg der grossen Reformer – das ist wieder England –, schliesslich von der Isolation Amerikas. Und so, mit diesen Rundschlägen, habe ich ihn auch in Erinnerung. Vielleicht ist er im zweiten Teil dann auf den Imperialismus, im engeren Sinne, zu sprechen gekommen. Aber darüber gibt es wohl kein hektographiertes Manuskript mehr. In seinen Bänden zur deutschen Geschichte wird allerdings sein gesellschaftsanalytischer Zugriff deutlich. Vor allem erkannte er die Relevanz von Technik.<sup>4</sup>

**Und wie können Sie das persönliche Verhältnis zu Franz Schnabel beschreiben? War er für Kritik empfänglich? Liess sich mit ihm diskutieren?**

Schnabel war – zumindest gegenüber jungen Frauen – ein schwieriger Mensch. Er war schon sehr alt, etwa 70, und hätte ja unser Grossvater sein können; es gab also eine riesige Altersdiskrepanz. Dann wohnte Schnabel bei seiner Schwester, die ihm den Haushalt führte, und beide hatten wohl auch ganz traditionelle Vorstellungen über die Rolle der Frau. Einer Freundin und Kommilitonin von mir sagte er, wozu sie denn überhaupt eine Dissertation anfertigen wolle, wenn sie doch heiraten werde. Und eine solche Einstellung gegenüber Frauen wirkte blockierend. Es gab ja auch kaum Frauen, die bei ihm promovierten.

**Hat Schnabel Sie bei Ihrer Dissertation unterstützt? Hatten Sie grosse Freiheiten?**

Schnabel hat das Thema wohl mit konzipiert. Es ging dabei um Hermann Dietrich, dem Reichsfinanzminister in der Weimarer Republik,

den Schnabel aus der Karlsruher Zeit persönlich kannte.<sup>5</sup> Dietrich war wie er ein Liberaler, und ich denke, dass Schnabel ein wohlbe-gründetes Interesse hatte, über ihn eine Dissertation schreiben zu las-sen. Das Thema hat mich auch interessiert, und so sind wir schnell einig geworden. Aber an eine besondere Unterstützung kann ich mich nicht erinnern, genauso wenig kann sich meine schon erwähnte Kommilitonin, die an einem anderen Thema aus der Weimarer Re-publik arbeitete, an eine Unterstützung erinnern.

Ich habe in den Schriften über Schnabel, die von einigen seiner Schüler herausgegeben wurden, gelesen, dass Schnabel durchaus ge-genüber Studierenden diskussions- und kommunikationsfreudig ge-wesen sein muss. Aber ich habe diese Erfahrung nicht gemacht.

**Nach Ihrer Promotion haben Sie sich dann verstärkt sozialgeschicht-lich orientiert und über die Arbeiterbewegung gearbeitet und sind dann nach Göttingen gegangen.**

Dazu muss ich sagen, dass ich zuerst – aus privaten Gründen – nach Göttingen gegangen bin, was den Vorteil hatte, dass ich aus dem ka-tholisch-adeligen Milieu herausgekommen bin. Räumliche Trennun-gen verfehlen ja oft nicht ihre Wirkung, und ich bin in ein ganz an-deres Umfeld geraten, auch von den Bekannten und Freunden her, die man hier in Göttingen gewonnen hat. Das Interesse für die Ar-beiterbewegungsgeschichte – das war nicht die Sozialgeschichte, die Bosl repräsentiert hat – ist dann erst durch jüngere Kollegen, vor al-lem durch Gerhard A. Ritter, in mir erweckt worden. Ich habe auch Gerhard A. Ritter gesagt, dass ich seinem Buch über die wilhelmini-sche Arbeiterbewegung viele Anregungen zu verdanken habe und dass ich dadurch erst verstanden habe, dass es überhaupt eine Ar-beiterbewegung gegeben hat, über die es sich lohnt zu forschen.<sup>6</sup> Das war für mich neu und ein grosser Schritt, da ich eine solche Perspek-tive weder aus meiner privaten noch aus meiner wissenschaftlichen Sozialisation her kannte. Es war sozusagen eine ethnologische Ent-deckungsreise. Diesen Schwerpunkt habe ich ja dann über mehrere Jahre verfolgt, und auch meine Hibilitationsschrift «Vom Einwohner zum Bürger» ist aus diesem neuen Interesse entsprungen.<sup>7</sup>

**Und wie war das Klima im Göttinger Arbeitskreis?  
Machte sich das «Königsberger Erbe» dort bemerkbar?**

In Göttingen, wohin ich Anfang 1963 gekommen war, habe ich vor-nehmlich meine Dissertation fertig geschrieben. Bei Heimpelel habe



ich auch mal eine Vorlesung besucht. Aber wissenschaftliche Fachkontakte mit diesen Kreisen habe ich damals in Göttingen nicht aufgebaut.

**Haben Sie sich darüber hinaus gefragt, welche Rolle bestimmte Persönlichkeiten der Historikerzunft im Nationalsozialismus gespielt haben?**

Darüber habe ich mir oft Gedanken gemacht. Es gibt so etwas wie ein ‚soziales Wissen‘<sup>z</sup> das auch schon in den 50er Jahren vorhanden war. Man wusste, dass die Menschen normalerweise irgendetwas mit dem Dritten Reich zu tun gehabt hatten, was ja auch für einen Großteil der Bevölkerung stimmte, und dass es relativ wenige Ausnahmen gibt. Und für uns Studierende war es ein ganz wichtiger Punkt, dass z.B. Schnabel damals als jemand galt, der nichts mit dem Dritten Reich zu tun gehabt hatte, sondern eher – wie man heute sagen würde – ein Opfer des Nationalsozialismus war. Heute sieht man die Rolle Schnabels zwar in einem Punkt etwas anders, aber sie ist doch nicht zu vergleichen mit der Schieders oder Conzes, denn Schnabel wurde nunmal zwangsemertiert. Den 5. Band seiner «Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert» konnte er letztendlich aus Zensurgründen nicht mehr veröffentlichen<sup>8</sup>, obwohl er damals durchaus einige opportunistische Angebote an die Zensurbehörde gemacht hatte. Franz Schnabel hatte sich aus Sicht der 50er Jahre nichts zuschulden kommen lassen, und das löste bei uns Studierenden grosses Vertrauen, Anerkennung und Respekt aus. Ein gewisser Stolz erfüllte uns, bei einem solchen Manne studieren und promovieren zu dürfen. Schnabel hat sich uns gegenüber nie darüber geäußert.

**Können Sie noch etwas zu Ihrer Habilitation sagen, die Sie damals anfertigten, ohne an einen Lehrstuhl oder Institut fest angebunden zu sein, die aber in diversen Zeitschriften eine überaus positive Resonanz fand, u.a. auch bei Werner Conze?**

Es ist zwar richtig, dass die Resonanz positiv war, aber das Verhältnis von Frauen und Wissenschaft blieb ein Problem – und dieses ist ja auch heute noch schwierig. Es dauerte eine Weile, bis ich soweit war, hier die unsichtbare Mauer zu durchbrechen. Beruflich erschwerend kam noch hinzu, dass ich 1965 eine Tochter zur Welt brachte. Zu dieser Zeit starb auch Schnabel, so dass bei mir in dieser wichtigen Phase nach Promotion und Geburt keine Vernetzung mehr vorhanden war.

**Wie kann man sich das denn vorstellen?  
Arbeiteten Sie dann verstärkt mit Kollegen zusammen?**

Ich gehöre zu den Quereinsteigern, die es immer gegeben hat. Bei meinem Quereinstieg in die Universität hat mir wesentlich der Wirtschaftshistoriker Wilhelm Treue geholfen, der selber ebenfalls ein Quereinsteiger gewesen war. Im Übrigen war Schnabel ja auch ein Quereinsteiger, da er sich nicht im Machtkartell der Historikerzunft befunden hatte, aus dem er sich stets ganz bewusst herausgehalten hatte und aus dem er auch herausgehalten wurde.

Wilhelm Treue, der in Hannover das Historische Seminar aufbaute, gab mir schliesslich die Chance, dort einzusteigen, ungeachtet der Tatsache, dass 1973 ein zweites Kind zur Welt kam.

**Hat Ihre eigene Erfahrung Sie dann dazu veranlasst, als Professorin eine andere Art des persönlichen Umgangs mit Studenten zu pflegen?**

Ich bin sehr durch die 60er Jahre geprägt worden, in denen sich eine Öffnung des sozialen Raumes vollzog. Sie brauchen nur an den damals sich enorm ausweitenden Büchermarkt zu denken, um dies zu verstehen. Denn das, was ich den Kollegen der 50er Jahre vorwerfe, also meiner Lehrergeneration, ist, dass damals sehr wenige brauchbare Texte erschienen sind, was sicher auch mit der Schwierigkeit des Wiederaufbaus zusammenhing. Aber das war sicherlich nicht der alleinige Grund. Denn es ist schon erstaunlich, dass es eine moderne Politikgeschichte oder Sozialgeschichte von Seiten der Historiker der 50er Jahre nicht gibt. Eine der grossen Entdeckungen für mich war dann das dicke Buch des Politologen Karl Dietrich Bracher «Die Auflösung der Weimarer Republik»<sup>9</sup>, denn dort stand wenigstens mal etwas drin, was einem bei der Analyse Orientierung gab. In den 60er Jahren öffnete sich innerhalb weniger Jahre, wie gesagt, der Radius des Büchermarkts, und ich bin dadurch sowie durch gleichaltrige bzw. etwas ältere Kollegen sozusagen zum zweiten Mal sozialisiert worden.

Beeinflusst hat mich in dieser Zeit beispielsweise auch das Buch von Ralf Dahrendorf «Demokratie und Gesellschaft»<sup>10</sup>, und zwar deshalb, weil Dahrendorf in diesem Buch u.a. die Funktion von Konflikten innerhalb einer offenen Gesellschaft thematisierte, während ich immer noch ein Stück weit in diesem harmonistischen, staatszentrierten Denken befangen war, bei dem Konflikte einseitig nega-

tiv konnotiert wurden. Man sieht eben die Gesellschaft ganz anders, wenn man die Konflikte als einen sozialen, kommunikativen Prozess betrachtet. Dann kam etwas später die Studentenbewegung, die mich stark beeinflusst hat, vor allem im Umgang mit den Studierenden hier in Hannover. Ich habe mich für studentische Belange seither sehr engagiert und auch ein anderes Betreuungsverhältnis entwickelt, als ich es selbst einst erlebt hatte.

**Sie haben stark interdisziplinär und international gearbeitet.  
Haben Sie sich auch an Hobsbawm<sup>11</sup> orientiert?**

Ich habe viel in der Auseinandersetzung mit dem Marxismus gelernt, wobei ich mich anders mit ihm auseinandergesetzt habe, als es andere Historikerkollegen getan haben. Mich hat der DDR-Marxismus konzeptionell gesehen beispielsweise kaum interessiert, allenfalls mal anlässlich von Kontroversen. Mein Blick richtete sich mehr auf England, so wie im Übrigen auch auf eine Reihe von Politologen in der BRD, die in der Regel nicht von den Historikern zitiert wurden, die aber in der Tradition eines unorthodoxen Marxismus versucht haben, die Zwischenkriegszeit und die Anfänge der Bundesrepublik aufzuarbeiten, so z.B. B. Blanke, G. Schäfer, N. Kadritzke und E. Henning.

Ich habe mich auch an Eric Hobsbawm und vor allem an Raymond Williams<sup>12</sup> orientiert, den Sie vielleicht von der Kulturgeschichte her kennen und der viel über Arbeiterkultur reflektiert hat. Williams ist einer der führenden unorthodoxen englischen Linken gewesen. Ich bin dann auch stark von E.P. Thompson<sup>13</sup> beeinflusst worden. Die Annales dagegen haben bei mir weniger eine Rolle gespielt, mit Ausnahme des versuchten Zugriffs auf die Mentalitätsforschung.<sup>14</sup> Die französische Literatur hat mich durch Merleau-Ponty und später vor allem durch Foucault<sup>15</sup> und Bourdieu<sup>16</sup> beeinflusst.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mittläufer, oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Ich denke, dass man zunächst von vorschnellen Kategorisierungen absehen und stattdessen die Sachverhalte möglichst genau analysieren muss, in diesem Fall auf Personen bezogen. Denn wenn man sich Schieder, Conze, Brunner und Schnabel betrachtet, kommt man zu unterschiedlichen Ergebnissen. Bei Conze halte ich seine Auffassung über die Bevölkerungspolitik und -entwicklung für entscheidend. Für eine Bewertung Conzes ist es daher bedeutsam, für wie wichtig man die Bevölkerungspolitik im Zusammenhang mit dem Holocaust hält, was ja durchaus kontrovers diskutiert wird. Ich denke, dass es hier sehr wohl Zusammenhänge gibt und zwar in Form von politisch gesteuerten und politisch verwerteten ‚Fachanalysen‘. Aber es gab bei Conze nicht eine so direkte Politikberatung wie etwa bei Schieder. Wenn man nach Berlin fährt und dort Beratungsgespräche führt, dann ist das schon eine aktive Politikberatung, die einen anderen Charakter trägt als Conzes Tätigkeit.

Bei Schnabel geht es um das opportunistische Aufnehmen der dominanten Ideologie, das aber eben doch nicht weit genug ging, denn sonst wäre sein Buchmanuskript nicht indiziert worden. Er ist mit seinen Versuchen des Sich-Angleichens nicht durchgekommen. Er hat freilich auch organisatorische Vorstellungen über die Gesellschaft vertreten, die, obwohl er eigentlich selber ein Liberaler war, stark ins konservative Gedankengut hineingehören und die er auch nach 1945 wohl nicht ganz abgelegt hat. Bei Brunner ist das Interessante, wie er mit Begrifflichkeiten umging und wie dabei eine Wissenschaftssprache konstruiert wurde, die in gewisser Weise polyvalent war und es möglich machte, dass solche Texte in einer Demokratie genauso gut ankommen wie in einer Diktatur. Man kann natürlich sagen, es gab keine andere Möglichkeit, als sich hinter sogenannten historischen Begriffen zu verstecken. Das ist sicher ein nicht ganz unberechtigter Einwand, aber auf der anderen Seite denke ich, dass man eine solche Wissenschaftssprache dann spätestens in den 50er Jahren hätte kritisch reflektieren müssen. Aber das ist eben zum größten Teil nicht

geschehen. Zusammenfassend zeigt sich, dass Kategorien wie ‚Mitläufer‘ die zu differenzierende Problematik nur schwer auf den Punkt bringen können. Es gibt ja auch z.B. Mitwissende und Mitsehende, kurzum sehr viele Formen und Zwischenstufen von Mitwirkung und Mitunterstützung. Ich habe den Eindruck, dass der Begriff ‚Mitläufer‘ zu inflationistisch gebraucht wird. Ich würde daher zunächst sehr viel stärker über die diversen Sachverhalte diskutieren wollen.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Ich finde, dass man weder den Begriff der ‚Entgleisung‘ noch den Begriff der ‚Kompensation‘ gebrauchen kann. Eine Entgleisung könnte ich allenfalls bei Schnabels 5. Band sehen, dessen Sprache von Anpassungsversuchen geprägt war, um die Zensur zu umgehen. Aber bei Conze und Schieder denke ich, dass der Begriff einfach nicht stimmt. Eine Entgleisung hat immer etwas Schnelles und Unüberlegtes an sich, und beides trifft hier nicht zu. Denn die Gedanken über die ‚überbevölkerten Landstriche im Osten‘ und die sogenannte ‚Entjudung‘ der deutschen Städte: das waren ja wohlgedachte Konstrukte und keine schnellen Anpassungen an eine Sprache, die von den neuen Herren gefordert wurde. Insofern passt der Begriff der ‚Entgleisung‘ nicht. Und der Begriff der Kompensation passt meiner Meinung nach ebenfalls nicht, da ich denke, dass man beide Teile des Lebens nebeneinander sehen muss und dass man zwar die Verdienste, die einzelne Kollegen in der Bundesrepublik hatten, durchaus auch nennen, aber eben nicht aufrechnen sollte. Beide Teile des Lebens müssen nebeneinander stehen und ihre innere Verknüpfung biographisch aufgearbeitet werden.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte:**

**Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Auch bei dieser Frage habe ich Schwierigkeiten mit dem Begriff. Denn es kommt darauf an, was sie unter dem Begriff ‚innovativ‘ verstehen. Wenn sie den Begriff innovativ mit einem Bindestrich versehen und sagen innovativ-zerstörerisch, dann können sie mit mir darüber sofort reden; so wie ich denke, dass man auch von modernen

Zügen des Dritten Reiches sprechen kann, falls man darunter eine Moderne versteht, die eben auch zerstörerisches Potential in sich trägt. Und so geht es mir auch mit dem Begriff des Innovativen, weil ich bei dem Begriff zunächst eine positive Assoziation habe, und solange ich diese habe, so lange passt dieser nicht zur Methode und zum Inhalt der sogenannten Volksgeschichte. Das Zerstörerische, das potentiell Zerstörerische, liegt eben in dem Begriff des Volkes im Sinne des Völkischen, des völkischen Denkens und in den damit verbundenen Auffassungen über Ausgrenzungen aus der Gesellschaft. Ich sehe auch nicht, dass die Wurzeln der modernen Sozialgeschichte in diesem Volksbegriff beruhen sollen. Im Gegenteil: dieser ist sogar hinderlich. Natürlich kann man sagen, die damaligen Historiker hatten nicht mehr die grossen Staatsaktionen betrachtet, und das war schon etwas anderes, aber das Erkenntnisziel der damaligen Forscher war so eng verbunden mit der Auffassung von dem sogenannten Wesen des Volkes von Ausgrenzung und Eingrenzung sowie der Hierarchisierung von Völkern o.R. usw, dass ich da nichts Innovatives im positiven Sinne sehen kann, sondern lediglich einen neuen Irrweg.

#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Ja, die war sehr gross, und ich denke auch, dass sie unnötig gross war. Da sind Versäumnisse zu konstatieren. Allerdings zeichnet sich die junge bundesrepublikanische Geschichtswissenschaft nicht durch besondere Vorkommnisse und Strukturen aus, da man diese Kontinuitäten in allen Bereichen findet. Ich denke, dass das grosse Ausmass von Kontinuität vor allem deshalb unnötig war, weil sicherlich einige Emigranten zurückgekommen wären, wenn man sie stärker gedrängt hätte. Es hätte ja auch die Möglichkeit gegeben, z.B. deutschsprechende Ausländerinnen hier an einer Universität einzustellen. Auch das hat man nicht ausreichend versucht. Und ab 1955, spätestens ab 1957 wäre auch der Nachwuchs dagewesen, und insofern glaube ich, dass diese grosse personelle Kontinuität vor allem bei der Besetzung der repräsentativen Posten nicht nötig gewesen wäre. Es ist ja auch ein Unterschied, ob ich ein Dozent bin oder einen Lehrstuhl nur kommissarisch vertrete oder ob ich Lehrstuhlinhaber bin oder gar einen Berufsverband repräsentiere. Sicherlich hätte man nach Lage der Dinge diese Hochschullehrer nicht alle entlassen kön-

nen und sollen, aber wenn man im Historikerverband oder bei der HZ z.B., also bei Einrichtungen, die die Geschichtswissenschaft offiziell repräsentierten, mehr Vorsicht hätte walten lassen, dann wäre der Schaden für das Ansehen des Fachs geringer gewesen. Ich frage mich allerdings auch, was eigentlich die negativen Folgen dieses Sach Verhalts sind. Ich frage mich, wenn wir heute über die ‚Zunft‘ reden – vielfach verbunden mit dem Begriff der Enge und einer gewissen Konventionalität und Provinzialität, Begriffe übrigens, die man auch im Ausland über die deutsche Geschichtswissenschaft hört –, ob das nicht irgendwie mit diesem ‚negativen Erbe‘ noch immer zusammenhängt? Ich denke, dass hierüber auch mal eine Diskussion stattfinden müsste.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Im ersten Teil des Interviews habe ich schon einmal erwähnt, dass ich denke, dass es die ganze Zeit über ein ‚soziales Wissen‘ über die Verbundenheit vieler Kollegen und Lehrer mit dem Dritten Reich gab und dass man sich eigentlich darüber überhaupt nicht mehr wunderte, sondern dass man nach denjenigen suchte, die sich nichts oder nur wenig im Dritten Reich hatten zuschulden kommen lassen. Insofern ist das Schweigen nicht ein Nicht-Wissen.

Ich denke, das Aufbrechen der Diskussion heute hat vielfach damit zu tun, dass die Forschungssituation eine andere geworden ist. Die Erforschung des Dritten Reiches ist in der Bundesrepublik so oder so recht zögerlich angelaufen, und die Forschung über die Berufe und Wissenschaftler ist ja auch erst relativ spät, etwa in den 80er Jahren, aktuell geworden. Wenn Sie sich die Forschung über das Dritte Reich ansehen, so lief auch erst seit den 70er Jahren die Forschung über Verfolgte und über ‚Resistenz‘ an, während die Täter eigentlich erst in den letzten acht oder zehn Jahren konzentriert in den Blick geraten sind. Man spricht ja auch heute von ‚Täterforschung‘, übrigens auch von (Mit-)Täterinnen, was ja zu einer Kontroverse über die Rolle der Frau im Dritten Reich geführt hat. Das sind Veränderungen in den Forschungsinteressen, deren Zustandekommen genauer analysiert werden müsste. Damit habe ich sicherlich auch nur einen Teil der Antwort geliefert. Es gibt darüber hinaus persönliche Interessenlagen bei Kolleginnen, wenn sie sich für ein Forschungsthema entscheiden.

Für mich selbst gab es keinen Grund, gerade darauf meinen Forschungsakzent zu setzen. Die hier zur Diskussion stehenden Historiker sowie ‚die Zunft‘ standen mir nicht näher als andere Gruppen der Gesellschaft.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Ich denke, das ist keine Frage des Könnens und Sollens, denn die Geschichtswissenschaft nimmt Einfluss, ob sie will oder nicht. Es ist nur die Frage, in welcher Weise und wie bewusst sie dies macht. Das heisst nicht, dass jedes Geschichtswerk gleich wichtig für die Politik ist, aber es heisst, dass es potentiell relevant ist. Das hängt damit zusammen, dass jedes politische System der Legitimation bedarf, und zu dieser Legitimation gehört die Geschichte. Es kommt darauf an, in welcher Weise die Geschichtswissenschaft diese Aufgabe erfüllt, ob sie eine kritische Distanz zum jeweiligen politischen System wahrt oder ob sie sich instrumentalisieren lässt und zum Handlanger wird. Aber dass sie über Legitimationsstrategien Einfluss auf die Politik nimmt, das ist wohl unbestritten, und da kann sich die Geschichtswissenschaft auch nicht herauskatapultieren.

**Und inwiefern wurden Erfahrungen aus dem Dritten Reich in Bezug auf ihre Politiknähe verarbeitet oder auch nicht verarbeitet?**

Ich denke, dass die Einsicht von der Polyvalenz vieler Texte wesentlich für die Beantwortung Ihrer Frage ist. Diejenigen Historiker, die es fertiggebracht haben, im Dritten Reich eine mehrschichtige und mehrdeutige Begrifflichkeit in ihren Texten zu verwenden, haben sich nach 1945 leicht getan, sich in die Bundesrepublik auch mit ihren Werken aus dem Dritten Reich zu integrieren und anerkannt zu werden. Diese tiefer liegende Verflechtung zwischen Sprache, Wissenschaft und politischem System ist noch nicht ausreichend für die Geschichtswissenschaft aufgearbeitet worden. Und vor allen Dingen glaube ich, dass es uns allen bis heute schwerfällt – und das beobachte ich auch immer wieder auf Konferenzen –, die NS Herrschaft als Teil der deutschen Gesellschaft zu denken. Ich habe manchmal den Eindruck, dass immer noch unbewusst der Gedankengang vor-



herrscht, die Nationalsozialisten seien irgendwie von aussen oder von oben gekommen, dass also die Gesellschaft von den Nationalsozialisten penetriert worden sei, anstatt das NS-Herrschaftssystem von der Mitte der Gesellschaft, und zwar von der deutschen, aus zu denken. Diese Art des Denkens fällt vielen schwer und ist natürlich den Historikern der unmittelbaren Nachkriegsphase besonders schwergefallen. Aber ich denke, dass sie die Chance gehabt hätten, sich damit auseinanderzusetzen, und sie wären dann auch in die tieferen Schichten des Zusammenhanges von politischem System und (Geschichts-)Wissenschaft vorgestossen, sowohl für die Diktatur als auch für die Demokratie. Es ist bedauerlich, dass sie es nicht versucht haben.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie z.B. auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Ja, darüber habe ich mich auch gewundert. Denn ich habe mich damit schon auseinandergesetzt, als das Buch von Karin Schönwalder 1992 im Campus-Verlag erschien.<sup>17</sup> Und ich frage mich, warum eigentlich nicht Karin Schönwalder im Mittelpunkt der Diskussion steht. Hängt das damit zusammen, dass sie Sozialwissenschaftlerin ist, oder damit, dass sie eine Frau ist oder etwa damit, dass ihr Doktorvater R. Kühnl ist? Oder hängt das mit anderen Dingen zusammen? Ich weiss es nicht. Es wundert mich nur, denn ich habe schon nach Erscheinen dieses und anderer Bücher ein Seminar über Professionen im Dritten Reich angeboten und habe selbstverständlich auch dieses Buch verwendet. Darin sind zwar nicht alle, aber wesentliche Kontexte der heutigen Diskussion enthalten und analytisch aufgearbeitet. Die jetzige Aufregung darüber kann ich nur so erklären, dass es nun bestimmten anderen Kollegen endlich gelungen ist, die Diskussion in die Öffentlichkeit zu tragen und sie öffentlich zu machen. Und wenn es dann auch noch Emotionen gibt, dann ist die Öffentlichkeit noch gespannter, was nicht darüber hinwegtäuschen sollte, dass es natürlich auch ein berechtigtes Interesse der jüngeren Generation gibt, kritische Fragen an die ältere Generation zu stellen. Die Diskussion selber hätte allerdings schon vor sechs Jahren stattfinden können.

### 8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?

Ich glaube nicht, weil ich keine wirklichen Kontroversen sehe. Sicherlich wird man in der Beurteilung der Handlungen eines Menschen nicht einstimmig verfahren, aber die Differenzen werden auch nicht allzu gross sein. Und die Emotionen werden sich auch wieder legen, und dann bleibt nicht mehr so viel für einen Streit. Aber ich hoffe, dass die Diskussion in zweierlei Hinsichten Früchte trägt: Einmal, dass man sich in einer vertiefenden Weise mit der Geschichte des Nationalsozialismus beschäftigt, und zwar in der Weise, dass man eben dieses NS-Herrschaftssystem mehr aus der Gesellschaft heraus denkt, und zum anderen, dass man eine kritischere Haltung gegenüber der Geschichte unserer ‚Zunft‘, d.h. unseres Berufsverbandes einnehmen und sich überlegen sollte, was ein Berufsverband im 21. Jahrhundert zu leisten hat. Damit hätte die Diskussion auch für die Geschichtswissenschaft eine Menge gebracht.

- 1 Ort des Interviews: Universität Hannover, Historisches Institut / Datum: 13.07.1999, 14.00-15.30 Uhr / Interviewer/in: Schäfer, Steinbach-Reimann.
- 2 Marssolek, Inge; Wildt, Michael: Einleitung, in: von Saldern, Adelheid: Politik – Stadt – Kultur. Aufsätze zur Gesellschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Zum 60. Geburtstag herausgegeben von Inge Marssolek und Michael Wildt, Hamburg 1999, S. 7-14.
- 3 Land und Volk, Herrschaft und Staat in der Geschichte und Geschichtsforschung Bayerns. Karl Alexander von Müller zum 80. Geburtstag, München 1964 (= Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte Bd. 27).
- 4 Vgl. Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 4 Bde. erschienen, Freiburg i.Br. 1929-1937. Insbesondere: Bd. 3: Erfahrungswissenschaften und Technik, Freiburg i.Br. 1934.
- 5 Saldern, Adelheid v.: Hermann Dietrich. Ein Staatsmann der Weimarer Republik, Boppard 1966.
- 6 Ritter, Gerhard A.: Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Deutschland. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften, 2. durchges. Aufl., Berlin 1963 (überarbeitete Fassung der Diss. von 1952).
- 7 Saldern, Adelheid v.: Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschicht Göttingens 1890-1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung, Berlin 1973.

- 8 Vgl. dazu Anm. im Interview Gall.
- 9 Bracher, Karl Dietrich: Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Villingen 1955.
- 10 Dahrendorf, Ralf: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München 1965.
- 11 *Eric J. Hobsbawm (\*1917)*; Prof. emeritus der University of London, lehrt seit 1984 an der New School für Social Research in New York sowie an der London School for Economics. Er galt seit seiner Berufung 1947 als Vertreter der Gruppe unorthodoxer Marxisten unter den britischen Historikern. Vgl. dazu seine Werke: Hobsbawm, Eric J.: Primitive Rebels. Studies in archaic forms of social movement in the 19th and 20th century, Manchester 1959; ders.: Labouring men. Studies in the history of labour, New York 1964; ders.: The age of revolution, New York; ders.: Industry and Empire. An economic history of Britain since 1750, London 1968.
- 12 Vgl. seine Studien: Williams, Raymond: Culture and society : 1780-1950, London 1950; ders.: The long revolution, New York 1961; ders.: The country and the city, London 1973.
- 13 Vor allem: Thompson, Edward P.: The making of the english working class, New York 1964; ders.: Time, Work-Discipline and Industrial Capitalism, in: Past and Present 38.1967, S. 56-97; ders.: The moral economy of the english crowd in the 18th century, in: Past and Present 50.1971, S. 76-136; ders.: The poverty of theory and other essays, London 1978.
- 14 Vgl. zur «Annales» die Anm. im Interview Gall. In den 70er Jahren ist die Annales geprägt durch die Rezeption von Psychoanalyse und Ethnologie, deren Theorien in das Konzept «Mentalität» eingehen. Vgl. dazu Ariès, Philippe: Die Geschichte der Mentalitäten, in: LeGoff, Jacques / Chartier, Roger / Revel, Jacques (Hg.): Die Rückeroberung des historischen Denkens. Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft, Frankfurt a.M. 1990, S. 137-165 [franz. Original 1978].
- 15 *Michel Foucault (1926-1984)*; französischer Psychoanalytiker und Philosoph, bezeichnete sich selbst als «Historiker der Gedankensysteme». Seine These von der disziplinierenden und konditionierenden Funktion der «Rationalität» und der «Wissenschaft» gab zahlreiche Impulse für die Neukonzeption von Begriffen wie «Wahnsinn», «Leben», «Wahrheit» und «Sexualität». Das Werk Foucaults steht heute noch im Mittelpunkt aktueller Diskussionen über den Begriff der «Kultur» als Lebenswelt und Erkenntnisgegenstand.
- 16 *Pierre Bourdieu (\*1930)*; französischer Soziologe, lehrt heute an der École des Hautes Études en Sciences Sociales und am Collège de France in Paris. Seine Arbeiten über die französische Gesellschaft der 70er, 80er und 90er Jahre verwendeten zahlreiche ethnologische Methoden, mit denen er sich an eine Neuformulierung von Konzepten der «Selbstwahrnehmung» und «Fremdwahrnehmung» heranwagt. Er prägte in entscheidender Weise den Begriff des «Habitus» für die Humanwissenschaften.
- 17 Schönwalder, Karin: Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. / New York 1992.

# Michael Stürmer<sup>1</sup>

«Man muss die Weltgeschichte nicht immer mit den Nazis beginnen lassen.»

## Biographische Fragen

**Herr Stürmer, Sie sind 1938 in Kassel geboren.**

**Was sind wichtige Einflüsse und Prägungen aus Ihrem Elternhaus?**

Der prägende Umstand meiner Jugend war der Krieg, an den ich lebhaft, ja traumatische Erinnerungen habe. Trümmer, Hunger, Kälte, und fast hätten wir vor den Russen fliehen müssen, wenn da nicht die Amerikaner zuerst gekommen wären. Vor allem an den Winter 1945/46 erinnere ich mich, in dem wir über Monate nichts zum Heizen und wenig zu essen hatten. Die meisten Familien waren kaputt, die Männer tot. In Kassel war fast alles zerbombt. All das weckte bei mir unvermeidlich ein grosses Interesse an der Geschichte. Ich hatte eine gute Schulzeit zunächst auf einer Waldorfschule, dann an einem humanistischen Gymnasium. In meiner Klasse waren viele vaterlose Kinder, weil die Kasseler Division in Stalingrad untergegangen war. Da der Besitz zerstört war, konzentrierte man sich auf Bildung, das hiess Latein, Griechisch, Literatur und die klassische Geschichte. Das spielte eine grosse Rolle, da Wissenslust und Arbeitsethik vorhanden waren. Entsprechend gab es gute Lehrer, Überlebende des Krieges. Man wollte wieder eine bürgerliche Lebensform erreichen mit einem Bücherschrank, mit Theater, Vergangenheit und Zukunft.

**Wie gestaltete sich Ihr Einstieg ins Studium?**

**Und warum entschieden Sie sich für Geschichte?**

Nach dem Gymnasium machte ich erst ein technisches Praktikum, doch mein existentielles Interesse lag bei der Geschichte, der Philosophie und den Sprachen. Zu meinem Glück wurde ich bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes angenommen, die mich förderte. Nach einem halben Jahr ging ich nach England, das am Ende der 60er Jahre noch ganz anders war als alles, was ich kannte. Ich spürte dort den Abendsonnenschein des Empire. Zurück in Deutschland, ging ich zunächst nach Marburg und dann nach Berlin. In Marburg hörte

ich bei Fritz Wagner, den ich interessant und elegant, aber blutleer fand. Mich prägten dort vielmehr Althistoriker wie Christian Habicht oder Karl Christ, Erich Matthias, bei dem ich später promovierte, und Wolfgang Abendroth, dessen Scharfsinn ich schätzte, nicht aber seinen Marxismus. Letzterer war insofern wichtig, als er mir Carl Schmitt vermittelte und dies auf interessante, Widerspruch fordernde Weise. Von den Mediävisten gab es noch Helmut Beumann, bei dem ich Vorlesungen gehört habe. Ansonsten hat mich dort wenig geprägt. Wilhelm Mommsen habe ich höchstens als Schatten auf der Strasse gehen sehen. Viel stärker prägten mich die Professoren in Berlin, insbesondere Gordon Craig. In England, an der London School of Economics, an der ich auch studierte, waren Michael Oakshott und Michael Howard, der grosse Militärhistoriker, bedeutend für mich. Es war sehr hilfreich zu sehen, mit welcher Gelassenheit man der deutschen Befangenheit in puncto Krieg bzw. den damit verbundenen Erinnerungen in England begegnete. Ich fühle mich dort – bis heute – heimisch und bin damals in die englische Kultur regelrecht eingetaucht.

Erich Matthias war ein exzellenter Lehrer, der mich prägte und die Entwicklung von Fragestellungen förderte. Sein Schülerkreis war breit und heterogen. Er publizierte wenig, edierte dafür mehr.

**Wie würden Sie die Entwicklung und Motivation Ihrer Forschungsinteressen beschreiben?**

Ich bekam ein Angebot des Hessischen Rundfunks, das Bildungsfernsehen aufzubauen, was vielleicht traumhaft gewesen wäre, aber Matthias bot mir eine Assistentur an, was mich mehr interessierte. Es zog mich zur modernen Geschichte, obwohl ich auch Angebote aus der alten Geschichte hatte. Man muss jedoch differenzieren zwischen dem Kern der Geschichte und dem Bildungserlebnis. Bei mir liefen die fachprofessionelle und die journalistische Seite immer parallel.

**Dann sind Sie mit Matthias nach Mannheim gegangen ...**

Das war eine gute Schule, obwohl ich Mannheim nicht mochte. Dort waren zum Beispiel Martin Irie und Rainer Lepsius, der die Historiker kritisierte und für überflüssig hielt. Er, der nur einen grossen historischen Aufsatz in seinem Leben geschrieben hatte und sonst eher

soziologisch arbeitete, war von unbarmherziger Arroganz. Ich habe mir gewünscht, als Hochschullehrer nie so zu werden. Von Hans Albert habe ich in dieser Zeit unendlich viel gelernt.

**Hatten Sie in den Endfünfzigern bzw. Anfang der 60er Jahre das Gefühl, in einer Gesellschaft voller Tabus zu leben?**

Nein, überhaupt nicht. Ich gehörte ja nicht zu der Generation, die für alles immer einen Schuldigen findet. Ich hätte zunächst mich gefragt, was ich falsch gemacht habe. Ich wechselte mehrfach die Universität, habe schnell studiert und am Ende sicherlich nicht alles gelesen – aber vermisst habe ich wenig in diesen Jahren. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus war mir zu deprimierend. Das war mir viel zu nahe, zu schmerzhaft, als Teil des kollektiven Leidens. Nein, mich interessierte eine Geschichte, die in gewisser Hinsicht distanzierbar war. Das heisst nicht, dass ich den Nationalsozialismus verdrängte; ich sah durch dieses Prisma sehr vieles schärfer. Aber dies zum Lebensinhalt zu machen und als graue Maus am Institut für Zeitgeschichte zu leben ... dafür ist das Leben zu kurz.

Ich wechselte auch seitdem alle fünf Jahre meine Themen radikal.

**Welchen Einfluss übten Debatten wie zum Beispiel die «Fischer-Kontroverse» auf Sie aus?**

Die Fischer-Kontroverse habe ich als eine falsche Debatte angesehen. Wenn der Assistent vom Reichsinstitut für die Geschichte des neuen Deutschlands den Mann attackierte, der bei der Gestapo im Keller gesessen hatte, dann war irgendetwas falsch.<sup>2</sup> Im Übrigen fand ich die methodische Grundlage von Fischer schwach. Ich bin nun schon länger theoretisch und praktisch in der internationalen Politik tätig. Krieg ist das komplexeste Geschehen; Fischer war nur moralisch und einseitig, und Vergleich und Wechselwirkung waren ihm daher als Kategorien fremd und wahrscheinlich suspekt. Das widerspricht jedem komplexen politischen Systemdenken und muss in die Irre gehen. Wie kann jemand die deutschen Kriegsziele untersuchen, ohne das geringste von wirklicher Politik zu verstehen? Nach heutigen Erkenntnissen der Rüstungskontrollpolitik, die sich in den letzten 40 Jahren entwickelt hat – Entspannungspolitik zusammen mit Ab-

schreckungspolitik – war das, was die Grossmächte vor 1914 trieben, der Weg in den Abgrund. Sie waren alle der Sache intellektuell nicht gewachsen. So war es ja halbwegs verständlich, wenn der Kaiser sagte, dass jetzt mit den Serben abgerechnet werden müsse: «Jetzt oder nie!» Sonst wäre deutsche Glaubwürdigkeit dahin und Österreich-Ungarn zerschmettert. Am gestrigen Tage hat das sogar die Nato in Bezug auf den Kosovo-Konflikt gesagt: «Jetzt oder nie!» Hier handelt es sich um das vergleichbare Syndrom. Ein wenig aussenpolitische Erfahrung, ein etwas weiterer Horizont hätten dazu geführt, dass man das europäische Normalmass erstmal in den Blick nimmt. Dämonisches und Fehler gibt es zur Genüge im Nationalsozialismus und auch im Kaiserreich. Der Flottenbau der Wilhelministen war nicht amoralisch, sondern strategisch dumm. Und dass man einen Krieg so beginnt, dass man eine Gewinnchance hat, ist ein Minimalfordernis der Logik.

Kurzum: die Provinzialität dieser Debatten hat mich gestört.

**Noch einmal zurück zu Ihrer Zeit in Mannheim: Haben Sie Kontakte zu Rothfels in Tübingen oder Conze in Heidelberg gehabt?**

Zu Conze sehr. Ich habe ihn als Mann des grossen Lexikons, das dann Koselleck gemacht hat<sup>3</sup>, und Rothfels als jemanden, der sich sehr ernsthaft mit Preussen auseinandersetzte, wahrgenommen. Rothfels trieb die Frage um, wie im so aufgeklärten und vernünftigen, auch von ihm als Juden so geliebten Preussen solche schrecklichen Dinge passieren konnten. Das war ja auch meine Frage, aber es war die einer anderen Generation.

**Hatten Sie die Verbindung von Conze und Schieder zu Rothfels und allgemein zum Königsberger Kreis vor Augen?**

Nein. Das war uns jungen Studenten ziemlich gleich. Ich hatte zudem durch meine Verbindungen zu England ein anderes Verhältnis dazu. Matthias war ein Aussenseiter, weder Marxist noch Konservativer – ein Wunder, dass er berufen worden war. Mich interessierten somit die Sachen viel mehr als die Personen und ihre Verflechtungen. Was meine persönliche Karriere anbetrifft, so bin ich gegen den Widerstand Schieders berufen worden und gegen ein Sondervotum von Kurt Kluxen. Dieser war ein fabelhafter, sehr kluger Mann, der aus einer anti-nationalsozialistischen katholischen Bürgerfamilie kam

und von Schieder gefördert worden war. Das muss man positiv sehen. Schieder betrachtete meine Berufung 1973 als *personal insult*.

**Ende der 60er Jahre bewegten Sie sich auch auf sozialgeschichtlichem Terrain. Welche Rolle spielte da Hans Rosenberg?**

Ich kannte ihn und habe ihn sehr bewundert. Er war überhaupt nicht orthodox, ein nicht-marxistischer Wirtschafts- und Sozialhistoriker, und bearbeitete hochinteressante Fragen. Zudem war er ein empirisch denkender Mann mit dem Mut zu grossen, klugen Thesen. Er konnte – wie so viele preussische Juden – nicht verstehen, wie Deutschlands Geschichte so schrecklich schiefgehen konnte. Für den Rundfunk hatte ich noch einige lange, historische Gespräche mit ihm aufgezeichnet. Ja, er war ein grosser Mann.

### Standardisierte Fragen

**1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Da müssen Sie natürlich unterscheiden. Es gab eine ganze Reihe Historiker, die wie Friedrich Meinecke aufrecht durch das Dritte Reich gegangen sind. Er war nach dem Kriege mit Recht eine der grossen Lehrerfiguren. Nehmen Sie zum Beispiel Rudolf Stadelmann, Ludwig Dehio, Gerhard Ritter oder Franz Schnabel – von keinem würde man es auch nur wagen zu sagen, dass sie Mitläufer oder Unterstützer gewesen seien. Die Generation, die dann folgte, also Conze, Schieder u.a., hatte es in mancher Hinsicht schwerer, weil sie moralisch aus der Krise kam. Sie kam aus den Brüchen von Weimar, im Bewusstsein des Kriegsendes, taumelte in die «völkische Revolution» und hatte wahrscheinlich so wenig Urteilsvermögen wie die meisten Akademiker. Sie, Studenten und Volksschullehrer, waren aktiv im und für das Regime engagiert. Da sind sie halt – mehr oder weniger – mitgeschwommen. Ich meine, dass Schieder recht daran getan hat, das meiste, was er in dieser Zeit geschrieben hatte, nicht zu publizieren. Conzes Verhalten dagegen ist bedrückend und prob-



lematisch. Dennoch haben jene Schieder-Schüler, die die ganze Welt unter ihre kritische Sonde nahmen, ihren Chef nie gefragt: «Papa, was hast du denn im grossen Krieg gemacht?» Das wäre weder taktvoll noch karrierefördernd gewesen.

Ich denke, Sie müssen unterscheiden zwischen denen, die im Kaiserreich – ohne zwingend Wilhelministin gewesen zu sein – im bürgerlichen Spektrum grossgeworden sind, und denen, die erst die Weimarer Republik bewusst erlebten. Schieder, der etwa 1908 geboren ist, gleitet da sozusagen hinein, und um irgendetwas zu werden, da viele Historiker nach 1933 herausgeflogen waren bzw. emigrierten – jüdische wie nichtjüdische –, musste man in die SA und den Arbeitsdienst. Da waren sehr schicke Leute, die nach dem Krieg wieder auftauchten und Karriere machten. Es war ja nicht von vornherein so leicht erkennbar, wohin alles lief. Sie haben sich verführen lassen – so sind Menschen.

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Entgleisung ist nicht das Wort, das ich wählen würde, auch nicht kompensieren. Denn was wäre gewesen, wenn sie tot gewesen wären im Jahre 1945? Diese Historiker hatten das Glück, am Leben zu sein und ein neues beginnen zu können. Unsere Strafrechtsphilosophie besagt, dass es Verjährung gibt – für Steuervergehen genauso wie für Mord –, da der Rechtsfriede irgendwann wieder herrschen soll. Man muss den Leuten, die überlebt haben, die Chance geben, sich in ihrer Umwelt zu bewähren. Des Teufels Architekt, Albert Speer, hat die Erträge seiner Memoiren im Wesentlichen für jüdische Einrichtungen gegeben. Das war der Versuch tätiger Reue. Lassen Sie das Wort ‚kompensieren‘, das aus dem Bank- und Handelsbereich, dem *trading*, stammt, nicht aber aus der menschlichen Seele. Aus dieser kommt Sündenbewusstsein, tätige Reue und Wiedergutmachung, und ein anständiger Mensch muss sich darum bemühen. Er kann sich bis zu einem gewissen Grade dadurch rehabilitieren.

**3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Die Volksgeschichte geht weit zurück – bis auf die Romantik. Man muss die Weltgeschichte nicht immer mit den Nazis beginnen lassen. Vieles, was oberflächlich Betrachtern als nationalsozialistisch erscheint, ist Gemeingeist Europas und Amerikas. Nehmen Sie die Architektur und sagen Sie mir, was die Naziarchitektur – ausser reiner Parteitagsarchitektur – denn auszeichnet. Es gibt nur ganz wenig, was typisch für die Nazis ist. Nein, da ist sehr viel Europäisches – womit ich nicht explizit den italienischen Faschismus meine –, das die Nazis sich anverwandelten. Das gilt natürlich auch für solche geistigen Moden und Notwendigkeiten. Wenn man heute von Sozialgeschichte redet, so hätte man das damals Volksgeschichte genannt. Unterschichtengeschichte wäre dann der «gesunde Volksboden» usw. Sie nehmen nur ein anderes Etikett, der Inhalt bleibt ähnlich. Die Nazis waren unter anderem eine sozialrevolutionäre Bewegung, die die soziale Gärung, die sich aus der Industrialisierung, dem Ersten Weltkrieg und der Weimarer Republik entwickelt hatte, aufnahmen. Da sind Sie schon ganz nah an der Volksgeschichte. Das muss ja nicht alles mit blonden Maiden und Blut und Boden zugehen. Ich habe mich auch mit der Geschichte von Handwerkern beschäftigt, was aber nicht die grosse politische Geschichte ausmachte. Das ist eine Art von Geschichte, die man begreifen muss, die auch Erkenntnisse bringt, aber die Herzen nicht bewegt; das muss man realistisch sehen. Zum Karrieremachen und zum Mitschwimmen im Hauptstrom ist es allerdings geeignet.

Die Struktur- und Sozialgeschichte (VSWG) gab es schon vor dem Dritten Reich. Das liess sich umakzentuieren und erschien so wieder passend. Alles, fast alles in diesen geistigen Dingen ist eben ambivalent.

**4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

So gross war die personelle Kontinuität nicht. Es gab einige junge Leute, die beim Reichsinstitut für die Geschichte des Neuen Deutschland arbeiteten und nach dem Krieg Karriere machten. Andere sind aus der inneren Emigration gekommen wie Schnabel, Stadelmann oder Dehio. Das würde ich nicht Kontinuität nennen, da es sich um

aufrechte Menschen handelte, die wieder in einem anständigen Kontext waren. Gerhard Ritter war zum Beispiel in Gestapo-Haft und hinterher noch ein sehr angesehener Mann. Schieder hat mich immer verwundert; wenn man sein Œuvre aus den 60ern und 70ern ansieht, so schien er fast aus dem Niemandsland zu kommen. Es war evident, dass da irgendwo eine Lücke war.

Mit Ausnahme der grossen Namen kann ich aber keine grosse Kontinuität feststellen. Das gilt auch für Wilhelm Mommsen, für den es nach dem Krieg zu Ende war. Er hätte nicht noch im Jahre 1943 Hitler als den «Giganten» gegenüber Bismarck als Vorläufer darstellen dürfen. Das ging zu weit; es war auch unnötig.

Mein Amtsvorgänger in Erlangen, Walter Peter Fuchs, arbeitete über den Bauernkrieg und hatte bei Günther Franz promoviert. Franz war Mitglied der SS und versuchte, den Bauernkrieg mit der «Blut und Boden»-Seite zu verbinden. Nach dem Krieg haben die Linken in der DDR und bei uns den Bauernkrieg als Kampf in ihrem Sinne interpretiert. Im Übrigen hatte Fuchs in jeder Beziehung eine gute, anständige, sympathische Karriere. Die Menschen sind damals in einen radikal anderen Kontext gesetzt worden, selbst wenn es derselbe Mensch war ... Viele sind nach 1945 abgesägt worden. Franz oder Mommsen hatten keine Karriere mehr nach dem Krieg. Rothfels kam zurück. Wollen Sie das etwa Kontinuität nennen? Das Bild lässt keine Verallgemeinerung zu.

##### **5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Das ist in der Tat erstaunlich. Zum einen sind Karrieregründe der jüngeren Generation dafür verantwortlich zu machen, zum anderen erinnert sich niemand gerne an Unangenehmes. Das ist auch eine wesentliche menschliche Kraft. Man sucht, seelische Schmerzen und Schamvolles zu vergessen. Es gibt aber auch eine breite Literatur, zum Beispiel Meineckes *Die deutsche Katastrophe*, die sehr tiefe Fragen stellt. Ich halte es für eine 68er Legende, dass es der Studenten bedurfte, um zu wissen, dass es den Nationalsozialismus gegeben hatte. Natürlich wusste Conze von Schieder und umgekehrt, und natürlich holte man die Skelette nicht aus dem Schrank. Nun waren wieder gesittete Zeiten, und alle fanden sich auf dem Floss der Medusa wieder. Jemand wie Rothfels leitete auch keine Verfolgungskampagnen ein. Unter vornehmen Leuten, die sie waren, gab es so

etwas wie Takt, und man machte das nicht öffentlich aus. Gelegentlich dachte man, dass man das demjenigen gar nicht zugetraut hätte. Erst die 68er haben sich hingestellt wie die Grossinquisitoren und damit geprahlt, dass sie die Nazis 1933 verjagt hätten. In Erlangen z.B. konnten Sie das an den Vorkämpfern der 68er sehen, Söhne jener braunen Väter, die die Marschierer von 1933 gewesen waren.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Die Geschichtswissenschaft ist eine politische Wissenschaft. Sie geht dadurch ins allgemeine Leben über, dass sich politische Legitimität nährt entweder aus Visionen von der Zukunft, die aus der Vergangenheit abgeleitet sind, oder aus der Überwindung der Geschichte, wozu die Vergangenheit erst einmal dargestellt werden muss. Alles ist geschichtlich geprägt, denn es geht darum, den Dialog zwischen Gegenwart und Vergangenheit aufzunehmen. Das gilt für jeden Politiker – aus der Dunkelheit zum Licht, aus dem Nationalsozialismus zu dieser fabelhaften Bundesrepublik, oder wie die 68er, weg von dieser angeblich so verkorksten, restaurativen Bundesrepublik hin zu einer anderen Republik. Das ist eine grundlegende Denkfigur, die Sie im «Faust» in der Scholarenzene nachlesen können.

Der Historiker hat die Aufgabe, dem entgegenzuhalten, was aber sehr schwierig ist, da er eben ein Kind seiner Zeit ist. Er hat Lust, sich einzumischen, ist letztlich ein öffentlicher Diener, der aus staatlichen Quellen bezahlt wird, Lehrer ausbildet und sich rechtfertigen muss. Ausschliesslich der Wahrheit des eigenen Gewissens verpflichtet zu leben, ist schwierig. Der Historiker wird befragt, ist aber kein Prophet, obwohl er sich der Geschichte mit grösserem Ernst und grösserer Tiefe widmet als die meisten. Jedes Regime legitimiert sich aus der Geschichte, die totalitären mehr aus der Zukunftsvision. Amerika – mit seinem Verfassungsdenken – rechtfertigt sich jedoch auch aus der Vision. Der Historiker ist dazu da, diese Mythen zu zertrümmern oder Wasser in den Wein zu giessen. Die Demokratien leben von der Balance zwischen diesen Strömungen.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

In der weiteren Öffentlichkeit – denke ich – weckt diese Debatte keine Emotionen. Ihr ist es schlichtweg egal. Dass einige jüngere Historiker in der Zeit des Nationalsozialismus hurra gebrüllt und unvertretbare Dinge geschrieben haben, regt keinen vernünftigen Menschen mehr auf. Wenn Sie einmal die verschiedenen Zeitungen durchsehen, sehen Sie, dass dies ein *non event* war – ausser im Feuilleton für Leute, die auch Historiker sind. Was der längst verblichene Schieder an Unvertretbarem und Schrecklichem in der ersten Hälfte seines Lebens geschrieben hatte, treibt keinen mehr um. Wenn es einen *grand débat* geben würde, dann müsste er – gemessen an den Erfahrungen von 1989/90 – um die Methoden im Fach Geschichte gehen, es müsste gefragt werden, was korrekturbedürftig ist, welche Prämissen hinfällig geworden sind. Da geht es um die Orthodoxie des Faches, insbesondere der Sozialgeschichte, die tiefe Gräben bis hinein in die Deutsche Forschungsgemeinschaft verursacht hat und die Stellenbesetzungsrituale prägte. Geschichte ist ja ein reiches Feld, dazu gehört die nötige Toleranz, dass andere Leute mit anderen Fragestellungen auch zu interessanten Ergebnissen kommen. Das ist in der Unduldsamkeit der 70er und 80er Jahre unter die Räder gekommen. Insofern glaube ich nicht, dass dies eine Debatte ist, die die Welt erschüttern wird.

**8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerkunft?**

Nein. Eher etwas Schadenfreude. Wenn Päpste gestürzt werden und Kardinale betreten sind, dann ist das für diejenigen, die das Publikum bilden, ein interessanter Vorgang.

<sup>1</sup> Ort des Interviews: Axel-Springer-Haus (Berlin-Kreuzberg) / Datum: 25.03.1999, ca. 14.00 bis 15.15 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.

<sup>2</sup> Fritz Fischer war wissenschaftlicher Mitarbeiter im Reichsinstitut Walter Franks, während der «Gegner im wissenschaftlichen Streit» Gerhard Ritter

als dem Goerdeler-Kreis nahestehender Professor von der Gestapo nach dem 20. Juli 1944 verhaftet, verhört und erst im April 1945 wieder freigelassen wurde. Vgl. dazu auch Anm. im Artikel Jarausch/Hohls.

<sup>3</sup> Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, 7 Bde. und 2 Reg.Bde., Stuttgart 1972-1997.

# Heinrich August Winkler<sup>1</sup>

*«Warum haben wir nicht den Mut gehabt, kritische Fragen zu stellen?»*

## Biographische Fragen

**Herr Winkler, Sie sind 1938 in Königsberg geboren und haben das Schicksal vieler Vertriebener geteilt. Insofern hat die deutsche Geschichte relativ drastisch in Ihren Lebenslauf und in den Ihrer Familie eingegriffen. Was sind für Sie die wichtigsten prägenden Erlebnisse oder Umstände Ihrer Kindheit und Jugend?**

Ich hatte das Glück, zusammen mit meiner Mutter und meiner Grossmutter bereits im August 1944 aus Königsberg herauszukommen, an das ich mich noch gut erinnern kann. Wir sind also nicht in den grossen Treck hineingezogen worden, sondern erlebten das Kriegsende in Württemberg, nicht in Ostpreussen. Ich bin nach 50 Jahren – 1994 – zum ersten Mal wieder in Königsberg gewesen und habe einige Stätten meiner Kindheit durchaus noch wiedererkennen können. Mein Geburtshaus steht sogar noch.

Ich komme aus einer Historikerfamilie. Meine Mutter und mein 1939 verstorbener Vater waren beide promovierte Historiker. Auf diese Weise ist auch meine Entscheidung für den Beruf des Historikers wesentlich durch die Familientradition geprägt worden, obwohl ich während der Schulzeit in Ulm lange auch daran gedacht habe, Jura zu studieren. Schliesslich ergab sich nach 1957 eine Kombination des Studiums von Öffentlichem Recht, Geschichte, Philosophie und Politischer Wissenschaft. Was die prägenden Eindrücke angeht, so sind es wohl bei mir vor allem die grossen politischen Auseinandersetzungen der 50er Jahre. Ich habe mit Leidenschaft die Bundestagsdebatten verfolgt. Ich habe einen Schülerarbeitskreis, das Politische Seminar der Ulmer Jugend, geleitet. Wir luden Politiker zu Diskussionen ein und unternahmen auch selbst Fahrten zum Deutschen Bundestag nach Bonn, zur Beratenden Versammlung des Europarats nach Strassburg oder zur Französischen Nationalversammlung nach Paris. Ich war also frühzeitig stark an Politik interessiert und denke, dass ich mich so etwa seit 1952/53 kontinuierlich und intensiv durch Zeitungslektüre und die Verfolgung von Übertragungen – erst im

Hörfunk, dann im Fernsehen – mit der Geschichte der Bundesrepublik befasst habe.

**Sie sind zunächst zum Studium nach Münster gegangen. Welche Lehrer waren dort, und was war der Grund für die Entscheidung, nach Münster zu gehen?**

Ich hatte einige der Münsteraner Historiker, aber auch den ebenso umstrittenen wie brillanten Soziologen Hans Freyer auf dem Ulmer Historikertag 1956 erlebt, und dies war ein wichtiger Grund, das erste Semester an dieser Universität zu verbringen. Zu den stärksten Eindrücken des Sommersemesters 1957 gehört eine Vorlesung von Eugen Rosenstock-Huessy. Er war ein Universalgelehrter, der wahrscheinlich – ähnlich wie Max Weber – fünf Lehrstühle gleichzeitig hätte innehaben können und damals zeitweise aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrt war. Zu meinen grossen Leseerlebnissen gehört sein Buch über die europäischen Revolutionen und den Charakter der Nationen. Ein anderes Semester, das ich in Heidelberg verbracht habe, hat mir ebenfalls ein sehr breites Spektrum von akademischen Lehrern eingebracht. Werner Conze, auf den wir vielleicht noch kommen werden, war allerdings nur vorübergehend während der ersten Hälfte des Semesters anwesend. Bei ihm habe ich einige Vorlesungsstunden erlebt. Ich hörte damals bei dem politisch weit rechts stehenden Ernst Forsthoff Staatsrecht und Philosophie bei dem berühmten Karl Löwith. Dieses Nebeneinander von akademischen Lehrern, die sich vor 1945 kompromittiert hatten, einerseits und Emigranten andererseits ist für die Universitäten der späten 50er Jahre nicht ganz atypisch – manchmal wussten wir gar nicht, wie weit, etwa bei dem Ökonomen Meinhold, die Kompromittierung ging. Darüber hinaus hatten wir die Chance, bei Emigranten wie Löwith zu hören. Schliesslich habe ich dann im Wesentlichen mein Studium in Tübingen verbracht, wo Hans Rothfels, der Doktorvater meines Vaters, auch mein Doktorvater wurde.

**Spätestens in Tübingen sind dann Familientraditionen wieder aufgelebt, weil Ihr Vater bei Hans Rothfels und Ihre Mutter bei Theodor Schieder promoviert hatten – und Conze gehört ja auch zu diesem Königsberger Umfeld. Kam der Anstoss aus dem Kreis der Familie?**

Im Rückblick muss ich sagen, dass der Ulmer Historikertag entscheidend war. Ich habe damals schon nebenberuflich als Journalist gear-



beitet und auch über diesen Historikertag in einer Lokalzeitung berichtet. Dieses Erlebnis war sehr bestimmend, und ich habe alle Historiker, über die wir jetzt eben schon kurz gesprochen haben, in Ulm erlebt, und das war auch für die Wahl der Studienorte nicht unwichtig.

**Wie lange waren Sie in Heidelberg?**

Ich habe in Münster und Heidelberg jeweils nur ein Semester verbracht. Vom zweiten Semester an war ich – mit der Unterbrechung des Heidelberger Semesters im Winter 1958/59 – bis zur Promotion 1963 in Tübingen.

**Rückte das Geschichtsstudium erst im Verlauf des Studiums in den Mittelpunkt? Sie sagten, Sie hätten Forsthoff und Löwith gehört. Da ist auf der einen Seite Staatsrecht, auf der anderen Philosophie.**

Geschichte war immer dabei. Herbert Grundmann zum Beispiel, der bekannte Mediävist in Münster, hat mich als akademischer Lehrer beeindruckt, und in Tübingen war es dann vor allem Hans Rothfels; daneben auch Theodor Eschenburg, und auch da wieder die Juristen – vor allem Günther Dürig – oder Philosophen wie Walter Schulz. Es gab ein sehr weit gefächertes Angebot. Dazu kamen übrigens in der Spätphase meines Studiums noch Ralf Dahrendorf und zeitweilig Ernst Bloch.

**Kristallisierte sich da Ihr Themenschwerpunkt schon heraus? Konnte man schon viel zur jüngsten deutschen Geschichte, zur Zeitgeschichte hören?**

Ich habe mit Seminaren zum 19. Jahrhundert bei Rothfels begonnen und auch zu einem Thema der Geschichte des 19. Jahrhunderts promoviert, aber mich daneben intensiv mit der Zeitgeschichte – der Geschichte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus – befasst. Und das konnte man in der Tat bei Hans Rothfels und bei seinen Assistenten, vor allem Waldemar Besson, aber auch Hiller von Gaertringen, sehr gut tun. Die Möglichkeit, sich mit der Geschichte des Nationalsozialismus intensiv auseinanderzusetzen, war in Tübingen in hohem Masse gegeben. Rothfels hat ja die Zeitgeschichte als wissenschaftliche Teildisziplin geradezu mitbegründet als einer der beiden Herausgeber der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte. Der

andere war Theodor Eschenburg, der ja ebenfalls in Tübingen lehrte.

**Aufgrund seines Wirkens in der Königsberger Zeit ist Hans Rothfels wieder in die Diskussion geraten. Hat man sich damals mit Kontinuitäten beschäftigt? Hat man sich beispielsweise Rothfels' Bismarck-Aufsatz vom Historikertag 1932, der 1933 auch in der HZ veröffentlicht wurde, angesehen? Hat einen das, oder auch die Arbeiten von Conze, die er vor 1945 geschrieben hatte, interessiert?**

Wir haben im Schülerkreis mit Rothfels auch sensible Fragen angesprochen. Es war uns allen klar, und er hat sich selbst dazu bekannt, dass er ein Konservativer war. Aber er war ein Konservativer der Bismarckschen, eher etatistischen Prägung, und wenn man ihn im Spektrum der Weimarer Republik verorten will, dann gehörte er bis zum Tode Stresemanns wahrscheinlich zur Deutschen Volkspartei, danach zu den Volkskonservativen. Seine Schüler sind deutlich weiter nach rechts gegangen, wie die meisten Vertreter dieser Generation. Im Nachhinein frage ich mich natürlich, warum wir nicht sehr viel kritischere Fragen gestellt haben. Ich erinnere mich an eine Kontroverse, in der ich einmal von Rothfels die Bemerkung hörte, «links» und «rechts» spiele doch heute gar keine Rolle mehr. Daraufhin konterte ich, einen französischen Denker zitierend, wer behauptete, der Gegensatz von «links» und «rechts» sei überholt, der komme ganz bestimmt nicht von «links». Rothfels lächelte knapp. Er hatte die Anspielung wohl verstanden.

**Sie haben 1963 in Tübingen promoviert. Wie sah das Lehrer-Schüler-Verhältnis aus, und wie kamen Sie auf Ihr Thema «Preussischer Liberalismus»?**

Ich stellte fest, dass auf diesem Gebiet noch einiges zu erforschen war, dass das Verhältnis des Liberalismus zur nationalen Einigung bislang eher pauschal abgehandelt worden war, und Rothfels war mit diesem Thema sehr einverstanden. Ich habe leider aus politischen Gründen keinen Zugang zu Archiven in der DDR bekommen, aber ich konnte in der Newspaper Library des Britischen Museums in London intensiv die damalige Berliner Presse der 1860er Jahre aufarbeiten und habe mit dieser relativ schmalen Arbeit 1963 promoviert. Die Grundthese, die ich damals formuliert habe, dass der libe-

rale Nationalismus auch ein Ausdruck der innenpolitischen Ohnmacht des liberalen Bürgertums war, scheint mir nach wie vor richtig zu sein. In gewisser Weise bin ich diesem Thema treu geblieben, indem ich Jahre später die weitere Entwicklung des Verhältnisses von Liberalismus und Nationalismus im Kaiserreich untersucht habe.

**Wenn Sie rückwirkend Ihre Studienzeit betrachten: Hatten Sie da das Gefühl, dass bestimmte Grenzen vorgegeben waren? Es gibt von Rothfels den vielzitierten Ausspruch der «perspektivischen Objektivität», der in seinem Schwerpunkt, der Widerstandsforschung, deutlich wird, der auch sein Bismarckbild prägte oder sich in seiner Intervention niederschlug, die Riezler-Tagebücher nicht gleich nach dem Krieg zu veröffentlichen. Fühlten Sie sich damals relativ frei, das zu tun, das zu erforschen, was Sie wollten, oder war das manchmal ambivalenter, als man das heute gemeinhin annehmen würde?**

Es gab keine Beschränkungen. Die Themenwahl war uns überlassen, und Rothfels akzeptierte auch Dissens. Der ergab sich schon daraus, dass eine Reihe seiner Schüler zu Beginn der 60er Jahre in die SPD eintraten. Ich habe das auch getan, nachdem ich mich zuvor als Schüler in der CDU betätigt hatte. Aber ich brach dann aufgrund des Wahlkampfes von 1961, in dem Willy Brandt als Emigrant diffamiert wurde, diese Bindung ab und bin im Frühjahr 1962 in die SPD eingetreten. Darüber haben wir mit Rothfels offen diskutiert. Und man darf nicht vergessen, dass dieser konservative Historiker als einer der ersten für die Anerkennung der Oder-Neisse-Linie votierte und zu denjenigen Historikern gehörte, die die sozialliberale Ostpolitik offensiv verteidigten. Er hat eine von Hans Mommsen formulierte Resolution mitunterzeichnet, in der die Brandtsche Aussenpolitik gegen die konservative Kritik der Unionsparteien verteidigt wurde. Ich denke, das war auch ein Ergebnis langer und intensiver Debatten in seinem Arbeitskreis.

**Das ist interessant, weil Theodor Schieder z.B. eine solche Resolution nie unterzeichnete. Wenn wir heute von «den Königsbergern» sprechen: Hatte man früher überhaupt immer so genau vor Augen, dass es diesen Zusammenhang zwischen Rothfels und seinen beiden Schülern Conze und Schieder gab?**

Der wurde einem immer wieder vor Augen geführt. An den runden Geburtstagen von Rothfels versammelten sich seine Schüler, die Kö-

nigsberger und die Tübinger. Beim letzten dieser Geburtstage 1976, wenige Wochen vor seinem Tod, kam es – dramatisch ausgedrückt – sogar zu einer Art von Showdown. Ich hatte den offiziellen Vortrag übernommen über den Nationalismus und seine Funktionen und stellte dann sofort fest, dass Rothfels sich zutiefst irritiert fühlte. Er empfand diesen sozialgeschichtlichen Ansatz als etwas ganz Fremdes und las eine Kritik an seinen eigenen Auffassungen heraus, was er dann auch in grosser Offenheit ausgesprochen hat. Man merkte die starke Betroffenheit. In der anschliessenden Debatte hat sich vor allem Werner Conze auf seine Seite geschlagen, und ein anwesender Schüler von Hans Rothfels, Ernst-Otto Maetzke, hat in der FAZ über diese Auseinandersetzung berichtet und nicht zu Unrecht festgestellt, ich sei da ganz unbelehrbar gewesen. Jedenfalls habe ich auch am Ende dieser Debatte Rothfels gebeten zu akzeptieren, dass sich sein Schülerkreis sehr pluralistisch entwickelt habe und dass es eine Rothfelssche Rechte und eine Rothfelssche Linke gebe, und ich gehörte eben zur Rothfelsschen Linken.

**Haben Sie damals Kontakt zu Theodor Schieder oder zu Werner Conze gehabt – Sie haben vorhin kurz eine Vorlesung in Heidelberg angesprochen? Waren die beiden für Sie interessante Figuren in den 60er Jahren?**

Ich habe Conze im Ausschuss des Historikerverbandes und später im Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte in regelmässigen Abständen gesehen und Schieder vor allem bei Historikertagen. Ich war kein Student bei ihm, und bei Conze habe ich ein halbes Semester lang eine Vorlesung gehört. Aber es gab viele Möglichkeiten der Zusammenkünfte und Gespräche, und natürlich frage ich mich heute, wenn ich lese, was beide im Zweiten Weltkrieg oder kurz davor publiziert haben, warum wir ihnen nicht kritischere Fragen gestellt haben. Ich hätte bei Conze dazu noch sehr viel mehr Gelegenheit gehabt als bei Schieder, den ich seltener sah. Das ist die Frage, auf die ich bis heute keine gültige Antwort finde. Ich kann nur versuchen, mir das so zu erklären, dass wir allesamt befangen waren. Befangen, weil wir von der Schule, häufig von den Elternhäusern her, wussten, was es an Kompromissen mit dem Regime, aber auch an überzeugter Anhängerschaft gegeben hatte. Ich vermute, wir wollten es so genau nicht wissen. Von Conze konnte man zumindest nach 1968 hören, dass es sehr kompromittierende Zitate gab. Von

Schieder kannte man, was er voller Sympathie über das faschistische Italien geschrieben hatte, und einiges mehr – aber nicht die Texte, die jetzt seit einigen Jahren bekannt sind. Dennoch, die Frage stellt sich mir: Warum haben wir, damit meine ich meine Generation, nicht den Mut gehabt, kritische Fragen zu stellen? War das die von Johannes Fried auf dem Frankfurter Historikertag angesprochene Angst vor Karrierenachteilen? Ich kann das alles nicht ausschließen und vermute sehr stark, dass es die Scheu war, Leuten Vorwürfe zu machen, die in gewisser Weise – so sah ich das damals – auch gebüsst hatten: Conze durch seine Gefangenschaft und Schieder durch die Zeit, in der er vom akademischen Lehrbetrieb ausgesperrt war. Im Nachhinein meine ich, dass das eine Unterlassung war, und es ist gut, dass eine jüngere Historikergeneration dieses Problem der Befangtheit nicht mehr in der Weise spürt, wie das meine Generation offenbar noch getan hat.

**Wenn Sie die Leitfiguren Ihrer wissenschaftlichen Entwicklung betrachten wie Hans Rosenberg, Richard Löwenthal oder Ernst Fraenkel: War das vielleicht auch eine bewusste Orientierung gegen den konservativen Lehrbetrieb in der deutschen Historikerzunft?**

Conze und Schieder waren ja keine Repräsentanten eines methodischen Konservatismus wie etwa Gerhard Ritter in Freiburg. Im Gegenteil, sie gehörten zu den intellektuell besonders anregenden Historikern. Dennoch stellt sich heute die Frage, was eigentlich gewesen wäre, wenn die Texte und Aktivitäten aus der NS-Zeit, die heute diskutiert werden, schon damals bekannt gewesen wären. Wäre der Fall Theodor Schieder dann nicht doch ein ganz anderer gewesen? Wilhelm Mommsen bekam keinen Lehrstuhl mehr aufgrund seiner Betätigung in der NS-Zeit. Wären die Texte von Theodor Schieder aus dem Oktober 1939 und andere Texte damals bekannt gewesen, dann wäre er vermutlich nicht Ordinarius geworden, nicht Rektor der Kölner Universität, nicht Mitglied wissenschaftlicher Akademien, nicht Mitglied des Ordens Pour le mérite. Diese Nachkriegskarrieren – und es gibt bei Conze Parallelen dazu – beruhten darauf, dass bestimmte Texte entweder nicht bekannt waren – so im Falle Schieder – oder nicht wahrgenommen wurden. Von Heimpel konnte man in jeder Bibliothek schrecklich diskreditierende, kompromittierende Texte lesen. Das hat auch nicht verhindert, dass er Vorsitzender des Historikerverbandes wurde und alle Ehrungen der Bundesrepublik erhalten hat.

Es ist richtig: Die Anregungen, die von Conze und Schieder ausgingen, waren nur ein Teil dessen, was für meine Generation wichtig wurde. Ich selbst habe, was sozialgeschichtliche Fragestellungen angeht, sehr viel mehr von Hans Rosenberg gelernt, mit dem sich ein persönliches Freundschaftsverhältnis herausbildete – wir nannten uns beim Vornamen, aber auf angelsächsische Weise mit «Sie». Bei Löwenthal kam es zu einer Duz-Freundschaft und zu einer engen politischen Verbindung. Und auch zu Ernst Fraenkel hatte ich ein enges – fast schon freundschaftlich zu nennendes – Verhältnis. In der Zeit, in der er sich wegen der Entwicklungen am Otto-Suhr-Institut ziemlich verbittert in sein Haus in der Ihnestrasse zurückgezogen hatte, haben wir sehr oft am Sonntagnachmittag Spaziergänge gemacht. Er hat mir bei dieser Gelegenheit von der Weimarer Republik, von seinen Erfahrungen als Syndikus des Deutschen Metallarbeiterverbandes und von seinen Kontakten zu Carl Schmitt erzählt. Ich habe, wenn ich zurückblicke, in erstaunlichem Masse Emigranten als akademische Lehrer oder Anreger gehabt und empfinde das als eine grosse Bereicherung meiner Studenten- und Assistentenzeit.

**Hatten Sie auch einmal in Erwägung gezogen, evtl. in der Politikwissenschaft zu bleiben, oder war es für Sie klar, als Historiker den Weg an die Universität zu suchen?**

Konkret hat sich die Frage nicht gestellt, aber ich habe mich 1970 – übrigens als letzter Habilitand der alten Philosophischen Fakultät der Freien Universität Berlin – in beiden Fächern habilitiert, so dass ich mich auch in beiden Fächern hätte bewerben können. Doch meine eindeutige Liebe gehörte der Geschichte, und so habe ich auch den zweiten Ruf, den ich 1972 erhielt – der erste kam aus Darmstadt –, angenommen und bin nach Freiburg auf einen Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte gegangen, was mir dann 19 Jahre Lehre und Forschung im Schwarzwald eingebracht hat.

**Als eine jüngere Generation in den 60er Jahren in den Wissenschaftsbetrieb einrückte, wurde nicht nur mit der erdrückenden personellen Kontinuität gebrochen. Was waren inhaltlich für Sie die entscheidenden Neuorientierungen?**

Die 60er Jahre waren Jahre des geistigen Aufbruchs. Ich erinnere mich lebhaft an den Historikertag von 1964 an der Freien Universität

Berlin. Da fand einmal die – wenn Sie so wollen – Befreiungsschlacht in der «Kriegsschuldfrage» statt. Fritz Fischer stand gegen Gerhard Ritter, und Fritz Stern war derjenige, der als Debattenredner den Ausschlag für den Sieg Fritz Fischers gab. Auf demselben Historikertag fand die Räte-Debatte statt, die eine neue kritische Auslotung der Handlungsspielräume in der Revolution von 1918/19 einleitete. An der Freien Universität und speziell am Otto-Suhr-Institut spürten wir, dass auch durch die interdisziplinäre Öffnung, die sich damals in der Geschichtswissenschaft vollzog – hin zur Soziologie und Politikologie –, ganz neue Problemhorizonte sichtbar gemacht wurden. Prägende Erfahrungen wurden freilich auch meine Konflikte mit der zunehmend doktrinären Studentenbewegung und der Kampf gegen die Korrumpierung des Prüfungssystems am Otto-Suhr-Institut. Ich denke, da habe ich viel für mein späteres politisches und hochschulpolitisches Leben gelernt. Ich erinnere mich, dass Richard Löwenthal, als er wieder einmal von dogmatischen Marxisten attackiert wurde, diese zu einer offenen Diskussion einlud. Das hat mir ungeheuer imponiert. Da stellte sich ein Mann als Einzelner einer aggressiven Diskussion, zierte sich nicht und war fähig, seine Kontrahenten intellektuell zu entwaffnen. Ich habe mir immer vorgenommen, mich daran zu orientieren, falls ich in eine ähnliche Situation kommen sollte. Ich gehörte mit anderen Hochschullehrern zu der «Reformergruppe» am Otto-Suhr-Institut, aber binnen kurzer Zeit war klar, dass es gleichzeitig immer mehr galt, sich einer fehlgeleiteten, vulgärmarxistischen Pseudoreform zu widersetzen. Da das universitätsintern wenig Wirkung zeigte, hiess es auch, sich publizistisch mit dieser Fehlentwicklung der 68er Bewegung auseinanderzusetzen. Das habe ich damals gemacht, und mein erster politischer Grundsatzaufsatz erschien – übrigens am 13. August 1971, dem zehnten Jahrestag des Mauerbaus – in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ unter der Überschrift «Requiem für eine Reform. Woran das Experiment des Berliner Otto-Suhr-Instituts gescheitert ist».

Was die eben angesprochenen neuen Problemhorizonte angeht, muss ich auch erwähnen, dass ich 1967/68 und 1970/71 zweimal ein halbes Jahr als German Kennedy Memorial Fellow an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts, war. Beide Amerikaaufenthalte waren ausserordentlich anregend, und das nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht. Während des Vietnamkrieges hatte ich auch die Gelegenheit, zwei Arten von akademischer Opposition gegen diesen Krieg und damit zwei politische Kulturen an den Hochschu-

len zu erleben: eine pluralistische und liberale in den USA, eine zunehmend intolerante und doktrinäre in Deutschland.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Von den jüngeren Historikern gilt zu einem erheblichen Teil das letztere. Das war nicht nur Mitläufertum und partielle Anpassung, sondern einiges mehr. Wenn ich die Texte aus dieser Zeit richtig lese, bedeutete vor allem der «Reichsgedanke» eine Brücke zwischen den jungkonservativen Intellektuellen unter den damaligen Historikern und den Nationalsozialisten. Sie trafen sich mit Hitler in einem deutschen Sendungsbewusstsein, das im Reichsmythos seinen höchsten Ausdruck fand. Das Jahr 1945 ist aus meiner Sicht auch deswegen eine so tiefe Zäsur, weil damals nicht nur das «Dritte Reich» und das von Bismarck gegründete Reich zusammengebrochen sind, sondern auch dieser jahrhundertealte Reichsmythos. In dieser Hinsicht sind vor allem die Texte von Hermann Heimpel aus dem Jahre 1941 erschreckend lesenswert.

- 2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Die Frage könnte man vielleicht dann bejahen, wenn die selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle hinzugekommen wäre. Die fehlende Bereitschaft beider, über ihre «Verirrungen» und schrecklichen Hervorbringungen dieser Zeit offen zu sprechen, gehört wohl zu den irritierendsten Punkten der ganzen Debatte. Glanzvolle Karrieren und öffentliche Ehrungen als private Busseleistung? Da habe ich doch meine ganz grossen Zweifel. Ein Ersatz für das Kloster, in das man im Mittelalter ging, um Busse zu tun, waren solche Karrieren jedenfalls nicht.



**3. Stichwort «braune Wurzeln» der modernen Sozialgeschichte:  
Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der  
Volksgeschichte einschätzen?**

Zu den Autoren, die mich nachhaltig beeinflusst haben, gehört Lorenz von Stein. Er wird oft auch zu den Gründervätern der deutschen Sozialgeschichte gerechnet. Ja, die jungkonservative Geschichtsauffassung hat einige Schwachstellen der nationalliberalen Geschichtsschreibung richtig erkannt und eine Lücke gefüllt, die durch Ausblendung bestimmter Wirklichkeitsbereiche entstanden war. Da liegt das methodisch Anregende, das man aus den Arbeiten von Conze, Otto Brunner oder auch Schieder gewinnen kann.

Fruchtbar für die Nachkriegsgeneration wurde die Sozialgeschichte erst, seit sie Max Weber rezipierte. Das hatte in der Zwischenkriegszeit vor allem Otto Hintze an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin getan. Nach dem Krieg waren es vor allem Schieder und Conze, die die Geschichte in Richtung der systematischen Sozialwissenschaften zu öffnen versuchten. Die Weber-Rezeption wirkte viel stärker als alles andere. Von ihrem Werdegang her war der Weg für Schieder und Conze zu Max Weber gar nicht unlogisch. Auch die methodisch produktive, kritische Auseinandersetzung mit Marx und dem Marxismus spielte eine grosse Rolle. Andere Einflüsse haben wir vorhin schon Revue passieren lassen, insbesondere die Anregungen, die von Hans Rosenberg ausgingen. Es waren also viele Denkrichtungen, die in der alt-bundesdeutschen Sozialgeschichte um Einfluss wetteiferten. In der Gesamtbilanz ist die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland doch mindestens genauso stark von Emigranten aus den angelsächsischen Ländern wie von ehemaligen «Volkstumforschern» geprägt worden.

**4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen  
Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Sie ist erdrückend – wie in fast allen anderen Wissenschaften auch, wenn ich einmal von der Politikwissenschaft absehe, die aus naheliegenden Gründen eine Sonderentwicklung nahm, was in gewisser Weise auch für die Soziologie gilt. In welchem Umfang sich die Geschichtswissenschaft in das «Dritte Reich» eingefügt hatte, haben wir Historiker viel zu spät und nicht systematisch genug erforscht. Ich habe die Veröffentlichung einer Arbeit über die Rolle der Althistori-

ker im «Dritten Reich» von Volker Losemann in der Reihe «Historische Perspektiven» gefördert. Ich erinnere mich an die Arbeiten von Karl Ferdinand Werner über die Mediävisten im Dritten Reich. Warum haben wir uns nicht systematischer mit der Rolle der Neuzeithistoriker befasst? Ich hatte vorhin versucht, eine Erklärung zu geben. Ich denke, da spielt Befangenheit, vielleicht sogar Angst vor erschreckenden Entdeckungen, eine Rolle – eine Haltung, die freilich eher ins Unterbewusste reicht, als dass sie einem bewussten Kalkül entsprungen wäre.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Ich denke, dass das in der Tat mit der Befangenheit einer Generation zu tun hat, die von der Schulzeit her oder sogar schon aus dem Verwandtenkreis vertraut war mit dem Phänomen des Schuldig-Werdens in der vorangegangenen Generation. Das hat sich an der Universität fortgesetzt. Man setzte Belastung voraus, weil sie der Regelfall war. Wir waren froh, wenn Lehrer an den Gymnasien oder den Universitäten mit der NS-Ideologie gebrochen hatten. Schliesslich liess keiner der akademischen Lehrer, über die wir jetzt gesprochen haben, nationalsozialistische Ideologie in der Geschichtswissenschaft nach 1945 erkennen. Die nächstliegende Frage, die nach dem Engagement der Neuhistoriker in der Zeit des Nationalsozialismus, die haben wir wohl, wie ich fürchte, weitgehend verdrängt.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Ein Historiker, der sich aufgrund seiner Kenntnis von Teilen der Geschichte zu Gegenwartsfragen äussert, hört zwar nicht unbedingt auf, Historiker zu sein, aber er spricht oder schreibt dann in erster Linie als Staatsbürger. Insoweit ist die Webersche Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Politik nach wie vor richtig. Wenn ich in politische Auseinandersetzungen eingreife, tue ich es als Staatsbürger, der, verglichen mit anderen, vielleicht ein paar Argumente mehr der Geschichte entnimmt. Doch das ist ein politisches Engagement.

Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit hat frühzeitig begonnen. Es ist nicht so, dass das kommunikative Beschweigen, von dem Hermann Lübbe 1983 gesprochen hat, eine wissenschaftliche Aufarbeitung der NS-Vergangenheit ausgeschlossen hätte. Er hat übrigens damals auch ausdrücklich betont: Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung, auch eine öffentliche politische Auseinandersetzung, ging einher mit der stillschweigenden «Akzeptanz» individueller Belastungen. Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit setzte in den späten 40er Jahren ein und erlebte eine erste Blüte in den 50er Jahren. Man kann natürlich bestimmte Verengungen feststellen, etwa eine einseitige Wertschätzung des konservativen Widerstandes, auch eine oft nicht hinreichend kritische Behandlung des Widerstandes gegen Hitler. Es gibt auch andere «shortcomings» wie etwa die starke Konzentration auf Hitler und die Ausblendung der Frage nach dem Anteil der alten Eliten. Dennoch gab es in den 60er Jahren keine «Stunde Null», sondern die jüngeren Historiker konnten auf dem aufbauen, was ältere an Erforschung der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus bereits geleistet hatten.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Möglicherweise haben einige der Beteiligten bedauerlicherweise gemeint, die heutige Sozialgeschichte und sich selbst gegen Verdächtigungen verteidigen zu müssen, die gar nicht ausgesprochen worden sind. Ansonsten wäre es richtig gewesen, bei dieser Gelegenheit von der eigenen Befangenheit und von Versäumnissen zu sprechen, was einige auch getan haben. Man kann sich nur um grösstmögliche Ehrlichkeit und Selbstkritik bemühen. Und wenn die Emotionen zu einer grösseren Ehrlichkeit im Umgang mit der korporativen Vergangenheit der Geschichtswissenschaft führen, ist das nur gut.

Der Zeitpunkt der Debatte hängt mit einem Generationswechsel zusammen. Die Tatsache, dass meine Generation bestimmte Fragen offenkundig nicht in der hinreichenden Klarheit gestellt hat, hat die Voraussetzung dafür geschaffen, dass eine jüngere Generation das nachholt, was wir versäumt haben.

**8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Ich denke, dass die Auseinandersetzungen wahrscheinlich eher zu einem beträchtlichen Konsens – ich hoffe zu einem selbstkritischen Konsens – beitragen werden.

<sup>1</sup> Ort des Interviews: Humboldt-Universität (Berlin-Mitte) / Datum: 03.03.99, ca. 16.00 bis 17.15 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.

# Jürgen Kocka<sup>1</sup>

*«Wir sind ein Fach, das nicht nur für sich selber schreibt und forscht, sondern zur Aufklärung und zum Selbstverständnis der eigenen Gesellschaft und Kultur beitragen sollte.»*

## Biographische Fragen

**Herr Kocka, Sie sind 1941 in den Sudeten geboren. Können Sie uns etwas zu Ihrer Herkunft sagen und beschreiben, was die wesentlichen Präzungen Ihrer Kindheit waren?**

Ich stamme aus einer Vertriebenenfamilie und bin an verschiedenen Orten zur Schule gegangen: in Pommern, in Linz an der Donau und schliesslich in Essen an der Ruhr, wo ich 1960 mein Abitur gemacht habe. Ich hatte in den 50er Jahren die Gelegenheit, an ausserschulischen Schülerlehrgängen teilzunehmen, die politische Bildung vermittelten. Diese Seminare (z.T. von Vlotho aus organisiert) lagen in der Hand von damals jungen Studenten und wurden von der nordrhein-westfälischen Kultusverwaltung unterstützt. Das hat mich stark beeinflusst. Ich bin damals mit politischen und historischen Fragen in Verbindung gekommen, die von der deutsch-deutschen Situation ausgingen und deshalb von der Verwaltung gefördert wurden. Man versuchte, im Konkurrenzverhältnis zwischen den beiden deutschen Staaten nicht den Kürzeren zu ziehen, sondern so auszubilden, dass die jungen Leute auch in den Diskussionen mithalten würden. Was ursprünglich aus dem deutsch-deutschen Konkurrenzverhältnis heraus entstand, hat sich aber dann ganz anders entwickelt: als eine kritische Form von Diskussionen, Lehrgängen, Veranstaltungen, die sich sehr grundsätzlich und kritisch mit dem Marxismus, mit der Geschichte der Bundesrepublik, mit dem Nationalsozialismus, mit Naturrecht befassten. In diesem Zusammenhang habe ich eigentlich meine Motivation bekommen, neben Germanistik auch Geschichte und Politikwissenschaft zu studieren, womit ich dann im Jahre 1960 begonnen habe.

**Es waren also in erster Linie diese Prägungen und nicht das Elternhaus? Ihr Vater war ja Techniker bzw. Ingenieur?**

Nein, das ist nicht aus dem Elternhaus gekommen. Dort bestand eher die Erwartung, einen naturwissenschaftlichen Beruf aufzunehmen. Meine Erfahrung weist darauf hin, dass die 50er Jahre, im Rückblick gesehen, auch interessante, produktive Gelegenheiten boten. Ich habe diesen Einfluss aufgenommen und in meiner Schule, dem Goethe-Gymnasium in Essen-Bredeney, eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, einen Ost-West-Arbeitskreis, von Schülern selbst gestaltet, die sich mit diesen Themen beschäftigten.

Die erwähnten Schülerlehrgänge wurden von einem studentischen Studienkreis für politische Bildung getragen, an dem auch Ekkehart Krippendorf und Urs Müller-Plankenberg, Hartmut Eggert, hier in der Germanistik in Berlin, Hermann Giesecke, ein Pädagoge, teilnahmen. Dort habe ich auch später noch mitgearbeitet, als ich schon im Studium war. Dieser Kreis hat in den frühen 60er Jahren langsam enge Beziehungen zum diskutierenden SDS entwickelt, wobei sich die einzelnen Teilnehmer in unterschiedlicher Weise auch stark in der Studentenbewegung engagiert haben.

Zunächst widmete ich mich aber dem Studium der Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft. Nach Stationen in Marburg und Wien kam ich 1962 nach Berlin, wo ich unbedingt hinwollte. Dort bin ich sehr früh in enge Verbindung mit Gerhard A. Ritter gekommen, damals ein junger Geschichtspräsident, aber nicht im Fachbereich Geschichte, sondern am Otto-Suhr-Institut, in der Politikwissenschaft. In diesem Kreis bin ich im Grunde stark geprägt worden, durch mehrere Seminare. Geschichte des Antisemitismus und der Antisemitenparteien war zum Beispiel ein Thema, die innere Geschichte des Ersten Weltkrieges, Geschichte der Arbeiterbewegung, Geschichte des Parlamentarismus, Sozialgeschichte – das waren Themen, mit denen ich zusammenkam. Dies hat mich dann so absorbiert, dass ich nach einer Weile Geschichte als mein erstes Fach gewählt habe.

Ich war 1964/65 ein ganzes Jahr in den USA, im mittleren Studium – mein erster langer Auslandsaufenthalt. Ich habe an der University of North Carolina, in Chapel Hill, den Master in Political Science machen können und bin sehr positiv und eindrucklich von diesem Amerikaaufenthalt geprägt worden. Seitdem ist Amerika das erste Ausland für mich, was die Beschäftigung als Historiker und auch sonst angeht.

Als ich zurückkam, begann hier allmählich die Studentenbewegung. Ich war bereits in der Promotion, habe mich engagiert und an Demonstrationen teilgenommen, habe aber nicht in der ersten Reihe aktiv mitgemacht. Diese Studentenbewegung hat uns einerseits politisch interessiert und politisiert, andererseits hat sie aber auch intellektuell und für die eigene akademische Arbeit motiviert. Das ging Hand in Hand.

**Wie war die Atmosphäre hier in Berlin an der FU? Welche Professoren oder Lehrenden im Fachbereich Politische Wissenschaft oder Geschichte haben Sie neben Gerhard A. Ritter besonders geprägt?**

Neben Gerhard A. Ritter ist vor allem Ernst Fraenkel zu nennen, der Politikwissenschaftler, dessen demokratietheoretische und demokratiehistorische Vorlesungen mich ausserordentlich beeindruckt haben. Seine Vorstellung von einer pluralistischen, antiautoritären, an westlichen Modellen orientierten Tradition hat grossen Eindruck auf mich gemacht. Daneben Richard Löwenthal, den ich viel gehört habe, gerade was Aussenpolitik, das Ost-West-Verhältnis und die Geschichte des Sozialismus angeht. Drittens habe ich beim Germanisten Emmrich studiert und bin dort bis zum Oberseminar über die Geschichte moderner Romane gekommen. Schliesslich habe ich Helmut Gollwitzer und Dieter Henrich gehört. Der erste Aufsatz, den ich geschrieben habe, nämlich ein Vergleich der Methodologie von Karl Marx und Max Weber, ist hervorgegangen aus einem Seminarreferat, das ich in einem Haupt- oder Oberseminar bei Dieter Henrich hier an der FU gehalten habe.<sup>2</sup>

Das war mein erster Zugang zu Max Weber, während ich den Zugang zu Karl Marx im Grunde schon ein bisschen aus den erwähnten ausserschulischen Lehrgängen und dem Studienkreis für politische Bildung hatte. Bei Hans-Joachim Lieber, dem Philosophen, der damals auch hier lehrte, und in vielen studentischen Zirkeln wurde das dann noch vertieft. Auch bei Otto Stammer, dem Soziologen, und Wolfram Fischer, dem Wirtschafts- und Sozialhistoriker, habe ich studiert.

**Dann war die Entscheidung für Berlin – sicherlich auch im Kontrast zu Marburg – sehr bewusst getroffen. Hier waren die Professoren jünger, offener, vielleicht war auch alles etwas moderner. Ritter ist ja nur zehn bis elf Jahre älter als Sie, was damals sicherlich noch ein seltener Fall**

**war. Das Studentenleben in Marburg war vorher vermutlich ganz anders.**

Völlig anders. Das war eine Entscheidung aus Interesse an Politik. Berlin war damals ein Brennpunkt des Ost-West-Konflikts einerseits, der Ort, wo Zeitgeschichte stattzufinden schien. Zum anderen war hier die Freie Universität. Das war eine moderne neue Universität, die demokratischere Strukturen hatte als alles andere, was es in der Bundesrepublik gab – mit jungen Professoren und einem grossen Interesse an den öffentlichen Dingen. Das alles motivierte mich dazu, nach Berlin zu gehen.

**Haben sich die ersten grossen historischen Debatten in den 60er Jahren – ob das nun die Fischer-Kontroverse war, die Auschwitz-Prozesse oder die Räte-Debatte – schon in Studium und Lehre niedergeschlagen?**

Die Fischer-Kontroverse habe ich nicht intensiv mitverfolgt. Da begann ich gerade zu studieren. Das Interesse am Nationalsozialismus und an der Frage, warum es in Deutschland zu diesem Zivilisationsbruch gekommen ist, das war eigentlich schon seit den 50er Jahren ein zentrales Motiv. Schon damals in dem diskutierenden, kritischen, engagierten Studienkreis für politische Bildung war es für meine Altersgruppe eine der Grundfragen, warum es in Deutschland, nicht aber in den westlichen Demokratien, mit denen man sich in anderer Hinsicht gern vergleicht, also England, die USA, in gewisser Hinsicht auch Frankreich, auf jeden Fall Skandinavien, zu dieser Pervertierung des politischen Systems in Gestalt des Faschismus gekommen ist. Und darauf antworteten einige der Veranstaltungen, die ich nun mitbekam, insbesondere bei Fraenkel. Die Frage nach den deutschen Besonderheiten war aber auch zentral bei Gerhard A. Ritter, bei seinen deutsch-britischen Parlamentarismusvergleichen zum Beispiel. Bei all dem ging es um das Problem des «deutschen Sonderwegs». Dann ging es sehr bald um die Frage: Parlamentarische Demokratie oder Räte­demokratie? Das war eine der grossen Debatten um 1965/66/67. Eberhard Kolb und Reinhard Rürup hatten historisch darüber gearbeitet: die Räte in der Revolution von 1918/19.<sup>3</sup> Akut wurde das durch Leute wie Bernd Rabehl und Johannes Agnoli, einem linken Politikwissenschaftler, der stark von Carl Schmitt beeinflusst war. Sie traten für eine direktere Form der Demokratie ein und verhielten sich kritisch gegenüber der «bürgerlichen» parlamentari-



schen Demokratie. Da habe ich intensiv mit Ritter zusammen einen Artikel über die Räte in der deutschen Geschichte vorbereitet.<sup>4</sup> Aus diesem Anlass habe ich diese Problematik sehr intensiv durchdacht und mich eindeutig von der Überlegenheit repräsentativer Demokratie überzeugt. Bei aller Sympathie für vieles in der Studentenbewegung der 68er Zeit fand ich eigentlich doch schon damals die Grundsätze der Verfassung der Bundesrepublik sehr akzeptabel – auch auf dem Hintergrund der deutschen Geschichte, und das bis heute. Manchmal hat, glaube ich, dieses Interesse, dieses erschrockene Interesse an der deutschen Katastrophen- und Verbrechensgeschichte, die Historiker, die sich damit befassten, auch dazu motiviert, das neue Deutschland in der Bundesrepublik als eine grosse Errungenschaft zu sehen, nicht sofort, aber allmählich in den späten 60er Jahren, in den frühen 70er Jahren eindeutig. Und ich habe sehr früh einen Artikel geschrieben, veröffentlicht in dem Band von Carola Stern und Heinrich August Winkler, «Wendepunkte deutscher Geschichte», in dem ich 1945 behandelt habe.<sup>5</sup> Das war für mich ein Schlüsselaufsatz, an dem ich lange gearbeitet und in dem ich letztlich die Restaurationsthese abgelehnt habe und die grossen neuen Möglichkeiten nach 1949 – Möglichkeiten zunächst nur, Wirklichkeiten erst allmählich – herausgestrichen habe. Das waren prägende intellektuelle Debatten.

Übrigens konnte dieses Eintreten für den liberalen Verfassungs- und Rechtsstaat auf parlamentarischer Grundlage einhergehen mit Kapitalismuskritik. Eine Position, die unsereiner damals hielt, besagte: Diese Verfassung ja, aber es ist sehr viel mehr soziale Demokratie möglich und notwendig, vielleicht auch ein Stück Sozialismus im Ökonomischen. Aber diese grundsätzliche Zustimmung zu einer liberalen Verfassung auf der einen Seite und die eher an radikaleren Positionen orientierte Forderung nach Reformen im ökonomischen und sozialen Bereich auf der anderen Seite gingen damals bei mir Hand in Hand. Das führte zur Sozialgeschichte. Meine ersten Arbeiten waren sozial- und wirtschaftsgeschichtlich, meine Dissertation beschäftigte sich mit Industriebürokratie, mit Herrschaft und Arbeit im Industriebetrieb.<sup>6</sup>

### **Wie ging es nach Ihrer Promotion bei Ritter beruflich weiter?**

Bei Gerhard A. Ritter habe ich promoviert und dann auch habilitiert. Er ging 1966 oder 1967 von Berlin nach Münster und lud mich ein, dort zunächst eine, wie es damals hiess, Verwalterstelle – ich war

noch nicht promoviert – und dann eine Assistentenstelle anzunehmen. Ich bin bzw. wir sind damals ausserordentlich ungern aus Berlin in die Provinz gegangen. Hier war gerade die Studenten- und Assistentenbewegung in vollem Gang, dort hatte sie noch gar nicht begonnen und entstand erst allmählich. Ich habe dann in Münster doch noch etwas mitgemacht und war der erste Assistentenvertreter im Senat der Westfälischen Wilhelms-Universität – wahrscheinlich 1968 oder 1970. Ich habe noch in Berlin promoviert im Jahr 1968, bin dann wieder ein Jahr nach Amerika, 1969/70, und habe danach 1972 in Münster habilitiert über Angestellte in Amerika und Deutschland im Vergleich.<sup>7</sup>

**War die Entscheidung für den Wissenschaftsbetrieb für Sie überhaupt von Anfang an klar, die Entscheidung für eine Promotion und Habilitation nach dem Studium?**

Ich habe begonnen mit der Vorstellung, dass ich entweder als Studienrat in der Schule sein oder als Journalist arbeiten würde. Ich habe zwischendurch Praktika bei Zeitungen gemacht, bei Lokalzeitungen in Essen und in Bottrop – daraus hätte etwas werden können. In der Wissenschaft zu bleiben, das plante man damals nur selten, das erschien zu schwierig. Als sich dann diese Möglichkeit durch Gerhard A. Ritter anbot, habe ich sie sehr gern wahrgenommen.

**Gab es dann gleich eine Selbstverortung? Sozialgeschichte kam auf, und es rückte ja gerade eine jüngere Generation Mitte der 60er Jahre nach. Wie hat man sich in der Tradition der westdeutschen oder deutschen Historiographie gesehen? Wie war das Verhältnis zu den Älteren – auch wenn Sie es am eigenen Leibe nicht so erfahren haben, weil Sie ja mit Gerhard A. Ritter einen neben sich oder über sich hatten, der eher zu Ihrer Generation gehörte?**

Sozialgeschichte wurde in der zweiten Hälfte der 60er Jahre zu einem Zauberwort. Das war die Inkorporierung aller fortschrittlichen, wünschenswerten Tendenzen in der eigenen Disziplin. Sozialgeschichte versprach eine bestimmte Form von Traditionskritik, die uns damals sehr ansprach – zu Recht. Sie versprach neue Verknüpfungen interdisziplinärer Art zu den systematischen Nachbarwissenschaften. Sie versprach Revision des Geschichtsbildes in kritischer Absicht. Man wollte nach den sozialen Voraussetzungen und Folgen von Politik und Ideen fragen. Im Grunde versprach diese

neue Richtung Sozialgeschichte eine ideologiekritische Fragestellung. Wir waren irgendwann fest davon überzeugt – und ich bin es auch jetzt –, dass, um dieses Habermas-Zitat zu benutzen, die Geschichte nicht in dem aufgeht, was die Menschen wechselseitig intendieren, und dass es besonders darauf ankommt, die Prozesse und Strukturen zu begreifen, die nicht in den Motiven, Vorstellungen und Erfahrungen der Zeitgenossen präsent waren, aber wichtig waren als Bedingungen und Folgen von Erfahrungen und Handlungen. Diese grundsätzliche, etwas ideologiekritische Grundhaltung hat uns damals sehr fasziniert – uns, also meine Jahrgangsgruppe, eine Gruppe von Leuten wie Hans-Jürgen Puhle, Hartmut Kaelble, Karin Hausen, Wilhelm Bleek, die wir damals hier studierten, meistens im Umkreis von Ritter. Und die Person, die uns ausserhalb der unmittelbaren Lehrergruppe besonders beeinflusst hat, war Jürgen Habermas von Anfang an, der schon Mitte der 60er Jahre durch sein Buch über «Strukturwandel der Öffentlichkeit»<sup>8</sup>, dann durch seine methodologische Auseinandersetzung mit Hans Albert und dann drittens durch sein Auftreten in der Studentenbewegung sehr viel Aufmerksamkeit fand. Seine Schriften – über die Logik der Sozialwissenschaften usw. – hat man gelesen, auch seine Technokratiekritik kannten wir.<sup>9</sup> Grossen Einfluss hat Hans Rosenberg auf mich ausgeübt. Hans Rosenberg, Emigrant, Exilant, Flüchtling der 30er Jahre, war ja sehr früh nach 1949 als Gastprofessor an die FU zurückgekommen, hatte damals enge Verbindungen zu Gerhard A. Ritter aufgebaut, und Ritter hat mich mit seinen Schriften bekanntgemacht. Hans Rosenberg, den ich 1965 in Berkeley besuchte, hat Hans-Ulrich Wehler auf mich aufmerksam gemacht. Wehler hatte Hans Rosenberg bei einem USA-Aufenthalt kennengelernt. So ist nicht nur Rosenberg sehr früh in meinen Gesichtskreis gekommen, sondern auch Hans-Ulrich Wehler, und beide habe ich als Student gelesen. Ganz wichtig finde ich weiterhin die Einleitung von Hans-Ulrich Wehler zu dem von ihm herausgegebenen Band mit den Aufsätzen Eckart Kehrs «Der Primat der Innenpolitik», 1965 erschienen.<sup>10</sup> In dieser Einleitung entwickelte Wehler Grundzüge des zukünftigen Programms einer Historischen Sozialwissenschaft, vielleicht noch ohne Nennung des Begriffs. Kurze Zeit später dann, in einer Festschrift, die Gerhard Ritter für Hans Rosenberg zu dessen 65. Geburtstag herausgab, gab es auch von Wehler einen Aufsatz über Theorieprobleme.<sup>11</sup>

Das war der intellektuelle Umkreis, der mich sehr stark auf eine bestimmte Richtung Sozialgeschichte hinlenkte: Sozialgeschichte Berliner Art. Natürlich auch das «Fischer Lexikon Geschichte», das damals Hans Rothfels und Waldemar Besson herausgegeben haben; da war Hans Mommsens Artikel drin<sup>12</sup>, und man las auch Wolfgang Mommsens «Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus».<sup>13</sup> Wehler gab die Gelbe Reihe bei Kiepenheuer & Witsch heraus, die Neue Wissenschaftliche Bibliothek, u.a. den Band über Sozialgeschichte, dann auch Werner Conze. Conzes Artikel über Strukturgeschichte und Sozialgeschichte stellten einen Einfluss unter vielen anderen dar<sup>14</sup>, aber dominanter war hier in Berlin die Orientierung an Rosenberg und damit an einer angloamerikanischen Weiterentwicklung bestimmter deutscher Traditionen, zu denen auf jeden Fall Weber, teilweise Marx, aber auch Otto Hintze dazugehörten. Auf Hintze bin ich wohl über Felix Gilbert gestossen, der mich später nach Princeton einlud. Ich nenne noch Dietrich Gerhardt, den Hintze-Kenner, und Alfred Vagts mit seinen Studien über Imperialismus – alles aus Deutschland ausgewanderte, in den USA lehrende und nun auf Deutschland einwirkende Gelehrte, die für mich wichtig wurden. Meine Dissertation war dann sehr stark an Max Weber orientiert, eine Form historischer Sozialwissenschaft, wenn man so will.

**Fachübergreifend betrachtet war das zunächst einmal eine noch nicht fest etablierte Aussenseiterposition. Wie wurden Konflikte mit der älteren Generation, die jetzt in der Diskussion steht, mit Conze, Schieder und auch Rothfels als Inhaber mächtiger Positionen, ausgetragen? Wurden da Konfliktlinien deutlich?**

Wir fühlten uns als eine oppositionelle Minderheitsströmung, kritisch gegenüber den Hauptlinien der eigenen Fachtradition, kritisch gegenüber Elementen der eigenen Gesellschaftsordnung und auch kritisch gegenüber der noch bestehenden Ordinarienuniversität. Es war Spannung da, es gab Konflikte, die Sozialgeschichte galt als radikal, als links, als revisionistisch. Doch sie interessierte auch als eine Neuigkeit, als eine neue Strömung. Ich würde den Konflikt zwischen mir und den Älteren nicht überbetonen.

Mit Conze und Schieder hatte ich bis zur Promotion wenig zu tun. Ich kannte Conze von einigen Artikeln her, wie ich schon sagte. Erst über Reinhart Koselleck habe ich ihn persönlich kennengelernt. Ko-

selleck traf ich zum ersten Mal auf einer Tagung in Saarbrücken 1966 und 1967, wo er, damals wohl noch Privatdozent in Heidelberg oder gerade Professor für Politikwissenschaft in Bochum geworden, sein grosses Werk «Geschichtliche Grundbegriffe» organisierte (zusammen mit Conze und Brunner).<sup>15</sup> Koselleck lud mich ein, den Artikel «Angestellte» in Band 1 des Werkes «Geschichtliche Grundbegriffe» zu schreiben, als er hörte, dass ich über Industriebürokratie und Angestellte arbeitete. Über Koselleck bin ich dann irgendwann nach meiner Dissertation mit Conze zusammengetroffen, ich glaube, zuerst auf dem Historikertag in Freiburg 1968 oder 1969 und dann wieder in Heidelberg. Diese Richtung, die Conze und Koselleck mit der Begriffs- und Strukturgeschichte vertraten, war aus meiner damaligen Sicht eine etwas andere Richtung, aber zwischen dem, was unsereiner vorhatte, und dem, was Koselleck und Conze betrieben, bestand nicht unbedingt ein Gegensatz. Kosellecks Preussenbuch habe ich sehr früh für die VSWG rezensiert<sup>16</sup> – als frischgebackener Assistent. Das Buch hat mir sehr imponiert, und das galt dann auch für Conzes Programm einer Strukturgeschichte des Industriezeitalters. Dennoch: Conzes Arbeiten waren für meine Ausbildung nicht zentral, weder während der Promotion noch während der Habilitation; vielmehr entwickelte sich später so etwas wie eine ungleichkollegiale Beziehung zwischen mir als dem Jüngeren und Conze, dem Älteren und Etablierten. 1973 oder 1974 (nach meiner ersten Professur in Bielefeld) wurde ich dann Mitglied im Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte, den Conze gegründet hatte und dem zu diesem Zeitpunkt – ausser Reinhart Koselleck – Leute angehörten wie Hans-Ulrich Wehler, Wolfram Fischer, Wolfgang Köllmann, Rudolf Braun, bald dann auch Dietrich Geyer, also sozialhistorisch orientierte Historiker ausserordentlich unterschiedlicher Orientierung. Der Arbeitskreis war am Anfang seiner Existenz, in den 50er Jahren, noch homogener in seiner Orientierung an einer frühen Strukturgeschichte gewesen, die damals auch viele Verbindungen zur Volksgeschichte gehabt hat. Anfang der 70er Jahre besass er diese Prägung kaum noch.

**Noch ein wichtiger Abschnitt in Ihrer Biographie waren sicher die 70er und 80er Jahre in Bielefeld?**

Ich bin seit 1973 Professor für Geschichte, besonders Sozialgeschichte, in Bielefeld gewesen, von 1973 bis 1988, also 15 Jahre, und dies war natürlich die aktivste Zeit, der mittlere Lebensabschnitt.

Und es war, auch in der Rückschau, eine sehr aufregende, anregende und produktive Zeit. Es war der Versuch, eine neue Variante von Geschichtswissenschaft unter sozialgeschichtlichem Vorzeichen zu entwickeln: Gesellschaftsgeschichte, Historische Sozialwissenschaft. Die Traditionslinien, die für mich damals wichtig waren und weiterhin wichtig sind, habe ich schon genannt: Traditionslinien, die in den Marxismus zurückführten, besonders in der Form, die durch die Frankfurter Schule weitergegeben worden ist. Andererseits sind es Traditionslinien, die sehr stark zu Max Weber und seiner angloamerikanischen Weiterentwicklung führten, und schliesslich Traditionslinien, in denen Emigranten wie Hans Rosenberg und Felix Gilbert, auch Francis Carstens in London eine grosse Rolle spielten. Diese Traditionen standen in ausgeprägtester Distanz zur «Volksgeschichte» der 30er und 40er Jahre, die derzeit diskutiert wird.

**Sie schreiben in einer Würdigung von Conze 1986, dass kein Einzelner die Soziaigeschichte der Bundesrepublik stärker geprägt hätte als er. Dann ist es aber vielleicht für Sie doch eher die institutioneile Prägung gewesen als wirklich der intellektuelle Einfluss, oder wie würden Sie das heute sehen?**

Nun, er hat ja doch eine ganze Reihe von Schülern gehabt. Zu denen rechne ich u.a. Wolfgang Schieder, Hans Mommsen, Dieter Groh, Ulrich Engelhardt, damals Heilwig Schomerus, Volker Henschel und so weiter. Conze war zum anderen durch seine Schriften und institutionell durch den Arbeitskreis sehr wichtig. Drittens war er Vorsitzender des Historikerverbandes, und insofern ist in seiner Person Sozialgeschichte gewissermassen voll anerkannt worden. Mittlerweile würde ich sagen, dass die Einflüsse, die über Gerhard A. Ritter gekommen sind, mindestens so wichtig für die Sozialgeschichte in der Bundesrepublik geworden sind.

**Wenn wir einmal den Bogen zur jetzigen Debatte schlagen – Sie betonen auch schon in Ihrem Artikel damals die engere Bindung Conzes zu Schieder, Brunner, Jantke und Freyer –, hat man sich damals angesehen, was diese vier, fünf Leute in Königsberg und anderswo früher gemacht haben? Spielte das eine Rolle? Gab es da Skepsis?**

Nein. Ich hatte keinen direkten Anlass, mich mit der wissenschaftlichen und sonstigen Biographie von Schieder und Conze zu beschäf-

tigen. Mir war seit den frühen 70ern ein antisemitisches Zitat von Conze bekannt, das in den 60er Jahren irgendwann in der Heidelberger Studentenbewegung ausgegraben und damals publik gemacht worden war. Darüber hinaus war mir diese braune Tradition der Sozialgeschichte nicht bewusst. Ich habe erst in der ersten Hälfte der 80er Jahre allmählich Interesse an der Geschichte der Disziplin gefunden und dann Mitte der 80er Jahre Willi Oberkrome angeregt, seine Dissertation zur Volksgeschichte zu schreiben.<sup>17</sup> Das war relativ früh. Parallel dazu erschien das Buch von Winfried Schulze über die Geschichtswissenschaft nach 1945. Dort gab es ein Kapitel über den Heidelberger Arbeitskreis.<sup>18</sup> Die Arbeit von Willi Oberkrome hat sehr lange gedauert. Sie war aber ganz eindeutig als wissenschaftshistorische Arbeit geplant und sollte nicht in den Archiven nach der realen politischen Aktivität dieser Autoren suchen, sondern Volksgeschichte als Strömung rekonstruieren und am Ende ein wenig nach Kontinuitäten fragen, die möglicherweise über die Zeit nach 1945 hinausweisen würden. Insofern war das ein anderer Typus von Arbeit, ich glaube, ein sehr wichtiger Versuch, im Vergleich zu der Art von Forschung, wie sie jetzt von Peter Schöttler, Götz Aly, Ingo Haar, Michael Fahlbusch und anderen betrieben wird, die ja leider gar nicht mehr nach den Paradigmen, Methoden und Theorien dieser braunen Historiker fragen, sondern sich auf ihre politischen Einlassungen und ihre biographische Schuld konzentrieren. Ich denke, dass es darauf ankäme, beides zusammenzuführen – was noch aussteht oder bisher nur in Ansätzen geleistet worden ist.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Die jüngere Forschung hat deutlich gemacht, dass es sich damals bei einer ganzen Reihe von insbesondere jüngeren Historikern nicht nur um Mitläufer handelte, sondern um Historiker, die ein starkes nationalsozialistisches Engagement gezeigt haben und für die nationalsozialistische Sache gearbeitet haben – für eine Sache, die letztlich ver-

brecherisch war und in verbrecherischen Konsequenzen endete. Bei der Bearbeitung von Plänen zur ethnischen Neuordnung der von deutschen Truppen zu besetzenden oder schon besetzten Teile Europas haben sich eben auch Historiker hervorgetan, und zwar nicht, soweit ich weiss, die Vernichtung von Juden und anderen, wohl aber deren Vertreibung vorgedacht. Das gilt nur für einen kleinen Teil der damaligen Historikerschaft und in unterschiedlichem Ausmass. Man muss bei jedem einzelnen Fall genau hinsehen. Für viele Historiker, die damals arbeiteten, gilt das nicht. Sie haben ihre spezialisierte Geschichtswissenschaft in ganz anderen Bereichen weitergetrieben. Und es gilt nun sehr, von Fall zu Fall zu differenzieren, aber durch die jüngsten Forschungen und Debatten ist uns in den Blick geraten, was wir vorher, zumindest die meisten von uns, jedenfalls ich, nicht so klar gesehen haben: Es war mehr als Mitläufertum, es war bei Leuten wie Aubin und Brunner, Schieder und in gewissem Masse auch Conze, um nur einige Beispiele zu nennen, Historiker-Engagement für den Nationalsozialismus.

**2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Ich weiss nicht, ob wir als Historiker dieses Urteil fällen müssen. Ich bin überzeugt, dass die interessante, produktive, auch sehr nützliche Arbeit von Historikern wie Conze und Schieder nach 1949/1950 mit motiviert war durch die Erfahrung des eigenen Versagens vor 1945. Sie verarbeiteten nun, was sie vor 1945 erlebt hatten. Ich denke, dass es Versuche waren, aus Verganem zu lernen, und ich bin der Meinung, dass dies typisch war für einen Teil der Gründergeneration der Bundesrepublik. Auf der anderen Seite bin ich der Meinung, dass wir auch Brüche im Leben von Menschen diagnostizieren können – im Privat- wie im Berufsleben. Die würde ich auch stehen lassen. Ich weiss nicht, ob ich unbedingt eine Bilanz ziehen muss, die darüber Auskunft gibt, ob der zweite Teil des Lebens den ersten Teil kompensiert hat oder nicht. Wenn man eine Biographie dieser Menschen schreibe, wenn man die dafür nötigen Quellen hätte, dann müsste man das neu durchdenken.



### **3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

Nun, das ist noch in der Debatte. Man liest jeden Artikel, jedes Buch, das darüber erscheint, mit grossem Interesse. Und je mehr man erfährt, desto mehr wird sich das eigene Bild präzisieren und ändern. Mit diesem Vorbehalt aber scheint mir, dass sich bei einigen, besonders interessanten Exponenten dieser Richtung «Volksgeschichte», insbesondere bei Werner Conze, die völkische, ideologische Orientierung paarte mit gewissen Innovationen in methodischer Hinsicht. Zu diesen Innovationen rechne ich die Fähigkeit, die herkömmliche Politik- und Ideengeschichte zu erweitern in Richtung historischer Gegenstandsbereiche, die wir damals zur «Volksgeschichte», heute zur Sozialgeschichte zählen. Zu den Innovationen rechne ich auch die Fähigkeit, mit Nachbarwissenschaften, z.B. mit Demographen und Soziologen, allerdings nur Soziologen besonderer Art wie Hans Freyer, also Vertretern einer «deutschen» Soziologie, nicht etwa mit Marx oder Weber, zu kooperieren. Zu den Innovationen rechne ich auch gewisse Neigungen zu statistischen oder kartographischen Arbeiten. Im Übrigen aber blieb diese Volksgeschichte so stark gefangen in ihren ideologischen Prämissen, dass sie von daher auch grosse Blindstellen entwickelt hat und ihrer Innovationsfähigkeit grosse Schranken auferlegt hat. Die Einsicht in die Dynamik sozialer Klassen, die Einsicht in soziale Konflikte – das war ihr versperrt, und die völkisch-nationalistische Orientierung führte zu vielen Fehlbeurteilungen. Sicher sind die meisten Volkshistoriker, die ich namentlich gar nicht kenne, weit weniger innovativ gewesen als Werner Conze oder Theodor Schieder.

### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Diese Kontinuität in der Geschichtswissenschaft war vermutlich nicht grösser als die Kontinuität in vielen anderen Lebensbereichen der Bundesrepublik und in anderen Teilen der Führungsgruppen. Was wir jetzt an der Geschichtswissenschaft diskutieren, steht, so meine ich, exemplarisch für die Frage nach Kontinuität und verpasstem Neuanfang in der frühen Bundesrepublik überhaupt. Wir entdecken mehr und mehr von dieser Kontinuität. Einige sind nicht mehr

zum Zuge gekommen, wie z.B. Wilhelm Mommsen. Viele Emigranten sind nicht zurückgekommen. Entweder, weil sie nicht richtig eingeladen wurden, oder weil sie grosses Misstrauen hatten gegenüber diesem Deutschland und nicht kommen wollten. Und dann gibt es eben doch sehr viel Kontinuität bei Personen, die sich vorher ein ganzes Stück im Nationalsozialismus engagiert hatten, nun unter neuen Bedingungen neue Strategien einschlugen, weil sie sich anpassten oder/und weil sie gelernt und Konsequenzen gezogen hatten. Karl Dietrich Erdmann ist da zu nennen, der keine zentrale Rolle als Historiker gespielt hat vor 1945, ganz im Gegenteil, er hat sogar als Lehrer den Schuldienst aufgegeben, weil er zu seiner Frau hielt, die nicht voll als «Arierin» anerkannt wurde. Er hat dann aber an einem Schulbuch mitgearbeitet und dort sehr national eingefärbte Partien geschrieben, soviel man weiss. Ihn habe ich kennengelernt als jemanden, der sehr stark über die politische Rolle der Historiker reflektierte und diese Tradition der Geschichtswissenschaft aufgearbeitet sehen wollte, ohne allerdings seine eigene, persönliche Rolle öffentlich darzustellen. Es gab also Kontinuität, aber es gab auch Versuche, diese Kontinuität jedenfalls individuell, privat zu verarbeiten. Es gab leider viel zu wenig Bereitschaft, sich mit dieser Kontinuität öffentlich auseinanderzusetzen. Das, denke ich, muss man jetzt auch in der Rückschau vielen, wie Schieder und Conze, vorhalten, dass sie auch auf einer fortgeschrittenen Stufe ihrer Karriere, wo sie sich nicht mehr in grosse Gefahr begeben hätten, ihre Vergangenheit nicht öffentlich reflektiert haben.

**5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Dieses gegenseitige Schonen und Beschweigen war Teil der Alltagspraxis in der frühen Bundesrepublik überhaupt. Einerseits hat man sich von den obersten politischen Funktionären des Nationalsozialismus rasch getrennt, auch unter dem Druck der Besatzungsmächte. Zweitens hat man einen klaren Strich gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie gezogen – einigermassen jedenfalls. Drittens aber hat man darauf verzichtet, Vergangenheitsaufarbeitung im individuellen Fall zu leisten, und hat sich geschont. Warum das so war? Nun, es waren sehr viele involviert. Es hätte die Mehrheit mit sich selbst kritisch umgehen müssen. Das ist schwer. (Nach 1989 war

das anders, als die Mehrheit der Westdeutschen mit einer gewissermassen aus Ostdeutschland hinzukommenden Minderheit umging.) Unter den Historikern dürften sicher auch kollegiale Beziehungen eine Rolle gespielt haben, auch Seilschaften. Seit den 60er Jahren ist dann viel über Geschichtswissenschaft und Nationalsozialismus publiziert worden, wenngleich gegenüber einzelnen Personen doch meist mit Zurückhaltung. Vielen von uns schien es wichtiger, die Methoden, Theorien und Paradigmen der Geschichtswissenschaft auf ihre Nähe zum Nationalsozialismus und auf ihre mangelnde Resistenz gegen nationalsozialistische Instrumentalisierung zu untersuchen, als die Biographie einzelner Kollegen zu durchleuchten. Das ist nie angenehm.

Warum kommen diese Publikationen erst jetzt? Erstens sind heute jene Rücksichtnahmen vorbei. Die Leute, um die es geht, leben nicht mehr. Wer jetzt über sie schreibt, ist nicht mehr Kollege. Zweitens interessieren sich heute Historiker sehr viel mehr für die handlungsgeschichtliche Seite, als wir das taten mit unserem Interesse an Struktur- und Prozessgeschichte. Auch im Falle der Goldhagen-Debatte hat sich gezeigt, dass Altbekanntes durch Goldhagen in neuem Licht erscheinen konnte, indem er die Handlungen, Haltungen und Perzeptionen einzelner «normaler» Deutscher, die dort mordeten und andere Verbrechen begingen, in den Vordergrund stellte. Diese handlungsgeschichtliche Wende ist in vielen Bereichen bei der jüngeren Generation zu beobachten, innerhalb und ausserhalb der Geschichtswissenschaft. Und drittens befinden wir uns ohnehin in einer Phase, in der diese Vergangenheit in einem Masse vergegenwärtigt wird, wie das vor zehn, zwanzig oder dreissig Jahren noch nicht der Fall war. Das sehen Sie an den Debatten über «Schindlers Liste», über Goldhagens Buch, über die Wehrmachtsausstellung, über das Berliner Mahnmal oder über die Walser-Rede. Die nationalsozialistische Phase unserer Geschichte hat heute – wenngleich selektiv – eine solche Präsenz im kulturellen Gedächtnis, in den Medien, in der öffentlichen Diskussion, wie das noch vor einigen Jahren undenkbar war. Mit dieser allgemeinen Verstärkung des Interesses am Nationalsozialismus sehe ich das Interesse an der nationalsozialistischen Phase der wissenschaftlichen und persönlichen Biographie mancher Historiker eng verknüpft.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Die Geschichtswissenschaft sollte meines Erachtens ihre öffentlichen Funktionen ernstnehmen. Wir sind ein Fach, das nicht nur für sich selber schreibt und forscht, sondern vom Gegenstand und von den Aufgaben her zur Aufklärung und zum Selbstverständnis der eigenen Gesellschaft und Kultur beitragen sollte. Dies ist allerdings von Historikern in einer Weise zu tun, die nicht die Grundsätze ihrer Wissenschaft verletzt. Kein Zweifel, die Erinnerung an die deutsche Verbrechen Geschichte zwischen 1933 und 1945 hat für Historiker verschiedener Jahrgänge seit langem eine grosse Rolle gespielt, von der Altersgruppe Karl Dietrich Brachers angefangen über meine Generation bis zu Jüngeren. Sie mögen nicht in den Biographien von Kollegen und Lehrern gewählt haben, aber z.B. in der Debatte über den deutschen Sonderweg, im sogenannten «Historikerstreit» und in vielen Forschungsarbeiten haben Historiker sich grundsätzlich mit der Erfahrung des NS auseinandergesetzt. Generell kann man sich die relativ erfolgreiche Geschichte der Bundesrepublik nur dadurch einigermassen erklären, dass man sich klarmacht, wie sehr sie aus ihrer Vorgeschichte bis 1945 gelernt hat.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Über die allgemeinen Gründe habe ich eben gesprochen. Warum das so viel Emotionen weckt? Nun, es geht natürlich um eine schreckliche Geschichte, an der Historiker beteiligt waren, und als Historiker bedrückt einen das. Zum anderen muss man sehen, dass in dieser Debatte über die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus auch andere Probleme und Konflikte verhandelt werden. Es geht um das Verhältnis der Historikergenerationen zueinander, es geht um das Verhältnis von Richtungen und Schulen zueinander, es geht um die Besetzung von sichtbaren Positionen in der Öffentlichkeit im Kampf um die knappe Ressource öffentliche Aufmerksamkeit. Es geht also auch um Selbstdefinitionen beruflicher und wissen-

schaftlicher Art, um Rechnungen, die beglichen werden. So erklären sich einige Schärfen.

#### **8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?**

Sie birgt für mich neue Motive zur Beschäftigung mit Grundfragen unserer Profession. Wir sollten neu über das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Politik nachdenken. Wir sollten darüber nachdenken, was es heisst bzw. nicht heissen kann, aus der Geschichte zu lernen. Denn es scheint mir doch ein sehr erklärungsbedürftiges und im Grunde aufregendes Phänomen zu sein, dass Historiker wie Werner Conze sich einerseits ein ganzes Stück weit in die völkisch-nationalsozialistische Ideologie, Weltanschauung und Politik eingelassen haben und andererseits – gleichzeitig und später erst recht – zu produktiven Historikern geworden sind. Ist die Geschichtswissenschaft, diese Profession, dieses Fach denn unter allen politischen Regimen zu betreiben, oder ist es nicht vielmehr so, dass bestimmte politische Vorgaben und Erwartungen – in modernen Diktaturen etwa – Geschichtswissenschaft auch beschädigen? Darüber nachzudenken ist für ein Fach sehr wichtig, das sich häufig dadurch in der Öffentlichkeit Unterstützung zu sichern versucht, dass es sagt: Wir sind ein Fach, welches der Aufklärung, der demokratischen-politischen Kultur, der Vernunft zu helfen geeignet ist. Solche Grundfragen der Geschichtswissenschaft und die Stellung der Historiker in Gesellschaft, Kultur und Politik zu diskutieren und damit über uns selbst als Historiker zu lernen, darin sehe ich ein wichtiges Ergebnis der letzten Debatte. Den grossen Streit zwischen Historikern darüber sehe ich dagegen nicht. Ich bedauere ein wenig, dass sich so wenige Kollegen in der Sache geäussert haben, und freue mich umso mehr über Ihre Initiative.

**Wie sehen Sie Ihre Rolle in der Debatte? Auf der einen Seite mussten Sie diese Attacken ertragen, sozusagen als Apologet von Schieder, Conze und deren Generationsgenossen zu gelten, auf der anderen Seite waren Sie massgeblich daran beteiligt, dass 1997 hier an der Freien Universität bei einer Tagung das Thema schon diskutiert wurde. An anderer Stelle haben Sie es schon angesprochen, dass natürlich auch andere Grabenkämpfe oder Auseinandersetzungen diese Debatte prägen, wie z.B. auch massgebliche Angriffe gegen die Bielefelder Schule.**

Meine Situation in der Frankfurter Diskussion habe ich nicht gerade genossen. Die Zeit war kurz, ich musste vom Text ab weichen und improvisieren. Ich kannte auch die Texte von Aly und Schöttler vorher nicht und habe deswegen kurz und frei sprechend zu reagieren versucht, was bei einer so schwierigen Materie auch zu Sätzen führt, die man eigentlich genauer formulieren möchte.

Dann war natürlich die Inszenierung so angelegt, dass zunächst die ganze Kritik am Engagement der Historiker im Nationalsozialismus vorgetragen wurde. Und irgendwie war wohl die Erwartung da, dass jetzt am Ende jemand in der Diskussion auftreten würde, der eine verteidigende Gegenposition vertrat. Von daher sind vielleicht auch manche meiner Einlassungen in dieser Weise interpretiert worden, obwohl sie nicht so gemeint waren.

Schliesslich machte ich eine Erfahrung, die ich gern erläutern würde. Es war eine Situation, in der ein riesengrosser Saal im Grunde auch darauf wartete, dass die Redner ihre Betroffenheit bekunden, Trauer darstellen und persönliche Bekenntnisse ablegen würden. Diesem Bedürfnis gegenüber ist man als Historiker, der glaubt, auf einem Historikertag zu sprechen und sich mit seinen Vorrednern kritisch-sachlich auseinandersetzen will, relativ hilflos. Ich glaube, dass die Diskursart, wie sie innerhalb der historischen Wissenschaft praktiziert wird und praktiziert werden soll, nur sehr begrenzt jene Bedürfnisse nach Betroffenheitsformulierung, emotionaler Identifikation und bekenntnishafter Abstossung von der eigenen Vergangenheit erfüllt. Aber im Ganzen denke ich, dass diese Veranstaltung den Historikern sehr gutgetan hat. Und ich bin auch froh darüber, dass ein Band über diese Debatte erscheinen wird und jeder dann im Einzelnen nachlesen kann – wenn er sich wirklich dafür interessiert –, was die Einzelnen gesagt haben. Es spielten sicherlich auch andere unterschwellige Animositäten, Rechnungen, Attacken eine Rolle, aber dem jetzt im Einzelnen nachzuspüren, ist schwierig und nicht der Platz.

In der Tat hatte auf Götz Alys und meine Initiative hin schon 1997 in der von mir und Hannes Siegrist geleiteten Arbeitsstelle für Vergleichende Gesellschaftsgeschichte an der FU eine Debatte über diese Probleme öffentlich stattgefunden. Daraus war für mich der Anlass entstanden, dem Historikerverband vorzuschlagen, auf dem nächsten Historikertag in Frankfurt eine solche Sektion zu etablieren. Daraus ergab sich dann wohl auch die Einladung an mich, dort als Kommentator aufzutreten.

**Wir möchten gerne noch etwas anderes von Ihnen wissen: Sie waren in den Jahren 1989/90ff. ja auch massgeblich daran beteiligt, die Geschichtswissenschaften der DDR zu evaluieren. Wenn Sie das jetzt vergleichen – auch Sie waren ja damit in einer Rolle des Bewerter –, haben Sie sich bei Ihren Masstäben auch an Wertungen, die nach 1945 eine Rolle spielten, orientiert?**

Historiker, die früher in der DDR gearbeitet haben, werden sich bisweilen gesagt haben: Die Generation der Schieder und Conze und Brunner und Aubin hat nach 1945 eine zweite Chance bekommen, die Generation der Engelberg und Schmidt nach 1990 nicht. Sie mögen das mit einer gewissen Bitterkeit sehen, die ich gut verstehe. Rückblickend wünsche ich mir, dass nach 1945 weniger Kontinuität und mehr Austausch in den Führungspositionen der Wissenschaft, besonders der Geschichtswissenschaft, eingetreten wäre. Umgekehrt habe ich den Eindruck, dass der sogenannte Elitenaustausch in Bezug auf die Geschichtswissenschaft und andere Geisteswissenschaften in den neuen Bundesländern, der ehemaligen DDR, radikaler ausgefallen ist, als notwendig gewesen wäre.

Wieweit hat die Besinnung auf die Erfahrung vor und nach 1945 bei unserem Verhalten nach 1989 eine Rolle gespielt, besonders soweit es um die Evaluation der DDR-Geschichtswissenschaft und um die Vorschläge zu ihrer Neuorganisation ging? Ja, ich habe eigentlich immer kritisiert, dass nach 1945/49 nicht genug Ehrlichkeit beim Umgang mit der deutschen Vergangenheit vor 1945 geherrscht hat. Um mit dieser Position konsistent zu bleiben, habe ich auch immer zu denen gehört, die nach 1989 sagten: Wir müssen jetzt genau hinsehen, wir müssen öffentlich über die Rolle der Historiker vor 1989 diskutieren, hier darf nichts unter den Teppich gekehrt werden. Insofern war die Erinnerung an die allzu unvollkommene Vergangenheitsverarbeitung nach 1945/49 in der Bundesrepublik mit ein Motiv für das Plädoyer für eine gründlichere Vergangenheitsverarbeitung nach 1989/90. Doch war mir immer sehr bewusst, welcher grosser Unterschied zwischen dieser ersten und der zweiten deutschen Diktatur bestand. Der hochgradig verbrecherische Charakter der ersten hatte meines Erachtens keine äquivalente Entsprechung in der zweiten. Die sozialistische Tradition in der DDR hatte auch ihre produktiven Seiten, in einem viel höheren Masse, als ich das der völkisch-nationalsozialistischen Tradition zubilligen würde. Auch hat die DDR fast vierzig Jahre gedauert, das nationalsozialistische Deutschland gera-

de 13. Von daher war die Lebenssituation der Personen sehr unterschiedlich zu beurteilen. Und schliesslich war auch die DDR eine Form der Absetzung vom nationalsozialistischen Deutschland. Die Verfolgungen, die manche Kommunisten und Sozialisten – darunter auch Historiker – in der Zeit des Nationalsozialismus zu erdulden hatten, fielen meines Erachtens sehr ins Gewicht, wenn es jetzt um Beurteilung ging – ein riesengrosses Thema.

- 1 Ort des Interviews: Koserstr. 20 (FU-Berlin) / Termin: 15.06.99, 16-17.30 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.
- 2 Kocka, Jürgen: Karl Marx und Max Weber. Ein methodologischer Vergleich, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 122.1966, S. 328-357; wiederabgedr. unter dem Titel: Karl Marx und Max Weber im Vergleich. Sozialwissenschaften zwischen Dogmatismus und Dezionismus, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Geschichte und Ökonomie, Köln 1973, S. 54-84.
- 3 Rürup, Reinhard / Kolb, Eberhard: Der Zentralrat der Deutschen Sozialistischen Republik 19.12.1918 – 8.4.1919, Leiden 1968.
- 4 Ritter, Gerhard A. (Hg.): Die deutsche Revolution 1918-1919. Dokumente, Frankfurt a.M. 1968.
- 5 Kocka, Jürgen: 1945: Neubeginn oder Restauration?, in: Stern, Carola / Winkler, Heinrich August (Hg.): Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1990, Frankfurt/Main 1994 (erstmalig abgedr.: 1979), S. 159-192.
- 6 Kocka, Jürgen: Unternehmensverwaltung und Angestelltenschaft am Beispiel Siemens 1847-1914, Stuttgart 1969.
- 7 Kocka, Jürgen: Angestellte zwischen Faschismus und Demokratie. Zur politischen Sozialgeschichte der Angestellten: USA 1890-1940 im internationalen Vergleich, Göttingen 1977.
- 8 Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1962. (phil. Habil., Marburg 1961)
- 9 Vgl. Habermas, Jürgen: Zur Logik der Sozialwissenschaften. Erweiterte Ausgabe, Frankfurt a.M. 1982 (enthält wissenschaftstheoretische Aufsätze aus den Jahren von 1963 bis 1977); ders.: Technik und Wissenschaft als «Ideologie», Frankfurt a.M. 1968.
- 10 Wehler, Hans-Ulrich: Einleitung, in: Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Mit einem Vorwort von Hans Herzfeld / Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965, S. 1-29.
- 11 Wehler, Hans-Ulrich: Theorieprobleme der modernen deutschen Wirtschaftsgeschichte (1800-1945). Prolegomena zu einer kritischen Bestands-



- aufnahme der Forschung und Diskussion seit 1945, in: Ritter, Gerhard A. (Hg.): Entstehung und Wandel der modernen Gesellschaft. Festschrift für Hans Rosenberg zum 65. Geburtstag, Berlin 1970, S. 66-107.
- 12 Mommsen, Hans: Art. «Sozialgeschichte», in: Besson, Waldemar (Hg.): Das Fischer Lexikon – Geschichte, mit einer Einleitung v. Hans Rothfels, Frankfurt a.M. 1961, S. 313-322.
- 13 Mommsen, Wolfgang J.: Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, Düsseldorf 1971.
- 14 Conze, Werner: Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht, Köln/Opladen 1957.
- 15 Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politischsozialen Sprache in Deutschland, hg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972-1997.
- 16 In: VSWG 57 (1970), S. 121-125.
- 17 Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993.
- 18 Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, hier: S. 254-265.

# Winfried Schulze<sup>1</sup>

*«Insofern ist die Frage spannend, wo der schmale Grad zwischen erwünschter Einmischung in Politik und Distanz zur Politik verläuft.»*

## Biographische Fragen

**Herr Schulze, zunächst möchten wir Ihnen ein paar Fragen zu Ihrer Biographie stellen. Sie sind 1942 in Bergisch Gladbach geboren. Welches waren die ersten wichtigen Erlebnisse und Erfahrungen in Ihrer Jugend?**

Als erstes fällt mir ein, dass ich noch Zeuge der Niederlage der deutschen Wehrmacht geworden bin. Meine historische Erinnerung setzt in dem Moment ein, in dem ein schwarzer amerikanischer Soldat auf mich, einen kleinen blonden Jungen von zweieinhalb Jahren, zeigte. Ich bin furchtbar erschrocken ins Haus gelaufen und habe bei meinem Vater Hilfe gesucht. Das sind meine ersten Erinnerungen, die ich rekonstruieren kann, also extrem früh. Jean Piaget, den ich später gelesen habe, setzt die ersten Erinnerungen erst ein oder anderthalb Jahre später an. Ich führe das auf die besonderen Zeitumstände zurück, denen ich als Kind ausgesetzt war: Da fuhren fremde, dunkelhäutige Soldaten durch unser Dorf (meine Familie war aus Köln evakuiert im Oberbergischen Land, bei Gummersbach). Ich kann mich dann an verlassene deutsche Soldatenlager und an die Fährnisse der Nachkriegszeit erinnern, eine Pontonbrücke über den Rhein bei Köln, an Autos mit Holzvergasern, weiterhin an Schwierigkeiten, die das Leben damals geprägt haben, wie Evakuierung in eine fremde Wohnung, Nahrungsmittelmangel, Hamsterfahrten meines Vaters, der versuchte, die Familie über Wasser zu halten. Insofern sind meine ersten ‚historischen‘ Erinnerungen mit der unmittelbaren Nachkriegszeit verbunden.

Meine gesamte Schulzeit verbrachte ich dann im Rheinland, in der Nähe von Bergisch Gladbach bei Köln, in einem konservativkatholisch bestimmten Umfeld, vor allem in der Schule. Ich war Angehöriger des Bundes «Neudeutschland», einer katholischen Schülervereinigung. Später wurde ich Klassen- und Schulsprecher und hatte von daher ein Basisinteresse an Politik und auch Geschichte entwickelt, das durch die Spiegel-Affäre (1962) einen starken kritischen Schub erhalten hatte. Dieses Basisinteresse war für mich letztlich

auch der Anlass, das Studium der Geschichte und Politischen Wissenschaften zu beginnen. Zunächst habe ich nach dem Abitur allerdings die Bundeswehrzeit absolviert, damals noch zwei Jahre bei den Gebirgsjägern im Allgäu, und habe dann nach diesen zwei Jahren mit grosser Gier das Studium angefangen, weil wir intellektuell doch recht ausgehungert waren. Ich habe allerdings in Köln zunächst mit Volkswirtschaft und dem Nebenfach Politische Wissenschaften angefangen. Die Kombination erklärte sich aus dem Wunsch meines Vaters, mich später in der Wirtschaft zu sehen. Nach sechs Wochen eher unbefriedigten Studierens habe ich dann in Köln die Fakultät gewechselt, bin auf Geschichte umgestiegen und habe im ersten Semester für mich die Geschichtswissenschaft als die Disziplin entdeckt, die mich wirklich begeisterte.

**Ihr Vater kommt also aus der Wirtschaft?**

Mein Vater war in der Industrie tätig. Er war Kaufmann, und wollte mich daher auch in einem Bereich arbeiten sehen, in dem er mir helfen konnte, ein verständliches Verhalten eines Vaters. Er hat dem Fakultätswechsel zwar mahnend-kritisch, letztendlich aber doch mit grossem Verständnis gegenübergestanden. Wir haben uns gut verstanden.

**Sie hatten also in Köln Ihr Studium begonnen?**

Ja, ich habe in Köln angefangen, und nach zwei Semestern meinte mein Vater, es sei doch ganz gut, einmal nach Berlin zu gehen, was ich auch gern getan habe. Ich bin dann in Berlin hängengeblieben. Insofern ist mein Vater dafür verantwortlich.

**Wie begann Ihr Studium in der Kölner Zeit? Für welche Themen haben Sie sich zuerst vornehmlich interessiert?**

Das Kölner Seminar war insoweit prägend, als ich mich zuerst für die Zeit des Vormärz begeisterte. Ich hatte ein gutes Proseminar bei Karl-Heinz Kirchoff dazu besucht, der damals noch in Köln lehrte. Eine ganz wichtige Erfahrung war dann auch, neben den üblichen Vorlesungen bei Adam Wandruszka, Erich Angermann und Heinrich Büttner, eine Veranstaltung bei Theodor Schieder, nämlich die Vorlesung mit dem berühmten Titel «Geschichte als Wissenschaft». Das Aufregende daran war, dass das Buch gerade erschienen war<sup>2</sup>, im

Sommer 1965, er las darüber im Wintersemester 1965/66, ich las das Buch und hörte parallel dazu die Vorlesung. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie Schieder das Buch vorlas und wir jede gesprochene Variante des «Meisters» in unserem Arbeitsexemplar notiert haben. Das war deshalb wichtig, weil wir Anfänger nur so überhaupt mitkommen konnten. Wenn man sich vorstellt: Wir als Studenten im 2. Semester und dann die Fülle der Namen, die er präsentierte – der Arbeitsaufwand wäre immens gewesen. So hatten wir das Buch, konnten die Texte nachlesen, die Fussnoten prüfen und hatten sofort ein besseres Verständnis. Ich kann mich noch gut daran erinnern, wenn er das Blatt umschlug und durch den ganzen Hörsaal ein 150faches Zischen ging, weil wir alle gleichzeitig ebenfalls diese Seite umblättern. Das hat mir enorm geholfen. Ich habe dann später (1974) mein erstes Buch über «Soziologie und Geschichtswissenschaft» Schieder mit dem Hinweis geschickt<sup>3</sup>, dass es eigentlich eine Spätfrucht seiner damaligen Vorlesung gewesen sei, denn im Grunde war er es, der mich auf diese interessanten Fragen gestossen hatte. Von daher ist meine Erfahrung mit Schieder wichtig. Er war damals der einzige im Fach, der sich intensiv mit Hintze, Weber und Burckhardt beschäftigte, der über Typenbildung sprach und dies theoretisch fundiert vortrug. Das war eine unglaublich grosse Hilfe für einen Anfänger, der noch keine klare methodische Orientierung hatte. Die anderen Historiker dagegen boten nur die «reine Lehre», Heinrich Büttner etwa vierstündig über die Geschichte der Ottonen oder Wandruszka, der ganz untheoretisch, eher handwerklich orientiert war. Dagegen bot Schieder den grossen theoretischen Durchblick.

**Haben Sie auch Seminare in Köln besucht, etwa bei Schieder oder seinen Assistenten?**

Nein, das ergab sich noch nicht, denn ich hatte als blutiger Anfänger zu Schieder direkt noch keinen Kontakt, sah ihn nur in der Vorlesung im Audimax. Dort konnte er sich durchaus autoritär gebärden. Wenn etwa jemand vor dem Ende der Vorlesung um 13 Uhr den Raum zu verlassen versuchte, donnerte Schieder ihn per Mikrofon an, worauf dieser dann wieder brav auf seinen Platz zurückkehrte. So war das damals noch.

Schieder las damals – so erinnere ich mich – über die Bismarck-Zeit, spannender war für mich jedoch seine Theorievorlesung.

Das war für mich ein Erlebnis besonderer Art, weil man da die besondere Qualität der Geschichte kennenlernen konnte, die sonst bei einer Sachvorlesung nicht derart deutlich wird. Das beeindruckte mich, zumal Schieder die Problematik in sehr offener Weise anbot. Er hatte keine für mich erkennbare theoretische Fixierung, sondern bemühte sich um die damals spannende Frage des systematisierenden und des individualisierenden Zugriffs und der Verbindbarkeit beider Zugänge.

**Hat Sie demzufolge Geschichte mehr von ihrer Methodik her interessiert oder waren auch spezifische Probleme der deutschen Geschichte eine Motivation für Ihr Studium?**

Elementar war bei mir ein Interesse an der Geschichte zuerst im Allgemeinen, wobei die Neuere und Mittlere Geschichte im Vordergrund standen. Ich hielt Geschichte für eine Möglichkeit, seinen Weg zu finden, seinen Ort zu bestimmen, seine Identität zu entwickeln. Ich fand das elementar und unverzichtbar für eine moderne Gesellschaft, wenn ich meine damaligen Überlegungen schildern soll. Ich hatte einen exzellenten Geschichtslehrer in der Schule gehabt, mit dem ich mich auch über den Fakultätswechsel beraten konnte. Der hatte mir zugeraten, und daher glaubte ich auch, darin eine gewisse Begabung bei mir zu sehen. Ich hatte in Deutsch sehr gute Noten, aber andererseits kein spezifisches Interesse am Lehrfach Deutsch.

Mit Schieder trat die methodische Problematik hinzu, das theoretische Reflektieren hinzu. Dadurch war eine Kombination von Sachinteresse und methodischer Reflexion entstanden, die ich für produktiv hielt und die mir Spass machte, die mir auch erlaubte, mein Fach zu begründen. Daraus ergaben sich dann die weiteren Zugriffe, die in der üblichen Kontingenz erfolgten. Ich habe also in Köln diese theoretische Anregung erhalten, bin dann nach Berlin gegangen und besuchte am Friedrich-Meinecke-Institut der FU gründliche mediävistische Seminare, etwa bei Reinhard Elze und Herbert Helbig, habe vorher noch die Zwischenprüfung, ganz traditionell mit dem damals üblichen hilfswissenschaftlichen Schwerpunkt, gemacht. Ich habe jedoch dann ganz schnell gemerkt, dass in Berlin die Möglichkeit bestand, sich in einen zunehmend wichtiger werdenden Diskurs einzuklinken, der wiederum sehr stark an theoretischen Themen orientiert war. Sie können sich vorstellen, wie bereits 1966/67 das Interesse daran stieg. Damals fing die Studentenbewegung an,

sich zu artikulieren, die man am Friedrich-Meinecke-Institut zuerst aus einiger Distanz wahrgenommen hatte, wobei durchaus die Möglichkeit bestand, in die Debatten hineingezogen zu werden und seine eigene Position zu formulieren. Zur eigentlichen «linken» Studentebewegung habe ich allerdings keinen Zugang gefunden.

**Nun, das haben wohl insgesamt nur wenige Historiker getan.**

Ich glaube auch deshalb, weil sich Historiker prinzipiell eher zu den kritischen Beobachtern zählen. Ich war bei vielen Ereignissen dabei, und habe die Dinge genau beobachtet, allerdings eher mit innerer Distanz. Ich fand die Ereignisse spannend, interessant, habe sie aber durchaus kritisch beobachtet. Ich sah jedenfalls keinen Anlass, mich darin persönlich zu engagieren. Was für mich wirklich spannend war, das waren die Diskussionen, die dahinter abliefen, die Debatte z.B., die an unserem Institut angestossen worden war über «Geschichte und Sozialwissenschaften», oder über die These, dass «Historismus zum Faschismus führe», über die Würdigung Meineckes und der anderen «Grossväter», die im Hause hochgehalten wurden, während wir uns von ihnen emanzipieren wollten. Das fand ich spannend. Natürlich auch die Beschäftigung mit Karl Marx, die zur Teilnahme an Marx-Lektürekursen im Studentendorf der FU Berlin führten. Das waren elementare Erfahrungen, die damals mit dazu gehörten. Ich weiss noch, als Hans-Ulrich Wehler später als junger Professor nach Berlin kam und – wenn ich mich recht erinnere – Seminare über Max Weber und Karl Marx veranstaltete, das nahm man besonders wahr. Damals gehörte ich aber schon selbst der Tutorengruppe des Instituts an und bot eigene Tutorien an.

**Welchem Lehrstuhl waren Sie damals als Tutor zugeordnet?**

Keinem, wir waren damals sog. «freie» Tutoren. Das Friedrich-Meinecke-Institut war durch hohe Autonomie geprägt, und man wurde in den Kreis der Tutoren kooptiert. Da musste man zuerst ein Begleittutorium zu einem Proseminar mitmachen, und anschliessend konnte man die ersten freien Tutorien halten. Ich habe zuerst ein Tutorium zu einem frühneuzeitlichen Proseminar gemacht, habe dann ein Tutorium in Französisch angeboten, wobei das Ziel darin bestand, dass der Student nach einem Semester den Sprachschein machte, eine heisse Sache. Und dann durfte ich freie Tutorien leiten.

«Soziologie und Geschichte» habe ich damals angeboten, wir haben Elias und amerikanische Texte gelesen. Dadurch bin ich überhaupt erst richtig in die Sache hineingewachsen, zumal dann bereits 1971 ein Verlag anfragte, ob ich darüber nicht ein Buch schreiben wollte.

All das kennzeichnet die kreative Atmosphäre, die damals im Seminar bestand, wo Leute mit theoretischen Interessen auftraten, vielleicht manchmal zu stark angesichts ihres Qualifikationsstandes, die aber insgesamt ein intellektuell anregendes Klima geschaffen haben.

Ich bin dann 1967 im Studentendorf in Schlachtensee «Bürgermeister» geworden. Das Studentendorf besaß eine von den amerikanischen Gründern eingeführte demokratische Modellverfassung mit einer Selbstverwaltung, und da war ich für ein Jahr der Bürgermeister, das war genau in der Zeit, als Benno Ohnesorg erschossen wurde und die heftigen Reaktionen an der FU Berlin einsetzten.

### **Sie hatten noch ein Nebenfach. Wie verlief dieses Studium?**

Ja, das Nebenfach war Politische Wissenschaften. Das habe ich hauptsächlich bei Kurt Sontheimer absolviert. Ansonsten studierte ich intensiv Mittlere und Neuere Geschichte. In Mittlerer Geschichte habe ich Examen bei Herbert Helbig gemacht. Mein Doktorvater Gerald Stourzh, der noch vor meiner Promotion zurück nach Wien berufen wurde, war ein grundliberaler Mann und ein Wissenschaftler mit grosser Amerikaerfahrung, der internationale Kontakte hatte und der durch seine Internationalität und ein grosses Themenspektrum anregend war, was ja damals nicht so ganz üblich war. Bei ihm konnte ich sehr früh mit der Promotion beginnen; ich habe schon im vierten Semester im ersten Hauptseminar gesessen, noch vor der Zwischenprüfung, und ab dem sechsten Semester war ich dann bei ihm Doktorand, und habe im 10. Semester promoviert. So war das damals. Das frühe Promotionsprojekt war auch der Grund, in Berlin zu bleiben und nicht zurück nach Köln zu gehen, was an sich geplant war. Zusammen mit dem Engagement im Studentendorf und der Stelle als Tutor ergab das eine spannende Verflechtung, die für Berlin sprach.

### **Hatten Sie von Anfang an vor, in die Wissenschaft zu gehen?**

Nein, das konnte man gar nicht vorhaben. Wenn man das Fach Geschichte studiert, muss man offen sein für alle beruflichen Möglichkeiten. Ich hatte mir damals ein Spektrum des Arbeitens vorgestellt, das reichte vom Journalismus bis zu militärstrategischen Studien. Ich besuchte damals in der Politikwissenschaft u.a. bei Ekkehard Krippendorf einschlägige Seminare und vergrub mich in die damals aktuelle militärstrategische Diskussion: Beaufre, Kahn, Helmut Schmidt usw., und habe gedacht, das könnte auch eine berufliche Perspektive eröffnen.<sup>4</sup> Aber es ergab sich nach der Promotion, dass ich eine Assistentenstelle am Friedrich-Meinecke-Institut bekam, die erste Assistentenstelle, die formell ausgeschrieben worden war, denn damals trat das neue Universitätsgesetz in Kraft. So wurde ich Assistent bei Eberhard Weis, der aber dann sehr schnell einen Ruf nach Münster erhielt.

Dadurch bin ich in der Frühen Neuzeit geblieben. Meine erste Publikation (1970) lag noch im Bereich des Vormärz. Ich hatte eine kleine Studie über Biedermann geschrieben, einen Vormärzliberalen, und hätte das gerne weiterverfolgt.<sup>5</sup> Dann stellte sich aber heraus, dass kein richtiger Nachlass existierte, die relevanten Materialien lagen in Leipzig, was damals natürlich nicht leicht zugänglich war; zudem arbeitete bereits ein Amerikaner an einer Biographie. Das war damals ein Argument für mich, die Finger von Biedermann zu lassen und mich auf die Frühe Neuzeit zu konzentrieren. Das Buch «Geschichte und Soziologie» habe ich in dieser Zeit gewissermaßen zwi-schendurch geschrieben. Es war das Thema des Tutoriums und der ersten Lehrveranstaltung als Assistent, die ich gemacht hatte. Das war ein Thema, das zu der Zeit in der Luft lag. Zeitgleich hatte Wehler seinen Sammelband «Geschichte und Soziologie» vorbereitet<sup>6</sup>, was ich gar nicht wusste, und ich schrieb mein Buch von April bis Oktober 1972, denn zum Regensburger Historikertag – das weiss ich noch genau – nahm ich mein fertiges Manuskript mit.

**Wenn Sie auf Ihre Studienzeit zurückblicken, war es ja genau die Umbruchszeit vor und nach 1968. Könnten Sie uns beschreiben, wie sich das Verhältnis zu den Lehrenden gestaltete oder welche Wandlungen für den Studenten fühlbar wurden.**

Als ich nach Berlin kam, war ich fasziniert von der Nähe, die man zu den Lehrenden haben konnte. Ich hatte in Köln angefangen und – ab-



gesehen von meinem Proseminarleiter – keinen Professor näher kennengelernt, hatte sie nur in den Vorlesungen gesehen. Als ich nach Berlin kam, fand nach zwei Wochen der Immatrikulationstee im Keller des Instituts statt, währenddessen ich drei oder vier Professoren und einige Assistenten kennenlernte, und ich merkte, dass am Meinecke-Institut eine Art von Kommunität existierte. Auch mit den Tutoren, die neben der Fachschaft eine klar strukturierte Führungsgruppe waren, wurde man schnell bekannt. Da gab es eine etablierte Führungsgewalt von Studenten, die eine Vorbildfunktion besaßen. Ich wurde nach zwei Semestern in die Fachschaft gewählt und wurde dann eben auch Tutor. Insofern war die Nähe gegeben, es war ein sehr enges Verhältnis, das es einem erlaubte, gut an die Professoren heranzukommen. Es ergab sich ja in der studentischen Bewegung eine kritische Konfrontation, weil das Meinecke-Institut eher ein ruhiger Ort war, wo die «Revolution» nicht ihren Mittelpunkt hatte.

**Was im Otto-Suhr-Institut wohl anders lief, wo Sie Ihr Nebenfach studierten?**

Am Otto-Suhr-Institut lief das natürlich anders. Aber die Dinge haben sich doch recht oft berührt, und wir haben das vor allem in theoretischer Form aufgearbeitet. Zumindest schien mir das die adäquate Form zu sein, dass man sich um die Grundlagen des eigenen Fachs bemühte, und dies in einer Weise tun konnte, die auch an die jüngeren Studenten weitergegeben werden konnte. Dass wir schon als Viert-, Fünft-, oder Sechstsemester Tutorien über Themen abhalten konnten, die eine gewisse Relevanz hatten, fand ich schon bemerkenswert. Das Institut machte keine Schwierigkeiten, erlaubte es nicht nur, sondern förderte es sogar. Immerhin wurden wir dafür bezahlt, mit etwa 120,- DM im Monat.

Die Nähe hatte für mich nebenbei noch einen weiteren Aspekt, da ich Hilfskraft bei Hans Herzfeld gewesen bin, der schon lange emeritiert war. Ich hatte ihn durch meine Tätigkeit im Studentendorf kennengelernt, in dessen Beirat Herzfeld sass. Dadurch bin ich in Kontakt mit einem eindrucksvollen Mann gekommen, der die Wissenschaft sehr gut kannte und der zu mir ein Vertrauensverhältnis gewonnen hatte, das – wenn ich das recht sehe – zunächst darauf basierte, dass wir beide Reserveleutnants waren. Das war schon eine groteske Konstellation, wenn man sich überlegt, dass ein alter Herr von Ende siebzig und ein junger Mann von gerade Mitte zwanzig zueinanderfinden und sehr vertraut miteinander sprechen konnten.

Das war faszinierend, weil er vor mir keine Geheimnisse hatte. Ich selber war damals noch gar nicht fähig, all das aufzunehmen, wenn er etwa kritische Kommentare über Kollegen machte oder von der Entwicklung seines Verhältnisses zur SPD sprach. Ich habe zwar versucht, vieles nachzulesen, aber man kam da gar nicht so schnell mit. Jedenfalls war es eine gute und erfahrungsreiche Zeit. Ich habe damals u.a. mit ihm die Neubearbeitung der «Modernen Welt» vorgenommen, wodurch ich enorm von seinem Wissen profitieren konnte und auch über den Tellerrand meiner Frühen Neuzeit hinauszusehen lernte.<sup>7</sup>

1970 hatte ich promoviert, das ging recht schnell, ich wurde Assistent und konnte in Berlin bleiben. 1974 wurde ich Assistenzprofessor bei Wolfram Fischer für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Frühen Neuzeit. Das dauerte jedoch nur ein Dreivierteljahr. Dann kam schon im Oktober 1974 der Ruf nach Kassel; ich bin also sehr früh berufen worden, war gerade 32 Jahre alt, zudem hatte ich mich gerade erst in Berlin zur Habilitation angemeldet. Während ich schon Hochschullehrer in Kassel war, wurde das Berliner Habilitationsverfahren abgeschlossen. Ich wollte das unbedingt durchziehen und bin dann im Sommer 1975 habilitiert worden.<sup>8</sup>

#### **Ihre Zeit in Kassel war eher ein kurzes Intermezzo?**

Ja, ich blieb nur drei Semester in Kassel, das war in der Tat ein kurzes Intermezzo. Allerdings waren die Bedingungen dort nicht gerade günstig. Die Bibliothek war noch im Aufbau, die Stellung des Fachs Geschichte innerhalb der Sozialwissenschaften war prekär, und meine Frau war derweil noch in Berlin berufstätig. Als ich nach drei Semestern einen Ruf zurück an die FU bekam, habe ich die Chance genutzt und bin wieder zurück nach Berlin gegangen. Ich bin bis zum Wintersemester 1977/78 in Berlin geblieben, habe einen Ruf nach Osnabrück abgelehnt und habe dann den Ruf nach Bochum angenommen.

#### **Bochum war Mitte der 70er Jahre neben Bielefeld eine der Reform-Universitäten und verkörperte den Aufbruch zu neuen Ufern?**

Ja, durchaus. Auch mit dem deutlichen Schwerpunkt auf der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und der Technikgeschichte. Das war neben der starken Zeitgeschichte das Besondere an Bochum. Damit

hatte sich die Fakultät ihr Profil verschafft. Zu der Zeit waren interessante Leute da, etwa Hans Mommsen und Dietmar Petzina in der Zeitgeschichte, Wolfgang Köllmann für Sozialgeschichte, Jörn Rüsen für Theorie und Didaktik. Das war eine spannende, produktive und kreative Zeit, in der wir auch einiges zusammen gemacht haben. Ich selber habe mich dann im Bereich der Frühen Neuzeit auf die europäischen Dimensionen konzentriert, habe intensiv Seminare zur französischen und englischen Geschichte angeboten und in Seminaren und Vorlesungen auch Themen zur Historiographie weiterbehandelt, vor allem, nachdem Jörn Rüsen weggegangen war.

**Wann wuchs bei Ihnen die Sensibilität für Kontinuitätsfragen der Geschichtswissenschaft zwischen Weimarer Zeit, Drittem Reich und früherer Bundesrepublik? Können Sie das an bestimmten Erfahrungen festmachen? Hat man sich dazu damals überhaupt intensiv Gedanken gemacht?**

Zunächst waren da die Erfahrungen in der Berliner Zeit prägend, als uns in den Schriften von Otto Brunner und Günther Franz ausgelassene Passagen in den neuen Vorworten aufgefallen waren, die durch Pünktchen gekennzeichnet waren, und wir natürlich nachgesehen haben, wie die Formulierungen in den alten Vorworten lauteten. Mit einer gewissen Entdeckerfreude haben wir festgestellt, dass in diesen Vorworten natürlich Anderslautendes gestanden hatte als in den neuen Ausgaben der 50er Jahre.

Dann kam mit den Büchern von Helmut Heiber und Karl Ferdinand Werner die erste Welle der Aufarbeitung. Das öffnete uns die Augen, und dadurch wurden wir für solche Fragen sensibilisiert, die intensivere Aufarbeitung empfanden wir als notwendig. All dies zu verschweigen oder von uns wegzuschieben, konnte keine Lösung sein. Die Vorlesungsreihen der 60er Jahre sind dann ja auch als «hilfloser Antifaschismus» (Wolfgang Fritz Haug) kritisiert worden.<sup>9</sup>

Somit hatte man das Problem schon realisiert, obwohl man nicht das Gefühl hatte, hier gäbe es noch Mengen von unentdecktem Material. Bei Brunner oder Franz wusste man, dass sie Figuren waren, die aus guten Gründen nach dem Zusammenbruch einige Jahre aus dem Universitätsbetrieb herausgehalten worden waren und erst spät wieder eine Anstellung bekamen. Deren Geschichte war uns damals sehr bewusst.

Die Sache ist dann in den 70er und 80er Jahren gar nicht mehr gross thematisiert worden. Hier und da erschien vielleicht im Zusammenhang einer Universitätsgeschichte mal ein Artikel, aber das Thema bot wohl nicht die grossen Fragen und wurde nach meinem damaligen Eindruck wissenschaftlich angemessen behandelt. Man konnte sich damit offen beschäftigen, man hätte auch intensiver darüber arbeiten können, aber es stand nicht im direkten Mittelpunkt des Interesses. Man muss auch sehen, dass die Nachlässe nicht im notwendigen Umfang verfügbar waren, was sich erst später ergab.

Eine erneute Sensibilisierung ergab sich als Folge einer Konferenz, die Ernst Schulin im September 1986 im Historischen Kolleg in München organisierte. Sie hatte die Geschichtswissenschaft in Deutschland nach 1945 auch in ihrer Kontinuität vom Dritten Reich zur Bundesrepublik zum Thema, und dafür erbat Schulin von mir einen Beitrag über den Neubeginn der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945.<sup>10</sup> Damit wurde ich in eine neue Diskussion hineingezogen, jedoch damals noch ohne die Perspektive, die etwa die heutige Diskussion bestimmt. Dazu kam ich im Grunde erst, als ich über die Frage eines Zusammenhangs zwischen der Volksgeschichte der 30er Jahre und der frühen Sozialgeschichte in der Bundesrepublik nachdachte. Eines Abends fiel mir der Beitrag des Agrarsoziologen Hans Linde, eines Schülers von Gunther Ipsen, in dem Sammelband «Moderne deutsche Sozialgeschichte» von Hans-Ulrich Wehler auf<sup>11</sup>, und ich fragte mich, wie der da hereingekommen sei. Da wurde mir bewusst, dass die Sozialgeschichte der 50er und 60er Jahre, zumal mit ihrer Verbindung durch die Person von Werner Conze, theoretische Verbindungen zur Volksgeschichte haben könnte, wie sie in den 30er Jahren betrieben wurde. Durch den Autor Linde, der als Agrarhistoriker in dem erwähnten Band vertreten war, wurde mir mit einem Schlag klar, dass das Conzesche Interesse an der Sozialgeschichte verbunden sein könnte mit seinen spezifischen Erfahrungen in den 30er Jahren. Das ist ja ganz naheliegend und auch nichts Aussergewöhnliches, aber ich entdeckte diese Zusammenhänge für mich als eine spannende Frage, und ich ging ihnen in meinem Buch über die «Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945» von 1989 nach, das ja aus dem Beitrag für die Münchener Konferenz entstand.<sup>12</sup>

Ich habe im Buch versucht, diese Gedanken zu vertiefen. Dazu musste ich an den Heidelberger «Arbeitskreis für Sozialgeschichte» herankommen, der 1957 in Bad Ems gegründet worden war. In Hei-

delberg habe ich mir die Protokolle der ersten Sitzungen angesehen und einiges Material ausgegraben, wovon ich natürlich fasziniert war. Wenn etwa Brunner um die Struktur- oder Sozialgeschichte ringt und die alten Begriffe («Volksgeschichte») noch fallen und man sich fragt, was man damit will und wie das gemeint sei. Dort wurden auch schon die Ideen für ein Lexikon der Begriffsgeschichte entwickelt, die «Geschichtlichen Grundbegriffe». Damit fand ich hinreichend Ansatzpunkte, diesen Faden aufzunehmen, ihn in meinem Buch als eine Kontinuitätslinie der Geschichtswissenschaft vom Dritten Reich zur Bundesrepublik anzudeuten. Eine Diskreditierung der «modernen deutschen Sozialgeschichte» à la Bielefeld war damals gar nicht meine Absicht.

**Haben Sie Otto Brunner noch selbst kennengelernt?**

Leider nicht mehr persönlich. Um so intensiver haben wir damals seine Schriften gelesen, die für einen Frühneuzeitler ein «Muss» waren.

**Aber Werner Conze haben Sie noch persönlich kennengelernt?**

Conze habe ich in Köln nur einmal bei einem Vortrag und durch einen späteren Briefwechsel kennengelernt, ich habe aber bedauerlicherweise keine persönliche Beziehung zu ihm aufbauen können. Ich musste mir also später all diese Persönlichkeiten über Archivalien und Schriften erschliessen, was dann auch einen objektivierenden Zwang hatte. Im Übrigen ist das üblicherweise unsere Aufgabe als Historiker. Das ist vielleicht der Unterschied zwischen meiner Sozialisation und der der «Generation» von Wolfgang Schieder, Hans-Ulrich Wehler oder Hans und Wolfgang Mommsen, die mit diesen Historikern in einer Schülerbeziehung standen, während ich distanziert davon war. Mein Doktorvater kam aus einem ganz anderen Kontext, der zu diesem Kreis gar keine Beziehungen unterhielt. Von daher konnte und kann ich das eher nüchtern beobachten.

Ich stellte fest, dass es Beziehungen gab, die man kaum übersehen konnte. Conzes herbe Kritik etwa am Historismus in den frühen 50er Jahren, jedenfalls die in seinen Briefen – nicht in Publikationen – geäußerte Kritik war schon bemerkenswert, weil er darin sah, dass der Historismus in seiner klassischen Form, mit seiner starken Staatsorientierung nicht in der Lage war, die grossen gesellschaftlichen Um-

brüche adäquat zu erfassen. Das war völlig richtig beobachtet. Das zeigte mir, dass in der Volksgeschichte ein bestimmtes Mass an innovativem Potential steckte, zumindest in den grossen Linien der Siedlungsgeschichte, der Sprachgeschichte bis zur Politik- und Demographiegeschichte. Diese Punkte standen im Zusammenhang mit der Historismuskritik, allerdings in einer ideologisch höchst prekären Form.

Dennoch konnte man einen bestimmten innovativen Schritt sehen, der hier gemacht worden war, nämlich den Schritt vom «Staat» zur «Gesellschaft». Das war ein ganz wesentlicher Paradigmenwechsel, wenngleich Gesellschaft zunächst noch als «Volk» begriffen wurde, aber das war der entscheidende Punkt, der dann auch methodische Konsequenzen hatte. Das macht den Kern aus, den man als innovativ bezeichnen kann, und meiner Meinung nach verschlägt es nichts, wenn man sagt, dass dieser Wechsel ideologisch hoch belastet war. Dieser Paradigmenwechsel ist ja zudem ein europäisches Phänomen. Die Franzosen etwa haben in dieser Zeit durchaus Ähnliches diskutiert. Dies war die Genese des Gedankenganges, den ich in meinem Buch formulierte. Mir schien das zudem passend, weil diese Dinge nicht bekannt waren. Ich wollte eben nicht nur die bekannte Diskussion um Demokratisierung und Zeitgeschichte repetieren.

**Einer der wichtigen Akzente in Ihrem Buch, dokumentiert etwa durch den Abdruck des Briefes von Peter Rassow, der erstaunliche Einsichten in die unmittelbare Nachkriegszeit gewährt, ist das Phänomen, dass in den Nachkriegsjahren 1946 bis 1948 in den Briefwechseln der Historiker untereinander eine ziemlich kritische Sicht auf das Vergangene herrschte, aber in den 50er Jahren diese Sicht wiederum verlorenging, insofern, als dominante Persönlichkeiten wie Rothfels oder Ritter Forschungsinteressen hatten, die an nationale Interessen gekoppelt waren. Von daher war wohl Ihr Buch auch erst möglich, als diese Generation die Bühne verlassen hatte?**

Das kann man sicherlich so sagen. Die Situation war eben so gegeben. Nehmen Sie zum Beispiel den kritischen Nachruf auf Gerhard Ritter von dem Freiburger Kollegen Hans-Günther Zmarzlik in der Historischen Zeitschrift von 1968, das war damals eine Sensation, die das Fach bewegte.<sup>13</sup> Zumal, wenn man bedenkt, welche enorme Rolle Ritter in den 50er und 60er Jahren gespielt hatte, mit wieviel Respekt

auch Herzfeld mir gegenüber über Ritter sprach. In der Tat wurde diese Diskussion erst nach dem generationellen Wechsel möglich.

**Ähnliches lässt sich wohl auch über Rothfels und Herzfeld sagen, dann auch über Theodor Schieder und Werner Conze?**

Wahrscheinlich muss man das gar nicht auf psychologische Gründe zurückführen, es gibt einfach Normen menschlichen Verhaltens. Niemand wird einem alten Menschen seine Jugendsünden vorhalten, denn niemand fügt einem anderen gern Leid zu; man versucht, dies so lange wie möglich zu vermeiden. Ich würde zumindest versuchen, damit sehr vorsichtig umzugehen. Aber das ist mehr ein persönliches Argument.

**Aber es gibt dabei noch eine andere Seite, die sich mehr mit Forschungs- und institutionellen Fragen verbindet, etwa die Frage der Gelder für Projekte, die wiederum dadurch von den mächtigen Personen bestimmt werden. Wenn etwa Rothfels lange Jahre die Widerstandsforschung dominierte<sup>14</sup> oder Gerhard Ritter die Goerdeler-Biographie vorlegte<sup>15</sup>, bedeutete das sicherlich auch, dass für viele Jahre in manchen anderen Gebieten dann eben nicht geforscht wurde und die Forschung in diesem Bereich nicht gefördert wurde.**

Ja, das hatte enorme Konsequenzen, und das kann man bei Ritter und Rothfels auch sehr deutlich sehen. Rothfels war der Mann, der eine Schaltfunktion hatte, der immer gefragt wurde, wenn es um Publikationen oder Besetzungen, gerade auch wenn es um die Figuren des Dritten Reiches ging, die später wieder aktiviert und in die Fakultäten zurückgeholt werden sollten, im Zusammenhang mit Artikel 131 GG<sup>16</sup>. Und er schaltete sich seinerseits in viele Dinge ein, die damals von Bedeutung waren, die Aktenpublikationen, das Institut für Zeitgeschichte, auch in forschungsstrategische Fragen (z.B. Riezler-Tagebücher) und Entschädigungsfragen usw. Insofern hat er eine strategisch wichtige Position eingenommen. Ich finde, er wird in der jetzigen Diskussion zu sehr vernachlässigt. Übrigens hatte er auch in der früheren Debatte eine strategisch wichtige Position. Mit seiner Art und Weise, die Königsberger Themen in den 50er Jahren wieder aufzugreifen, hat er die junge Generation geprägt. Es müsste stärker geprüft werden, inwieweit er die Ansätze und Denkweisen aus den 30er Jahren mit in die 50er Jahre hinübergernommen hat. Eine kriti-

sche Rothfels-Biographie ist ein Desiderat, ohne jeden Zweifel. Man kann nicht nur seine grosse Bedeutung für die Heranbildung des Nachwuchses für die zeithistorische Forschung betonen, man müsste auch andere Dinge thematisieren, etwa den nationalkonservativen ‚Schwarz-Weiss-Rothfels‘.

**Und trotzdem gab es dann eine Schülergeneration, die weit nach links gerückt ist, wie etwa Hans Mommsen oder Heinrich-August Winkler, die damit in diesen Punkten ihrem Lehrer nicht mehr gefolgt sind, was dieser wiederum offenbar toleriert hat.**

Ganz offensichtlich, auch wenn man im Einzelnen genau hinschauen muss. Vielleicht war es auch ein Vorteil dieser nachfolgenden Generation, dass Rothfels und Theodor Schieder – bei Conze kann ich das nicht genau beurteilen – ganz offen waren für eine heterogene Schülerschaft. Über die Gründe kann man nur spekulieren, vielleicht spielte auch Unsicherheit eine Rolle, gerade bei Schieder. Da ist aber auch der Punkt, den Wehler die «reflexive Lernbereitschaft» in ihrer Karriere nennt, die Fähigkeit, über die Dinge zu rasonnieren. Ich finde auch bei Schieder seinen Umgang mit dem Projekt der «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa» interessant, bei dem er sich am Ende weigert, die Vertreibung der Juden aus dem grossen Thema herauszunehmen. Vermutlich ist ja die Fertigstellung des Schlussbandes an seiner Vorstellung von der notwendigen Totalität des historischen Problems gescheitert, während das Ministerium eine sehr schlanke und unilineare Herleitung haben wollte. Da dringt ein anderer Schieder durch als der der frühen 30er Jahre, ein Schieder, der seine Aufgaben unter anderen historisch-methodischen Prämissen sieht.

**Bei den Recherchen zu Ihrem Buch und bei Gesprächen mit Zeitzeugen kamen Sie auch mit der Person Günther Franz in Berührung. Wie schätzen Sie seine Rolle ein?**

Den habe ich noch auf Konferenzen kennengelernt, für das Buch habe ich mit ihm noch korrespondiert, er hat mir Teilerinnerungen überlassen. Er gehörte zu jenen, die in den 30er Jahren verblendete SS-Führer waren mit einer hohen Bereitschaft, missliebige Fachkollegen zu disziplinieren. Ich erinnere mich an seine Postkarte, in der er Wilhelm Mommsen gegenüber seinen Wechsel von Jena nach Strassburg kommentierte: «Endlich an die Front», weil dort nach



dem Frankreichfeldzug 1940 die Frontuniversität Strassburg aufgemacht wurde. Er ist auch mit manchem liberalen Historiker extrem unfreundlich umgegangen, hat sich geradezu rabaukenhaft im Fach verhalten. Das hindert nicht die Anerkennung für sein Buch «Der deutsche Bauernkrieg» aus dem Jahr 1933, das als gründliche Forschungsleistung anerkannt werden muss.<sup>17</sup> Das ist zwar in einem bestimmten Forschungskontext zu sehen, der jetzt von Wolfgang Behringer sehr deutlich benannt worden ist.<sup>18</sup> Aber als Fachhistoriker im engeren Sinne hat er sicher eine beachtliche Leistung vorgelegt. Franz kannten wir als jemanden, der lange Jahre nicht im Fach lehren durfte, der sein Brot mit allen möglichen Auftragspublikationen verdienen musste und der dann erst wieder 1957 eine Professur in Hohenheim bekam. Das geschah infolge des Artikels 131 GG, der ihm die Chance bot, wieder in die Universität hineinzukommen. Andere haben das nicht geschafft. Wir haben z.B. in München einen solchen Historiker entdeckt: Ulrich Crämer, ein Frühneuzeitler, der auch Herausgeber der Zeitschrift «Vergangenheit und Gegenwart» war. Er kämpfte von 1947 bis 1963 um eine Wiedereinsetzung in die Professur, freilich ohne Erfolg, da seine Berufung auf den Lehrstuhl im Jahre 1940 als eindeutige Parteimassnahme nachgewiesen werden konnte.

## Standardisierte Fragen

- 1. Wie werten Sie die Rolle der deutschen Historiker im Nationalsozialismus? Handelt es sich vorwiegend um Mitläufer oder kann man angesichts der neuesten Forschungsergebnisse sogar von Vordenkern oder Mittätern im Sinne einer aktiven Politikberatung sprechen?**

Ich denke, dass man eine Vorbemerkung machen muss, die darauf abzielt, dass die Historiker während der Weimarer Zeit aufgrund ihrer relativ starken nationalstaatlichen Orientierung, ihrer starken Anti-Versailles-Orientierung «nicht mit leeren Händen» zum Nationalsozialismus kamen. Das ist eine Formulierung von Karl Alexander von Müller, die ich für sehr aufschlussreich halte.

Die Masse der Historiker war sicherlich Mitläufer im Sinne der Kategorien von Schuld und Nicht-Schuld. Aber was mir wichtiger scheint – gerade nach den Ergebnissen der neueren Forschung –, ist

die Tatsache, dass wir uns in den 60er, 70er und 80er Jahren ein noch unvollständiges Bild über die Art und Weise gemacht haben, wie sich Historiker in dieses System hineinbegeben und dort willentlich und wissentlich mitgearbeitet haben. Man kann nicht einfach die neuen Ergebnisse jetzt unter das alte Urteil subsumieren, dass die Masse der Historiker nur Mitläufer gewesen seien und nichts substantiell Neues herausgekommen sei. Ich finde, dass gerade der Blick auf Personen wie etwa Conze, Schieder und Erdmann, die in der neueren Diskussion herausgestellt werden, eine viel grössere Bereitschaft zum Engagement belegt.

Ich würde nicht so weit gehen, hier von «Vordenkern der Vernichtung» zu sprechen, das entspricht nicht dem «Plausibilitätshorizont» derjenigen, die das damals gemacht haben. Das ist eine durchaus richtige Beobachtung von Hans-Ulrich Wehler. Ich denke aber, dass sie in einer fahrlässigen Weise Konzepte für das Fach übernommen und in den allgemeinen Diskurs, mitunter auch in die Politik, eingeführt haben, was fatale Konsequenzen haben konnte und zum Teil auch hatte. Im Einzelnen dürfte es schwierig sein zu sagen, dass eine einzelne Denkschrift eine bestimmte Funktion gehabt habe, aber das ist Teil eines grossen Diskurses, der gesehen werden muss und in dem manches entscheidend zusammenpasst.

Hinzu kommt, dass wir in den 70er und 80er Jahren zu wenig die grossangelegten Unternehmen der ausseruniversitären Forschung in den Blick genommen haben. Dazu gehören zum Beispiel das «Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums» oder die «Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften», deren Rolle Michael Fahlbusch jetzt untersucht hat.<sup>19</sup> Das zeigt ein anderes quantitatives Phänomen der historischen Forschung. Das sind ein paar hundert Leute, die dort engagiert waren, während wir immer davon ausgegangen waren, dass die verwickelten Historiker an einer Hand abzuzählen sind oder sich höchstens im Bereich der Ordinarienzahlen bewegten. Es gab vielleicht 10 bis 15 Historiker aus dem Umkreis von Walter Franks «Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands», die wir genauer kannten und die das Forschungsfeld doch recht eingegrenzt haben. Nun kommt aber die Rolle eben dieser Forschungseinrichtungen hinzu, die allein Propagandazwecken dienten und in denen in hohem Masse vor allem junge Historiker, Philologen, Volkskundler u.a. beschäftigt waren.

Dieses muss in das Gesamtbild mit einbezogen werden, und ich meine daher, dass wir insgesamt eine neue Bewertung vornehmen

müssen. Wir können nicht die alten, summierenden Passagen übernehmen, die wir vielleicht vor zehn Jahren geschrieben haben.

## **2. Kann man intellektuelle «Entgleisungen» wie im Falle Conze und Schieder durch ein vorbildliches Wissenschaftlerdasein in der Bundesrepublik kompensieren?**

Also jedenfalls nicht in einem moralischen Sinne. Insofern leuchtet mir hier nicht das Argument von Hans-Ulrich Wehler ein, dass man die Biographie vor 1945 aufrechnen müsse mit der Biographie nach 1945 und dass dann in einigen Fällen eine positive Bilanz herauskommt. Das zu tun, macht keinen Sinn. Hier muss man die gebrochene Biographie akzeptieren. Ich finde es interessant, wenn man sich die unterschiedlichen Konstellationen und Dispositionen dieser Männer vor Augen hält und dann fragt, was sie und zu welchem Zeitpunkt aus diesen Erfahrungen gelernt haben und was diesen Lernprozess im Einzelnen bewirkt hat. Diese Frage für die einzelnen Historiker in aller Genauigkeit herauszuarbeiten, scheint mir eine interessante Forschungsaufgabe zu sein. Im Übrigen ist dies ein zentraler Gesichtspunkt für die gesamte Debatte über die Nähe von Geschichtswissenschaft und Politik. Jedenfalls glaube ich, dass das Verrechnen kein guter Ansatzpunkt ist.

## **3. Stichwort «braune Wurzeln» der Sozialgeschichte: Wie würden Sie den tatsächlichen innovativen Gehalt der Volksgeschichte einschätzen?**

An anderer Stelle habe ich schon gesagt, dass ich in der Volksgeschichte in der Tat innovative Elemente sehe. Zu lange war das Grundparadigma der Geschichtswissenschaftler staatsorientiert, und über die Volksgeschichte ist es auf die Gesellschaft gelenkt worden, die allerdings noch nicht im soziologischen Sinne als (Konflikt-)»Gesellschaft« verstanden wurde. Aber das Phänomen der Gesellschaft trat unter dem Deckmantel des Begriffes «Volk» in das Bewusstsein der Historiker, und das hatte erhebliche methodische Konsequenzen. «Volk» kann man nicht einfach über Institutionen wahrnehmen, über Räte, Ministerien und Staatssekretäre. «Volk» muss man in seinen Erscheinungsformen wahrnehmen, und damit konnte die «Volks»-Diskussion und Volksgeschichte auf ältere Ansätze zurückgreifen.

Schon Georg von Below hatte gesagt, Soziologie brauche man nicht, weil die Romantiker schon alles gewusst hätten, was die modernen Soziologen wissen wollten. Die Volksgeschichte greift zum Teil auf Erkenntnisse und Annahmen der romantischen Gesellschaftsanalyse zurück, fügt diese aber ein in die Wissenschaftssystematik der 20er und 30er Jahre, das heisst, in die bereits ausdifferenzierten Disziplinen, und fasst diese Disziplinen wieder unter dem Begriff des «Volkes» zusammen. Insofern bedeutet sie etwas anderes.

Das ist meines Erachtens eine durchaus innovative Idee, wie sie parallel auch in anderen europäischen Ländern verfolgt wurde. Ich sehe hier keinen Grund, diese Elemente zu leugnen, nur weil die Volksgeschichte den falschen Zielen dienstbar gemacht worden ist. Hier kommt es auf die Kernidee an.

#### **4. Wie werten Sie die personelle Kontinuität in der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945?**

Der empirische Befund ist relativ eindeutig: Die Personen, die nach 1945 in Westdeutschland gelehrt haben, waren Personen, die entweder schon im Dritten Reich lehrten oder im Dritten Reich wissenschaftlich sozialisiert worden waren. Das ist der entscheidende Punkt. An der Kontinuität kann insofern kein Zweifel angebracht werden.

Aber das erklärt das Problem nicht. Die interessante Frage ist, wie sich Historiker, die sich im Dritten Reich in der einen oder anderen Weise bewährt oder ausgezeichnet hatten, jedenfalls vom NS-System honoriert wurden, in die Lage versetzt werden konnten, unter den neuen Bedingungen Geschichte zu lehren. Da kann man beobachten, dass Historiker, die unter nationalstaatlichen, ja nationalistischen Prämissen gross geworden waren, dass Historiker, die zum Teil auch völkisch argumentiert hatten, nun zu Historikern wurden, die sich an das neue Paradigma einer westlich orientierten Geschichtswissenschaft anpassen konnten. Das war nun eine Geschichte, die nicht mehr den Nationalstaat in den Mittelpunkt stellte, eine Geschichte, die sich an Europa orientierte, wie etwa Rassow mit dem Spruch: «Hin zu Europa!», dabei implizierend, dass dies die Rettung sei, die man für die Disziplin sehe. Das waren Historiker, die sich partiell am «Abendland» orientieren konnten, eine ideologische Ersatzfigur, die für eine gewisse Zeit eine Rolle in der Orientierung der Historiker spielte. Das waren Historiker, die sich wieder auf den Ertrag von Re-

volutionen in der Geschichte besinnen konnten – ich denke etwa an Rudolf Stadelmann –, die im Rückblick sowohl auf die Englische wie auch die Revolution von 1848 revolutionäre Phänomene positiv bewerten konnten, nachdem sie bislang genau gegenteilig interpretiert worden waren.

Jetzt kann man natürlich rückblickend sagen, dass dies alles in Deutschland nur möglich war, weil dahinter der Druck der Alliierten stand, die das durchgesetzt haben, die bestimmte Grundorientierungen vorgegeben haben. Gleichwohl bleibt die Kapazität der Historiker, dermassen umschalten zu können und dann noch in den ersten 20 Jahren der Bundesrepublik eine Erziehung zur Demokratie gewährleisten zu können, faszinierend und erklärungsbedürftig, denn dass sie dies getan haben, steht ausser Zweifel. Dass Historiker wie Conze, Schieder und Erdmann demokratisch gelehrt und gewirkt haben, daran habe ich keinen Grund zu zweifeln.

##### **5. Warum gab es eine lange Zeit des Beschweigens bzw. der gegenseitigen Rücksichtnahme unter den Historikern, die auch 1968 überdauerte?**

Ich glaube, dass man in der Tat einen Unterschied machen muss zwischen der Zeit vor 1968 oder den frühen 60er Jahren und einer Phase ab Mitte der 60er Jahre. Vor 1968 kann man eine Art Rücksichtnahme aus existentiellen Gründen konstatieren. Wenn etwa ein Kollege von einem anderen Kollegen einen Persilschein haben wollte, dann wurde dieser Persilschein eben auch dann ausgestellt, wenn der ausstellende Kollege nicht hundertprozentig von der Richtigkeit dieses Dokuments überzeugt war. Es gab offensichtlich eine Art von Überlebensdynamik, die in diesen Fällen das klare politische Urteil verdeckte, und selbst Leute, die im Nationalsozialismus hatten leiden müssen, wie etwa Ludwig Dehio, waren durchaus bereit, auch solchen Personen exkulpernde Erklärungen auszustellen, die eine sehr judenfeindliche Haltung eingenommen hatten. Das ist ein Überlebensmechanismus, den wir in der unmittelbaren Nachkriegszeit beobachten können.

Dann stand die Disziplin unter dem Eindruck, dass eine Reihe von Kollegen, die vermeintlich schlimmsten, die unbelehrbaren, bestraft und aus dem Verkehr gezogen worden waren, so etwa Willy Andreas, Günther Franz und Erich Botzenhart. Dies schaffte zunächst einmal Erleichterung. Hinzu kam, dass ab den frühen 50er Jahren einige Emigranten zurückkehrten und in Deutschland eine gewisse

Wirksamkeit entfalten konnten. So kam Hans Rothfels dauerhaft zurück, andere kamen vorübergehend. Auch das schuf Entlastung. Dazu kam, dass in den Anfangsjahren die Materiallage zur Aufarbeitung sehr schlecht war. Die Personalakten waren gesperrt, man kam da nicht heran. Dadurch war man gezwungen, die persönlichen Erinnerungen zu mobilisieren, die wiederum unter dem schon erwähnten Vorbehalt standen, anderen nicht schaden zu wollen. Das erklärt zumindest die Reaktionen in den 50er Jahren, und sie prägen auch noch die Diskussion bis in die 60er Jahre hinein, wo einfach noch nicht die Voraussetzungen für eine intensive Forschung gegeben waren.

Zudem muss man den grösseren Kontext der NS-Prozesse der frühen 60er Jahre mit berücksichtigen. Diese haben ein neues Klima für die Frage der Verfolgung der NS-Verbrechen geschaffen. Das hat dann sicherlich auch Mitte der 60er Jahre eine Rolle gespielt, als das Interesse an der Rolle der Historiker wuchs. Dazu kamen die erwähnten Bücher von Helmut Heiber und Karl Ferdinand Werner, die schon deutlich belegten, was während des Dritten Reiches geschehen war. Wenn man Heibers Buch liest und auch die Fussnoten mit beachtet, dann wusste man, dass z.B. Fritz Fischer ein Mann aus dem Umfeld des Frank'sehen Instituts war. Und dass Hermann Kellenbenz seine Studien ebenfalls in diesem Kontext unternommen hatte, das wusste man auch. Aber es ist damals als nüchterne Aufarbeitung gesehen worden, ohne dass das Thema so emotional besetzt gewesen wäre, wie sich das in der letzten Zeit entwickelt hat, wo das in einem ganz anderen Kontext gesehen wird.

Man muss auch beachten, dass das Phänomen «Holocaust» in den 50er und 60er Jahren ganz anders gesehen wurde. Wenn Sie etwa die Briefe der Emigranten an ihre deutschen Kollegen lesen, dann tauchen Themen wie «Holocaust» oder «JudenVernichtung» so gut wie nicht auf. Die Dinge wurden zuerst verdrängt und sind erst nach der ersten Welle der wissenschaftlichen Aufarbeitung, im Grunde erst mit der emotionalisierten Rezeptionsphase nach der «Holocaust»-Fernsehserie, in ein breiteres Bewusstsein gedrungen und haben eine ganz andere Qualität gewonnen. Auf dieser Basis hat ein neues Nachfragen eingesetzt, das zu der Diskussion geführt hat, wie wir sie seit einigen Jahren beobachten können.

Dieses neue Nachfragen finde ich vollkommen legitim, weil jede Generation ihre Fragen neu stellen muss, und die Interessen der jet-

zigen jungen Historiker sind eben andere Interessen, als sie die jungen Historiker der 60er und 70er Jahre hatten, und diese wiederum sind anders im Vergleich zu denen der 50er Jahre. Wenn man dies so feststellt, dann muss man gar keine «Verschwörungstheorien» bemühen, wie das hier und da gemacht wird, wenn man von «bewusstem grossem Verschweigen» spricht. Ich würde das vielmehr in einen allgemeinen, lebensweltlich bedingten wissenschaftlichen Rahmen einordnen, wobei ich natürlich nicht übersehe, dass wir ausgeprägte Netzwerke von Wissenschaftlern hatten, die sich in den 50er und 60er Jahren gegenseitig versorgt haben. Vor einiger Zeit ist ja z.B. deutlich geworden, dass etwa ein Netzwerk um Schneider/Schwerte herum existierte. Hier gibt es noch einige Institutionen, die man sich näher ansehen muss. Auch gab es im Kontext von Ulrich Crämer in München ein Netzwerk, einen Kreis von «amtsverdrängten» Hochschullehrern, deren Rolle man genauer klären müsste. Und hier wird man auch auf politische Verbindungen zu achten haben, hier sehe ich ebenfalls noch ein grosses Feld der Forschung. Man kann hier also als Historiker durchaus Erklärungen finden, man muss sich nur bemühen, auch komplexe Erklärungen zustande zu bringen, die aber sicherlich mehr aussagen als solche Verschwörungstheorien.

**6. Inwiefern kann oder soll die Geschichtswissenschaft generell Einfluss auf politische Entwicklungen nehmen? In welcher Form wurden Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich in der Bundesrepublik verarbeitet?**

Ich glaube, dass Geschichte ohne Politik nicht denkbar ist. Niemand würde sich vermutlich um die Geschichte kümmern, wenn sie nicht etwas mit der Potentialität, zukünftige Entwicklungen beeinflussen zu können, zu tun hätte. Wir definieren uns über unsere Geschichte, wir gewinnen Argumente aus der Beschäftigung mit der Geschichte, wir konstruieren unsere Entscheidungsräume aus der Geschichte heraus. Von daher sind beide Elemente eng miteinander verbunden, dies ist elementar und letztlich unverzichtbar.

Die Frage ist, inwieweit wir die professionalisierte akademische Geschichtswissenschaft in diesen politischen Prozess einbeziehen. Da würde ich zunächst einmal dafür plädieren, eine gewisse Distanz zwischen dem akademischen Betrieb und der Verwertung der Geschichte in konkreten politischen Kontexten zu schaffen. Ich bin der

Meinung, dass historische Forschung nicht in direkter politischer Absicht erfolgen sollte, das ist kontraproduktiv und meines Erachtens verhängnisvoll. Allerdings muss jeder Historiker, der Geschichte schreibt – über welches Thema auch immer –, sich bewusst sein, dass das, was er tut, nicht in einem ideologiefreien oder unpolitischen Raum stattfindet, sondern sich – wenn auch mit z.T. sehr langen Handlungsketten – in einen grossen Kontext einordnet, in dem jedoch das, was er schreibt, eine grosse politische Wirkung erzielen kann. Ich glaube, dass jeder, der dies ausser Acht lässt, dumm ist oder es nicht sehen will.

Jetzt gibt es verschiedene Möglichkeiten, die erwähnte naturgegebene Distanz von Geschichtswissenschaft und Politik zu verringern, sie gar aufzuheben. Es gibt Kollegen, die sich als «politische Professoren» verstehen, auch in Anbindung an politische Parteien, und entsprechend agieren. Das ist nicht frei von Risiken. Es gibt andererseits Kollegen, die eine bewusste Distanz zwischen ihr Werk und den politischen Entscheidungskontext legen. Letzteres scheint mir insgesamt sinnvoller zu sein. Ich will nicht ausschliessen, dass es zuweilen Optionen für die erste Möglichkeit gibt, vielleicht auch nur in Sonderfällen. Aber mir scheint insgesamt eine Distanz günstiger zu sein, weil sie uns Historikern eine grössere Wirkungsmöglichkeit gibt. Wir müssen jedoch immer im Auge behalten, dass dieser Grundzusammenhang zwischen unserer Wissenschaft und der Politik besteht, und er sollte nicht verleugnet werden.

Was jetzt die Erfahrungen der Bundesrepublik mit der Geschichte des Dritten Reiches angeht, so scheint mir evident zu sein, dass die Geschichte der Bundesrepublik nach 1945 nicht verstanden werden kann, ohne sie vor allem als Reaktion auf die Erfahrungen des Dritten Reiches zu begreifen. Ich meine, dass es ihr, zwar nicht in jeder Phase auf vorbildliche, aber insgesamt doch auf eindrucksvolle Weise gelungen ist, ein Lernpotential in allen Bereichen zu mobilisieren, das auch im Vergleich zu vielen anderen Ländern beachtlich ist. Jedenfalls ist das, was hier entstanden ist, nämlich eine westlich-pluralistische Demokratie mit liberalen Grundwerten, nicht etwas, was dem Staat Bundesrepublik sozusagen in die Wiege mitgegeben worden wäre, sondern es ist als Lernreflex auf die vorangegangenen Jahre des Dritten Reiches entstanden, vor allem dann durch die Orientierung nach Westeuropa und Amerika. Insgesamt glaube ich, dass dies eine der starken und positiven Seiten der Bundesrepublik darstellt.



Wenn Sie nach dem Umgang der bundesrepublikanischen Historiker mit der Politik vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Geschichtswissenschaft im Dritten Reich fragen, so lässt sich eine Verarbeitung daran festmachen, dass nach 1945 jede starke Staatsorientierung als Risiko gesehen wurde. Als Gerhard Ritter z.B. den Besuch des ersten Internationalen Historikerkongresses 1950 in Paris vorbereitete, weigerte er sich, Gelder des Auswärtigen Amtes anzunehmen, weil er nicht diese Staatsanbindung haben wollte. Da merkte man deutlich das Argument, dass man sich nicht in die Nähe des Staates begeben dürfe, dass man lieber ein armer Verband sein wolle und folglich wenig unternehmen könne, mit vielleicht nur ein paar Groschen auf dem Konto, dass man lieber in einem ganz billigen Pariser Hotel wohnen wolle, als Staatsgelder dafür in Anspruch zu nehmen. Das ist die eine Haltung.

Die andere Haltung ist die eines hochtragenden unpolitischen Verhaltens. Politik sei etwas Schlechtes, davon müsse man weg. Man dürfe sich bloss nicht in die Fänge der Politik begeben. Und ein Grossteil der Historiker hat sich auf eine solche Flucht begeben. Kein Wunder, wenn diese sich wieder an Ranke und Burckhardt orientierten. Ranke mit dem Label des unpolitischen Historikers, der nur zeigen wollte, «wie es eigentlich gewesen» ist, und Burckhardt als der grosse Kritiker der Macht. Beide zusammen ergaben das theoretische Fundament, auf dem damals vermeintlich «staatsfern» gearbeitet worden ist. Das zeigt auch die Unmenge von Seminaren über Ranke und Burckhardt. Das war eine Flucht in das Unpolitische.

Für mich zeigen das auch die Dissertationen jener, die ab 1946 in die Landesgeschichte ausweichen, um die Neuere und die Zeitgeschichte zu fliehen. Das kommt der Frühen Neuzeit übrigens sehr zugute. Die wird damals als Fluchtraum genutzt, an der Menge landeshistorischer Dissertationen der 50er und 60er Jahre ist das ganz klar zu beobachten. Man hat Angst vor der unmittelbaren Zeitgeschichte. Erst mit der Genese der Zeitgeschichte als einer eigenständigen Disziplin seit den späten 50er Jahren ändert sich das, was dann auch von einigen Leuten ganz bewusst vorangetrieben wurde, etwa in Berlin von Hans Herzfeld.

**7. Wie erklären Sie sich die derzeitige Resonanz des Themas? Warum weckt die Auseinandersetzung um die Historiker im Nationalsozialismus derartige Emotionen wie auf dem Historikertag in Frankfurt?**

Ob der Begriff «Emotionen» der richtige ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls gibt es ein erkennbares hohes Interesse und zuweilen auch eine gewisse Verbissenheit. Das ist schwer zu erklären. Vielleicht erkannte man aufgrund zahlreicher neuer Einsichten, dass manche Fragen in diesem Bereich neu und gründlicher gestellt werden müssen. Das ist eigentlich für die Forschung etwas ganz Natürliches, ich halte das zumindest für etwas ganz Normales.

Es kommt hinzu, dass es sich hier zugleich um eine Art von Emanzipationsbewegung einer jüngeren Generation von Historikern von ihrer Lehrergeneration handelt. Das konnte man schon auf dem Historikertag 1984 beobachten, wo es um die Alltagsgeschichte ging und wo die «grossen Meister der Sozialgeschichte» mit dem Hinweis auf eine neue Art der Alltags- und Mentalitätsgeschichte kritisch hinterfragt wurden. Da deutete sich schon ein gewisser generationeller Bruch an, der zwischen der ersten Generation der Sozialhistoriker und der zweiten oder gar dritten Generation verlief.

Dies ist in gleicher Weise in der Diskussion um die NS-Belastungen der ersten Lehrergeneration zu bemerken, deren Schüler jetzt gerade emeritiert werden. Dies mag auch ein bisschen die Schärfe erklären, die hier in die Diskussion mit hineingekommen ist. Als Historiker sollten wir auch diese Fragen professionell angehen insofern, dass wir nach den spezifischen Bedingungen dieser Prozesse fragen und wir sollten es nicht immer sofort auf die persönliche Ebene schieben. Ich halte das für eine unangemessene Vorgehensweise, obwohl es einen gewissen Unterhaltungswert garantiert und natürlich auch ein öffentliches Interesse generiert. Es ist klar, dass die Medien immer dann einsteigen, wenn Personen in ihrer Emotionalität getroffen sind, und weniger, wenn intellektuelle Probleme abstrakt diskutiert werden. Wir Historiker müssen auch uns selbst professionell beobachten können.

## 8. Birgt die Debatte für Sie den Kern eines ernsthaften Streits in der Historikerzunft?

Nein. Jedenfalls keinen Streit, der vergleichbar wäre mit anderen grossen Debatten, etwa die um die grossen Methodenfragen. Es ist eine partielle Debatte, allerdings nicht unwichtig für unser Selbstverständnis. Sie ist vor allem dann nicht unwichtig, wenn wir versuchen, einen Gewinn aus dem Thema zu erzielen. Die Botschaft, die ich hier sehe, ist ja nicht, dass wir die Herren Conze oder Schieder «entlarven» wollten, das hat mich eigentlich nie besonders interessiert. Für mich liegt das Problem eher darin, wie wir selber mit unserer Lebenswelt umgehen, die ja – wie oben erläutert – unser Erkenntnistreben definiert. Wir Historiker unter den glänzenden Bedingungen von 1999, die wir uns zuweilen am «Ende der Geschichte» angekommen wähnen, gewappnet mit den Grundsätzen von 1789 und allem anderen wohltätigen Schutzmaterial, wir mögen uns durch die hier diskutierten Probleme nicht mehr belästigt fühlen, weil wir die Meinungsfreiheit geniessen und all die anderen Vorteile unserer wissenschaftlichen Existenz. Letztlich ist natürlich weiterhin die Frage gestellt, in welchem Verhältnis wir zur Gesellschaft stehen, die uns umgibt, zu den Vorgaben, die sie uns gibt, zu dem Geld, das sie uns gibt. Nehmen Sie z.B. die neuere Debatte um die mit hohen Drittmittelzuwendungen betriebene Unternehmensgeschichte. Das ist wieder ein spannender Punkt, an dem gefragt werden muss, in welche Abhängigkeiten wir uns begeben können oder sollen. Nicht, dass ich dies für illegitim erklären möchte, aber wir müssen immer darüber reflektieren, in welche Abhängigkeiten wir uns begeben.

Es gibt in der Publizistik immer wieder gute Ratschläge in der Art «Hinaus aus dem Elfenbeinturm», hinein in das tosende Leben der Gesellschaft. Nur, wenn die Historiker das dann auch tun und sich zu eng an die Interessen der Gesellschaft anbinden, dann tritt der gegenteilige Effekt ein. Insofern ist die Frage spannend, wo der schmale Grat zwischen erwünschter Einmischung in Politik und Distanz zur Politik verläuft, den Historiker gehen müssen. Das ist die zentrale Frage, die ich aus der Diskussion herauschälen möchte und von der ich auch für mich und mein Fach profitieren möchte. Von daher erklärt sich meine Aussage von vorhin, als ich für eine bewusste Distanz der Geschichtswissenschaft zum unmittelbaren Engagement plädiert habe.

Das ist letztlich auch der Grund, warum ich die Aufgabe der «Entlarvung» für eher unergiebig halte oder die Frage, warum ein Histo-

riker in den 60er Jahren seinen damaligen Lehrer nicht zur Verantwortung gezogen hat; das ist eine unangemessene Art des Fragens.

**Zum Schluss möchten wir noch einen Komplex anreissen, der nur mittelbar in diesen Themenbereich gehört. Sie waren immer bereit, auch wissenschaftspolitische Funktionen und Verantwortung wie im Historikerverband oder jetzt im Wissenschaftsrat zu übernehmen. Wenn Sie die zuvor diskutierte Situation nach 1945 mit der Situation in Ostdeutschland nach 1990 vergleichen, meinen Sie – auch aufgrund eigener Erfahrungen –, dass es Kriterien gibt, die allgemein gültig sein könnten? Gibt es Kriterien z.B. im Hinblick auf handwerklich-methodische Aspekte, die hinreichend zeitindifferent sind, so dass man sie einer Evaluation, wie sie nach 1945 und auch wieder nach 1990 in Ostdeutschland stattgefunden hat, als Massstab zugrunde legen könnte?**

Die Frage ist sehr schwer zu beantworten. Ich will es von einer anderen Richtung her versuchen. Für mich war ein Argument, etwa die Debatte um Karl-Dietrich Erdmann in der GWU zu führen<sup>20</sup>, dass wir uns nach 1989/90 ein Urteil über die Historiker der DDR zugemutet haben. Einigen gaben wir die Möglichkeit weiterzuarbeiten, anderen verweigerten wir diese Möglichkeit. Vor diesem Hintergrund durften wir die Nachrichten über die Verstrickungen unserer alten Lehrer nicht einfach unter den Tisch kehren, ich sah eine Verpflichtung, dies bekannt zu machen und die Diskussion zu fördern.

Was den jeweiligen Umgang mit den Systemen und den Vertretern der Systeme angeht, so muss man davon ausgehen, dass die Situationen nach 1945 und nach 1990 schwer vergleichbar sind. Bei der Neukonstruktion einer Fakultät in den neuen Bundesländern musste man davon ausgehen, dass nur ein deutlicher Neubeginn eine Grundlage für das Überleben einer Fakultät sein konnte, andernfalls hätte diese Fakultät nicht im Wettbewerb bestehen können.

Aber es ist schwierig, die Situationen über einen Kamm zu scheeren, das wird sich nicht machen lassen, dafür waren die Bedingungen zu verschieden: Das Dritte Reich dauerte ein paar Jahre, die DDR überlebte 40 Jahre. Aber sicher gibt es Parallelen zwischen diesen beiden Fällen, zumindest da, wo es um unsere intellektuelle Ehrlichkeit geht.

**Es schien aber doch so, dass bei den «DDR-Historikern» nicht nur die Bewertung des wissenschaftlichen Werks eine Rolle spielte, sondern auch ihre politische Einstellung?**

Ja, aber man kann ja mit politischen Vorgaben verschieden umgehen. So kann man in der Analyse von Entscheidungsvorgängen in DDR-Fakultäten oder -Instituten sehr wohl unterscheiden, wie man mit politischen Vorgaben umgegangen ist und wie man sie auf Fälle einzelner Mitarbeiter und Kollegen angewendet hat. Da gibt es die «Parteibonzen», die alles immer ganz genau wissen, und es gibt die Bedächtigen; es gibt jene, die reflektieren, und jene, die sagen, da müsse man ein Exempel statuieren. Das kann man sehr gut anhand der Protokolle von Disziplinarausschüssen herausfinden. Danach kann man sich schon ein Urteil erlauben, wie Menschen mit anderen Menschen umgegangen sind. Das ist dann, so glaube ich, das entscheidende Kriterium: Man kann nicht von jedem fordern, zum Helden des Widerstands zu werden, aber man kann zumindest fordern, bestimmte moralische Grundsätze und Grundrechte des Anderen zu achten, sie auch in Zwangssituationen zu achten. Dies wäre auch die überzeitliche Botschaft im Sinne Ihrer vorigen Frage. Dieses Verhalten kann man m.E. sehr gut rekonstruieren, und darum plädiere ich auch für eine sehr genaue Analyse des jeweiligen Verhaltens und bin nicht der Meinung, dass man aus formaler Parteimitgliedschaft und anderen formalem Kategorien irgendetwas gewinnen kann.

Wenn wir schon bei den ‚Exkursen‘ angelangt sind, so ist da noch ein Punkt, den ich ansprechen wollte. Meine vorherigen Bemerkungen hängen auch damit zusammen, warum ich mich jetzt noch einmal in dieser Sache so engagiert habe. Die Sektion auf dem Historikertag 1998 in Frankfurt am Main habe ich ja mit Otto-Gerhard Oexle zusammen vorbereitet und dem Verband der Historiker Deutschlands diese Veranstaltung mit dem Argument empfohlen, dass wir auf die neue Diskussion reagieren müssten, indem wir vor der gesamten Zunft dieses Thema besprechen sollten. Ich bin immer ein Freund dieser grossen Publikumsveranstaltungen auf Historikertagen gewesen, weil wir über sie unser Selbstverständnis als Historiker definieren, gleichgültig, ob wir dem jeweiligen Diskussionsgang zustimmen oder ihn ablehnen. Solche Diskussionen lassen uns gemeinsame Kriterien gewinnen, was dann manche Vorteile für das tägliche Geschäft bringt.

Ich hatte schon einmal in Hannover eine grossen Publikumsdiskussion über die Alltagsgeschichte geleitet. Darum gab es auch hier

die Überlegung, dieses Problem nicht zu einem Thema von Spezialzeitschriften, von kleinen Konferenzzirkeln oder dem Feuilleton der Zeitungen zu machen, sondern es in die historische Zunft direkt hineinzutragen. Dafür haben wir beim Historikerverband dann auch sofort Zustimmung gefunden, und der «Erfolg» hat uns recht gegeben. Dabei ist ja der zahlenmäßige Zuspruch zu einer solchen Sektion gar nicht das entscheidende Kriterium. Aber es war inhaltlich ein spannender Moment, gleichsam das gesamte Fach mit seinen besten Köpfen reflektieren und diskutieren zu sehen. Das war das Ziel, das uns mit diesem Projekt vorschwebte.

**Sehen Sie in der Konjunktur dieses Themas auch eine Gefahr?**

**Es werden jetzt zahlreiche Biographien entstehen, die Untersuchungen steigen im Moment überproportional zur Zahl der Studien der letzten zwei Jahrzehnte. Glauben Sie, dass diese Konjunktur auch dazu führt, dass andere Bereiche darüber vernachlässigt werden?**

Nein, das glaube ich nicht. Wir haben in der Geschichtswissenschaft ja immer konjunkturelle Wellenbewegungen von Themen, die eine Zeitlang en vogue sind. Wenn wir uns zudem daranmachen würden, eine Reihe guter Biographien zu schreiben, wie wir sie etwa mit den Biographien von Werner Best oder Franz Alfred Six schon haben, dann hätten wir gute und für methodische Fragen zukunftsweisende Ansätze.<sup>21</sup> Ich würde mir wünschen, dass wir Biographien bekämen über Mitläufer und Mitmacher, über Distanzierte, in ihrer Haltung wechselnde Personen, an denen deutlich wird, dass es nicht immer ein klares Schwarz-Weiss gibt, dass es vielmehr ein Nebeneinander von Ablehnung und Zustimmung gibt. Diese Aspekte müssen noch deutlicher werden, und hier ist auch unsere Spezialkompetenz als Historiker gefragt, die Dinge differenziert anzugehen, unsere Grundhaltung erfordert es, sich gegen undifferenzierte Verurteilungen zu wehren.

Zum ändern müsste man versuchen, die Netzwerke der NS-Geisteswissenschaft aufzuarbeiten, so wie sie jetzt z.B. durch das Buch von Frank-Rutger Hausmann über den «Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften» in einem wichtigen Teilbereich beleuchtet worden sind.<sup>22</sup> Ich hoffe immer noch, dass es mir gelingt, ein Handbuch dieser NS-Netzwerke zusammenzustellen, also von Personen, Institutionen und Zeitschriften, so dass man genau feststellen kann, wie etwa die Siedlungskunde mit der Niederlandeforschung oder

wie die Germanistik mit der Altertumskunde zusammenhängt. Wer kennt all die obskuren Zeitschriften und Arbeitsgruppen, die hier arbeiteten? Das ist bislang noch nicht so deutlich herausgearbeitet worden, weil wir bisher immer einen sehr fachspezifischen Blick gehabt haben. Wir beachten neben den Historikern bestenfalls noch die Volkskundler und die Rechtshistoriker, aber die Romanisten, die Germanisten, die Kunsthistoriker oder die Ur- und Frühhistoriker kennen wir schon sehr viel weniger. Dies muss zusammengeführt werden. Das wäre ein Projekt, das ich sehr gerne auf den Weg bringen würde.

- 1 Ort des Interviews: Gartenrestaurant Luise (Berlin-Dahlem) / Datum: 21.07.1999, ca. 14.30 bis 16.00 Uhr / Interviewer: Hacke, Steinbach-Reimann.
- 2 Schieder, Theodor: *Geschichte als Wissenschaft*, München 1965; Jörn Rüsen ist speziell auf den Wandel des geschichtstheoretischen Ansatzes Schieders eingegangen und hat diesen Wandel in einer systematischen Perspektive skizziert: Rüsen, Jörn: *Kontinuität, Innovation und Reflexion im späten Historismus*: Theodor Schieder, in: ders: *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*, Frankfurt a.M. 1993, S. 357-397.
- 3 Schulze, Winfried: *Soziologie und Geschichtswissenschaft*, München 1974.
- 4 Vgl. etwa Beaufre, André: *1940: The Fall of France*, New York 1968.
- 5 Schulze, Winfried: «Sozialistische Bestrebungen in Deutschland». Bemerkungen zu einer Aufsatzfolge Karl Biedermanns (1846), in: *VSWG* 57 (1970), S. 93-104.
- 6 Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): *Geschichte und Soziologie*, Köln 1967.
- 7 Die Erstausgabe stammt vom Anfang der 50er Jahre: Herzfeld, Hans: *Die moderne Welt 1789-1945*. Mit einer Einführung v. Gerhard A. Ritter, Braunschweig u.a. 1950/51.
- 8 Schulze, Winfried: *Reich und Türkengefahr im späten 16. Jahrhundert. Studien zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen einer äusseren Bedrohung*, München 1978.
- 9 Haug, Wolfgang E: *Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungsreihen über Wissenschaft und NS an deutschen Universitäten*, Frankfurt a.M. 1967.
- 10 Schulze, Winfried: *Der Neubeginn der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945: Einsichten und Absichtserklärungen der Historiker nach der Katastrophe*, in: Schulin, Ernst (Hg.): *Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945-1965)*, München 1989, S. 1-37.

- 11 Linde, Hans: Die soziale Problematik der masurischen Agrargesellschaft und die masurische Einwanderung in das Emscherrevier, in: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Köln/Berlin <sup>2</sup>1968, S. 437-470 u. S. 562-563.
- 12 Schulze, Winfried: *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989.
- 13 Zmarzlik, Hans-Günter: Lebendige Vergangenheit. Eine Würdigung Gerhard Ritters, in: *HZ* 207 (1968), S. 55-74.
- 14 Rothfels, Hans: *Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung*, Frankfurt a.M./Hamburg 1958. [engl. Original: 1948]
- 15 Ritter, Gerhard: *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung*, Stuttgart 1954.
- 16 Diese Grundgesetzregelung ermöglichte die breite Rehabilitierung von Beamten und Angestellten des öffentlichen Dienstes während des Dritten Reiches durch Regelung per einfachem Bundesgesetz. Vgl. dazu Norbert Frei: *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996.
- 17 Franz, Günther: *Der deutsche Bauernkrieg*, München/Berlin 1933.
- 18 Behringer, Wolfgang: Bauern-Franz und Rassen-Günther: Die politische Geschichte des Agrarhistorikers Günther Franz (1902-1992), in: Schulze, Winfried/Oexle, Otto (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt a.M. 1999, S. 114-141.
- 19 Fahlbusch, Michael: *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die «Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften» von 1931-1945*, Baden-Baden 1999.
- 20 Vgl. dazu die Beiträge in: *GWU* 47 (1997), S.220-240, S. 464-478 u. S. 744-747.
- 21 Herbert, Ulrich: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft. 1903-1989*, 2., durchges. Aufl., Bonn 1996; Hachmeister, Lutz: *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz-Alfred Six*, München 1998.
- 22 Hausmann, Frank-Rutger: *Deutsche Geschichtswissenschaft im Zweiten Weltkrieg. Die Aktion Ritterbusch (1940-1945)*, Dresden/ München 1998.



TEIL III

ANHANG

## Vorbemerkung

Dieser Anhang ist in drei Glossarien unterteilt und stellt Informationen zu Personen, Publikationen und Institutionen bereit, die für das Verständnis der Interviews hilfreich sind. Da sich in den Texten Hinweise auf Forscher, historische Schulen, Veröffentlichungen, wissenschaftliche Einrichtungen, Verbände und Finanzierungsstrukturen häufen, erschien uns ein Anhang zu diesem Buch unverzichtbar zu sein, auch um die Anmerkungen zu den Interviews nicht ausfern zu lassen. Dennoch liessen sich Redundanzen in den Anmerkungen und in den Glossarien nicht vermeiden. Die Glossarien sind ein Produkt der Zusammenarbeit von Torsten Bathmann und Rüdiger Hohls.

Die Zusammenstellung erfolgte unter Berücksichtigung zweier gegensätzlicher Ziele: Zum einen sollten möglichst alle für den Diskussionskontext relevanten Personen, Veröffentlichungen und Institutionen berücksichtigt werden, zum anderen sollte der Anhang nicht zu einem Kompendium zur jüngsten Historiographiegeschichte an wachsen. Abgesehen von wenigen Ausnahmen unterlag die Auswahl folgenden Kriterien: Der Fokus ist auf die Geschichte der Frühen Neuzeit und Neueren/Neuesten Geschichte gerichtet, d.h., Althistoriker und Mediävisten werden nicht berücksichtigt; es werden Informationen zur «westdeutschen» Historiographiegeschichte insbesondere für die 50er, 60er und 70er Jahre gelistet; Personen wie Institutionen werden nachgewiesen, wenn sie in den Interviews mehrfach genannt werden; ausgeklammert bleiben Personen und Einrichtungen, deren Wirken im Wesentlichen in der Zeit vor 1933 lag; weiterhin konnten Biographien «ausländischer» Historiker, von Wissenschaftlern aus Nachbardisziplinen oder von Wissenschaftspolitikern nicht einfließen.

Das biographische Glossar bilden mehr als einhundert biographische Skizzen zu ausgewählten Historikern vor allem der 40er, 50er und 60er Jahre sowie Kurzbiographien der interviewten Historiker/innen. Bei der Zusammenstellung der Daten wurde weder auf die Vollständigkeit der Dienststellungen, wissenschaftspolitischen Ämter, akademischen Grade und Auszeichnungen noch des wissenschaftlichen Œuvre Wert gelegt, im Vordergrund standen vielmehr Informationen über den wissenschaftlichen Werdegang, über Funktionen und Veröffentlichungen im thematischen Kontext des Projektes. Ausgewählte Publikationen zu diesen Historikern werden im dritten Teil des bibliographischen Glossars angeführt.

Das bibliographische Glossar weist eine Dreiteilung auf und listet zunächst je eine Auswahl von Arbeiten und Studien der interviewten Historiker/innen. Diese soll sowohl Forschungsschwerpunkte als auch das breite thematische Spektrum illustrieren. Daran schliesst sich zweitens eine Auswahlbibliographie zur aktuellen Debatte um die Historiker im Nationalsozialismus an, die im Januar 2000 abgeschlossen wurde und im Wesentlichen die Veröffentli-

chungen der 90er Jahre zu diesem Thema listet. Im dritten Teil werden ausgewählte Studien und Artikel von Historikern/innen angeführt, die mehrfach in den Interviews erwähnt werden.

Das institutionelle Glossar liefert erstens knappe Informationen zu Entstehung und personeller Struktur einiger historischer Forschungseinrichtungen, Verbände und Institutionen, denen überregionale Bedeutung zukommt. Zweitens geben kurze Notizen, Schaubilder und Listen Auskunft über die Forschungsförderung und den Wandel der Wissenschaftsfinanzierung. Die Zusammenstellungen zu diesen beiden Aspekten müssen notwendigerweise lückenhaft und arbiträr erscheinen. Recherchen und Nachfragen zeigen, dass viele der Einrichtungen mit Informationen über ihre Finanzierung und zu den Akteuren (Direktoren, Beiräte) sehr sparsam umgehen. So liessen sich einige Lücken nicht schliessen. Der dritte Teil stellt schliesslich Profilskizzen zu den in der Neueren und Neuesten Geschichte relevanten Zeitschriften und zu den geschäftsführenden Herausgebern zur Verfügung.

Die Datensammlung der Glossare erfolgte auf Grundlage folgender Quellen und Literatur:

## I. Zusammenfassungen

Domay, Friedrich: Handbuch der deutschen wissenschaftlichen Akademien und Gesellschaften, 2., völlig neubearb. u. erweiterte Aufl., Wiesbaden 1977.

Iggers, Georg G.: Deutsche Geschichtswissenschaft. Eine Kritik der traditionellen Geschichtsauffassung von Herder bis zur Gegenwart, Wien/Köln/Weimar 1997 (erstmalig: 1970).

Osietzki, Maria: Wissenschaftsorganisation und Restauration. Der Aufbau ausseruniversitärer Forschungseinrichtungen und die Gründung des westdeutschen Staates 1945-1952, Köln/Wien 1984.

Ritter, Gerhard A.: Grossforschung und Staat in Deutschland. Ein historischer Überblick, München 1992.

Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989.

Stamm, Thomas: Zwischen Staat und Selbstverwaltung. Die deutsche Forschung im Wiederaufbau 1945-1965, Köln 1981.

## II. Personen

Allgemeine Deutsche Biographie, hrsg. durch die Historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften München, 56 Bde., Leipzig 1875-1912.

Bruch, Rüdiger vom / Müller, Rainer A. (Hg.): Historikerlexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, München 1991.

Deutsche Biographische Enzyklopädie, hrsg. v. Walther Killy (+), 10 Bde., München u.a. 1995-1999.

- Epstein, Catherine: *A Past Renewed. A Catalog of German-speaking Refugee Historians in the United States after 1933*, Cambridge/Mass. 1993.
- Zahlreiche Festschriften für Historiker/innen (Grebing, v. Saldern, Hans Mommsen, Rürup, Rosenberg, Schieder, Heimpel, Rothfels, Gerhard A. Ritter u.a.).
- Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender, Jahrgänge 1931 bis heute, Berlin u.a. 1931-1999.
- Munzinger-Archiv/Internationales Biographisches Archiv, aktuelle CD-ROM-Version.
- Zahlreiche Nachrufe in den einschlägigen Fachzeitschriften und in Tages-/Wochenzeitungen (SZ, FAZ, Zeit).
- Neue Deutsche Biographie, hrsg. v. der Historischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften München, bisher 19 Bde., Berlin 1953-1999.
- Weber, Wolfgang: *Biographisches Lexikon zur Geschichtswissenschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Lehrstuhlinhaber für Geschichte von den Anfängen des Fachs bis 1970*, Frankfurt a.M. u.a. 1984.
- Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): *Deutsche Historiker*, 9 Bde., Göttingen 1971-1982.
- Who is Who, verschiedene Jahrgänge.

### III. Institutionen

- BM für Bildung, Forschung, Wissenschaft und Technologie (Hg.): *Faktenbericht 1998 zum Bundesbericht Forschung*, Bonn 1998.
- BM für Wissenschaft und Forschung (Hg.): *Bundesbericht Forschung II*, Bonn 1967.
- AHF-Mitgliederverzeichnis, München 1997.
- Kalmer, Georg (Bearb.): *Historische Kommission bei der Akademie der Wissenschaften 1858-1983. In memoriam Theodor Schieder: 11. April 1908-8. Oktober 1984*, München 1984.
- Elze, Reinhard / Esch, Arnold (Hg.): *Das Deutsche Historische Institut in Rom 1888-1988*, Tübingen 1990.
- Deutsches Historisches Institut Paris 1958-1983, veröffentlicht vom DHI Paris, o.o.1983.
- Paravicini, Werner (Hg.): *Das Deutsche Historische Institut Paris. Festgabe aus Anlass der Eröffnung seines neuen Gebäudes, des Hôtel Duret de Chevry*, Sigmaringen 1994.
- German Historical Institute London. *Research Report 1985-1993*, London 1993.
- GHI London 1976-1986, London 1986.
- GHI Washington, D.C.: *Ten Year Report 1987-1997*, Washington, D.C., 1997.
- Bulletin/Biuletyn. DHI Warschau, 1 (1995) ff.
- Institut für Zeitgeschichte. *Selbstverständnis, Aufgaben und Methoden der Zeitgeschichte*, München 1972.

- 25 Jahre Institut für Zeitgeschichte. Statt einer Festschrift, München/ Stuttgart 1975.
- 50 Jahre Institut für Zeitgeschichte. Eine Bilanz, hrsg. von Horst Möller u.a., München 1999.
- Wissenschaftsrat: Stellungnahme zum Institut für Zeitgeschichte in München vom Januar 1996, in: ders. (Hg.): Stellungnahmen zu Instituten der Blauen Liste sowie zur Integration des Gmelin-Instituts für Anorganische Chemie und Grenzgebiete der Max-Planck-Gesellschaft in das Fachinformationszentrum Chemie, Berlin, Bd. I, Köln 1996, S. 123-149.
- Zur Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica. Ausstellung anlässlich des 41. Deutschen Historikertages, München 1996.
- Vierhaus, Rudolf / Brocke, Bernhard vom (Hg.): Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft, Stuttgart 1990.
- Zierold, Kurt: Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft. Geschichte, Arbeitsweise, Kommentar, Wiesbaden 1968.

Auskünfte zahlreicher Institutionen auf Anfragen.

# Biographisches Glossar

## Biographische Skizzen zu den Akteuren der 40er, 50er und 60er Jahre und Kurzbiographien der interviewten Historiker

*Abel, Wilhelm (1904-1985):*

geboren am 25.8.1904 in Bütow (Pommern), besuchte er ab 1913 das dortige Gymnasium, studierte Rechts- und Staatswissenschaften in München, Marburg und Kiel, wo er 1929 bei August Skaiweit mit der Arbeit «Die Träger des deutschen Getreidehandels» promovierte. Er blieb als Oberass. in Kiel, folgte seinem Lehrer Skaiweit 1933 nach Frankfurt a.M., wo er sich 1935 in der Volkswirtschaftslehre habilitierte. Kurzzeitig im Kriegsdienst, wurde er 1942 o. Prof. in Königsberg, aus dem er 1945 flieht. 1947 übernahm er die Vertretung des Lehrstuhls für Agrarpolitik in Göttingen, ab 1949 war er wieder o. Prof. in Göttingen, von 1949 bis 1966 Leiter des Instituts für Agrarwesen und Agrarpolitik, ab 1964 auf einem neugeschaffenen Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Er wurde 1972 emeritiert und starb am 27.4.1985.

*Andreas, Willy (1884-1967):*

geboren am 30.10.1884 in Karlsruhe, besuchte er dort ab 1895 das Humanist. Gymnasium, studierte zuerst Evangelische Theologie, dann Geschichte, Philosophie, Germanistik, Ökonomie in Berlin, Heidelberg, München, Grenoble und Freiburg i.Br., wo er 1907 bei Erich Marcks mit einer Arbeit über Venedig im 16. Jahrhundert promovierte. Nach dem Staatsexamen 1908 war er Gymnasiallehrer in Konstanz, dann wiss. Mitarb. in Karlsruhe. 1912 habilitierte er sich in Marburg bei Wilhelm Busch über die «Entstehung der badischen Verfassung». Zuerst PD in Marburg, wurde er ao. Prof. in Karlsruhe, 1916 in Rostock, wo er 1919 eine o. Professur erhielt. 1922 wechselte er nach Berlin, 1923 nach Heidelberg. 1946 verzichtete er nach seiner Neueinsetzung auf eine weitere Amtstätigkeit, wurde 1949 emeritiert und starb am 10.7.1967.

*Andermann, Erich (1927-1992):*

geboren am 2.3.1927 in Chemnitz, besuchte er ab 1937 das Humanist. Maximilians-Gymnasium in München. Ab 1947 studierte er Geschichte, Germanistik und Anglistik in München, wo er 1952 bei Franz Schnabel über «Karl Mathy als Sozial- und Wirtschaftspolitiker» promovierte. Nach wissenschaftlichen Mitarbeiterstellen 1952 bei der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1955 am Amerika-Institut in München habilitierte er sich dort, wieder bei Franz Schnabel, mit einer Arbeit über «Robert Mohl». PD in München, wird er 1963 o. Prof. in Köln, wo er bis zu seiner Emeritierung 1992 blieb. Er starb am 9.11.1992.

*Anrich, Ernst (1906-1979):*

geboren am 9.8.1906 in Strassburg, ab 1915 in Gymnasien in Strassburg, Heidelberg und Bonn, begann er 1924 dort das Studium der Geschichte, Evangelischen Theologie und Germanistik. Nach Semestern in Heidelberg, Berlin und Tübingen promovierte er 1931 bei Fritz Kern über «Die jugoslawische Frage und die Julikrise 1914». Zuvor war er 1930 in die NSDAP eingetreten. 1932 folgte die Habilitation über «Die englische Politik im Juli 1914». Zuerst PD, erhielt er 1938 eine ao. Professur in Bonn, 1940 eine o. Professur in Hamburg. 1941 wechselte er an die neu eröffnete Univ. Strassburg. Aufgrund von Konflikten mit Baldur von Schirach wird er 1943 zur «Frontbewährung» befohlen. Nach 1945 erhielt er aus politischen Gründen keine Anstellung mehr und starb 1979.

*von Aretin, Karl Otmar Frhr. 01923):*

geboren am 2.7.1923 in München, studierte er in München bei Franz Schnabel Geschichte. Von 1953 bis 1957 war er Redakteur bei der Neuen Deutschen Biographie, von 1953 bis 1958 Stipendiat des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz und ab 1958 wiss. Ass. am MPI für Geschichte in Göttingen. 1962 habilitierte er sich in Göttingen und wurde 1964 o. Prof. für Zeitgeschichte an der TH Darmstadt. Von 1968 bis 1994 war er Direktor des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz, von 1987 bis 1998 Hauptschriftleiter der NDB. 1982 erhielt er den Ehrendoktor der Univ. Posen. Er gehört den Wissenschaftlichen Akademien in Wien, München, Budapest und London an und ist seit 1997 korresp. Mtgl. der Royal Historical Society.

*Aubin, Hermann (1885-1969):*

geboren am 23.12.1885 in Reichenberg (Böhmen), machte er Abitur am Staatsgymnasium Reichenberg, studierte ab 1905 Geschichte und Philosophie in Freiburg i.Br., Bonn und München, wo er 1911 bei Georg von Below über die «Verwaltungsorganisation des Bistums Paderborn im Mittelalter» promovierte. Nach Zusatzstudien am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien wurde er wiss. Mitarb. bei der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. 1916 habilitierte er sich über die «Entstehung der Landeshoheit nach niederrheinischen Quellen» bei Aloys Schulte in Bonn. Dort PD, ab 1921 apl. Prof., wird er 1925 o. Prof. in Giessen, 1929 in Breslau, nach dem Krieg 1946 in Hamburg, wo er 1954 emeritiert wird. Bereits ab 1925 war er Herausgeber des wichtigsten publizistischen Organs der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, der «Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte», der er über 40 Jahre lang bis 1967 blieb. Von 1953 bis 1958 war er als Nachfolger Gerhard Ritters Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands. Ein Jahr nach Rücktritt vom Vorsitz wurde er 1959 Nachfolger Franz Schnabels als Vorsitzender der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Seine Arbeiten bildeten in der Nachkriegszeit einen Teil des Grundstocks sozialgeschichtlicher Forschung. So gab er etwa mit Wolfgang Zorn das zweibändige «Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte» heraus. Er starb am 11.3.1969.

**Baethgen, Friedrich (1890-1972):**

geboren am 30.7.1890 in Greifswald, besuchte er ab 1899 die Gymnasien in Bensheim und Heidelberg und studierte ab 1908 in Heidelberg und Berlin Geschichte und Philosophie. 1913 promovierte er mit «Die Regentschaft Papst Innozenz' III. im Königreich Sizilien» bei Karl Hampe. Nach dem Kriegsdienst als Sanitätssoldat wurde er 1920 wiss. Mitarb. bei der MGH und habilitierte sich im selben Jahr bei Karl Hampe mit «Der Anspruch des Papstes auf das Reichsvikariat». Zunächst PD, ab 1924 apl. Prof. in Heidelberg, wurde er 1927 2. Sekretär des Preussischen Historischen Instituts in Rom und erhielt 1929 den Ruf an die Univ. Königsberg. 1939 wechselte er nach Berlin. Nach dem 2. Weltkrieg war er am Neuaufbau der MGH beteiligt, war von 1947 bis 1958 ihr Präsident und von 1956 bis 1964 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Seit 1958 im Ruhestand, starb er am 18.6.1972.

**Berding, Helmut (\*1930):**

geboren 1930 in Quakenbrück, studierte er in Göttingen und Köln, promovierte 1960 über «Rationalismus und Mythos. Geschichtsauffassung und politische Theorie bei Georges Sorel» und wurde anschließend wiss. Mitarb. und Stipendiat der DFG. 1972 habilitierte er sich mit einer Arbeit über «Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik im Königreich Westfalen 1807-1813» und wurde im selben Jahr o. Prof. in Giessen. 1985/86 war er Gast-Prof. an der EHESS in Paris. Er arbeitet heute in Giessen u.a. über Erinnerungskultur und vergleichende Geschichte Deutschlands und Frankreichs.

**Besson, Waldemar (1929-1971):**

geboren am 20.11.1929 in Stuttgart, studierte er nach dem Abitur 1949 in Tübingen Geschichte, Politische Wissenschaften und Anglistik und promovierte 1954 über «Die politische Terminologie des Präsidenten Franklin D. Roosevelt». Von 1954 bis 1958 wiss. Ass. bei Hans Rothfels, habilitierte er sich 1958 über «Württemberg und die Staatskrise 1928-1933 – Eine Studie zur Auflösung der Weimarer Republik» und war ab 1958 als PD in Tübingen tätig. 1960 wurde er o. Prof. für Politische Wissenschaft in Erlangen-Nürnberg und Vorsitzender des dortigen Instituts. Von 1964 bis 1965 amtierte er zudem als Dekan der philosophischen Fakultät. 1966 wechselte er an die Univ. Konstanz, deren Gründungsausschuss er bereits angehört hatte. Er amtierte seit 1966 auch als Prorektor der Universität. Als aktives CDU-Mitglied gehörte er zu den 29 Professoren, die während der «Spiegel-Affäre» gegen die Regierungsmassnahmen protestierten. Er war von 1963 bis 1969 freier Mitarbeiter von ZDF, BR, SDR und WDR. Am 12.6.1971 starb er in Konstanz überraschend an einem Nierenleiden.

**Bosl, Karl (1908-1993):**

geboren am 11.11.1908 in Cham/Oberpfalz, besucht er ab 1919 das Benediktiner-Gymnasium in Metten und studierte ab 1927 Geschichte, Klassische Philologie, Germanistik und Mittellateinische Philologie in München, wo er 1931 mit dem Staatsexamen abschloss. Danach war er Gymnasiallehrer in Ansbach und München. 1938 promovierte er mit «Das Nordgaulöcher Kastl. Grün-



dung, Gründer, Wirtschafts- und Geistesgeschichte» bei Karl A. von Müller. 1944 folgte die Habilitation in Mittlerer und Neuerer Geschichte, 1948 habilitierte er sich in Verfassungs-, Wirtschafts- und Ständegeschichte mit einer Arbeit über «Die Reichsministerialität der Salier und Staufer». Betreuer waren Rudolf v. Heckel und Johannes Spörl. Ab 1953 o. Prof. in Würzburg, ging er 1960 zurück nach München, wo er 1977 emeritiert wurde. In dieser Zeit wirkte er in zahlreichen Kommissionen und Akademien mit, u.a. war er Vorsitzender der Kommission für Bayerische Landesgeschichte und von 1963 bis 1990 Vorsitzender des Verbandes bayerischer Geschichtsvereine. Er starb am 18.1.1993.

***Bracher, Karl Dietrich* (\*1922):**

geboren am 13.3.1922 in Stuttgart, promovierte er nach dem Krieg 1948 in Tübingen. Er erhielt eine Postdoktorandenstelle in Harvard, wurde 1950 Abteilungsleiter des Instituts für Politische Wissenschaften in Berlin, war 1954 Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin und seit 1955 PD an der Freien Universität. Seit 1958 apl. Prof. und Wiss. Rat, erhielt er 1959 eine o. Professur an der Univ. Bonn und wurde Direktor des dortigen Seminars für Politische Wissenschaften, wo er 1987 emeritiert wurde. Er war GastProf. in Oxford, Tel Aviv, Stanford, mehrmals Dozent am Institute for Advanced Studies in Princeton, am Wilson Center in Washington, D.C., und 1993 in Paris.

***Brackmann, Albert* (1871-1952):**

geboren am 24.06.1871 in Hannover, besuchte er ab 1880 das Ratsgymnasium in Göttingen, studierte ab 1889 Evangelische Theologie, Geschichte und Kunstgeschichte in Göttingen, Tübingen und Leipzig. 1893 legte er das Staatsexamen in Theologie ab, 1898 folgte die Promotion über das «Halberstädter Domkapitel im Mittelalter» bei Paul Kehr. Gleichzeitig war er Erzieher in Göttingen, absolvierte ab 1895 ein Zusatzstudium der Geschichte und Germanistik und war ab 1896 Gymnasiallehrer. Seit 1898 wiss. Mitarb. in München, Rom und bei den MGH in Berlin, wurde er 1902 wieder Gymnasiallehrer, diesmal in Hannover. 1905 übernahm er eine ao. Professur in Marburg, 1913 wurde er o. Prof. in Königsberg, 1920 in Marburg und 1922 in Berlin. Er scheidet 1929 aus dem Amt, um Generaldirektor des Preussischen Staatsarchivs in Berlin, schliesslich auch Präsident der Nordostdeutschen Forschungsgemeinschaft zu werden, und stirbt am 17.03.1952.

***Braubach, Max* (1899-1975):**

geboren am 10.4.1899 in Metz (Lothringen), besuchte er ab 1909 das Kaiserl. Lyzeum in Strassburg. Ab 1915 studierte er in Strassburg, Heidelberg, München und Bonn zuerst Jura, dann Geschichte und Nationalökonomie. Von 1915 bis 1918 Soldat, promovierte er 1922 über die «Bedeutung der Subsidien für die Politik im Spanischen Erbfolgekrieg» bei Aloys Schulte, wurde bei ihm wiss. Ass. und habilitierte sich 1924 mit einer Arbeit über «Max Franz von Österreich». 1928 erhielt er eine o. Professur in Bonn, den sog. «Konkordatslehrstuhl». Er wurde 1967 emeritiert und starb am 21.6.1975.

**Broszat, Martin (1926-1989):**

1926 in Leipzig geboren, besuchte er dort das Gymnasium, war im Krieg Flakhelfer und begann nach 1945 sein Studium in Leipzig. Zwischenzeitlich Mitarbeiter in der Ost-CDU, wechselte er nach Köln, wo er 1952 bei Theodor Schieder über die «Antisemitische Bewegung im Wilhelminischen Deutschland» promovierte. Nach der Mitarbeit an der von Schieder geleiteten «Dokumentation der Vertreibung» wechselte er 1955 an das Institut für Zeitgeschichte (IfZ) nach München, wurde 1972 dessen Direktor und hatte gleichzeitig ab 1972 Honorarprofessuren in Konstanz und München inne. Er starb am 14. Oktober 1989 im Amt.

**Brunner, Otto (1898-1982):**

geboren am 21.4.1898 in Mödling (Niederösterreich), besuchte er ab 1907 die Gymnasien in Wien-Währing, Iglau und Brünn. Er studierte Geschichte und Geographie in Wien, wo er 1922 über «Österreich und die Walacher 1683-1699» promovierte. Ab 1923 als Volontär, 1926 Beamter im wiss. Dienst, war er bis 1931 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien tätig. 1929 habilitierte er sich über die «Finanzen der Stadt Wien im 16. Jh.», wurde PD und ab 1931 ao. Prof. in Wien. Zum Ende der 30er Jahre hin arbeitete er zunehmend mit begriffsgeschichtlichen Methoden, mit denen er rassistische Ursprünge mittelalterlicher Politikkonzepte erkennen wollte. 1940 wurde er Direktor des IfÖG, 1941 o. Prof. in Wien, wo er Wissenschaftspolitik im Sinne der NS-Führer betrieb. 1945 erfolgte daher die Entlassung aus dem universitären Lehrdienst. 1949 wurde er in Wien pensioniert, wo er jedoch im Umkreis des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung weiterhin persönliche Kontakte aufrechterhielt, die ihm ein gewisses Fortwirken garantierten. 1955 erhielt er in Hamburg eine o. Professur. In Zusammenarbeit mit Werner Conze entwickelte er Ansätze zur Reformulierung der begriffsgeschichtlichen Methoden. Das Ergebnis war das Grossprojekt eines Lexikons der «politisch-sozialen Sprache in Deutschland», die «Geschichtlichen Grundbegriffe», die er zusammen mit Werner Conze und Reinhart Koselleck herausgab. 1959/60 war er Rektor der Univ. Hamburg und 1967 wurde er emeritiert. Zahlreiche seiner Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, gesammelt in dem Band «Neue Wege der Sozialgeschichte» (1956), gehörten viele Jahre zum Ausgangspunkt historischer Forschung in Deutschland. Er starb am 12.6.1982.

**Carsten, Francis L. (1911-1998):**

geboren am 11.6.1911 in Berlin in einer wohlhabenden jüdischen Kaufmannsfamilie, besuchte er ab 1918 zuerst das Wilhelmsgymnasium und ab 1921 das Mommsen-Gymnasium. Ab 1929 studierte er in Heidelberg und Berlin Jura und schloss 1933 mit dem ersten Staatsexamen ab, arbeitete danach als Referendar und musste im selben Jahr aus politischen Gründen den Dienst quittieren. 1936 emigrierte er zunächst nach Frankreich, wo er von Norbert Elias zu historischen Forschungen angeregt wurde. Im April 1939 ging er nach England, wo er am Christ Church College in Oxford 1942 seine Dissertation «The Development of the Manorial System» einreichte. 1946 erhielt er die britische

Staatsangehörigkeit. Ab 1947 lehrte er an der Univ. London. Er starb am 23.6.1998 in Hampstead/London.

**Conze, Werner (1910-1986):**

geboren am 31.12.1910 in Neuhaus an der Elbe (Sachsen), besuchte er das Nicolai-Gymnasium und studierte ab 1929 in Königsberg vor allem bei Rothfels Geschichte, Volkskunde, Germanistik, Kunstgeschichte und Slawistik. Da Rothfels als ‚Halbjude‘ aus dem Amt entfernt wurde, promovierte Conze 1934 bei Gunter Ipsen über die «Deutsche Kolonie Hirschenhof», wurde bei ihm wiss. Ass. und habilitierte sich 1935 über «Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weissrussland». Bereits 1929 hatte er in der jungkonservativen «Deutsch-akademischen Gildenschaft» Theodor Schieder kennengelernt. 1940 folgte er Ipsen nach Wien, wurde 1943 nominell Dozent und 1944 ao. Prof. an der neu eröffneten Reichsuniversität Posen. Gleichzeitig leistete er eigentlich seinen Kriegsdienst im Range eines Hauptmanns i.Stab. 1946 erhielt er einen Lehrauftrag am «Altpreussen-Archiv» in Göttingen und wurde 1955 ao. Prof. für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Münster, 1957 pers. Ordinarius und erhielt 1957 eine o. Professur in Heidelberg, wo er den «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte» mitgründete und dessen Vorsitzender wurde. Inhaltlich sind die 50er Jahre dominiert von seinem Bemühen, die Struktur- und Sozialgeschichte theoretisch neu zu begründen und diese Ansätze praktisch umzusetzen, etwa mit dem Aufsatz «Vom ‚Pöbel‘ zum ‚Proletariat‘». Mit Brunner erarbeitete er aus einer disziplinübergreifenden Perspektive die Grundzüge der «Geschichtlichen Grundbegriffe». Neben der Lehrtätigkeit als Professor war er vielfältig (wissenschafts-)politisch engagiert: als Vorsitzender der «Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien» von 1956 bis 1962, als Mitglied des Gründungsausschusses der Universitäten Bochum und Bielefeld, als Vorsitzender des VHD von 1972 bis 1976, als Rektor der Univ. Heidelberg 1969/70. 1979 wurde er emeritiert und im selben Jahr Mitherausgeber der VSWG, der er bis zu seinem Tode blieb. Er starb am 28.4.1986.

**Dehio, Ludwig (1888-1963):**

geboren 1888 als Sohn des Kunsthistorikers Georg Dehio, war er 1914-1918 Kriegsteilnehmer, promovierte über «Innozenz IV. und England» und ging danach in den preussischen Archivdienst, wo er als Archivrat vor allem die Nachlass-Abteilung des Geheimen Staatsarchivs in Berlin organisierte. Trotz seines jüdischen Glaubens, der diskriminierenden Verhältnisse und der seitens der Vorgesetzten erfolgten Erniedrigungen blieb er nach 1933 in Berlin. Nach dem Krieg war er von 1946 bis 1954 Direktor des Marburger Staatsarchivs, lehnte jedoch einen Ruf an die Univ. Marburg ab, hatte dort aber eine Honorarprofessur inne. Von 1949 bis 1956 Mitherausgeber der HZ, zog er sich aus gesundheitlichen Gründen Ende der 50er Jahre von seinen Ämtern zurück. Er starb 1963.

**Epstein, Fritz T. (1898-1979):**

geboren am 20.8.1898 in Saargemünd (Lothringen), absolvierte er 1916 das Abitur am Kaiserl. Lyzeum in Strassburg, stand von 1917 bis 1919 im Kriegs-

dienst, studierte daher mit Unterbrechung von 1916 bis 1924 in Heidelberg, Jena, Frankfurt/Main und Berlin Geschichte. 1924 promovierte er über «Die Hof- und Zentralverwaltung im Moskauer Staat», wurde Mitherausgeber der Zeitschrift «Minerva» und war von 1926 bis 1931 Lehrbeauftragter an der Univ. Hamburg. Von 1931 bis 1934 verfasste er seine Habilitationsschrift, die er als Jude jedoch nicht mehr einreichen durfte. Daraufhin emigrierte er zuerst nach London, wo er Lektor am Institut français wurde. Ab 1935 war er Dozent für osteuropäische Geschichte an der University of London, 1937 in Harvard, 1939 GastProf. an der University of Columbia in New York, von 1941 bis 1944 Bibliothekar in Harvard. Von 1944 bis 1954 Deutschland-Experte und Kriegsdokumentator des US-Außenministeriums, war er 1950 GastProf. an der Freien Univ. Berlin und 1954 in Bonn, wo er von 1961 bis 1979 eine Honorarprofessur innehatte. 1969 kehrte er endgültig in die Bundesrepublik zurück und war von 1974 bis 1979 HonorarProf. in Freiburg i.Br. Er starb am 6.12.1979 in Lüneburg.

***Erdmann, Karl Dietrich* (1910-1990):**

geboren am 29.4.1910 in Köln-Mülheim, besuchte er das dortige Reform-Realgymnasium und studierte ab 1928 in Marburg, Köln, Paris und London Geschichte, Evangelische Theologie und Philosophie. 1933 promovierte er bei Wilhelm Mommsen in Marburg über das «Verhältnis von Staat und Religion nach der Sozialphilosophie Rousseaus». 1934 Gymnasiallehrer und aufgrund politischer Schwierigkeiten 1938 Angestellter in der Privatwirtschaft in Köln, meldete er sich 1939 freiwillig zum Kriegsdienst. Seit 1943 Studienrat auf Lebenszeit, im Dezember 1943 zum Major ernannt, wurde er 1944 Lehrer in der Offiziersausbildung. Schon 1945 erhielt er wieder eine Stelle als wiss. Ass. in Köln. Bereits 1938 hatte er ein heute umstrittenes Schulbuch verfasst, dessen Veröffentlichungsrahmen (ein achtbändiges Unterrichtswerk) jedoch von der NS-Zensur untersagt wurde. 1947 habilitierte er sich bei Peter Rassow in Köln über «Volkssouveränität und Kirche in Frankreich 1789-1871», wurde dort 1953 apl. Prof. und 1953 noch o. Prof. in Kiel, wo er 1961/62 Dekan der philosophischen Fakultät, 1966/67 zudem Rektor der Univ, wurde. 1950 gründete er die zentrale Zeitschrift des Geschichtslehrerverbandes «Geschichte in Wissenschaft und Unterricht» neu mit und blieb deren Herausgeber bis 1989. Seine frühen Erfahrungen im Ausland liessen ihn auch nach dem Krieg zahlreiche internationale Verbindungen knüpfen, so dass er etwa von 1950 bis 1952 Generalsekretär der deutschen UNESCO-Kommission war und von 1975 bis 1980 als Präsident des Comité Internationale des Sciences Historiques, des internationalen Historikerverbandes, amtierte, dessen Vorstand er seit 1970 angehörte. Von 1966 bis 1970 war er, der er auch politisch engagiertes CDU-Mitglied war, Vorsitzender des Deutschen Bildungsrats und von 1962 bis 1967 Vorsitzender des VHD. 1978 wurde er emeritiert. Er starb am 23.6.1990.

***Fetscher, Iring* (\*1922):**

geboren am 4.3.1922 in Marbach (Niedersachsen), wuchs er in Dresden auf, leistete während des Krieges viereinhalb Jahre Dienst in der Wehrmacht und

studierte nach dem Krieg in Tübingen und an der Sorbonne Philosophie, Germanistik, Romanistik und Geschichte. 1950 promovierte er über «Hegels Lehre vom Menschen» bei Eduard Spranger, und 1960 folgte die Habilitation über «Rousseaus politische Philosophie» in Tübingen. Von 1963 bis 1987 (Emeritierung) war er o. Prof. für Politikwissenschaft und Sozialphilosophie in Frankfurt/Main und hatte Gastprofessuren in Konstanz, Nimwegen Wien, New York, Canberra und Harvard inne.

**Fischer, Fritz** (\*1908-1999):

geboren am 5.3.1908 in Ludwigsstadt (Bayern), besuchte er ab 1917 das Humanist. Gymnasium in Ansbach und Eichstätt. Ab 1926 studierte er Evangelische Theologie, Geschichte und Philosophie in Erlangen und Berlin. 1934 promovierte er in der Theologie über Thomas Nicolovius und die Schul- und Kirchenreform in Preussen, 1936 erlangte er den Titel eines Dr. phil. mit einer Arbeit über «Moritz August v. Bethmann-Hollweg und der deutsche Protestantismus». Ab 1934 wiss. Ass. an der Theologischen Fakultät in Berlin, ernannte ihn die Theologische Fakultät aufgrund seiner preisgekrönten Dissertation 1935 zum Lic.theol.habil., woraufhin er dort als PD tätig war. Zeitweise war er in dieser Zeit auch als Assistent am «Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland» des Walter Frank tätig. 1939 habilitierte er sich an der Philosophischen Fakultät in Berlin. Er wurde 1939 zum Kriegsdienst einbezogen, wurde 1942 ao. Prof. in Hamburg und geriet schliesslich, wieder im Kriegsdienst, in Kriegsgefangenschaft. Nach dem Krieg erhielt er nach Wiedereröffnung der Univ. Hamburg zuerst 1947 als Extraordinarius, ab 1948 dann als o. Prof. eine Lehrmöglichkeit. 1952 war er Mitgründer der «Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien» in Bonn. 1954 war er GastProf. an der Notre Dame University/Indiana, 1964/65 Fellow am Institute for Advanced Studies in Princeton und 1969/70 Gastprofessor in Oxford. Eine besondere Rolle spielte er Anfang der 60er Jahre durch seine Studien zu den Ursachen des 1. Weltkriegs, in denen er entgegen der etablierten Historikerzunft die deutsche Reichsregierung als für den Krieg verantwortlich erklärte. Er wurde 1973 emeritiert. 1983 machte ihn die Univ. Oxford zum Dr. h.c. Er starb am 2.12.1999.

**Fischer, Wolfram** (\*1928):

geboren am 9.5.1928 in Weigelsdorf-Tannenberg (Schlesien), besuchte er ab 1938 die Oberschule in Peterswaldau, dann in Böblingen. Ab 1947 studierte er Geschichte, Philosophie, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Tübingen, Heidelberg, Göttingen und London. 1951 promovierte er über «Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung» bei Rudolf Stadelmann und Hans Rothfels. 1954 erwarb er seinen Doktor im Fach Wirtschaftswissenschaft mit der Arbeit «Handwerksrecht und HandwerksWirtschaft um 1800». Seit 1954 wiss. Ass. an der TU Karlsruhe, wurde er 1958 wiss. Ref. an der Sozialforschungsstelle der Univ. Münster. 1960/61 habilitierte er sich in Heidelberg und Münster bei Erich Maschke und Walther G. Hoffmann mit «Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden 1800-1850». Dozent in Hei-

delberg und dann Münster, wurde er 1963 wiss. Rat und Prof. in Münster und 1964 auf den Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Freien Univ. Berlin berufen. In den 80er Jahren zählt er zu den Mithrsg. des sechsbändigen «Handbuchs der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte». Zu Beginn der 90er Jahre war er Vorsitzender der Historischen Kommission Berlin. 1995 wurde er emeritiert. 1998 erhielt er den Ehrendoktor der Humboldt-Univ. zu Berlin.

***Fraenkel, Ernst* (1898-1975):**

geboren am 26.12.1898 in Köln, studierte er ab 1919 Rechtswissenschaft in Frankfurt und Heidelberg und promovierte 1923 zum Dr. jur. Von 1926 bis 1938 war er als Rechtsanwalt am Kammergericht in Berlin tätig, emigrierte 1938 in die USA und studierte dort von 1939 bis 1941 noch einmal an der Law School der Univ. Chicago, um 1944 in den Staatsdienst zu gehen, zuerst in der Foreign Economic Administration, dann im State Department und schliesslich auch im Department of the Army. Von 1945 bis 1950 arbeitete er als Rechtsberater der Amerikanischen Militärregierung und der Marshall-Plan-Kommission in Korea. 1951 wurde er Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Ab 1953 lehrte er als o. Prof. an der Freien Univ. Berlin Politische Wissenschaften und wird zu den Nestoren der Disziplin gezählt. 1967 emeritiert, starb er am 28.3.1975 in Berlin.

***Frank, Walter* (1905-1945):**

geboren am 12.2.1905 in Fürth, besuchte er ab 1916 Gymnasien in München, machte 1923 sein Abitur und studierte ab Herbst desselben Jahres in München Geschichte bei Hermann Oncken und Karl Alexander von Müller. Bei letzterem promovierte er 1927 mit der Arbeit «Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung», erhielt 1928 ein Stipendium der «Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft» und legte 1933 seine Studie «Nationalismus und Demokratie in Frankreich der Dritten Republik 1871 bis 1918» vor. Schon als Schüler in völkischen Blättern publizierend, wurde er auf Betreiben seines Protégés, des NS-Ideologen Alfred Rosenberg, 1935 Direktor des neugegründeten «Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands». Er fiel 1941 in Ungnade, musste seinen Posten räumen und beging am 9.5.1945 in seinem Wohnort bei Hildesheim Selbstmord.

***Franz, Günther* (1902-1992):**

geboren am 23.5.1902 in Hamburg, besuchte er ab 1911 das Gymnasium in Greitz, studierte ab 1922 in Göttingen, München und Marburg. 1925 promovierte er über «Bismarcks Nationalgefühl» bei Arnold O. Meyer. Ab 1927 wiss. Ass. in Göttingen, habilitierte er sich 1930 in Marburg bei Wilhelm Mommsen über «Die agrarischen Unruhen des ausgehenden Mittelalters». Zuerst PD in Marburg, wurde er 1935 ao. Prof. in Heidelberg und 1936 auf einen Lehrstuhl nach Jena berufen. 1943 wechselte er an die neue «Reichsuniversität Strassburg». Als NSDAP- und SS-Mitglied erhielt Franz nach dem Krieg zunächst keine Professur. Erst 1957 wurde er wieder auf einen Lehrstuhl an die Landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim berufen und 1970 emeritiert. Er starb 1992.

**Freyer, Hans (1887-1969):**

geboren am 31.7.1887 in Leipzig, studierte er in Greifswald und Leipzig Theologie, Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie. 1911 promovierte er mit einer Arbeit über die Geschichte der Philosophie im 18. Jahrhundert bei Johannes Vokelt und Karl Lamprecht. Von 1914 bis 1918 Kriegsteilnehmer, habilitierte er sich 1920 in Leipzig und wurde 1922 o. Prof. der Philosophie in Kiel. 1925 kehrte er nach Leipzig zurück, wo er bis 1946 einen Lehrstuhl für Soziologie innehatte. Seit 1933 zudem Leiter des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte, nahm er 1938 eine Gastprofessur in Budapest wahr, wo er bis 1944 auch Leiter des deutschen Kulturinstituts war. 1946 erteilte man ihm aus politischen Gründen Lehrverbot, woraufhin er 1948 nach Wiesbaden wechselte und dort zunächst Mitarbeiter im Brockhaus-Verlag wurde. 1953 berief ihn die Univ. Münster schliesslich auf einen Lehrstuhl für Soziologie, 1955 wurde er emeritiert. In den Jahren 1957, 1960 und 1965 lehrte er als Gast-Prof. in Ankara. 1957 verlieh ihm die Univ. Münster den volkswirtschaftlichen Dr. h.c. Er starb am 18.1.1969 in Wiesbaden.

**Fuchs, Walter Peter (\*1905):**

geboren am 13.3.1905 in Remscheid-Lüttinghausen, besuchte er die Oberschule Dortmund, studierte in Tübingen, Marburg und Göttingen Geschichte, Germanistik, Evangelische Theologie und Philosophie und promovierte 1930 über «Die deutschen Mittelstaaten und die Bundesreform 1853-1860». Dem schloss sich das Staatsexamen 1931 an. Bereits seit 1929 wiss. Ass. am Historischen Seminar der Univ. Marburg und ab 1935 dann wiss. Mitarb. in Heidelberg, habilitierte er sich bei Günther Franz 1936 mit der Arbeit «Philipp der Grossmütige». Er wurde 1942 apl. Prof. in Heidelberg und 1952 ao. Prof. an der TU Karlsruhe, wo er 1958 eine o. Professur erhielt. 1962 wechselte er nach Erlangen, wo er 1973 emeritiert wurde.

**Gall, Lothar (\*1936):**

geboren am 3.12.1936 in Lötzen/Ostpreussen, studierte er in München zunächst Jura, dann Romanistik, Germanistik und bei Franz Schnabel Geschichte und promovierte bei diesem 1960 über «Benjamin Constant. Seine politische Ideenwelt und der deutsche Vormärz». Ab 1960 war er wiss. Ass. am Institut für Europäische Geschichte in Mainz und bei Theodor Schieder in Köln, wo er sich 1967 habilitierte. 1968 wurde er o. Prof. in Giessen und wechselte 1972 an die Freie Univ. Berlin. Seit 1975 ist er o. Prof. in Frankfurt/Main und war u.a. GastProf. in Oxford. Mit der 1980 erschienenen Biographie «Bismarck. Der weisse Revolutionär» und der 1989 veröffentlichten Studie «Bürgertum in Deutschland» erlangte er breite Aufmerksamkeit über die Fachgrenzen hinweg. 1992 war er Vizepräsident der DFG und von 1992 bis 1996 Vorsitzender des VHD. Seit 1977 führt er in der Nachfolge Franz Schnabels, Hermann Aubins und Theodor Schieders den Vorsitz bei der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und ist seit dem Tod Theodor Schieders 1984 der alleinige Herausgeber der «Historischen Zeitschrift». 1987 erhielt er den Leibniz-Preis der DFG für seine wissenschaftliche Arbeit, 1993 den Balzan-Preis.

**Geiss, Imanuel** (\*1931):

geboren am 9.2.1931 in Frankfurt, war er zuerst von 1951 bis 1954 am Dolmetscher-Institut in Germersheim tätig, studierte dann von 1955 bis 1959 Geschichte und Anglistik in München und Hamburg, wo er 1959 bei Fritz Fischer über «Der polnische Grenzstreifen» promovierte. 1968 habilitierte er sich dort mit einer Arbeit über «Panafrikanismus» und wurde zuerst PD, 1973 dann o. Prof. in Bremen, wo er 1996 emeritiert wurde. Mit seinen Arbeiten zur Vorgeschichte des 1. Weltkriegs lieferte er wichtige Anregungen für die sog. ‚Fischer-Kontroverse‘.

**Gerhard, Dietrich** (1896-1985):

am 7.11.1896 in Berlin geboren, bestand er 1914 das Abitur am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin und leistete von 1914 bis 1919 seinen Militärdienst. 1919 setzte er das bereits 1914 schon einmal begonnene Studium fort. 1923 promovierte er bei Friedrich Meinecke über die historisch-politische Gedankenwelt Niebuhrs. Er bekam ein Stipendium für Studien in Dänemark (1924) und London (1927-1929). 1931 habilitierte er sich mit «England und der Aufstieg Russlands» bei Meinecke, wurde PD, 1933 wurde ihm kurzzeitig die Lehrerlaubnis entzogen, als Kriegs veteran aber wieder zuerkannt. 1935 emigrierte er in die USA, war 1936 Gastdozent in Harvard, wechselte dann an die Washington University in St. Louis, wo er bis 1965 blieb, zuerst als wiss. Mitarb., ab 1944 als o. Prof. 1965 wurde er dort emeritiert, bekleidete aber zuvor schon Gastprofessuren in Münster (1951/52), in Köln (1951), wurde dort 1955 o. Prof. und Direktor des Amerika-Instituts (bis 1961), war von 1961 bis 1985 Emeritus der Univ. Köln, von 1961 bis 1967 auch Mitglied des MPI für Geschichte in Göttingen. Er starb am 31.7.1985 in Konstanz.

**Gilbert, Felix** (1905-1991):

geboren am 21.5.1905 in Baden-Baden, machte er 1923 das Abitur am Friedrichswerderschen Gymnasium in Berlin und studierte in Heidelberg, München und Berlin Geschichte, um 1931 bei Friedrich Meinecke über «Johann Gustav Droysen und die preussisch-deutsche Frage» zu promovieren. Von 1923 bis 1925 war er Mitarbeiter im Auswärtigen Amt und beteiligt an der Herausgabe von diplomatischen Akten der Vorkriegszeit. 1932/33 stellte er private Forschungen in italienischen Archiven an und emigrierte 1933 nach der Machtübernahme durch Hitler zuerst nach Grossbritannien und 1936 in die USA, wo er bis 1937 am Scripps College eine Stelle innehatte und 1939 Mitglied des Institute for Advanced Studies in Princeton wurde. Von 1943 bis 1945 war er Analyst im Office for Strategie Services und von 1945 bis 1946 im Aussenministerium. Ab 1946 lehrte er am Bryn Mawr College (von 1949 bis 1962 als o. Prof.) und 1952/53 war er Guggenheim-Fellow. Ab 1962 war er o. Prof. am Institute for Advanced Studies in Princeton, wo er 1975 emeritiert wurde, jedoch bis zu seinem Tod weiterwirkte. Er war vielfach Gastprofessor, so in Harvard (1956, 1960, 1977), in Köln (1959/60), in San Diego (1978) und Stanford (1981). Er starb am 14.2.1991 in Princeton.



**Göhring, Martin (1903-1968):**

geboren am 21.11.1903 in Ostdorf (Württemberg), bereitete er sich autodidaktisch auf die Reifeprüfung vor. Ab 1927 studierte er in Tübingen, an der Sorbonne, an der Univ. Halle-Wittenberg und in Kiel Geschichte, Germanistik und Philosophie. 1934 promovierte er dort bei Otto Becker mit «Die Feudalität in Frankreich vor und in der Französischen Revolution». Er war zunächst Lehrer in Frankreich, bis er sich 1939 wieder bei Otto Becker mit der Arbeit «Die Ämterkäuflichkeit im Ancien Régime» habilitierte. Er blieb als PD in Kiel, ging 1942 als ao. Prof. nach Strassburg und erhielt nach dem Krieg 1948 einen Lehrauftrag an der Univ. Tübingen. 1951 war er GastProf. an der TH Stuttgart und im selben Jahr Gründungsmitglied und Direktor des Instituts für Europäische Geschichte (universalhistorische Abteilung). 1960 wurde er auf einen Lehrstuhl in Giessen berufen, wo er am 8.3.1968 im Amt starb.

**Grebing, Helga (\*1930):**

geboren am 27.2.1930 in Berlin-Pankow, besuchte sie zuerst eine Handelsschule und absolvierte in den Nachkriegsjahren ihr Abitur an der Arbeiter- und Bauern-Fakultät der Humboldt-Univ. zu Berlin. 1948 trat sie in die SPD ein und nahm 1949 ein Studium der Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Germanistik an der Freien Univ. Berlin auf, wo sie 1952 bei Hans Herzfeld über das «Zentrum und die katholische Arbeiterschaft 1918-1933» promovierte. Danach verliess sie den Universitätsbetrieb und ging als Verlagslektorin nach München. 1961 wurde sie Referentin bei der Hessischen Landeszentrale für Politische Bildung und habilitierte sich auf Anregung Iring Fetters hin 1969 im Fach Politikwissenschaft in Frankfurt/Main, wo sie anschliessend PD war. 1972 wurde sie o. Prof. in Göttingen auf dem Lehrstuhl für Sozialgeschichte und wechselte 1987 an die Ruhr-Univ. Bochum, wo sie das Institut für soziale Bewegungen leitete. 1995 emeritiert, lebt sie heute in Göttingen.

**Grundmann, Herbert (1902-1970):**

am 14.2.1902 in Meerane (Sachsen) geboren, besuchte er zunächst 1908 die Höhere Knabenschule, ab 1912 das Realgymnasium in Chemnitz. Ab 1921 studierte er in Leipzig, Heidelberg und München Philosophie, Geschichte, Germanistik, Soziologie und Volkswirtschaft. 1926 promovierte er mit «Studien über Joachim von Fiore» bei Walter Goetz. 1926 Stipendiat am Institut für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig, ab 1928 wiss. Mitarb. bei der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, habilitierte er sich 1933 bei Walter Goetz in Leipzig mit der Studie «Religiöse Bewegungen im Mittelalter». Bis 1939 war er dort PD, wurde dann 1940 o. Prof. in Königsberg, wo er bis zum Kriegsende blieb. Bereits 1946 wurde er wieder auf einen Lehrstuhl in Münster berufen und wurde 1959 Nachfolger von Friedrich Baethgen als Präsident der MGH. Er starb am 20.3.1970.

**Habermas, Jürgen (\*1929):**

geboren am 18.6.1929 in Düsseldorf, promovierte er 1954, erhielt 1959 ein DFG-Stipendium und wurde damit Mitarbeiter von Max Horkheimer und

Theodor W. Adorno am Institut für Sozialforschung in Frankfurt/ Main. 1961 habilitierte er sich bei Wolfgang Abendroth in Marburg mit «Strukturwandel der Öffentlichkeit» und wurde im selben Jahr ao. Prof. in Heidelberg. 1964 ging er als o. Prof. an die Univ. Frankfurt/Main und wurde 1971 Direktor des MPI in Starnberg, der er bis 1981 blieb. Von 1975 bis 1982 HonorarProf. in Frankfurt/Main, übernahm er dort ab 1983 eine o. Professur und wurde im selben Jahr Mitglied des MPI für psychologische Forschung in München. Er erhielt 1986 den Leibniz-Preis der DFG. Er ist Ehrendoktor der New School of Social Research in New York (1980), der Hebräischen Univ. Jerusalem (1989), der Northwestern University Evanston (1991), der Univ. Athen (1993) und der Univ. von Tel Aviv (1995). 1994 wurde er emeritiert.

**Haller, Johannes (1865-1947):**

geboren 16.10.1865 in Keinis auf Dagö (russisches Baltikum), besuchte er ab 1876 die Domschule Reval und studierte ab 1883 in Dorpat und Heidelberg Geschichte. 1888 promovierte er mit der Arbeit «Die Thronbesteigung der Kaiserin Katharina I.» bei Alexander Brücker und 1891 erneut mit der Arbeit «Die deutsche Publizistik in den Jahren 1668 bis 1674. Ein Beitrag zur Geschichte der Raubkriege Ludwigs XIV.» bei Bernhard Erdmannsdörfer. Von 1890 bis 1891 Stipendiat in Berlin, Wien und Heidelberg, wurde er 1892 wiss. Mitarb. am DHI in Rom. 1897 folgte die zweibändige Habilitation «Concilium Basiliense. Studien und Dokumente» bei Eduard Fueter in Basel. Ab 1901 arbeitete er wieder am DHI in Rom und in den Vatikanischen Archiven. 1902 wurde er ao. Prof. in Marburg, erhielt 1904 einen Ruf nach Giessen und wechselte als o. Prof. 1914 nach Tübingen, wo er 1931 emeritiert wurde. Dort verfasste er den historischen ‚Bestseller‘ «Die Epochen der deutschen Geschichte» (1923ff.); politisch exponierte er sich früh als Unterstützer der NS-Bewegung. Er starb am 24.12.1947.

**Hartung, Fritz (1883-1967):**

er wurde am 12.1.1883 in Saargemünd geboren, besuchte ab 1894 Gymnasien in Freiburg i.Br. und Berlin und studierte ab 1901 in Heidelberg und Berlin Geschichte, Philosophie, Nationalökonomie sowie Verfassungs- und Rechtsgeschichte. 1905 promovierte er mit «Hardenberg und die preussische Verwaltung in Ansbach-Bayreuth 1792 bis 1806» bei Otto Hintze. Er wurde wiss. Mitarb. in der Gesellschaft für fränkische Geschichte in Würzburg und habilitierte sich 1910 mit «Karl V. und die deutschen Reichsstände von 1546 bis 1555» bei Richard Fester in Halle. 1910 dort PD, 1915 ao. Prof. nahm er von 1915 bis 1918 am 1. Weltkrieg teil, kehrte 1918 nach Halle zurück und wurde 1922 o. Prof. in Kiel. 1923 wechselte er an die Friedrich-Wilhelms-Univ. Berlin (Nachfolge von Otto Hintze), wo er in den ersten Nachkriegsjahren 1945/46 Dekan der Philosophischen Fakultät war. Trotz starken Werbens durch Friedrich Meinecke blieb er an der Humboldt-Univ, zu Berlin und wurde 1949 emeritiert. Er starb am 24.11.1967 in Berlin.

**Heimpel, Hermann (1901-1988):**

geboren am 19.1.1901 in München, besuchte er ab 1910 das Kgl. Theresiengymnasium in München, studierte ab 1920 Geschichte in München und Freiburg i.Br. und promovierte 1924 bei Georg von Below mit «Das Gewerbe der Stadt Regensburg von den Anfängen bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts». Bis 1927 wiss. Ass. Belows in Freiburg, habilitierte er sich dort mit «König Sigismund und Venedig» und wurde 1931 auf eine o. Professur in Freiburg berufen, wo er ein Bewunderer Heideggers wurde. 1934 ging er nach Leipzig, wurde 1936 Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und nahm 1941 einen Ruf nach Strassburg an. In den 30er Jahren gewannen die Arbeiten Heimpels in der Mediävistik einen wissenschaftlich führenden Rang. Nach Verlust des Amtes infolge Rückeroberung Strassburgs durch die Alliierten vertrat er im Wintersemester 1944/45 die Göttinger Professur Percy E. Schramms, der das Kriegstagebuch des OKW führte. 1950 erhielt er eine ao. Professur in Göttingen, wo er bereits 1948/49 Dekan der philosophischen Fakultät gewesen war und 1953/54 Rektor der Univ. wurde. Durch dieses Amt wurde er auch Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz, die unter seiner Präsidentschaft eine feste institutionelle Form fand. Er war seit 1946 Mitglied der Zentraldirektion der MGH, 1948 Gründungsmitglied des VHD und 1955 Gründer und nach dessen Eröffnung 1957 Direktor des MPI für Geschichte in Göttingen. Die Fülle seiner Ämter und sein wissenschaftliches Profil machten ihn zu einem der führenden Historiker in den ersten Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg. Er wurde 1966 emeritiert, wodurch er sich intensiver auf die Arbeit im MPI in Göttingen konzentrieren konnte, dessen Direktor er bis 1971 blieb. Er starb am 23.12.1988 in Göttingen.

**Helbig Herbert (1910-1987):**

am 4.7.1910 in Leipzig geboren, besuchte er dort ab 1921 die Herder-, danach die Schiller-Schule. 1930 nahm er sein Studium der Geschichte, Germanistik und Geographie in Leipzig und Freiburg i.Br. auf und promovierte 1939 mit «Untersuchungen über die Kirchenpatrozinien in Sachsen» bei Rudolf Kötzschke. Seit 1936 wiss. Ass. am Institut für Deutsche Landes- und Volksgeschichte, ging er 1937 in den Archivdienst an der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. 1949 begann er seine Habilitation in Leipzig und schloss sie mit der Arbeit «Der Wettinische Ständestaat» an der Freien Univ. Berlin ab. Er war 1951 dort Dozent, ab 1956 apl. Prof. und ab 1958 schliesslich o. Prof. 1965/66 übernahm er das Rektorat der FU und bemühte sich um internationale Kontakte. 1975 emeritiert, starb er am 26.7.1987.

**Herzfeld, Hans (1892-1982):**

geboren am 22.6.1892 in Halle/Saale, besuchte er ab 1903 das Gymnasium der Franckeschen Stiftungen in Halle und begann 1911 sein Studium der Geschichte und Germanistik in Halle-Wittenberg und Freiburg i.Br. Von 1914 bis 1918 war er Soldat, nach dem 1. Weltkrieg ein Jahr in Kriegsgefangenschaft. 1920 schliesslich absolvierte er das Staatsexamen und promovierte 1921 in Halle mit der Arbeit «Die deutsch-französische Kriegsgefahr von

1875». Dem schlossen sich Studien an, die 1923 zur Habilitation über «Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkrieg» führten. Als PD ab 1923 und ao. Prof. in Halle ab 1929, gehörte er dem Stahlhelm und der DNVP an. Als ‚Vierteljude‘ aus der Hochschule entfernt, wurde er 1939 wiss. Angestellter an der Kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt in Potsdam. 1943 war er Privatgelehrter in Freiburg i.Br. und wurde im selben Jahr von der Gestapo verhaftet. Nach dem Krieg wurde er 1946 ao. Prof. in Freiburg und 1950 auf Wunsch Friedrich Meineckes o. Prof. an der Freien Univ. Berlin, wo er massgeblich am Aufbau des Berliner Instituts für Zeitgeschichte und des Instituts für Politische Wissenschaften beteiligt war. Von 1959 bis 1978 sass er ebenfalls der Berliner Historischen Kommission vor, deren Mitgründer er war. 1960 emeritiert, starb er am 16.5.1982 in Berlin.

**Hillgruber, Andreas (1925-1989):**

geboren am 18.1.1925 in Angerburg (Ostpreussen), besuchte er ab 1934 die Hufenoberschule in Königsberg. Nach dem Krieg studierte er ab 1948 in Göttingen Geschichte, Germanistik und Pädagogik und schloss 1952 mit dem Staatsexamen ab. 1953 promovierte er mit einer Arbeit über «Deutschland und Rumänien 1939-1944» bei Percy E. Schramm und ging danach als Forschungsstipendiat ans Institut für Europäische Geschichte in Mainz. Er war zunächst ab 1954 Gymnasiallehrer in Marburg, bis er sich 1965 mit «Hitlers Strategie, Politik und Kriegführung 1940-1941» bei Peter Scheibert und Wolfgang Abendroth habilitierte. Erst PD, dann ab 1967 wiss. Rat und Prof. in Marburg, wurde er 1968 o. Prof. in Freiburg i.Br., war bis 1969 Leiter des militärgeschichtlichen Forschungsamtes und wechselte 1972 nach Köln, wo er am 8.5.1989 im Amt starb.

**Hintze, Otto (1861-1940):**

geboren am 27.8.1861 in Pyritz (Pommern), besuchte er ab 1871 das dortige Gymnasium und studierte ab 1878 in Greifswald und Berlin Geschichte, Philosophie und Philologie. 1884 promovierte er mit «Das Königtum Wilhelms von Holland» bei Julius Weizsäcker und wurde 1888 wiss. Mitarb. bei der Acta Borussica in Berlin, einem monumentalen und grundlegenden Projekt, das die Quellen der administrativen Strukturbildung des preussischen Staates im 18. Jahrhundert publizierte. In dieser Zeit entwickelte er sich zu einem herausragenden Verwaltungs- und Verfassungshistoriker. 1895 habilitierte er sich mit «Die preussische Seidenindustrie und ihre Begründung durch Friedrich I.» bei Heinrich von Treitschke und Gustav Schmöller, der ihn für die Acta Borussica angeworben hatte. Mit seiner Habilitation setzte er seine theoretischen Ansätze, die der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie um Gustav Schmöller und Adolph Wagner nahestanden, in die wissenschaftliche Praxis um. Er setzte seine Herausgeberarbeit bei der Acta Borussica bis 1910 fort. PD, ab 1899 ao. Prof. in Berlin, wurde er 1902 o. Prof. an der Friedrich-Wilhelms-Univ. in Berlin. 1914 berief man ihn in die Preussische Akademie der Wissenschaften. Während des 1. Weltkriegs gehörte er (ähnlich wie Max Weber) dem liberal-konservativen Flügel der deutschen Gelehrten an. 1920 gab er das Professorenamt aus gesundheitlichen Gründen auf. Den-

noch schrieb er in dieser späten Phase die grundlegenden Arbeiten zur Verfassungs- und Sozialgeschichte in Europa, etwa über «Feudalismus» (1929), «Ständische Verfassung» (1931), «Repräsentativverfassungen» (1931) oder den Akademiebericht «Wesen und Wandlungen des modernen Staats» (1931). Er starb am 25.4.1940.

**Hoetzsch, Otto (1876-1946):**

geboren am 14.2.1876 in Leipzig, besuchte er ab 1885 die dortige Thomaschule und studierte ab 1895 in Leipzig, München und Berlin Geschichte, Geographie und Nationalökonomie. 1898 promovierte er mit «Die wirtschaftliche und soziale Gliederung vornehmlich ländlicher Bevölkerung im meissnisch-erzgebirgischen Kreise Kursachsens» bei Karl Lamprecht. 1898 Bibliothekar in Leipzig, wurde er 1900 Redakteur der «Akademischen Blätter» in Berlin und 1901 wiss. Mitarb. an der Akademie der Wissenschaften. 1906 habilitierte er sich mit «Stände und Verwaltung von Cleve und Mark in der Zeit von 1666 bis 1697» bei Otto Hintze. Zuerst PD, wurde er 1908 Akademieprofessor an der Kgl. Akademie Posen, 1911 an der Kriegsakademie in Berlin, wo er 1913 ao. Prof. an der Univ. wurde. Nach dem 1. Weltkrieg war er als DNVP-Mitglied Abgeordneter im Preussischen Landtag und im Reichstag. 1928 erhielt er in Berlin eine o. Professur. 1935 wurde er aus politischen Gründen entlassen, 1945 wieder eingestellt. Er starb jedoch bereits am 27.8.1946.

**Holborn, Hajo (1902-1969):**

geboren am 18.3.1902 in Berlin, machte er sein Abitur am Kaiserin-Augusta-Gymnasium. Danach studierte er ebenfalls in Berlin und promovierte 1924 bei Friedrich Meinecke über «Bismarck und die Türkei in der Zeit nach dem Berliner Kongress bis zu seinem Rücktritt 1878 bis 1890». 1926 folgte die Habilitation über «Ulrich von Hutten» in Heidelberg, wo er bis 1931 PD war. 1931 bis 1933 war er Dozent an der Berliner Univ, und der Deutschen Hochschule für Politik, bis er schliesslich 1933 zuerst nach Grossbritannien und 1934 dann in die USA emigrierte. Von 1934 bis 1969 war er Professor der Yale University in New Haven. In dieser Zeit nahm er Gastprofessuren in Harvard (1936-1942), in Stanford (1948), an der University of Columbia (1950/51) und in Wien (1955) wahr. Von 1943 bis 1945 war er Berater des Office of Strategie Service und von 1946 bis 1948 des amerikanischen Aussenministeriums. Er starb am 20.6.1969 in Bonn-Bad Godesberg.

**Hubatsch, Walter (1915-1984):**

geboren am 17.5.1915 in Königsberg, besuchte er ab 1926 das Humanist. Gymnasium in Tilsit und studierte ab 1935 in Königsberg, München, Hamburg und Göttingen Geschichte, Vorgeschichte, Germanistik und Nordische Sprachen. 1939 schloss er zunächst mit dem Staatsexamen ab, 1941 folgte die Promotion über «Das deutsch-skandinavische Verhältnis im Rahmen der europäischen Grossmächte 1890 bis 1914» bei Siegfried A. Kaehler und Percy E. Schramm in Göttingen. Seit 1939 war er dort Gymnasiallehrer. 1943 habilitierte er sich mit «Der Skandinavismus und die deutsche Einheitsbewegung»

bei Percy E. Schramm. 1949 wurde er in Göttingen apl. Prof. und 1954 Lehrbeauftragter in Clausthal. 1956 wurde er ao. Prof. in Bonn und 1959 dort auch pers. Ordinarius. 1964 nahm er einen Ruf auf einen Lehrstuhl in Bonn an. Er starb 1984.

**Kaelble, Hartmut** (\*1940):

geboren am 12.4.1940, studierte er von 1959 bis 1965 Geschichte, Staatsrecht und Soziologie in Tübingen und an der Freien Univ. Berlin, wo er 1966 mit der Arbeit «Industrielle Interessenpolitik in der Wilhelminischen Gesellschaft» bei Gerhard A. Ritter promovierte. Seit 1965 Mitglied in der Forschungsgruppe «Frühe Industrialisierung in Berlin» bei der Historischen Kommission zu Berlin (bis 1968), wurde er 1968 wiss. Ass. und Assistenzprofessor am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Freien Univ. Berlin. 1971 habilitierte er sich mit «Berliner Unternehmer während der frühen Industrialisierung» bei Gerhard A. Ritter und wurde im selben Jahr o. Prof. für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Freien Univ. Berlin. 1991 wurde er o. Prof. am neuerrichteten Lehrstuhl für Sozialgeschichte der Humboldt-Univ. zu Berlin. Er war Fellow in Harvard (1972/73), am St. Antony's College in Oxford (1976), an der Maison des Sciences de l'Homme in Paris (1978/79) und in Rotterdam (1982) sowie mehrfach GastProf. in Paris (1985, 1987) und Organisator internationaler Historikertreffen. 1997 erhielt er den Ehrendoktor der Sorbonne (Paris I).

**Kehr, Eckart** (1902-1933):

geboren am 25.6.1902 in Brandenburg, bestand er 1921 das Abitur an der Brandenburgischen Ritterakademie auf dem Dom in Brandenburg und studierte von 1921 bis 1927 in Berlin, wo er mit «Der Kampf um das erste Flotengesetz» bei Friedrich Meinecke promovierte. 1928 und 1929 unternahm er private Forschungen, finanziert durch die «Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft», und war von 1929 bis 1933 Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin. Seit 1931 arbeitete er an einer Urkundensammlung zur preussischen Finanzpolitik, was im Mai 1933 aus politischen Gründen von vorgesetzten Stellen untersagt und beendet wurde. Er emigrierte daraufhin in die USA, wo er eine Vorlesungsreise, finanziert durch die Rockefeller-Foundation, unternahm. Er starb am 29.5.1933 in Washington, D.C.

**Kellenbenz, Hermann** (1913-1990):

geboren am 28.8.1913 in Süssen (Württemberg), besuchte er ab 1924 Oberrealschule und Realgymnasium in Göppingen und studierte ab 1933 in Tübingen, München und Kiel Geschichte, Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte. 1939 promovierte er mit «Holstein-Gottorf, eine Domäne Schwedens. Ein Beitrag» bei Karl Alexander von Müller. Zur Anfertigung einer Arbeit über «Jüdische Kaufleute im Hamburgisch-Holsteinischen Raum» wurde er 1939 wiss. Mitarb. am «Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland». 1944 habilitierte er sich mit «Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung vom Ende des 16. bis zum Beginn des

18. Jahrhunderts» in Würzburg und nahm am Krieg in Russland teil. Nach dem Krieg erhielt er einen Lehrauftrag an der Univ. Regensburg, war 1950 PD in Würzburg, wurde im selben Jahr Mitarbeiter im Hansischen Geschichtsverein und 1955 bei der Historischen Kommission in München. Seit 1957 hatte er eine apl. Professur in Würzburg inne und wurde Ordinarius an der Städt. Hochschule für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Nürnberg. 1960 nahm er einen Ruf nach Köln an, wechselte 1970 nach Erlangen und wurde dort 1983 emeritiert. Mitglied zahlreicher Akademien im In- und Ausland und Herausgeber von der VSWG, starb er am 26.11.1990 in Warngau.

***Kluke, Paul (1908-1990):***

geboren am 31.7.1908 in Dabendorf, war er seit 1919 Schüler am Gymnasium in Berlin-Mariendorf und am Askanischen Gymnasium. Von 1926 bis 1932 studierte er in Berlin und Würzburg Geschichte, Germanistik und Anglistik und promovierte mit «Heeresaufbau und -politik Englands vom Burenkrieg bis zum Weltkrieg» bei Hermann Oncken und Fritz Hartung. 1932 wurde er wiss. Mitarb. an der Zentralstelle für Nachkriegsgeschichte des Reichsarchivs und in der Preussischen Archivverwaltung. 1946 ging er in den Schuldienst, wurde Mitarbeiter in der Archivkommission des Berliner Document Center und war ab 1949 Lehrbeauftragter an der Freien Univ. Berlin. Von 1950 bis 1953 habilitierte er sich dort mit «Die rheinische Autonomiebewegung 1918 bis 1919. Staatspläne» bei Hans Herzfeld und wurde 1953 Generalsekretär im IfZ in München. 1958 ao. Prof. an der Univ. in Frankfurt/Main, nahm er 1963 den Ruf derselben Univ. auf eine o. Professur an. Er wurde 1974 emeritiert und starb am 18.4.1990.

***Kluxen, Kurt (\*1911):***

geboren am 10.9.1911 in Bensberg bei Köln, besuchte er ab 1921 die Höhere Schule in Bensberg, dann das Realgymnasium in Köln-Deutz. Ab 1930 studierte er an der Pädagogischen Akademie in Bonn und war Volksschullehrer in Hinterpommern. 1939 nahm er sein Studium der Geschichte, Philosophie und Germanistik in Köln wieder auf, leistete seit Kriegsbeginn 1939 Militärdienst und geriet in Gefangenschaft. 1949 promovierte er bei Theodor Schieder in Köln über «Der Begriff der *necessita* im Denken Macchiavellis». 1951 Stipendiat der DFG, wurde er 1953 Dozent an der PH Osnabrück, habilitierte sich bei Theodor Schieder 1954 mit «Das Problem der politischen Opposition» und wurde 1955 Prof. an der PH Bonn, 1961 apl. Prof. in Köln und 1963 o. Prof. in Erlangen. Er wurde 1979 emeritiert.

***Kocka, Jürgen (\*1941):***

geboren am 19.4.1941 in Haindorf, machte er 1960 sein Abitur, studierte anschliessend in Marburg, Wien, Chapel Hill und an der Freien Univ. Berlin Geschichte, Literatur und Sozialwissenschaften und schloss 1965 mit dem Magister Artium ab, dem 1968 die Promotion folgte. Von 1968 bis 1972 wiss. Ass. in Münster, war er 1969/70 ACLS-Fellow in Harvard und habilitierte sich 1973 bei Gerhard A. Ritter in Münster. Im selben Jahr wurde er o. Prof. an der

Univ. Bielefeld. Er war mehrfach Gastprof. u.a. in Chicago, Princeton und Jerusalem und 1988/89 Fellow am Berliner Wissenschaftskolleg, wo grundlegende Arbeiten zur Geschichte der Klassenbildung im 19. Jahrhundert entstanden. Von 1983 bis 1988 war er Direktor des Zentrums für interdisziplinäre Forschung an der Univ. Bielefeld. In dieser Zeit leitete er ein internationales und interdisziplinäres Projekt über das «Bürgertum im 19. Jahrhundert» in Europa. 1988 wechselte er an die Freie Univ. Berlin, wo er eine Stiftungsprofessur für die Geschichte der industriellen Welt bekleidet und als Direktor des «Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas» sich für die Historische Komparatistik in der Forschung einsetzt. Von 1990 bis 1993 war er Mitglied des Wissenschaftsrats, von 1992 bis 1995 geschäftsführender Mithrsg. der Zeitschrift «Geschichte und Gesellschaft». Für seine wissenschaftlichen Leistungen erhielt er 1992 den Leibniz-Preis der DFG. 1994 wurde ihm der Ehrendoktor der Erasmus-Univ. Rotterdam, 2000 der Ehrendoktor der Univ. Uppsala verliehen.

**Kolb, Eberhard** (\*1933):

am 8.8.1933 in Stuttgart geboren, besuchte er ab 1944 das Gymnasium in Esslingen. Ab 1952 studierte er in Tübingen, Bonn und Göttingen Geschichte, Germanistik und Klassische Philologie. 1959 promovierte er mit «Die Arbeiterräte und die deutsche Innenpolitik 1918» bei Richard Nürnberger. 1969 habilitierte er sich – ebenfalls bei Nürnberger – mit «Der Kriegeausbruch 1870. Politische Entscheidungsprozesse und Verantwortlichkeiten in der Julikrise 1870». In Göttingen zunächst Univ.-Doz., wurde er 1970 o. Prof. in Würzburg und ging 1979 nach Köln. Er war 1981 GastProf. an der Hebräischen Univ. Jerusalem und 1984/85 Stipendiat des Historischen Kollegs München.

**Koselleck, Reinhart** (\*1923):

am 23.4.1923 in Görlitz (Schlesien) geboren, besuchte er 1932 das Humanist. Gymnasium in Dortmund, Saarbrücken und München, machte 1941 Abitur und wurde sofort danach zum Kriegsdienst eingezogen. 1945 kam er in russische Kriegsgefangenschaft und studierte danach ab 1947 in Heidelberg und Bristol Geschichte, Soziologie, Philosophie und Staatsrecht. 1954 promovierte er bei Johannes Kühn (seinem Onkel) mit «Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt». 1954 Dozent in Bristol, wurde er 1956 wiss. Ass. bei Werner Conze in Heidelberg. Seit 1960 wiss. Mitarb. im «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte», habilitierte er sich 1965 mit «Preussen zwischen Reform und Revolution» bei Werner Conze und gab gemeinsam mit diesem und Otto Brunner das monumentale Lexikon der «Geschichtlichen Grundbegriffe» heraus. 1966 wurde er in Bochum Ordinarius für Politikwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Zeitgeschichte. Er nahm 1968 einen Ruf nach Heidelberg an und wurde 1974 o. Prof. an der Univ. Bielefeld, in deren Gründungsausschuss er schon 1966 gesessen hatte und Vorsitzender der Fachbereichskommission Geschichte war. Er hatte den Lehrstuhl für «Theorie der Geschichte» inne und sensibilisierte mit seinen Aufsätzen zur Entstehung des «historischen Zeitbewusstseins der modernen



Welt», die historische Forschung für zeitbedingte Begriffs- und Konzeptionsprobleme heutiger geschichtswissenschaftlicher Studien. Von 1974 bis 1979 war er Leiter des Zentrums für interdisziplinäre Forschung der Univ. Bielefeld. Er war GastProf. in Tokio, Paris, New York und Chicago. 1988 wurde er emeritiert. Sein Werk, das sich zum Grossteil an den Grenzen von Geschichte-, Literatur- und Sprachwissenschaft bewegt, wurde 1989 mit dem Preis des Historischen Kollegs und 1999 mit dem Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ausgezeichnet.

***Lehmann, Hartmut* (\*1936):**

geboren am 29.4.1936 in Reutlingen, besuchte er ab 1946 die Gymnasien in Wilhelmsdorf, Calw und Nagold und war Austauschschüler an der Virgil Highschool in New York. Ab 1955 studierte er Geschichte, Anglistik, Politische Wissenschaften und Philosophie in Tübingen, Bristol und Wien und promovierte 1959 bei Hugo Hantsch über «Österreich-Ungarn und die belgische Frage im 1. Weltkrieg». Ab 1959 wiss. Ass. in Köln bei Wandruszka, habilitierte er sich bei diesem über «Pietismus und weltliche Ordnung». 1967 war er PD und Univ.-Doz. in Köln und wurde 1969 o. Prof. in Kiel. 1987 berief man ihn als Direktor des DHI nach Washington, D.C., der er bis 1993 blieb. Als ausgewiesener Frühneuzeit-Experte, konzentrierte er sich zunehmend auf Themen mit stark internationaler Perspektive und förderte am DHI Washington durch Anregung von Forschungsprojekten und von Konferenzen die verstärkte Auseinandersetzung mit zeithistorischen Themen, insbesondere die Voraussetzungen und Folgen der NS-Zeit in transnationalen Zusammenhängen. Seit 1990 ist er Direktor des MPI für Geschichte in Göttingen.

***Lemberg, Hans* (\*1933):**

geboren am 28.4.1933 in Münster, studierte er Geschichte, Germanistik und Slawistik in Berlin, Marburg, Wien und Köln und promovierte dort 1959. 1970 habilitierte er sich in Köln über Osteuropäische Geschichte, wurde 1973 wiss. Rat und Prof. in Düsseldorf, 1981 o. Prof. für Osteuropäische Geschichte in Marburg. Von 1990 bis 1996 war er Präsident des Herder-Forschungsrates, seit 1982 stellvertretender Vorsitzender des Collegium Carolinum und ist seit 1997 Vorsitzender der deutschen Sektion der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommissionen.

***Lepsius, M. Rainer* (\*1928):**

geboren am 8.5.1928 in Rio de Janeiro, studierte er Volkswirtschaft, Wirtschaftsgeschichte und Soziologie und promovierte zuerst zum Dr. oec. publ. Nach seiner Habilitation an der Univ. München war er ab 1963 dort PD. Im selben Jahr erhielt eine o. Professur an der damaligen Wirtschaftshochschule (heute: Universität) Mannheim und wechselte 1981 an die Univ. Heidelberg. In den 60er und 70er Jahren wurde er mit seinen Studien zur Institutions- und Milieubildung, zum Bildungsbürgertum und zur sozialen Ungleichheit in der Bundesrepublik zum wichtigen Ideengeber und Vermittler kategorialer Begriffe für die historische Forschung im Umkreis der Historischen Sozialwis-

senschaft. Sein internationales Profil spiegelt sich in den zahlreichen Gastprofessuren in Hongkong, Pittsburgh, Philadelphia, Princeton, Harvard und New York wieder. Von 1970 bis 1974 war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, seit 1977 ist er Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Als Mitherausgeber der Max-Weber-Gesamtausgabe und der «Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie» wirkt er an der Gestaltung eines Wissenschaftsfeldes auf der Grenzlinie zwischen Soziologie und Geschichtswissenschaft mit. Mittlerweile auch Dr. phil. h.c., wurde er 1993 emeritiert.

**Mann, Golo (1909-1994):**

als Sohn des Schriftstellers Thomas Mann am 27.3.1909 in München geboren, besuchte er das Internat Schloss Salem, wo er 1927 das Abitur bestand und danach das Studium aufnahm. Er studierte in München, Berlin und Heidelberg und war von 1933 bis 1935 Gast an der ENS St. Cloud. 1935 promovierte er mit «Zum Begriff des Einzelnen, des Ich und des Individuellen bei Hegel» bei Karl Jaspers in Heidelberg. 1933 war er bereits in die Schweiz emigriert, von dort nach Frankreich, wo er von 1935 bis 1937 Dozent an der Université Rennes lehrte und 1940 in der Französischen Armee enroliert war. 1940 schliesslich ging er in die USA, war von 1942 bis 1943 Dozent für Geschichte am Olivet College, dann bis 1946 beim Nachrichtendienst der US-Army in London, Luxemburg und Deutschland. Von 1947 bis 1958 ao. Prof. am Claremont Men's College, nahm er 1958/59 eine Gastprofessur in Münster an und war von 1960 bis 1964 o. Prof. für Politische Wissenschaft an der TH Stuttgart, wo er seit 1964 eine Honorarprofessur innehatte. 1968 erhielt er den Georg-Büchner-Preis. Er starb 1994.

**Maschke, Erich (1900-1982):**

geboren am 2.3.1900 in Berlin, besuchte er ab 1909 das Askanische Gymnasium, studierte 1918/19 zuerst Medizin und schloss dann ein Studium der Geschichte und Geographie in Freiburg i.Br., Innsbruck und Königsberg an. 1927 promovierte er mit «Der Deutsche Orden und die Preussen» bei Erich Caspar in Königsberg und wurde wiss. Mitarb. am zweiten Band des «Preussischen Urkundenbuchs». 1929 habilitierte er sich bei Caspar mit «Der Peterspfennig in Polen und dem deutschen Osten» und erhielt eine apl. Professur in Königsberg. 1936 wurde er auf eine o. Professur nach Jena berufen und wechselte 1942 nach Leipzig. Nach Verlust des Amtes und sowjetischer Gefangenschaft erhielt er 1956 eine o. Professur in Heidelberg, war 1963 GastProf. an der École Pratique des Hautes Études in Paris. 1968 wurde er emeritiert. Er starb am 11.2.1982.

**Matthias, Erich (1921-1983):**

am 4.8.1921 in Uetzingen geboren, machte er 1939 Abitur und leistete von 1940 bis 1945 Kriegsdienst (Leutnant d.R.). Er studierte in München und Göttingen und promovierte 1951 mit «Sozialdemokratie und Nation» bei Werner Conze. 1953 wurde er Redakteur bei der Zeitschrift «Ost-Probleme» und 1956 wiss. Mitarb. in der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und

der politischen Parteien. Seit 1961 ao. Prof. in Marburg, wurde er 1965 o. Prof. für Politikwissenschaft und Zeitgeschichte in Mannheim. Er starb am 23.3.1983 durch einen Verkehrsunfall.

**Mayer, Theodor (1883-1972):**

geboren am 24.8.1883 in Neukirchen (Oberösterreich), besuchte er ab 1893 die Gymnasien in Linz und Innsbruck und studierte ab 1901 in Wien (am Institut für Österreichische Geschichtsforschung) und Florenz Geschichte. 1909 promovierte er mit «Der auswärtige Handel des Herzogtums Österreich im Mittelalter» bei Alfons Dopsch und war ab 1910 im Archividienst in Innsbruck und Wien tätig. 1914 folgte die Habilitation «Die Verwaltungsorganisation Maximilians I., ihr Ursprung und ihre Bedeutung», ebenfalls bei Dopsch. 1914 PD, dann Soldat und ab 1921 apl. Prof. in Wien, wurde er 1923 ao. Prof. in Prag und 1927 dort o. Prof. 1930 wechselte er nach Giessen, 1934 nach Freiburg i.Br. und 1938 nach Marburg. Seit 1942 war er Direktor der MGH und Direktor des DHI in Rom, musste nach 1945 das Amt aus politischen Gründen räumen. 1951 gründete er das «Städtische Institut für Landschaftskunde des Bodenseegebiets», das ab 1958 den Namen «Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte» trug. Er starb am 26.11.1972.

**Meier, Christian (\*1929):**

geb. am 16.2.1929 in Stolp (Pommern), besuchte er ab 1940 das Gymnasium in Stettin, Rostock und schliesslich in Hamburg. Er studierte in Frankfurt/Main und Heidelberg Geschichte, Klassische Philologie und Römisches Recht und promovierte 1956 bei Hans Schaefer mit «Untersuchungen zur römischen Innenpolitik zwischen 63 u. 56 v.Chr.». Er erhielt im Anschluss daran ein Stipendium des «Fonds zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Baden-Württemberg» und wurde 1957 wiss. Ass. in Heidelberg, 1959 dann in Frankfurt/Main, wo er sich 1962 mit seiner Schrift «Res publica amissa. Eine Studie zu Verfassung und Geschichte der späten römischen Republik» habilitierte. Zunächst PD in Frankfurt/Main, ging er 1964 nach Freiburg i.Br. und wurde dort ao. Prof. 1966 nahm er schliesslich einen Ruf nach Basel an und wechselte 1968 nach Köln, wo er eine o. Professur für Alte Geschichte innehatte. 1973 kehrte er nach Basel zurück, war ab 1976 o. Prof. an der Univ. Bochum und wechselte 1981 schliesslich nach München. Seine Studien über die antiken Formen politischer Verfasstheit haben für heutige Forschungsdiskussionen eine grosse Bedeutung (z.B.: «Der Begriff des Politischen bei den Griechen», Frankfurt/Main 1980). Zudem nimmt er immer wieder zu aktuellen politischen Debatten (etwa jüngst in der sog. «Mahnmal-Debatte») Stellung. Von 1980 bis 1988 amtierte er als Vorsitzender des VHD, und seit 1996 ist er Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

**Meinecke, Friedrich (1862-1956):**

geboren am 30.10.1862 in Salz wedel (Sachsen-Anhalt), besuchte er ab 1873 das Köllnische Gymnasium in Berlin und studierte ab 1881 in Berlin und Bonn Geschichte und Germanistik. 1886 promovierte er über «Das sog. Straten-

dorffsche Gutachten und der Jülicher Erbfolgestreit von 1601» bei Reinhold Koser. Seit 1887 im Archividienst in Berlin tätig, habilitierte er sich 1896 mit «Das Leben des General Boyen», betreut durch Heinrich von Sybel (der 1895 starb). Er setzte als Schüler und Vertrauter Sybels 1895 Treitschke gegenüber Lamprecht als Hauptherausgeber der HZ durch und übernahm ein Jahr später nach Treitschkes Tod selbst die Hauptherausgabe, die er bis 1935 behielt. 1901 o. Prof. in Strassburg, 1906 in Freiburg i.Br., kehrte er 1914 nach Berlin zurück. 1907 veröffentlichte er eines seiner wichtigsten Werke: «Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaats», in dem er den ideengeschichtlichen Bedingungen deutscher Politik nachspürte. Seit dieser Zeit weitete er das thematische Spektrum der HZ auf das Gebiet der Geistesund Kulturgeschichte aus. In Berlin trat er immer wieder als historischpolitischer Kommentator konservativer Provenienz auf und prägte nach dem 1. Weltkrieg das Wort vom «Vernunftrepublikaner». 1928 gründete er die Historische Reichskommission für Darstellungen und Editionen über das 19. und 20. Jahrhundert. 1932 wurde er emeritiert, 1935 aus politischen Gründen aus der Herausgeberschaft der HZ gedrängt. Nach dem Krieg nahm er 1948 die Lehrtätigkeit an der neugegründeten Freien Univ. Berlin wieder auf, deren erster Rektor er war und wo er einen starken liberalen Einfluss ausübte. 1951 wurde er erneut emeritiert und starb am 6.2.1956.

*Mommsen, Hans* (\*1930):

geboren am 5.11.1930, Sohn von Wilhelm Mommsen, Bruder von Wolfgang J. Mommsen, besuchte er ab 1941 das Städt. Realgymnasium in Marburg, studierte ab 1951 Geschichte, Germanistik und Philosophie in Marburg und promovierte 1959 mit «Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im Habsburgerreich» bei Hans Rothfels in Tübingen. Seit 1960 dort wiss. Ass., wurde er 1961 Referent am IfZ und 1963 wiss. Ass. in Heidelberg. 1967 habilitierte er sich mit «Beamtentum im Dritten Reich» bei Werner Conze und wurde 1968 o. Prof. für Neuere Geschichte in Bochum, wo er die Abteilung für Geschichtswissenschaften und vor allem das Institut zur Geschichte der Arbeiterbewegung mit aufbaute. 1972/73 war er Fellow am Institute for Advanced Study in Princeton, 1974 GastProf. in Harvard, 1978 in Berkeley und 1980 an der Hebräischen Univ. Jerusalem. Er gilt als der führende Vertreter der NS-Forschung und Zeitgeschichte. 1996 emeritiert, arbeitet er weiterhin an Projekten über die Geschichte Deutschlands während des Nationalsozialismus.

*Mommsen, Wilhelm* (1892-1966):

geboren am 25.1.1892 in Berlin, besuchte er ab 1901 dort das Gymnasium und studierte ab 1912 Geschichte in Freiburg i.Br. und Berlin. Von 1914 bis 1918 leistete er Militärdienst, promovierte 1920 mit «Richelieu, Elsass und Lothringen» bei Friedrich Meinecke. 1921 wiss. Ref. in der Reichszentrale für Heimatdienst in Berlin, ging er als wiss. Ass. 1922 nach Göttingen, habilitierte sich dort 1923 mit «Bismarcks Sturz und die Parteien» bei Arnold O. Meyer und war bis 1929 PD und ab 1928 apl. Prof. 1929 erhielt er eine o. Professur in Mar-

burg. Obwohl in der Weimarer Zeit Mitglied der DDP, wurde ihm nach 1945 die Professur wegen NS-Verwicklungen entzogen. 1955 folgte nach einem Vergleich mit der Univ. Marburg die Emeritierung. Er starb 1966 in Marburg.

**Mommsen, Wolfgang J. (\*1930):**

geboren am 5.11.1930, Sohn von Wilhelm Mommsen und Bruder von Hans Mommsen, besuchte er ab 1941 das Städt. Realgymnasium in Marburg, studierte ab 1951 in Marburg und Köln zuerst Naturwissenschaften, dann Geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte und Politikwissenschaft. 1956 schloss er mit dem Staatsexamen ab und promovierte 1959 mit «Max Weber und die Politik 1890 bis 1920» bei Theodor Schieder in Köln. Ab 1958 Stipendiat im British Council in Leeds, war er ab 1959 wiss. Ass. in Köln und habilitierte sich 1967 mit «Die Politik des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg als Problem der politischen Führung» bei Theodor Schieder. Zuerst PD in Köln, wurde er 1968 o. Prof. in Düsseldorf und war von 1977 bis 1985 Direktor des DHI London. In dieser Zeit regte er ein Reihe wissenschaftlicher Tagungen mit Themen in historisch vergleichender Perspektive an. Er gilt zudem seit dieser Zeit als Spezialist für Theorie und Geschichte des Imperialismus in Europa. 1985 kehrte er auf den Lehrstuhl an der Univ. Düsseldorf zurück. 1988 wurde er als Nachfolger des Althistorikers Christian Meier Vorsitzender des VHD. Dieses Amt bekleidete er bis 1992. Seit 1996 emeritiert, leitet er heute die Max-Weber-Gesamtausgabe.

**Müller, Karl Alexander v. (1882-1964):**

geboren am 20.12.1882 in München, besuchte er ab 1892 das Kgl. Wilhelms-Gymnasium in München, studierte ab 1901 Jura, Staatswissenschaften und Geschichte in München und Oxford und schloss 1905 mit dem juristischen Staatsexamen ab. 1908 promovierte er mit «Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten Hohenlohe» bei Siegmund Riezler in München. Zuerst 1909 im Archivdienst, habilitierte er sich 1917 bei Riezler mit «Görres in Strassburg», wurde PD und 1918 ebenfalls in München Honorarprof. 1923 wurde er Syndicus der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und 1928 o. Prof. in München. Seit 1929 in der Historischen Reichskommission, trat er am 1.5.1933 in die NSDAP ein, drängte 1935 Friedrich Meinecke aus der Herausgeberschaft der HZ heraus und wurde Mitglied im wiss. Beirat des Reichsinstitut des Walter Frank. 1945 wurde er aus politischen Gründen aus allen Ämtern entfernt. Er starb am 13.12.1964.

**Nipperdey, Thomas (1927-1992):**

geboren am 27.10.1927 in Köln, besuchte er ab 1937 die Städt. Oberschule in der Kreuzgasse Köln und studierte ab 1946 Philosophie, Geschichte und Germanistik in Köln und Göttingen. Er promovierte 1953 im Fach Philosophie mit «Positivität und Christentum in Hegels Jugendschriften» und wurde Stipendiat am Institut für Geschichte des Parlamentarismus in Bonn, während er in Köln zum Schülerkreis Schieders stiess und fortan von diesem gefördert wurde. Seit 1956 wiss. Ass. am MPI für Geschichte in Göttingen, habilitierte

er sich 1961 mit der noch von Schieder angeregten Arbeit «Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918» bei Richard Nürnberger und wurde 1963 auf den früheren Lehrstuhl Franz Schnabels an die TH Karlsruhe berufen. 1967 ging er an die Freie Univ. Berlin, wo er vor allem methodisch von den Erfahrungen mit der 68er Bewegung beeinflusst wurde. Zunehmend wandelte er sich in dieser Hinsicht zu einem «bekenennenden Historisten». 1971 nahm er einen Ruf an die Univ. München an. Seit den 70er Jahren war er vielfach Gastprofessor in Oxford und Forscher am Institute for Advanced Study in Princeton (1970,1978,1984). In den Folgejahren entstand sein epochales Spätwerk, eine insgesamt drei Bände umfassende Geschichte Deutschlands von 1800 bis 1918. Für den ersten Band mit dem Untertitel «Bürgerwelt und starker Staat» erhielt er 1984 den Historikerpreis der Stadt Münster, für sein Gesamtwerk 1992 den Preis des Historischen Kollegs in München. Er starb am 14.6.1992.

***Nürnberger, Richard* (\*1912):**

geboren am 9.6.1912 in Eisleben, besuchte er ab 1921 das dortige Reformrealgymnasium und studierte ab 1931 in Halle-Wittenberg, Freiburg i.Br., Heidelberg und Berlin Kunstgeschichte, Philosophie, Germanistik und Geschichte. 1937 promovierte er mit «Kirche und weltliche Obrigkeit bei Melanchthon» bei Gerhard Ritter und wurde in Freiburg wiss. Ass. 1944 habilitierte er sich mit «Die Politisierung des französischen Protestantismus» bei Gerhard Ritter und nahm 1949 einen Ruf an die Univ. Bonn an. Ab 1955 war er o. Prof. in Göttingen.

***Oncken, Hermann* (1869-1945):**

geboren am 16.11.1869 in Oldenburg, besuchte er ab 1878 das dortige Gymnasium, studierte ab 1887 Philologie, Philosophie und Geschichte in Berlin, Göttingen und Heidelberg und promovierte 1891 mit «Die Oldenburgischen Geschichtsquellen im Mittelalter» bei Max Lenz, ging 1892 in den Archivdienst im Grossherzoglichen Haus- und Zentralarchiv in Oldenburg und absolvierte 1895 ein Ergänzungsstudium in Berlin. 1898 habilitierte er sich über «Graf Christoph von Oldenburg 1504 bis 1566» bei Max Lenz und wurde PD, 1904 Dozent an der Kriegsakademie in Berlin. 1906 GastProf. in Chicago, wurde er im selben Jahr o. Prof. in Giessen und ging 1907 nach Heidelberg, 1923 nach München und 1928 nach Berlin. 1935 wurde er auf Betreiben Walter Franks entlassen. Er starb am 28.12.1945.

***Petri, Franz* (1903-1995):**

geboren am 22.2.1903 in Wolfenbüttel, besuchte er ab 1911 dort das Gymnasium und studierte ab 1922 zuerst Mathematik, danach Geschichte und Germanistik in Berlin. 1925 promovierte er mit «Unserer Lieben Frau Diakonie. Vierhundert Jahre evangelische Liebestätigkeit in Bremen» bei Dietrich Schäfer. Ab 1926 wiss. Ass. in Marburg, ging er 1932 als Forschungs-Stipendiat nach Belgien und habilitierte sich 1936 mit «Germanisches Volkserbe in Palanien und Nordfrankreich» bei Gerhard Kallen in Köln. Ab 1937 dort PD, wurde er bereits 1936 Mitglied in der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und erhielt 1942 eine o. Professur in Köln. 1945 wurde er aus politi-

schen Gründen aus dem Lehrdienst entlassen. Er war dennoch ab 1951 wieder Lehrbeauftragter in Münster und von 1951 bis 1961 dort Direktor des Provinzialinstituts für Landes- und Volkskunde. 1961 berief ihn die Univ. Bonn als o. Prof., 1968 wurde er dort emeritiert. Seit 1969 bekleidete er eine Honorarprofessur in Münster. Er starb 1993.

**Rassow, Peter (1889-1961):**

geboren am 23.11.1889 in Elberfeld, besuchte er ab 1899 das Gymnasium in Potsdam, studierte ab 1908 in Bonn, Heidelberg und Berlin Geschichte und Evangel. Theologie und promovierte 1912 bei Michael Tangl mit «Die Kanzlei Bernhards von Clairvaux». Er war dann zunächst Soldat im 1. Weltkrieg, dann wiss. Mitarb. des Reichskanzlers a.D. von Bethmann-Hollweg, danach Dozent an der Hochschule für Politik in Berlin. 1927 habilitierte er sich mit «Die Urkunden Alfons II. von Spanien» in Breslau bei Johannes Ziekursch. 1936 wurde er apl. Prof. und 1941 o. Prof. in Köln. 1945 nach Heidelberg evakuiert, erhielt er noch im selben Jahr wieder seinen Kölner Lehrstuhl und wurde 1958 emeritiert. Er starb am 19.5.1961.

**von Raumer, Kurt (1900-1982):**

geboren am 15.12.1900 in Erlangen, studierte er in Kiel und München Geschichte und promovierte 1925 bei Karl A. von Müller mit «Karl Brater und die Anfänge einer nationaldeutschen Bewegung in Bayern». Er schloss unmittelbar daran Studien an, die 1928 in die Habilitation «Die Zerstörung der Pfalz 1689» bei Hermann Oncken mündeten. Zunächst PD in Heidelberg, dort dann 1935 apl. Prof., wechselte er im selben Jahr an das Herder-Institut in Riga, wo er 1938 o. Prof. wurde. 1939 erhielt er einen Ruf an die Univ. Königsberg und 1942 an die Univ. Münster, wo er seitdem bis zu seiner Emeritierung 1968 lehrte. Er starb am 22.11.1982 in Münster.

**Ritter, Gerhard (1888-1967):**

geboren am 6.4.1888 in Bad Sooden-Allendorf, besuchte er das Pietistische Internatsgymnasium in Gütersloh und studierte ab 1906 in München, Leipzig, Berlin und Heidelberg Geschichte, Evangel. Theologie, Nationalökonomie und Philosophie. 1911 promovierte er bei Hermann Oncken in Heidelberg mit «Die preussischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik 1858 bis 1876», absolvierte 1912 das philologische Staatsexamen und war anschließend Gymnasiallehrer in Kassel und Magdeburg. 1915 Kriegsfreiwilliger, wurde er 1919 wiss. Mitarb. an der Akademie der Wissenschaften in Heidelberg. 1921 habilitierte er sich mit «Studien zur Spätscholastik» in Heidelberg, wo er PD wurde, um 1924 o. Prof. in Hamburg zu werden. 1925 ging er nach Freiburg i.Br. Als Angehöriger der Bekennenden Kirche wurde er seit 1933 von der Gestapo überwacht, nach dem 20. Juli 1944 in Untersuchungshaft genommen und erst im April 1945 freigelassen. Er war 1948 ein führender Mitgründer des VHD, dessen Vorsitzender er von 1948 bis 1953 war. Zudem orientierte er sich zunehmend an der internationalen Forschung, ohne jedoch

sein Interessengebiet auf sozial- oder wirtschaftsgeschichtliche Themen zu erweitern. Er war seit 1953 im Vorstand des Comité internationale des Sciences historiques, des Internationalen Historikerverbandes. 1956 wurde er in Freiburg i.Br. emeritiert. Er starb am 1.7.1967.

**Ritter, Gerhard A. (\*1929):**

geboren am 29.3.1929 in Berlin, besuchte er ab 1940 das Arndt-Gymnasium und studierte ab 1947 Geschichte, Politische Wissenschaften, Philosophie, Germanistik und Kommunikations Wissenschaft in Tübingen und an der Freien Univ. Berlin. 1952 promovierte er dort über «Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900» bei Hans Herzfeld. Von 1952 bis 1954 ging er für einen Forschungsaufenthalt an das St. Antony's College in Oxford, wo er den Bachelor of Literature erwarb. Ab 1954 wiss. Ass. an der Freien Univ. Berlin, habilitierte er sich 1961 bei Herzfeld über «Die britische Arbeiterbewegung von der Gründung des Labour-Representation-Committee (1900) bis zur russischen März-Revolution (1917)». Ab 1962 o. Prof. für Politologie an der Freien Univ. Berlin, wurde er 1965 o. Prof. für Neuere Geschichte in Münster und ging 1974 nach München. Von 1976 bis 1980 war er in Nachfolge Werner Conzes Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands. Im Zentrum seines Werkes stehen die Geschichte der Arbeiterbewegung und der historische Vergleich von Sozialstaaten. 1991/92 war er als Planungsbeauftragter für den Neuaufbau der Geschichtswissenschaft an der Humboldt-Univ., zu Berlin massgeblich beteiligt. Er war GastProf. in Oxford (1965/66 und 1972), Berkeley (1971/72) und Tel Aviv (1973). Seit 1994 emeritiert, lebt er heute in Berg am Starnberger See. 1983 machte ihn das St. Antony's College Oxford zu seinem Honorary Fellow, 1994 wurde ihm der Ehrendoktor der Univ. Bielefeld, 1999 der Ehrendoktor der Humboldt-Univ., zu Berlin verliehen.

**Rörig, Fritz (1882-1952):**

geboren am 2.19.1882 in St. Blasien (Baden), besuchte er ab 1893 das Gymnasium in Barmen, studierte ab 1901 in Göttingen, Tübingen und Leipzig Geschichte und Jura und promovierte 1906 mit «Die Entstehung der Landeshoheit des Trierer Erzbischofs» bei Gerhard Seeliger in Leipzig. 1908 Bibliothekar in Leipzig, ging er 1917 in den Archivdienst, zuerst in Metz, dann in Lübeck, und wurde schliesslich Landrat in Riga. 1918 wurde er ao. Prof. in Leipzig, 1923 berief man ihn auf eine o. Professur in Kiel. 1935 wechselte er nach Berlin. Er wurde 1952 emeritiert und starb am 29.4.1952.

**Rosenberg, Hans (1904-1988):**

geboren am 26.2.1904 in Hannover, machte er 1922 das Abitur am Realgymnasium in Nippes, studierte ab 1922 in Köln, Freiburg i.Br. und Berlin und promovierte 1927 mit «Die Jugendgeschichte Rudolf Hayms» bei Friedrich Meinecke. Er erhielt einen Forschungsauftrag bei der Akademie der Wissenschaften, war ab 1928 für die Historische Reichskommission in Berlin tätig und habilitierte sich 1932 mit «Rudolf Haym und die Anfänge des klassischen



Liberalismus» bei Johannes Ziekursch. 1933 wurde er als «Jude» entlassen und emigrierte nach Grossbritannien, wo er von 1934 bis 1935 am Institute for Historical Research forschte. 1936 ging er als Dozent an das Illinois College in Jacksonville, USA, und wurde 1938 Prof. am Brooklyn College der Columbia University in New York. Er hatte dieses Amt bis 1959 inne. 1949 und 1950 nahm er Gastprofessuren an der Freien Univ. Berlin wahr, 1955 in Marburg. 1956/57 war er Prof. in Princeton und von 1959 bis 1970 in Berkeley, wo er emeritiert wurde. Von 1976 bis 1988 war er HonorarProf. in Freiburg i.Br., wo er am 26. Juni 1988 starb.

***Rosenstock-Huessy, Eugen (1888-1973):***

geboren am 6.7.1888 in Berlin, machte er 1906 das Abitur am Joachimsthaler Gymnasium und studierte in Zürich, Berlin und Heidelberg, um 1910 zum Dr. jur. über «Landfriedensgerichte und Provinzialversammlungen vom neunten bis zwölften Jahrhundert» bei Richard Schröder in Heidelberg zu promovieren. 1912 habilitierte er sich mit «OstWestfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.» und promovierte nach dem 1. Weltkrieg 1923 zum Dr. phil., nachdem er von 1912 bis 1919 in Heidelberg PD für Rechtsgeschichte gewesen war. Diese Tätigkeit wurde durch den Armeedienst von 1914 bis 1919 unterbrochen. 1922 wurde er PD für Soziologie an der TH Darmstadt, 1923 o. Prof. für Rechtsgeschichte in Breslau, von wo er 1933 in die USA emigrieren musste. Von 1933 bis 1935 Dozent in Harvard, wurde er 1935 Prof. für Sozialphilosophie am Dartmouth College in New Hampshire, wo er 1973 emeritiert wurde. Er nahm Gastprofessuren in Göttingen (1950), Münster (1957/58), an der UCLA (1959) und Köln (1962/63) an, wo er von 1961 bis 1962 Direktor des Amerika-Instituts war. Er starb am 24.2.1973 in Norwich.

***Rothfels, Hans (1891-1976):***

geboren am 12.4.1891 in Kassel, besuchte er dort ab 1900 das Kgl. Friedrichs-Gymnasium und studierte ab 1909 in Freiburg i.Br., München, Berlin und Heidelberg Geschichte. 1910 konvertierte er vom jüdischen zum protestantischen Glauben. Von 1914 bis 1917 war er Soldat, verlor ein Bein und erhielt das Eiserne Kreuz. Er promovierte 1918 mit «Carl von Clausewitz. Politik und Krieg. Eine ideengeschichtliche Studie» bei Hermann Oncken in Heidelberg. Von 1920 bis 1924 Archivat in Potsdam, habilitierte er sich 1924 mit «Bismarcks englische Bündnispolitik» bei Friedrich Meinecke und ging 1926 als o. Prof. nach Königsberg, wo er den Lehrstuhl für Neuere Geschichte innehatte. In Königsberg entwickelte er das Programm der «Grenzlanduniversität», suchte eine historische Begründung für eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen der Königsberger Univ. und den deutschen Kulturinstituten in den Nachbarstaaten Polen und Russland. 1934 wurde er als «Jude» von seinen Pflichten entbunden. Auf Fürsprache Albert Brackmanns erhielt er eine Stelle am Staatsarchiv in Potsdam, war zeitweise Dozent in Cambridge und emigrierte 1938 wegen des sich zusehends verschärfenden politischen Klimas, vor allem infolge der «Reichspogromnacht» von 1938, nach Grossbritannien, wo er 1939 einen Forschungsauftrag am St. John's College in Oxford erhielt.

Er wurde 1940 auf der Isle of Man interniert, ging im selben Jahr als GastProf. an die Brown University in Providence und wurde 1946 o. Prof. für Europäische Geschichte an der University of Chicago, wo er bis 1956 blieb. Bereits 1951 nahm er zudem einen Ruf an die Univ. Tübingen an. Hier entwickelte er seine Konzepte der «Zeitgeschichte», gab ab 1953 (bis 1976) zusammen mit Theodor Eschenburg die «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte» heraus. 1959 wurde er emeritiert, förderte jedoch weiterhin einen breiten Schülerkreis. Zudem galt er als Haupt des «Königsberger Kreises», einer Reihe von Historikern wie Conze, Schieder, Ipsen, Jantke u.a., die in den 30er Jahren an der Univ. Königsberg gearbeitet hatten. Durch die Nürnberger Rassengesetze seines Staatsbürgerrechts beraubt, nahm er erst 1969 wieder die deutsche Staatsbürgerschaft an. Er starb am 22.6.1976 in Tübingen.

**Rürup, Reinhard** (\*1934):

geboren am 27.5.1934 in Rehme/Westfalen, studierte er ab 1954 Geschichte, Germanistik, Rechtswissenschaften und Theologie in Freiburg und Göttingen, wo er 1962 bei Percy E. Schramm über «Johann Jakob Moser. Pietismus und Reform» promovierte. Bis 1970 war er Oberass. am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Univ. Berlin, wo er sich 1970 habilitierte und von 1970 bis 1975 o. Prof. war. Er lehrte als Gastprof. u.a. in Berkeley, Stanford, Harvard und Jerusalem. 1975 wurde er o. Prof. an der TU Berlin. Dort förderte er in intensiver Weise die Antisemitismusforschung; er wurde 1999 emeritiert. Seit 1994 ist er Direktor der Stiftung «Topographie des Terrors» in Berlin.

**von Saldern, Adelheid** (\*1938):

geboren am 28.12.1938 in München, promovierte sie 1964 bei Franz Schnabel über «Hermann Dietrich. Ein Staatsmann der Weimarer Republik» und habilitierte sich 1973 mit einer sozialgeschichtlichen Untersuchung über die «Emanzipation städtischer Unterschichten in Göttingen». Seit 1977 o. Prof. in Hannover, war sie 1989 GastProf. an der Johns Hopkins University Baltimore, 1994 in Chicago und 1998 in Harvard. Ihre sozialgeschichtlich ausgerichteten Arbeiten, die sich mit Arbeiterleben und Arbeiterbewegung beschäftigen, öffneten sich in den 70er Jahren bereits neuen erfahrungs- und alltagsgeschichtlichen Ansätzen. In ihren Arbeiten über die Geschichte des Wohnens klingt zudem die reflektierte Rezeption der von Philippe Ariès und Georges Duby herausgegebenen fünfbandigen Grosssynthese «Geschichte des privaten Lebens» an. Von 1994 bis 1999 war sie Wahlsenatorin der Univ. Hannover. Sie ist heute Mitglied zahlreicher Wissenschaftlicher Beiräte und u.a. Mitherausgeberin der Zeitschrift «Werkstatt Geschichte».

**Schieder, Theodor** (1908-1984):

geboren am 11.4.1908 in Oettingen, besuchte er ab 1919 das Anna-Gymnasium in Augsburg, studierte ab 1928 in München und Berlin und promovierte 1933 bei Karl Alexander von Müller über «Die kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863 bis 1871». In den frühen 30er Jahren gehörte er der jungkonservativen «Deutsch-akademischen Gilden-

schaft» an, als deren Schriftführer er zwischenzeitlich tätig war. Er erhielt 1935 eine Anstellung an der «Landesstelle für Nachkriegsgeschichte», leitete Seminare an der Univ. Königsberg und wurde dort 1940 o. Prof., während er sich zuvor mit «Deutscher Geist und ständische Freiheit 1569 bis 1772/93» bei Kurt von Raumer habilitiert hatte. Von 1941 bis 1944 war er Referatsleiter für «Presse und Propaganda» im NS-Dozentenbund an der Univ. Königsberg. Ab 1942 war er dort o. Prof., flüchtete im Herbst 1944 und erhielt nach dem Krieg 1948 eine o. Professur in Köln. In den Jahrzehnten nach dem Krieg bemühte er sich um eine theoretisch an Max Weber geschulte Reformulierung der Grundkategorien historischer Forschung und «historischen Verstehens». Thematisch konzentrierte er sich auf das Phänomen «Vorgeschichte und Geschichte des deutschen Nationalstaats im 19. Jahrhundert». Das Kölner Seminar bot ihm dafür den institutionellen Rahmen, innerhalb dessen er eine sehr grosse Wirksamkeit bei der Ausbildung von wissenschaftlichem Nachwuchs entfalten konnte. Zudem war er 1962/63 der Rektor dieser Universität. 1957 lehnte er die Nachfolge Ritters in Freiburg i.Br. und Rothfels' in Tübingen, 1964 die Nachfolge Schnabels in München ab. Dagegen war er seit 1957 in der Nachfolge Ludwig Dehios Herausgeber der HZ, von 1967 bis 1972 Präsident des VHD und ab 1964 (bis zu seinem Tod) in der Nachfolge Schnabels und Aubins Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. Er wurde 1976 emeritiert und starb am 8.10.1984.

*Schieder, Wolfgang* (\*1935):

als Sohn von Theodor Schieder wurde er am 2.9.1935 geboren, studierte ab 1954 in Köln, Freiburg und Münster, wo er 1962 über die «Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung» bei Werner Conze promovierte. 1965 ging als wiss. Mitarb. an das DHI in Rom und arbeitete über Faschismus in vergleichender Perspektive. Nach seiner Rückkehr 1967 habilitierte er sich und wurde 1970 o. Prof. in Trier. 1991 wechselte er an die Univ. Köln. Schieders Arbeit, die sich ausser mit der deutschen auch mit der italienischen Geschichte beschäftigt, gilt als ein Markstein auf dem Weg zum Verständnis von Liberalismus, Faschismus und Nationalsozialismus als vor allem soziale Phänomene, deren Eigenheiten er durch den Vergleich herauszuarbeiten sucht.

*Schnabel, Franz* (1887-1966):

geboren am 18.12.1887 in Mannheim, besuchte er dort ab 1898 das Humanist. Gymnasium und studierte ab 1907 in Heidelberg und Berlin Geschichte, Germanistik und Philosophie. 1910 promovierte er bei Hermann Oncken «Zur Geschichte der klerikalen Parteiorganisation im Jahre 1848». Ab 1911 Gymnasiallehrer in Mannheim, ging er 1916 in den Archivdienst im Badischen Generallandesarchiv in Karlsruhe, wo er sich an der TU 1922 mit «Die Ministerverantwortlichkeit in Baden» bei Hermann Wätjen habilitierte. Seit 1922 war er dort o. Prof., lehrte vor einem ingenieurwissenschaftlichen Auditorium und fertigte Studien über das politische System des Grossherzogtums Baden im 19. Jahrhundert an. Ab 1929 verfasste er eine «Deutsche Geschichte im 19.

Jahrhundert», deren Interpretationen durch seine liberalen Grundauffassungen geprägt waren. Politisch befürwortete er die Weimarer Republik, protestierte etwa 1932 heftig gegen die Amtsenthebung der preussischen Regierung Otto Braun durch RK Franz v. Papen. 1936 erhielt er aus politischen Gründen Publikations- und faktisch Berufsverbot. Ein fünfter Band seiner «Deutschen Geschichte» sollte veröffentlicht werden, wurde aber 1941 von der NS-Zensur verboten, so dass er ab dieser Zeit in der inneren Emigration in Heidelberg lebte. Nach Kriegsende wurde er Landesdirektor für Unterricht und Kultus für Nordbaden und wirkte am Aufbau des Bildungswesens mit. 1947 wurde er o. Prof. an der Univ. München, lehnte zuvor einen Ruf nach Marburg auf den Lehrstuhl von Wilhelm Mommsen ab. Von 1951 bis 1959 war er Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. 1962 wurde er emeritiert. Er starb am 25.2.1966.

**Schramm, Percy Ernst (1894-1970):**

geboren am 14.10.1894 in Hamburg, besuchte er dort ab 1905 das Gymnasium Johanneum und studierte anschliessend, unterbrochen vom Militärdienst, in Hamburg, Freiburg i.Br., Marburg, Kiel, München und Heidelberg Geschichte, wo er 1922 mit «Studien zur Geschichte Kaiser Ottos III. (996 bis 1002)» bei Karl Hampe promovierte. Er wurde wiss. Ass. bei den MGH in der Abteilung «Diplomata» und habilitierte sich 1924 mit «Kaisertum, Rom und Antike vom Ende des 9. bis zum 12. Jahrhundert». Zuerst PD in Heidelberg, wurde er 1929 o. Prof. in Göttingen, ab 1943 führte er das Kriegstagebuch des OKW. Nach dem Krieg erhielt er von 1946 bis 1948 Lehrverbot, blieb aber auf seinem Lehrstuhl in Göttingen, wo er 1963 emeritiert wurde. Seit 1958 gehört er dem Orden «Pour le mérite für Wissenschaften und Künste» an und war ab 1963 dessen Kanzler. Er starb am 12.11.1970.

**Schulin, Ernst (\*1929):**

geboren am 12.10.1929 in Kassel, besuchte er ab 1949 die Staatl. Wilhelmschule und studierte ab 1949 in Göttingen, Tübingen, Madrid und Paris Geschichte, Germanistik, Religionsgeschichte und Philosophie. 1956 promovierte er mit «Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke» bei Percy E. Schramm und wurde anschliessend Stipendiat der DFG, 1958 wiss. Mitarb. im Institut für Europäische Geschichte in Mainz. 1961 wurde er wiss. Ass. in Giessen und habilitierte sich 1965 mit «Handelsstaat England. Vom 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert» bei Martin Göhring. Nach der Privatdozentur wurde er 1967 o. Prof. an der TH Berlin und 1974 nach Freiburg i.Br. berufen. 1994 wurde er emeritiert.

**Schulz, Gerhard (\*1924):**

geboren am 24.8.1924 in Sommerfeld, besuchte er ab 1935 das Reformrealgymnasium in Sommerfeld und die Wirtschaftsoberschule in Leipzig und studierte ab 1946 an der TH Dresden, in Leipzig und an der Freien Univ. Berlin Geschichte, Geographie, Philosophie, Wirtschaftsgeschichte und Politische Wissenschaften. 1952 promovierte er mit «Die deutsche Sozialdemokratie

und die Entwicklung in den auswärtigen Beziehungen vor 1914» bei Hans Herzfeld. 1959 Wiss. Rat und Leiter der Historischen Abteilung des Instituts für Politische Wissenschaften der Freien Univ. Berlin habilitierte er sich 1960 mit «Verfassung und Reichsreform. Reich und Länder zwischen Demokratie und Diktatur». 1962 wurde er ao. Prof. in Tübingen und 1963 ebenfalls dort o. Prof. für Neueste und Zeitgeschichte.

**Schulze, Winfried** (\*1942):

geboren am 13.10.1942 in Bergisch Gladbach, studierte er ab 1964 in Köln und an der Freien Univ. Berlin Geschichte und Politische Wissenschaften. 1970 promovierte er über österreichische Landesgeschichte und wurde wiss. Ass. bei Eberhard Weis. 1974 ging er als Prof. an die GH Kassel, habilitierte sich 1974/75 und ging 1976 als o. Prof. an die Freie Univ. Berlin zurück. 1978 an die Ruhr-Univ. Bochum berufen, ist er heute o. Prof. für Geschichte der Frühen Neuzeit an der LMU München. 1985/86 war er Stipendiat des Historischen Kollegs in München. Er bewegt sich mit seinen Arbeiten im Bereich von Früher Neuzeit als auch Zeitgeschichte souverän über die disziplinär gesetzten Grenzen historischer Forschungsbereiche hinweg. 1996 erhielt er den Leibniz-Preis der DFG für seine wissenschaftliche Arbeit. Seit 1998 ist er Vorsitzender des Wissenschaftsrates.

**Sonthheimer, Kurt** (\*1928):

geboren am 31.7.1928 in Gernsbach (Baden), absolvierte er ein Studium der Politologie, das er mit dem Magister Artium abschloss, auf den die Promotion folgte. Von 1957 bis 1959 war er wiss. Mitarb. im IfZ München. 1960 wurde er PD in Freiburg i.Br. und anschliessend Professor an der PH Osnabrück. 1962 wurde er ao. Prof. an der Freien Univ. Berlin, wo er im selben Jahr eine o. Professur erhielt. Seit 1969 ist er Prof. in München. Seine Studien «Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933» (1962) und «Die Adenauer-Ara. Grundlegung der Bundesrepublik» (1991) gehören zu den Standardwerken der Zeitgeschichtsforschung.

**von Srbik, Heinrich Ritter** (1878-1951):

geboren am 10.11.1878 in Wien, besuchte er ab 1888 das Gymnasium der k.u.k. Theresianischen Akademie und studierte ab 1897 in Wien Geschichte, Germanistik und Geographie. 1901 promovierte er mit «Burggraf Friedrich III. von Nürnberg» bei Oswald Redlich und wurde wiss. Mitarb. bei der Kommission für Neuere Geschichte Österreichs in Wien. 1904 wurde er wiss. Ass. am IfÖG in Wien und habilitierte sich im Spezialfach «Österreichische Geschichte» 1907 mit «Der staatliche Exporthandel Österreichs im Zeitalter des Merkantilismus». 1909 folgte die Habilitation im Fach «Allgemeine Geschichte» mit der Arbeit «Wilhelm von Schröder. Ein Beitrag zur Geschichte der Staatswissenschaften». Bereits 1907 PD in Wien, wurde er 1912 ao. Prof. in Graz und 1917 dort o. Prof. 1922 wechselte er nach Wien, 1929/30 wurde er Österreichischer Unterrichtsminister, wurde Mitgl. im Reichsinstitut für Ge-

schichte des neuen Deutschland, war ab 1938 Mitgl. des Reichstags, von 1938 bis 1945 Präsident der Wiener Akademie der Wissenschaften und von 1942 bis 1945 Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München. 1945 aus politischen Gründen aus dem Hochschuldienst entlassen, starb er am 16.2.1951.

**Stadelmann, Rudolf** (1902-1949):

geboren am 23.4.1902 in Adelmannfelden (Württemberg), besuchte er ab 1912 das Gymnasium in Ludwigsburg und studierte ab 1921 in Tübingen, Heidelberg, München und Berlin Philosophie, Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte. 1925 promovierte er mit «Der historische Sinn bei Herder» und war 1926 Gymnasiallehrer in Stuttgart. 1927 wurde er wiss. Mitarb. in München und 1928 wieder Gymnasiallehrer in Kirchheim/Teck. Im selben Jahr ging er als Lektor ans Institut für deutsche Sprache und Dichtung in Bologna und habilitierte sich 1929 mit «Vom Geist des ausgehenden Mittelalters» bei Gerhard Ritter. Seit 1929 PD in Freiburg, wurde er 1936 apl. Prof. in Giessen und 1937 dort ao. Prof., sowie im selben Jahr noch o. Prof. 1938 folgte er einem Ruf nach Tübingen. Er starb am 17.8.1949.

**Steinbach, Franz** (1895-1964):

geboren am 10.10.1895 in Rommersberg, besuchte er ab 1904 das Gymnasium in Bergisch Gladbach und Neuss und studierte ab 1918 in Bonn Geschichte, Germanistik, Geographie und Wirtschaftswissenschaften. 1922 promovierte er mit «Beiträgen zur Agrargeschichte des bergischen Landes» bei Aloys Schulte und wurde im selben Jahr Offizier der Reichswehr. 1925 wiss. Ass. am Institut für geschichtliche Landeskunde in Bonn, habilitierte er sich 1926 mit «Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte» und wurde 1928 ao. Prof. in Bonn, wo er erst nach dem Krieg 1948 eine o. Professur erhielt. Nach dem Weggang von Hermann Aubin und Theodor Frings (1925) wurde er 1926 Leiter der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde und galt als das Haupt der Bonner Schule der Geschichts- und Kulturraumforschung. 1960 wurde er emeritiert. Er starb am 7.11.1964.

**Stürmer, Michael** (\*1938):

geboren am 29.9.1938 in Kassel, studierte er Geschichte, Philosophie und Sprachen an der London School of Economics, an der Freien Univ. Berlin und in Marburg, wo er 1965 bei Erich Matthias promovierte. Von 1965 bis 1970 war er wiss. Ass. in Mannheim und Darmstadt, Gastdozent in Sussex und habilitierte sich 1971 an der TH Darmstadt. 1973 wurde er o. Prof. in Erlangen. Seitdem war er GastProf. in Harvard (1976/77) und am Institute for Advanced Study in Princeton (1977/78) sowie an der Sorbonne, in Toronto und Bologna. Von 1987 bis 1998 war er Direktor der Stiftung «Wissenschaft und Politik» in Ebenhausen.

**Tenfelde, Klaus** (\*1944):

geboren am 29.3.1944 in Erkelenz, machte er zuerst eine Lehre und arbeitete bis 1962 als Bergmann. Von 1962 bis 1965 war er als Polizei Vollzugsbeamter

beim BGS tätig, machte über den zweiten Bildungsweg von 1965 bis 1967 sein Abitur, studierte anschliessend in Münster und am Hamilton College in Clinton/USA und schloss 1973 das Studium mit dem Staatsexamen ab. 1975 folgte die Promotion, der sich 1981 die Habilitation anschloss. 1986 wurde er o. Prof. in Innsbruck, war 1986 GastProf. an der Hebräischen Univ. in Jerusalem und wechselte 1990 auf den Lehrstuhl für Sozialgeschichte an der Univ. Bielefeld. 1993/94 Gastprofessor in Rotterdam, übernahm er 1995 in der Nachfolge von Helga Grebing die Leitung des Instituts für soziale Bewegungen an der Ruhr-Univ. Bochum.

**Treue, Wilhelm (1909-1992):**

geboren am 18.7.1909 in Berlin, besuchte er ab 1917 das Paulsen-Gymnasium in Steglitz und studierte ab 1928 in Berlin Geschichte, Biologie und Kunstgeschichte. 1932 promovierte er mit «Die deutsche Landwirtschaft zur Zeit Caprivis» bei Fritz Hartung und wurde Verlagsangestellter beim Propyläen-Verlag in Berlin. 1938 wurde er wiss. Beamter in der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Marineamtes, war während des Krieges Marineartillerist und habilitierte sich 1945 erneut mit «Wirtschaftszustände und Wirtschaftspolitik in Preussen 1815 bis 1825» bei Fritz Hartung, nachdem er 1935 zwar habilitiert, ihm aber nicht die Lehrbefugnis zugestanden wurde. Ab 1948 PD in Göttingen, dann ao. Prof. an der TH Hannover, wurde er dort 1954 o. Prof. und behielt weiterhin einen Lehrauftrag an der Univ. Göttingen. 1975 wurde er emeritiert und nahm danach noch einmal eine Gastprofessur in Salzburg wahr. Er starb am 18.10.1992.

**Vierhaus, Rudolf (\*1922):**

geboren am 29.10.1922 in Wanne-Eickel, promovierte er 1955 bei Kurt von Raumer über das Thema «Ranke und die soziale Welt» und war nach seiner Habilitation ab 1961 PD in Münster. 1964 wurde er o. Prof. in Bochum und war seit 1971 Direktor des MPI für Geschichte in Göttingen. Als Herausgeber und Wissenschaftsorganisator, aber auch als Spezialist der Frühneuzeit-Forschung gilt Rudolf Vierhaus als ein herausragender Vermittler sowohl zwischen den einzelnen historischen Disziplinen als auch zwischen verschiedenen nationalen Wissenschaftskulturen und methodischen Schulen. Insbesondere die vom MPI Göttingen veranstalteten Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft bieten dafür ein von angesehenen Historikern genutztes Forum. Er war von 1990 bis 1997 deutscher Kovorsitzender der Deutsch-Tschechoslowakischen, dann der Deutsch-Tschechischen und der Deutsch-Slowakischen Historikerkommission. Obwohl er 1990 emeritiert wurde, ist er heute noch als Vermittler und Moderator zwischen den Epochen tätig.

**Wagner, Fritz (\*1908):**

geboren am 5.12.1908 in Ludwigsburg, besuchte er ab 1919 das dortige Humanist. Gymnasium und studierte ab 1926 in Tübingen, Paris, München und Berlin Geschichte, Germanistik und Romanistik. 1932 promovierte er mit «Der liberale Benjamin Constant» bei Karl Alexander von Müller und Arnold O. Mayer und habilitierte sich 1939 mit «Kaiser Karl VII. und die grossen

Mächte» ebenfalls bei Müller. PD in München, wurde er dort 1947 apl. Prof. und ging im gleichen Jahr als o. Prof. an die Univ. Marburg. 1966 wechselte er nach München, wo er 1974 emeritiert wurde.

***Wandruszka, Adam (1914-1997):***

geboren am 6.8.1914 in Lemberg (ÖU-Galizien), besuchte er das Humanist. Gymnasium in Wien und studierte dort ab 1932 Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik. Als NSDAP- und SA-Mitglied promovierte er mit «Karl Moering. Ein Soldat und Politiker» bei Heinrich Ritter von Srbik und wurde während des Krieges Offizier. Ab 1943 war er am Österreichischen Historischen Institut in Rom tätig und wurde 1946 Redakteur bei «Die Presse» in Wien. 1955 habilitierte er sich mit «Österreichs politische Struktur» bei Hugo Hantsch und nahm 1959 einen Ruf nach Köln für Mittlere und Neuere Geschichte an. 1969 ging er wieder zurück nach Wien. Er starb am 10.7.1997.

***Wehler, Hans-Ulrich (\*1931):***

geboren am 11.9.1931 in Freudenberg bei Siegen, studierte er ab 1952 in Athens/Ohio, Bonn und Köln Geschichte, Soziologie und Ökonomie und promovierte 1962 in Köln bei Theodor Schieder über «Sozialdemokratie und Nationalstaat». Wiss. Ass. bei Erich Angermann, habilitierte er sich 1968 bei Theodor Schieder mit einer Studie über «Bismarck und der Imperialismus» und war anschliessend PD in Köln, ging 1970 an die Freie Univ. Berlin, wo er o. Prof. wurde, und wechselte 1971 an die neuerrichtete Univ. Bielefeld, wo er zu einem der Köpfe der sog. «Bielefelder Schule» der Historischen Sozialwissenschaft wurde. Seitdem war er mehrfach GastProf. im Ausland, u.a. in Harvard (1972 u. 1989), Princeton (1976) und Stanford (1983/84). 1996 emeritiert, war er 1998/99 Fellow am Wissenschaftskolleg in Berlin. Er wirkte massgeblich mit an der Gründung und ist seither geschäftsführender Mithrsg. der Zeitschrift «Geschichte und Gesellschaft». Zudem beteiligt er sich immer wieder an aktuellen historisch-politischen Debatten (z.B. Historikerstreit). Er arbeitet derzeit an dem vierten Band seiner «Deutschen Gesellschaftsgeschichte», der sich mit dem 20. Jahrhundert befassen wird.

***Weis, Eberhard (\*1925):***

geboren am 31.10.1925 in Schmalkalden, besuchte er ab 1933 die dortige Staatl. Oberschule und studierte ab 1944 u.a. in Würzburg, München und Paris Geschichte, Romanistik und Anglistik. 1950 schloss er mit dem Staatsexamen ab, wurde Gymnasiallehrer in München und promovierte 1951 mit «Geschichtsschreibung und Staatsauffassung in der französischen Enzyklopädie» bei Franz Schnabel und Johannes Spörl. 1952 war er Stipendiat am Institut für Europäische Geschichte in Mainz und 1953 dort im Archivdienst tätig. 1969 habilitierte er sich bei Karl Bosl in München mit der Studie «Montgelas 1759 bis 1799. Zwischen Revolution und Reform», wurde PD und im selben Jahr Prof. an der Freien Univ. Berlin. 1970 ging er zurück nach München, wo er von 1987 bis 1997 Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war. Ebenso war er von 1983 bis 1993 Vorsit-



zender des Wiss. Beirats des DHI Paris und gehörte von 1987 bis 1997 dem MPI für Geschichte in Göttingen an. Er wurde 1991 emeritiert.

***Winkler, Heinrich August* (\*1938):**

geboren am 19.12.1938 in Königsberg, besuchte er das Gymnasium in Ulm und studierte in Münster, Heidelberg und Tübingen, wo er 1963 mit «Preussischer Liberalismus und deutscher Nationalstaat» bei Hans Rothfels promovierte. 1962 trat er in die SPD ein. Von 1964 bis 1970 wiss. Ass. an der Freien Univ. Berlin, habilitierte er sich dort 1970 mit einer Studie über «Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik» und wurde hier auch im selben Jahr o. Prof. 1972 wechselte er an die Univ. Freiburg i.Br. und kehrte 1991 nach Berlin, diesmal an die Humboldt-Univ., zurück, wo er derzeit einen Lehrstuhl für Neueste Geschichte innehat. Seit dem Erscheinen seiner dreibändigen Studie über die Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und seiner sozio-politischen Synthese derselben Periode zählt der engagierte Sozialdemokrat zu den führenden Historikern der politischen und sozialen Geschichte Deutschlands in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zur Zeit arbeitet er am Abschluss einer Synthese Deutscher Geschichte seit der Frühneuzeit.

***Wittram, Reinhard* (1902-1973):**

geboren am 9.8.1902 in Bildingerhof (russ. Baltikum), besuchte er ab 1911 das Ritterschaftliche Landesgymnasium in Birkenruhe/Livland, dann das Deutsche Stadtgymnasium in Riga und studierte ab 1920 in Riga, Jena und Tübingen Geschichte, Geographie und Religionsgeschichte. 1927 promovierte er mit «Die französische Politik auf dem Basler Konzil» bei Johannes Haller und habilitierte sich am Herder-Institut in Riga mit «Der Liberalismus baltischer Literaten». Ab 1928 Dozent, wurde er 1938 InstitutsProf. am Herder-Institut und 1941 o. Prof. in Posen. 1942 lehnte er die Nachfolge Kleophas Pleyers in Innsbruck ab und war daher seit 1945 ohne Amt. Zuerst Lehrbeauftragter, dann ao. Prof., wurde er 1955 schliesslich o. Prof. in Göttingen. 1970 wurde er emeritiert. Er starb am 16.4.1973.

# Bibliographisches Glossar

## I. Arbeiten und Studien der interviewten Historiker/innen

- Fischer, Wolfram: Das Fürstentum Hohenlohe im Zeitalter der Aufklärung, Tübingen 1951. (Dissertation)
- Fischer, Wolfram: Handwerksrecht und Handwerkswirtschaft um 1800: Studien zur Sozial- und Wirtschaftsverfassung vor der industriellen Revolution, Berlin 1955.
- Fischer, Wolfram: Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung 1800-1850, Berlin 1962. (Habilitation)
- Fischer, Wolfram: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Aufsätze, Studien, Vorträge, Göttingen 1972.
- Fischer, Wolfram: Armut in der Geschichte: Erscheinungsformen und Lösungsversuche der Sozialen Frage in Europa seit dem Mittelalter, Göttingen 1982.
- Fischer, Wolfram (Hg.): Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 1985. [Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte; Bd.5]
- Fischer, Wolfram (Hg.): Europäische Wirtschafts- und Sozialgeschichte vom Ersten Weltkrieg bis zur Gegenwart, Stuttgart 1987. [Handbuch der Europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte; Bd. 6]
- Fischer, Wolfram: Henning Berlin: die Geschichte eines pharmazeutischen Unternehmens 1913-1991, Berlin 1992.
- Fischer, Wolfram: Expansion – Integration – Globalisierung: Studien zur Geschichte der Weltwirtschaft, Göttingen 1998.
- Gall, Lothar: Benjamin Constant: seine politische Ideenwelt und der deutsche Vormärz, Stuttgart 1963. (Dissertation)
- Gall, Lothar: Der Liberalismus als regierende Partei: Das Grossherzogtum Baden zwischen Restauration und Reichsgründung, Wiesbaden 1968.
- Gall, Lothar: Bismarck. Der weisse Revolutionär, Frankfurt a.M. 1980.
- Gall, Lothar: Europa auf dem Weg in die Moderne: 1850-1890, München 1984. [Oldenbourg Grundriss der Geschichte; Bd. 14]
- Gall, Lothar: Bürgertum in Deutschland, Berlin 1989.
- Gall, Lothar: Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft, München 1993. [Enzyklopädie Deutscher Geschichte; Bd. 25]
- Gall, Lothar u.a. (Hg.): Die Deutsche Bank 1870-1995, München 1995.
- Geiss, Imanuel: Der polnische Grenzstreifen 1914-1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg, Lübeck/Hamburg 1960.
- Geiss, Imanuel (Hg.): Juli 1914. Die europäische Krise und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, München 1965.

- Geiss, Imanuel: Panafrikanismus. Zur Geschichte der Dekolonisation, Frankfurt a.M. 1968. (Habilitation)
- Geiss, Imanuel: Der lange Weg in die Katastrophe. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs 1815-1914, München 1990.
- Grebing, Helga: Zentrum und katholische Arbeiterschaft 1918-1933. Ein Beitrag zur Geschichte des Zentrums in der Weimarer Republik, Berlin 1952. (Dissertation)
- Grebing, Helga: Der Nationalsozialismus. Ursprung und Wesen, München 1959.
- Grebing, Helga: Geschichte der deutschen Parteien, Wiesbaden 1962.
- Grebing, Helga: Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, München 1966.
- Grebing, Helga: Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik nach 1945, Frankfurt a.M. 1969. (Habilitation)
- Grebing, Helga: Arbeiterbewegung. Sozialer Protest und kollektive Interessenvertretung bis 1914, München 1985.
- Kocka, Jürgen: Unternehmer in der deutschen Industrialisierung, Göttingen 1975.
- Kocka, Jürgen: Angestellte zwischen Faschismus und Demokratie. Zur politischen Sozialgeschichte der Angestellten: USA 1890-1940 im internationalen Vergleich, Göttingen 1977.
- Kocka, Jürgen: Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914-1918, Göttingen 1978.
- Kocka, Jürgen: Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850-1980: vom Privatbeamten zum angestellten Arbeitnehmer, Göttingen 1981.
- Kocka, Jürgen: Lohnarbeit und Klassenbildung: Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875, Bonn 1983.
- Kocka, Jürgen: Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme, 2., erw. Aufl., Göttingen 1986.
- Kocka, Jürgen: Geschichte und Aufklärung. Aufsätze, Göttingen 1989.
- Kocka, Jürgen: Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen: Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert, Bonn 1990.
- Kocka, Jürgen: Weder Stand noch Klasse: Unterschichten um 1800, Bonn 1990.
- Kocka, Jürgen: Vereinigungskrise: zur Geschichte der Gegenwart, Göttingen 1995.
- Lehmann, Hartmut: Pietismus und weltliche Ordnung in Württemberg vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, Stuttgart u.a. 1969.
- Lehmann, Hartmut: Das Zeitalter des Absolutismus. Gottesgnadentum und Kriegsnot, Stuttgart u.a. 1980.
- Lehmann, Hartmut (Hg.): Culture and Politics in Nineteenth-century Germany, Washington, D.C., 1992.
- Lehmann, Hartmut: Alte und Neue Welt in wechselseitiger Sicht. Studien zu den transatlantischen Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 1995.

- Lehmann, Hartmut: Max Webers «Protestantische Ethik». Beiträge aus der Sicht eines Historikers, Göttingen 1996.
- Mommsen, Hans: Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat, Wien 1963. (Dissertation)
- Mommsen, Hans: Beamtentum im Dritten Reich, Stuttgart 1966. (Habilitation)
- Mommsen, Hans: Arbeiterbewegung und nationale Frage. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1979.
- Mommsen, Hans: Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933, Berlin 1989.
- Mommsen, Hans/Grieger, Manfred: Das Volks wagen werk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996.
- Mommsen, Wolfgang J.: Max Weber und die deutsche Politik 1890-1920, Tübingen 1959.
- Mommsen, Wolfgang J.: Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus, 2., revid. Aufl., Düsseldorf 1972.
- Mommsen, Wolfgang J.: Der europäische Imperialismus. Aufsätze und Abhandlungen, Göttingen 1979.
- Mommsen, Wolfgang J.: Britain and Germany 1800-1914. Two Developmental Paths towards Industrial Society, London 1986.
- Mommsen, Wolfgang J.: Das Zeitalter des Imperialismus, Frankfurt a.M. 1991. [Fischer Weltgeschichte; Bd. 28]
- Mommsen, Wolfgang J.: Der autoritäre Nationalstaat. Verfassung, Gesellschaft und Kultur im deutschen Kaiserreich, Frankfurt a.M. 1992.
- Mommsen, Wolfgang J.: Das Ringen um den nationalen Staat: die Gründung und der innere Ausbau des Deutschen Reiches unter Otto von Bismarck 1850-1890, Berlin 1993. [Propyläen Geschichte Deutschlands; Bd. 7,1]
- Mommsen, Wolfgang J.: Grossmachtstellung und Weltpolitik: die Aussenpolitik des Deutschen Reiches 1870 bis 1914, Frankfurt a.M. 1993.
- Mommsen, Wolfgang J.: Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde: Kultur und Politik im deutschen Kaiserreich 1870 bis 1918, Frankfurt a.M. u.a. 1994.
- Mommsen, Wolfgang J.: Bürgerstolz und Weltmachtstreben: Deutschland unter Wilhelm II. 1890-1918, Berlin 1995. [Propyläen Geschichte Deutschlands; Bd. 7,2]
- Ritter, Gerhard A.: Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Deutschland. Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften 1890-1900, 2., durchges. Aufl., Berlin 1963.
- Ritter, Gerhard A.: Parlament und Demokratie in Grossbritannien. Studien zur Entwicklung und Struktur des politischen Systems, Göttingen 1972.
- Ritter, Gerhard A.: Arbeiterbewegung, Parteien und Parlamentarismus. Aufsätze zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1976.
- Ritter, Gerhard A.: Sozialversicherung in Deutschland und England: Entstehung und Grundzüge im Vergleich, München 1983.

- Ritter, Gerhard A.: Die deutschen Parteien 1830-1914. Parteien und Gesellschaft im konstitutionellen Regierungssystem, Göttingen 1985.
- Ritter, Gerhard A.: Der Sozialstaat: Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich, München 1989.
- Ritter, Gerhard A.: Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992.
- Ritter, Gerhard A.: Grossforschung und Staat in Deutschland: ein historischer Überblick, München 1992.
- Ritter, Gerhard A.: Arbeiter, Arbeiterbewegung und soziale Ideen in Deutschland. Beiträge zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1996.
- Ritter, Gerhard A.: Soziale Frage und Sozialpolitik in Deutschland seit Beginn des 19. Jahrhunderts, Opladen 1998.
- Rürup, Reinhard: Johann Jacob Moser: Pietismus und Reform, Wiesbaden 1965. (Dissertation)
- Rürup, Reinhard/Kolb, Eberhard: Der Zentralrat der Deutschen Sozialistischen Republik 19.12.1918-8.4.1919, Leiden 1968.
- Rürup, Reinhard: Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19, Wiesbaden 1968.
- Rürup, Reinhard: Arbeiter- und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Wuppertal 1975.
- Rürup, Reinhard: Emanzipation und Antisemitismus. Studien zur «Judenfrage» der bürgerlichen Gesellschaft, Göttingen 1975.
- Rürup, Reinhard (Hg.): Historische Sozialwissenschaft. Beiträge zur Einführung in die Forschungspraxis, Göttingen 1977.
- Rürup, Reinhard: Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879-1979, Berlin 1979.
- Rürup, Reinhard (Hg.): Juden in Deutschland zwischen Assimilation und Verfolgung, Göttingen 1983.
- Rürup, Reinhard: Deutschland im 19. Jahrhundert: 1815-1871, Göttingen 1984.
- Saldern, Adelheid v.: Hermann Dietrich. Ein Staatsmann der Weimarer Republik, Boppard am Rhein 1966. (Dissertation)
- Saldern, Adelheid v.: Vom Einwohner zum Bürger. Zur Emanzipation der städtischen Unterschicht Göttingens 1890-1920. Eine sozial- und kommunalhistorische Untersuchung, Berlin 1973. (Habilitation)
- Saldern, Adelheid v.: Mittelstand im Dritten Reich. Handwerker, Einzelhändler und Bauern, Frankfurt a.M./New York 1979.
- Saldern, Adelheid v.: Auf dem Wege zum Arbeiterreformismus. Parteilalltag in sozialdemokratischer Provinz. Göttingen (1870-1920), Frankfurt a.M. 1984.
- Saldern, Adelheid v.: Neues Wohnen in Hannover. Wohnungspolitik und Wohnkultur im Hannover der zwanziger Jahre, Hannover 1993.
- Saldern, Adelheid v.: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute, Bonn 1995.

- Schieder, Wolfgang: Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung. Die Auslandsvereine im Jahrzehnt nach der Julirevolution 1830, Stuttgart 1963. [überarb. Fassung der Diss. 1962]
- Schieder, Wolfgang (Hg.): Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele, Köln/Berlin 1969.
- Schieder, Wolfgang (Hg.): Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich, Göttingen 1983.
- Schieder, Wolfgang (Hg.): Liberalismus in der Gesellschaft des Vormärz, Göttingen 1983.
- Schieder, Wolfgang: Karl Marx als Politiker, München 1991.
- Schulze, Winfried: Landesdefension und Staatsbildung. Studien zum Kriegswesen des innerösterreichischen Territorialstaates 1564-1619, Wien 1973. (Dissertation)
- Schulze, Winfried: Soziologie und Geschichtswissenschaft. Einführung in die Probleme der Kooperation beider Wissenschaften, München 1974.
- Schulze, Winfried: Reich und Türkengefahr im späten 16. Jahrhundert. Studien zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen einer äusseren Bedrohung, München 1978. (Habilitation)
- Schulze, Winfried: Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft in der frühen Neuzeit, Stuttgart 1980.
- Schulze, Winfried (Hg.): Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit, Frankfurt a.M. 1982.
- Schulze, Winfried (Hg.): Aufstände, Revolten, Prozesse. Beiträge zu bäuerlichen Widerstandsbewegungen im frühneuzeitlichen Europa, Stuttgart 1983.
- Schulze, Winfried: Deutsche Geschichte im 16. Jahrhundert: 1500-1618, Frankfurt a.M. 1987.
- Schulze, Winfried: Der 14. Juli 1789. Biographie eines Tages, Stuttgart 1989.
- Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989.
- Schulze, Winfried: Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft: 1920-1995, Berlin 1995.
- Stürmer, Michael: Koalition und Opposition in der Weimarer Republik 1924-1928, Düsseldorf 1967.
- Stürmer, Michael: Regierung und Reichstag im Bismarckstaat 1871 bis 1880. Cäsarismus oder Parlamentarismus, Düsseldorf 1974.
- Stürmer, Michael (Hg.): Herbst des Alten Handwerks. Quellen zur Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts, München 1979.
- Stürmer, Michael: Die Weimarer Republik. Belagerte Civitas, Königstein 1980.
- Stürmer, Michael: Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1918, Berlin 1983. [Siedler Deutsche Geschichte / Die Deutschen und ihre Nation]
- Stürmer, Michael: Die Reichsgründung: deutscher Nationalstaat und europäisches Gleichgewicht im Zeitalter Bismarcks, München 1984.
- Stürmer, Michael: Die Grenzen der Macht: Begegnung der Deutschen mit ihrer Geschichte, Berlin 1992.

- Vierhaus, Rudolf: Ranke und die soziale Welt, Münster 1957.
- Vierhaus, Rudolf (Hg.): Eigentum und Verfassung. Zur Eigentumsdiskussion im ausgehenden 18. Jahrhundert, Göttingen 1972.
- Vierhaus, Rudolf (Hg.): Herrschaftsverträge, Wahlkapitulationen, Fundamentalgesetze, Göttingen 1977.
- Vierhaus, Rudolf: Deutschland im Zeitalter des Absolutismus: 1648-1763, Göttingen 1978.
- Vierhaus, Rudolf (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Heidelberg 1981.
- Vierhaus, Rudolf: Staaten und Stände vom Westfälischen bis zum Hubertusbürger Frieden 1648-1763, Berlin 1984. [Propyläen Geschichte Deutschlands; Bd. 5]
- Vierhaus, Rudolf: Deutschland im 18. Jahrhundert: politische Verfassung, soziales Gefüge, geistige Bewegung. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1987.
- Wehler, Hans-Ulrich: Sozialdemokratie und Nationalstaat. Nationalitätenfrage in Deutschland von Karl Marx bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, Würzburg 1962. (Dissertation)
- Wehler, Hans-Ulrich: Bismarck und der Imperialismus, Köln/Berlin 1969.
- Wehler, Hans-Ulrich: Krisenherde des Kaiserreichs 1871-1918. Studien zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte, Göttingen 1970.
- Wehler, Hans-Ulrich: Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen 1973.
- Wehler, Hans-Ulrich: Nationalitätenpolitik in Jugoslawien: die deutsche Minderheit 1918-1978, Göttingen 1980.
- Wehler, Hans-Ulrich: Grundzüge der amerikanischen Aussenpolitik 1750-1900, Frankfurt a.M. 1985.
- Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, bisher 3 Bde., München 1987-1995.
- Winkler, Heinrich August: Preussischer Liberalismus und deutscher Nationalstaat, Tübingen 1964. (Dissertation)
- Winkler, Heinrich August: Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus. Die politische Entwicklung von Handwerk und Kleinhandel in der Weimarer Republik, Köln 1972. (Habilitation)
- Winkler, Heinrich August: Revolution, Staat und Faschismus. Zur Revision des Historischen Materialismus, Göttingen 1978.
- Winkler, Heinrich August: Die Sozialdemokratie und die Revolution von 1918/19: ein Rückblick nach sechzig Jahren, Berlin 1979.
- Winkler, Heinrich August: Liberalismus und Antiliberalismus. Studien zur politischen Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1979.
- Winkler, Heinrich August: Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984.
- Winkler, Heinrich August: Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, Berlin 1985.

- Winkler, Heinrich August: Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Bonn 1988.
- Winkler, Heinrich August: Weimar 1918-1933: die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 1993.
- Winkler, Heinrich August: Streitfragen der deutschen Geschichte. Essays zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1997.

## II. Studien und Aufsätze zur Debatte um die Historiker im Nationalsozialismus

- Algazi, Gadi: Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter, Frankfurt a.M./ New York 1996.
- Algazi, Gadi: Otto Brunner – «Konkrete Ordnung» und Sprache der Zeit, in: Schöttler, Peter (Hg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M. 1997, S. 166-203.
- Aly, Götz/Heim, Susanne: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Hamburg 1991.
- Aly, Götz: «Dass uns Blut zu Gold werde». Theodor Schieder, Propagandist des Dritten Reichs, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 9 (1998), S. 13-27.
- Aly, Götz: «Endlösung». Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M. 1995.
- Aly, Götz: Macht-Geist-Wahn. Kontinuitäten deutschen Denkens, Frankfurt a.M. 1999. [erstmalig 1997]
- Aly, Götz: Theodor Schieder, Werner Conze oder Die Vorstufen der physischen Vernichtung, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 163-182.
- Asendorf, Manfred: Was weiter wirkt. Die «Ranke-Gesellschaft – Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben», in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 14 (1998), S. 29-61.
- Beer, Mathias: Der «Neuanfang» der Zeitgeschichte nach 1945. Zum Verhältnis von nationalsozialistischer Umsiedlungs- und Vernichtungspolitik und der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 274-301.
- Beer, Mathias: Die Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Hintergründe-Entstehung-Ergebnis-Wirkung, in: GWU 50 (1999), S. 99-117.
- Beer, Mathias: Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte. Das Grossforschungsprojekt «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa», in: VfZ 46 (1998), S. 345-389.
- Behringer, Wolfgang: Bauern-Franz und Rassen-Günther: Die politische Geschichte des Agrarhistorikers Günther Franz (1902-1992), in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 114-141.
- Benz, Wolfgang: Öffentliche Erinnerung. Anmerkungen zur deutschen Geschichtskultur, in: Jansen, Christian/Niethammer, Lutz/ Weisbrod, Bernd (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürger-



- liche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995, S. 699-705.
- Berghoff, Hartmut: Zwischen Verdrängung und Aufarbeitung. Die bundesdeutsche Gesellschaft und ihre nationalsozialistische Vergangenheit in den fünfziger Jahren, in: *GWU* 49 (1998), S. 96-114.
- Blänkner, Reinhard: Von der «Staatsbildung» zur «Volkswerdung». Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Schorn-Schütte, Luise (Hg.): *Alteuropa oder Frühe Moderne? Deutungsmuster aus dem Krisenbewusstsein der Weimarer Republik für das 16.-18. Jahrhundert* in *Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft*, Berlin 1999.
- Bock, Peter/Wolfrum, Edgar (Hg.): *Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitsbewältigung im internationalen Vergleich*, Göttingen 1999.
- Browning, Christopher: *Völkermord aus der Sicht der NS-Ethnozenten*. G. Alys neueste Forschungen zur Entstehungsgeschichte der ‚Endlösung‘, in: *NPL* 41 (1996), S. 7-10.
- Burleigh, Michael: *Germany Turns Eastwards. A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988.
- Camphausen, Gabriele: *Die wissenschaftliche historische Russlandforschung im Dritten Reich 1933-1945*, Frankfurt a.M./Bern/New York/ Paris 1990.
- Chroust, Peter: *Giessener Universität und Faschismus. Studenten und Hochschullehrer 1918-1945*, 2 Bde., Münster/New York 1994.
- Conze, Werner: *Der Weg zur Sozialgeschichte nach 1945*, in: Schneider, Christoph (Hg.): *Forschungen in der Bundesrepublik Deutschland. Beispiele, Kritik, Vorschläge*, Weinheim/Deerfeld Beach/Florida/Basel 1983, S. 73-81.
- Conze, Werner: *Die deutsche Geschichtswissenschaft seit 1945. Bedingungen und Ergebnisse*, in: *HZ* 225 (1977), S. 1-28.
- Cornelissen, Christoph: *Geschichtswissenschaft und Politik im Gleichschritt? Zur Geschichte der deutschen Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert*, in: *NPL* 42 (1997), S. 275-309.
- Demm, Eberhard: *Alfred Weber und die Nationalsozialisten*, in: *ZfG* 47 (1999), S. 211-236.
- Dietz, Burkhard: *Die interdisziplinäre «Westforschung» der Weimarer Republik und NS-Zeit als Gegenstand der Wissenschafts- und Zeitgeschichte. Überlegungen zu Forschungsstand und Forschungsperspektiven*, in: *Geschichte im Westen. Zeitschrift für Landes- und Zeitgeschichte* 14 (1999), S. 189-209.
- Ditt, Karl: *Die Kulturraumforschung zwischen Wissenschaft und Politik. Das Beispiel Franz Petri (1903-1993)*, in: *Westfälische Forschungen* 46 (1996), S. 73-176.
- Duchhardt, Heinz: *Arnold Berney (1897-1943). Das Schicksal eines jüdischen Historikers*, Köln 1993.
- Ebbinghaus, Angelika/Roth, Karl-Heinz: *Vorläufer des «Generalplans Ost». Eine Dokumentation über Theodor Schieders Polendenkschrift vom 7. Ok-*

- tober 1939, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 7 (1992), S. 62-94.
- Fahlbusch, Michael: «Wo der deutsche ... ist, ist Deutschland!» Die Stiftung für Deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig 1920-1933, Bochum 1994.
- Fahlbusch, Michael: Die «Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft»: Politische Beratung und NS-Volkstumspolitik, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 241-264.
- Fahlbusch, Michael: Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften von 1931 bis 1945, Baden-Baden 1999.
- Faulenbach, Bernd: Die deutsche Historiographie und die Nachkriegsentwicklung in Deutschland, in: Jansen, Bernd/Niethammer, Lutz/Weisbrod, Bernd (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995, S. 99-116.
- Frei, Norbert: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996.
- Fried, Johannes: Eröffnungsrede zum 42. Deutschen Historikertag, in: ZfG 46 (1998), S. 869-874.
- Friedländer, Saul: The Demise of the German Mandarins. The German University and the Jews, 1933-1939, in: Jansen, Bernd/Niethammer, Lutz/Weisbrod, Bernd (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995, S. 69-82.
- Güttner, Michael: Das Scheitern der Vordenker: Deutsche Hochschullehrer und der Nationalsozialismus, in: ders./Hachtmann, Jürgen/ Haupt, Heinz-Gerhard (Hg.): Geschichte und Emanzipation. Festschrift für Reinhard Rürup, Frankfurt a.M./New York 1999, S. 458-481.
- Haar, Ingo: «Kämpfende Wissenschaft». Entstehung und Niedergang der völkischen Geschichtswissenschaft im Wechsel der Systeme, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 215-240.
- Haar, Ingo: Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus. Die deutschen Historiker und der «Volkstumskampf» im Osten, Halle/Saale 1998. (Dissertation)
- Hachmeister, Lutz: Der Gegnerforscher: die Karriere des SS-Führers Franz-Alf red Six, München 1998.
- Hammerstein, Notker: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920-1945, München 1999.
- Haug, Wolfgang E: Der hilflose Antifaschismus. Zur Kritik der Vorlesungsreihen über Wissenschaft und NS an deutschen Universitäten, Köln 1969.
- Hausmann, Frank-Rutger: Der «Kriegseinsatz» der Deutschen Geisteswissenschaften im Zweiten Weltkrieg (1940-1945), in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 63-88.

- Hausmann, Frank-Rutger: Deutsche Geisteswissenschaft im Zweiten Weltkrieg. Die Aktion Ritterbusch (1940-1945), Dresden/München 1998.
- Heiber, Helmut: Universität unterm Hakenkreuz, Bd. 1: Der Professor im Dritten Reich, München 1991.
- Heiber, Helmut: Universität unterm Hakenkreuz, Bd. 2: Die Kapitulation der Hohen Schulen, München 1992/94.
- Heiber, Helmut: Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschland, Stuttgart 1966.
- Heimpel, Hermann: Aspekte. Alte und neue Texte, hg. v. Sabine Krüger, Göttingen 1995.
- Herbert, Ulrich: Best: Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 1996.
- «Historikerstreik». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Juden Vernichtung, Texte von Rudolf Augstein, Karl Dietrich Bracher, Martin Broszat u.a., München <sup>8</sup>1991.
- Iggers, Georg I.: The German Historians and the Burden of the Nazi Past, in: Dimensions. A Journal of Holocaust Studies 12 (1998), S. 21-28.
- Jäckel, Eberhard/Blänsdorf, Agnes: Noch einmal zu Karl Dietrich Erdmann. Eine Erwiderung an Martin Kröger und Roland Thimme, in: GWU48 (1997), S. 744-747.
- Klein, Fritz: Historiker und Politik. Erfahrungen in einem schwierigen Verhältnis, in: Jansen, Bernd/Niethammer, Lutz/Weisbrod, Bernd (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995, S. 51-68.
- Kocka, Jürgen: Ideological Regression and Methodological Innovation: Historiography and the Social Sciences in the 1930s and 1940s, in: History & Memory 2 (1990), S. 130-138.
- Kocka, Jürgen: Zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik: Ein Kommentar, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 340-357.
- König, Helmut (Hg.): Der Fall Schwerte im Kontext, Opladen 1998.
- König, Helmut/Kuhlmann, Wolfgang/Schwabe, Klaus (Hg.): Vertuschte Vergangenheit. Der Fall Schwerte und die NS-Vergangenheit der deutschen Hochschulen, München 1997.
- Koselleck, Reinhart: Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze, in: Meier, Christian/Rüsen, Jörn (Hg.): Historische Methode, München 1988, S. 13-61. [Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik; Bd. 5]
- Krause, Eckart/Huber, Ludwig/Fischer, Holger (Hg.): Hochschulalltag im «Dritten Reich». Die Hamburger Universität 1933-1945, 3 Teile, Berlin/Hamburg 1991.
- Kröger, Martin/Thimme, Roland: Die Geschichtsbilder des Karl Dietrich Erdmann. Vom Dritten Reich zur Bundesrepublik. Mit einem Vorwort von Winfried Schulze, München 1996.
- Kröger, Martin/Thimme, Roland: Karl Dietrich Erdmann im «Dritten Reich». Eine Antwort auf Eberhard Jäckel und Agnes Blänsdorf, in: GWU 48 (1997), S. 462-478.

- Kröger, Martin/Thimme, Roland: Karl Dietrich Erdmann: Utopien und Realitäten. Die Kontroverse, in: *ZfG* 46 (1998), S. 603-621.
- Kröger, Martin: Der Historiker als Mitläufer. Karl Dietrich Erdmann im «Dritten Reich», in: *Geschichte in Köln* 41 (1997), S. 95-110.
- Lehmann, Hartmut/Horn Melton, James van (Hg.): *Paths of Continuity. Central European Historiography from the 1930s to the 1950s*, Cambridge 1994.
- Leopoldina-Symposium: *Die Elite der Nation im Dritten Reich – Das Verhältnis von Akademien und ihrem wissenschaftlichen Umfeld zum Nationalsozialismus*, Halle 1995.
- Longerich, Peter: Das Porträt einer Generation? Ulrich Herberts Best-Biographie, in: *NPL* 42 (1997), S. 5-12.
- Losemann, Volker: *Nationalsozialismus und Antike. Studien zur Entwicklung des Faches Alte Geschichte*, Hamburg 1977.
- Loth, Wilfried/Rusinek, Bernd-A. (Hg.): *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft*, Frankfurt a.M. 1998.
- Lübbe, Hermann: Der Nationalsozialismus im politischen Bewusstsein der Gegenwart, in: Broszat, Martin/Dübber, Ulrich/Hofer, Walther u.a. (Hg.): *Deutschlands Weg in die Diktatur. Internationale Konferenz zur nationalsozialistischen Machtübernahme im Reichstagsgebäude zu Berlin*, Berlin o.J. [1983], S. 329-349.
- Lübbe, Hermann: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewusstsein, in: *HZ* 236 (1983), S. 579-599.
- Lundgreen, Peter (Hg.): *Wissenschaft im Dritten Reich*, Frankfurt a.M. 1985.
- Lüdtke, Alf: Funktionseliten: Täter, Mit-Täter, Opfer? Zu den Bedingungen des deutschen Faschismus, in: ders. (Hg.): *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, Göttingen 1991, S. 559-590.
- Matthiesen, Michael: *Verlorene Identität. Der Historiker Arnold Berney und seine Freiburger Kollegen 1923-1938*, Göttingen 1998.
- Mertens, Lothar: Forschungsförderung im Dritten Reich, in: *ZfG* 44 (1996), S. 119-126.
- Mommsen, Hans: Der faustische Pakt der Ostforschung mit dem NS-Regime. Anmerkungen zur Historikerdebatte, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 265-273.
- Mommsen, Hans: Die Umvolkungspläne des Nationalsozialismus und der Holocaust, in: Grabitz, Helge u.a. (Hg.): *Die Normalität des Verbrechens. Bilanz und Perspektiven der Forschung zu den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen*. Festschrift Scheffler, Berlin 1994, S. 68-84.
- Mommsen, Wolfgang J.: Vom «Volkstumskampf» zur nationalsozialistischen Vernichtungspolitik in Osteuropa. Zur Rolle der deutschen Historiker unter dem Nationalsozialismus, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 183-214.
- Mühle, Eduard: «Ostforschung». Beobachtungen zu Aufstieg und Niedergang eines geschichtswissenschaftlichen Paradigmas, in: *ZfO* 46 (1997), S. 317-350.
- Oberkrome, Willi: *Geschichte, Volk und Theorie. Das «Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums»*, in: Schöttler, Peter (Hg.): *Geschichts-*

- schreibung als Legitimations-Wissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M. 1997, S. 104-127.
- Oberkrome, Willi: «Grenzkampf und Heimatdienst». Geschichtswissenschaft und Revisionsbegehren, in: TAFB 25 (1996), S. 187-204.
- Oberkrome, Willi: Historiker im «Dritten Reich». Zum Stellenwert volkshistorischer Ansätze zwischen klassischer Politik- und neuerer Sozialgeschichte, in: GWU 50 (1999), S. 74-98.
- Oberkrome, Willi: Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945, Göttingen 1993.
- Oexle, Otto Gerhard: Die Fragen der Emigranten, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 51-62.
- Racine, Pierre: Hermann Heimpel à Strasbourg, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 142-156.
- Ritter, Gerhard A.: Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Kocka, Jürgen (Hg.): Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, Darmstadt 1989, S. 19-88.
- Rössler, Mechthild/Schleiermacher, Sabine (Hg.): Der «Generalplan Ost». Hauptlinien der nationalsozialistischen Planungs- und Vernichtungspolitik, Berlin 1993.
- Rössler, Mechthild: «Wissenschaft und Lebensraum». Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie, Berlin/Hamburg 1990.
- Rüsen, Jörn: Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur, Frankfurt a.M. 1993.
- Rusinek, Bernd-A. (Bearb.): Zwischenbilanz der Historischen Kommission zur Untersuchung des Falles Schneider/Schwerte und seiner zeitgeschichtlichen Umstände, Düsseldorf 1996.
- Schieder, Wolfgang: Sozialgeschichte zwischen Soziologie und Geschichte. Das wissenschaftliche Lebenswerk Werner Conzes, in: GG 13 (1987), S. 244-266.
- Schönwälder, Karin: Historiker und Politik. Geschichtswissenschaft im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M./New York 1992.
- Schönwälder, Karin: «Taking their Place in the Front-line» (?): German Historians during Nazism and War, in: TAJB 25 (1996), S. 205-217.
- Schöttler, Peter (Hg.): Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt a.M. 1997.
- Schöttler, Peter: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus – 10 Thesen, in: Werkstatt Geschichte 17 (1997), S. 93-97.
- Schöttler, Peter: Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte – oder Die «unhörbare Stimme des Blutes», in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 89-113.
- Schulin, Ernst: Hermann Heimpel und die deutsche Nationalgeschichtsschreibung, Heidelberg 1998.
- Schulin, Ernst: Weltkriegserfahrung und Historikerreaktion, in: Küttler, Wolfgang/Rüsen, Jörn/Schulin, Ernst (Hg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewusstsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880-1945, Frankfurt a.M. 1997, S. 165-188.

- Schulin, Ernst: Zur Restauration und langsamen Weiterentwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, in: ders.: Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken, Göttingen 1979, S. 133-143.
- Schulze, Winfried/Helm, Gerd/Ott, Thomas: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus. Beobachtungen und Überlegungen zu einer Debatte, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 11-50.
- Schulze, Winfried/Helm, Gerd/Ott, Thomas: Deutsche Historiker im Nationalsozialismus (Sektionsbericht), in: Recker, Marie-Luise/Eiznehöfer, Doris/Kamp, Stefan (Hg.): Intentionen – Wirklichkeiten. 42. Deutscher Historikertag in Frankfurt am Main 8. bis 11. September 1998, München 1999, S. 209-214.
- Schulze, Winfried/Jäckel, Eberhard/Blänsdorf, Agnes: Diskussionsbeiträge – Karl Dietrich Erdmann und der Nationalsozialismus, in: GWU 48 (1997), S. 220-240.
- Schulze, Winfried/Oexle, Otto Gerhard (Hg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1999.
- Schulze, Winfried: Der Neubeginn der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945: Einsichten und Absichtserklärungen der Historiker nach der Katastrophe, in: Schulin, Ernst (Hg.): Deutsche Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg (1945-1965), München 1989, S. 1-37.
- Schulze, Winfried: Der Wandel des Allgemeinen: Der Weg der deutschen Historiker nach 1945 zur Kategorie des Sozialen, in: Acham, Karl/Schulze, Winfried (Hg.): Teil und Ganzes. Zum Verhältnis von Einzel- und Gesamtanalyse in Geschichts- und Sozialwissenschaften, München 1990, S. 193-216. [Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik; Bd. 6]
- Schulze, Winfried: Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989.
- Schulze, Winfried: Hans Rothfels und die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, in: Jansen, Christian/Niethammer, Lutz/Weisbrod, Bernd (Hg.): Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen zum 5. November 1995, Berlin 1995, S. 83-98.
- Schulze, Winfried: Vergangenheit und Gegenwart der Historiker. Editorial, in: GWU 50 (1999), S. 67-73.
- Schulz-Hageleit, Peter: Verdrängungen in der Geschichte – kein Thema für die Geschichtswissenschaft?, in: ZfG 47 (1999), S. 237-253.
- Schwabe, Klaus (Hg.): Deutsche Hochschullehrer als Elite 1815-1945, Boppard 1988.
- Schwan, Gesine: Politik und Schuld. Die zerstörerische Kraft des Schweigens, Frankfurt a.M. 1997.
- Siegele-Wenschkewitz, Leonore/Stuchlick, Gerda (Hg.): Hochschule und Nationalsozialismus, Frankfurt a.M. 1990.
- Szöllösi-Janze, Margit: Fritz Haber 1868-1934. Eine Biographie, München 1998.

- Tenorth, Heinz-Elmar: Bildung und Wissenschaft im «Dritten Reich», in: Bracher, Karl Dietrich/Funke, Manfred/Jacobsen, Hans-Adolf (Hg.): Deutschland 1933-1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, 2., erg. Aufl., Bonn 1993, S. 240-255.
- Volkman, Hans-Erich: Von Johannes Haller zu Reinhard Wittram. Deutschbaltische Historiker und der Nationalsozialismus, in: ZfG 45 (1997), S. 21-46.
- Wegeler, Cornelia/Becker, Heinrich/Dahms, Hans-Joachim (Hg.): Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus, 2., erweiter. Ausg., München 1998.
- Wegeler, Cornelia: «... wir sagen ab der internationalen Gelehrtenrepublik». Altertumswissenschaft und Nationalsozialismus. Das Göttinger Institut für Altertumskunde 1921-1962, Köln/Weimar/Wien 1996.
- Wehler, Hans-Ulrich: Nationalsozialismus und Historiker, in: Schulze/Oexle (Hg.): a.a.O., S. 306-339.
- Weinrich, Max: Hitler's Professors. The Part of Scholarship in Germany's Crimes against the Jewish People, with an Introduction by Martin Gilbert, New Haven 1999.
- Welskopp, Thomas: Die Sozialgeschichte der Väter. Grenzen und Perspektiven der Historischen Sozialwissenschaft, in: GG 24 (1998), S. 173-198.
- Welskopp, Thomas: Westbindung auf dem «Sonderweg». Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft, in: Küttler, Wolfgang/Rüsen, Jörn/Schulin, Ernst (Hg.): Geschichtsdiskurs, Bd. 5: Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945, Frankfurt a.M. 1999, S. 191-237.
- Werner, Karl Ferdinand: Das NS-Geschichtsbild und die deutsche Geschichtswissenschaft, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1967.
- Wiggershaus-Müller, Ursula: Nationalsozialismus und Geschichtswissenschaft. Die Geschichte der Historischen Zeitschrift und des Historischen Jahrbuchs 1933-1945, Hamburg 1998.
- Wolf, Ursula: Litteris et Patriae. Das Janusgesicht der Historie, Stuttgart 1996.
- Wolgast, Eike: Die Universität Heidelberg in der Zeit des Nationalsozialismus, in: ZGO135 (1987), S. 359-406.
- Zernack, Klaus: «Deutschland und der Osten» als Problem der historischen Forschung in Berlin, in: Hansen, Reimer/Ribbe, Wolfgang (Hg.): Geschichtswissenschaft in Berlin im 19. und 20. Jahrhundert. Persönlichkeiten und Institutionen, Berlin/New York 1992, S. 571-593.

### III. Studien und Artikel von in den Interviews erwähnten Historikern/innen

- Abel, Wilhelm: Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom IV. bis zum 19. Jahrhundert, Berlin 1935. (Habilitation)
- Abel, Wilhelm: Die Träger des deutschen Getreidehandels, Kiel 1929. (Dissertation)

- Abel, Wilhelm: Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa. Versuch einer Synopsis, Hamburg/Berlin 1974.
- Andreas, Willy: Der Bundschuh. Die Bauernverschwörungen am Oberrhein, Köln 1936.
- Andreas, Willy: Kämpfe um Volk und Reich. Aufsätze und Reden zur deutschen Geschichte des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, Stuttgart 1934.
- Andreas, Willy: Richelieu, Leipzig 1941. (wieder 1958 und 1967, zuletzt hrsg. v. Günther Franz.)
- Angermann, Erich: Das 19. und 20. Jahrhundert, Bern/München 1961.
- Angermann, Erich: Die Vereinigten Staaten von Amerika, München 1966.
- Angermann, Erich: Robert von Mohl 1799-1875. Leben und Werk eines altliberalen Staatsgelehrten, Neuwied 1962. (Habilitation)
- Anrich, Ernst: Drei Stücke über nationalsozialistische Weltanschauung, Stuttgart 1939.
- Anrich, Ernst: Frankreich und die deutsche Einheit in den letzten 300 Jahren, Hamburg 1940.
- Anrich, Ernst: Neue Schulgestaltung aus nationalpolitischem Denken, unter Mitarb. v. Eduard Anrich, Stuttgart 1933.
- Aretin, Karl Otmar v.: Friedrich der Grosse. Grösse und Grenzen des Preussenkönigs, Stuttgart u.a. 1985.
- Aretin, Karl Otmar v.: Heiliges Römisches Reich 1776-1806. Reichsverfassung und Staatssouveränität, Wiesbaden 1967.
- Aretin, Karl Otmar v.: Papsttum und moderne Welt, München 1970.
- Aubin, Hermann/Brunner, Otto (Hg.): Deutsche Ostforschung. Ergebnisse und Aufgaben seit dem ersten Weltkrieg, Leipzig 1942.
- Aubin, Hermann: Die Entstehung der Landeshoheit nach niederrheinischen Quellen. Studien über Gesellschaft, Immunität und Vogtei, Berlin 1920.
- Aubin, Hermann: Die Verwaltungsorganisation des Fürstbistums Paderborn im Mittelalter, Berlin/Leipzig 1911.
- Aubin, Hermann: Geschichtliche Kräfte im Sudetenraum, Leipzig 1942.
- Aubin, Hermann: Geschichtlicher Aufriss des Ostraums, Berlin 1940.
- Aubin, Hermann: Vom Altertum zum Mittelalter. Absterben, Fortleben und Erneuerung, München 1949.
- Baethgen, Friedrich: Schisma und Konzilszeit. Reichsreform und Habsburgs Aufstieg, München 1973.
- Baethgen, Friedrich: Europa im Spätmittelalter. Grundzüge seiner politischen Entwicklung, Berlin 1951.
- Baethgen, Friedrich: Die Engelpapst. Idee und Erstehung, Leipzig 1943.
- Berding, Helmut: Moderner Antisemitismus in Deutschland, Frankfurt a.M. 1988.
- Berding, Helmut: Napoleonische Herrschafts- und Gesellschaftspolitik im Königreich Westfalen 1807-1813, Göttingen 1973.
- Berding, Helmut: Rationalismus und Mythos. Geschichtsauffassung und politische Theorie bei Georges Sorel, München/Wien 1969.
- Besson, Waldemar: Friedrich Ebert. Verdienst und Grenze, Göttingen/Berlin/Frankfurt 1963.



- Besson, Waldemar: Von Roosevelt zu Kennedy. Grundzüge der amerikanischen Aussenpolitik 1933-1963, Frankfurt a.M. 1964.
- Besson, Waldemar: Württemberg und die deutsche Staatskrise 1928 bis 1933. Eine Studie zur Auflösung der Weimarer Republik, Stuttgart 1959.
- Bosl, Karl: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer. Ein Beitrag zur Geschichte des hochmittelalterlichen deutschen Volkes, Staates und Reiches, 2 Teile, Stuttgart 1950/51.
- Bosl, Karl: Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. Ausgewählte Beiträge zu einer Strukturanalyse der mittelalterlichen Welt, München 1964.
- Bosl, Karl: Zur Geschichte der Bayern, Darmstadt 1965.
- Bracher, Karl Dietrich: Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie, Villingen 1955.
- Bracher, Karl Dietrich: Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus, Köln u.a. 1969.
- Bracher, Karl Dietrich: Die Krise Europas 1917-1975, Berlin 1977.
- Brackmann, Albert: Krisis und Aufbau in Osteuropa. Ein weltgeschichtliches Bild, Berlin 1939.
- Brackmann, Albert: Magdeburg als Hauptstadt des deutschen Ostens im frühen Mittelalter, Leipzig 1937.
- Brackmann, Albert: Urkundliche Geschichte des Halberstädter Domkapitels im Mittelalter, Wernigerode 1898. (Dissertation)
- Braubach, Max: Die erste Bonner Universität und ihre Professoren. Ein Beitrag zur rheinischen Geistesgeschichte im Zeitalter der Aufklärung, Bonn 1947.
- Braubach, Max: Kurköln. Gestalten und Ereignisse aus zwei Jahrhunderten rheinischer Geschichte, Münster 1949.
- Braubach, Max: Versailles und Wien von Ludwig XIV. bis Kaunitz. Die Vorstadien der diplomatischen Revolution im 18. Jahrhundert, Bonn 1932.
- Broszat, Martin: Der Nationalsozialismus. Weltanschauung, Programm und Wirklichkeit, Stuttgart 1960.
- Broszat, Martin: Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung, Lausanne 1969.
- Broszat, Martin: Die Machtergreifung. Der Aufstieg der NSDAP und die Zerstörung der Weimarer Republik, München 1984.
- Brunner, Otto: Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612 bis 1688, Salzburg 1949.
- Brunner, Otto: Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Südostdeutschlands im Mittelalter, Brünn u.a. 1939.
- Brunner, Otto: Neue Wege der Sozialgeschichte. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1956.
- Brunner, Otto: Sozialgeschichte Europas im Mittelalter, Göttingen 1978.
- Carsten, Francis L.: Princes and Parliaments in Germany from the Fifteenth to the Eighteenth Century, Oxford 1959.
- Carsten, Francis L.: The Origins of Prussia, Oxford 1954.
- Carsten, Francis L.: The Reichswehr and Politics 1918 to 1933, Oxford 1966.

- Conze, Werner: Agrarverfassung und Bevölkerung in Litauen und Weissrussland, Teil 1 : Die Hufenverfassung im Grossfürstentum Litauen, Leipzig 1940. (Habilitation)
- Conze, Werner: Die deutsche Nation. Ergebnis der Geschichte, Göttingen 1963.
- Conze, Werner: Die Zeit Wilhelms II. und die Weimarer Republik. Deutsche Geschichte 1890 bis 1933, Tübingen 1964.
- Conze, Werner: Hischenhof – die Geschichte einer deutschen Sprachinsel in Livland, Berlin 1934. (Dissertation)
- Conze, Werner: Polnische Nation und deutsche Politik im Ersten Weltkrieg, Köln 1958.
- Conze, Werner: Quellen zur Geschichte der deutschen Bauernbefreiung, Göttingen 1957.
- Dehio, Ludwig: Gleichgewicht oder Hegemonie. Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte, Krefeld 1948.
- Epstein, Fritz T. (Hg.): Dokumente zur Aussenpolitik, 3 Bde., Köln 1968-1975.
- Epstein, Fritz T: Germany and the East. Selected Essays, Bloomington/London 1973.
- Erdmann, Karl Dietrich: Adenauer und die Rheinpolitik nach dem ersten Weltkrieg, Stuttgart 1966.
- Erdmann, Karl Dietrich: Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, Stuttgart 1976.
- Erdmann, Karl Dietrich: Die Weimarer Republik, München 1980.
- Erdmann, Karl Dietrich: Die Zeit der Weltkriege, Stuttgart 1959.
- Fetscher, Iring: Demokratie zwischen Sozialdemokratie und Sozialismus, Stuttgart u.a. 1973.
- Fetscher, Iring: Karl Marx und der Marxismus. Von der Philosophie des Proletariats zur proletarischen Weltanschauung, München 1967.
- Fetscher, Iring: Rousseaus politische Philosophie. Zur Geschichte des demokratischen Freiheitsbegriffs, Neuwied 1960.
- Fischer, Fritz: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1961.
- Fischer, Fritz: Juli 1914. Wir sind nicht hineingeschliddert. Das Staatsgeheimnis um die Riezler-Tagebücher. Eine Streitschrift, Reinbek 1983.
- Fischer, Fritz: Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969.
- Fischer, Fritz: Moritz August von Bethmann-Hollweg und der Protestantismus, Berlin 1937.
- Fischer, Fritz: Weltmacht oder Niedergang. Deutschland im 1. Weltkrieg, Frankfurt a.M. 1965.
- Fraenkel, Ernst: Das amerikanische Regierungssystem. Eine politische Analyse, Köln/Opladen 1960.
- Fraenkel, Ernst: Der Doppelstaat, Frankfurt a.M./Köln 1974.
- Fraenkel, Ernst: Stadien der sozialen Entwicklung seit Beginn des Industriezeitalters, Weinheim/Berlin 1958.
- Franz, Günther (Hg.): Quellen zur Geschichte des deutschen Bauernstandes in der Neuzeit, Darmstadt 1963.
- Franz, Günther: Der deutsche Bauernkrieg, München/Berlin 1933.

- Franz, Günther: Geschichte des Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, Stuttgart 1970.
- Freyer, Hans: Revolution von rechts, Jena 1931.
- Freyer, Hans: Theorie des gegenwärtigen Zeitalters, Stuttgart 1955.
- Freyer, Hans: Weltgeschichte Europas, Wiesbaden 1948.
- Fuchs, Walter Peter (Hg.): Grossherzog Friedrich I. von Baden und die Reichspolitik 1871-1907, Stuttgart 1968.
- Fuchs, Walter Peter (Hg.): Staat und Kirche im Wandel der Jahrhunderte, Stuttgart u.a. 1966.
- Fuchs, Walter Peter: Die deutschen Mittelstaaten und die Bundesreform 1853 bis 1860, Berlin 1934. (Dissertation)
- Gerhard, Dietrich (Hg.): Ständische Vertretungen in Europa im 17. und 18. Jahrhundert, Göttingen 1969.
- Gerhard, Dietrich: Alte und neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung, Göttingen 1962.
- Gerhard, Dietrich: England und der Aufstieg Russlands. Zur Frage des Zusammenhangs der europäischen Staaten und ihres Ausgreifens in die ausereuropäische Welt in Politik und Wirtschaft des 18. Jahrhunderts, München/Berlin 1933.
- Gilbert, Felix: Hitler Directs his War. The Secret Records of his Daily Military Conferences, New York 1951.
- Gilbert, Felix: The End of the European Era. 1890 to the Present, London 1971.
- Gilbert, Felix: To the Farewell Address. Ideas of Early American Foreign Policy, Princeton 1961.
- Göhring, Martin: Die Ämterkäuferlichkeit im Ancien Regime, Berlin 1938. (Habilitation)
- Göhring, Martin: Die Frage der Feudalität in Frankreich, Berlin 1934. (Dissertation)
- Göhring, Martin: Geschichte der grossen Revolution, 2 Bde., Tübingen 1950-1951.
- Grundmann, Herbert: Geschichtsschreibung im Mittelalter. Gattungen, Epochen, Eigenarten, Göttingen 1965.
- Grundmann, Herbert: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der religiösen Frauenbewegung im 12. und 13. Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik, Leipzig 1935. (Habilitation)
- Grundmann, Herbert: Vom Ursprung der Universität im Mittelalter, Berlin 1957.
- Habermas, Jürgen: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt a.M. 1968.
- Habermas, Jürgen: Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, Frankfurt a.M. 1962.
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1981.
- Haller, Johannes: Das altdeutsche Kaisertum, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924.
- Haller, Johannes: Der Eintritt der Germanen in die Geschichte, Berlin 1939.

- Haller, Johannes: Von den Karolingern zu den Staufern. Die altdeutsche Kaiserzeit (900 bis 1250), Berlin/Leipzig 1934.
- Hartung, Fritz: Die Entwicklung der Menschen- und Bürgerrechte von 1776 bis 1946, Berlin 1948.
- Hartung, Fritz: Die Marokkokrise des Jahres 1911, Berlin 1927.
- Hartung, Fritz: Hardenberg und die preussische Verwaltung in Ansbach-Bayreuth 1792 bis 1806, Berlin 1905. (Dissertation)
- Heimpel, Hermann: Deutsches Mittelalter, Leipzig 1941.
- Heimpel, Hermann: Deutschland im späteren Mittelalter, Konstanz 1957.
- Heimpel, Hermann: Über Geschichte und Geschichtswissenschaft in unserer Zeit, Göttingen 1959.
- Helbig, Herbert: Der wettinische Ständestaat. Untersuchungen zur Geschichte des Ständewesens und der landständischen Verfassung in Mitteldeutschland bis 1485, Münster/Köln 1955.
- Helbig, Herbert: Die Träger der Rapallo-Politik, Göttingen 1958.
- Helbig, Herbert: Gesellschaft und Wirtschaft der Mark Brandenburg, Berlin u.a. 1973.
- Herzfeld, Hans: Deutschland und das geschlagene Frankreich 1871-1873. Friedensschluss, Kriegsentschädigung, Besatzungszeit, Berlin 1924.
- Herzfeld, Hans: Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der Einheitsfront im Weltkrieg, Leipzig 1928.
- Herzfeld, Hans: Die Weimarer Republik, Berlin 1966.
- Hillgruber, Andreas: Hitler, König Carol und Marschall Antonescu. Die deutsch-rumänischen Beziehungen 1938-1944, Wiesbaden 1954. (Dissertation)
- Hillgruber, Andreas: Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940-1941, Frankfurt a.M. 1965.
- Hillgruber, Andreas: Kontinuität und Diskontinuität in der deutschen Aussenpolitik von Bismarck zu Hitler, Düsseldorf 1969.
- Hoetzsch, Otto: Katharina die Zweite von Russland. Eine deutsche Fürstin auf dem Zarenthron des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1940.
- Hoetzsch, Otto: Osteuropa und der deutsche Osten, Berlin 1934.
- Hoetzsch, Otto: Russland. Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte vom Japanischen bis zum Weltkrieg, 2., vollst.umgearb.Aufl., Berlin 1917.
- Holborn, Hajo: Deutsche Geschichte in der Neuzeit, 3 Bde., Stuttgart 1960-1971.
- Holborn, Hajo: The Political Collapse of Europe, New York 1962.
- Holborn, Hajo: Weimarer Reichsverfassung und Freiheit der Wissenschaft, Leipzig 1933.
- Hubatsch, Walter (Hg.): Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht, Frankfurt a.M. 1962.
- Hubatsch, Walter: Der Admiralstab und die obersten Marinebehörden in Deutschland 1848-1945, Frankfurt a.M. 1958.
- Hubatsch, Walter: Im Bannkreis der Ostsee. Grundriss einer Geschichte der Ostseeländer in ihren gegenseitigen Beziehungen, Marburg 1948.
- Kaelble, Hartmut: Auf dem Weg zu einer europäischen Gesellschaft. Eine Sozialgeschichte Westeuropas 1880-1980, München 1987.

- Kaelble, Hartmut: Geschichte der sozialen Mobilität und Chancengleichheit im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich, Göttingen 1983.
- Kaelble, Hartmut: Nachbarn am Rhein. Entfremdung und Annäherung der französischen und deutschen Gesellschaft seit 1880, München 1991.
- Kehr, Eckart: Der Primat der Innenpolitik. Gesammelte Aufsätze zur preussisch-deutschen Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg.u.eingel.v. Hans-Ulrich Wehler, Berlin 1965.
- Kehr, Eckart: Schlachtflottenbau und Parteipolitik 1894 bis 1901. Versuch eines Querschnitts durch die innenpolitischen, sozialen und ideologischen Voraussetzungen des deutschen Imperialismus, Berlin 1930.
- Kellenbenz, Hermann: Die Fuggersche Maestrazgopacht 1525-1542. Zur Geschichte der spanischen Ritterorden im 16. Jahrhundert, Tübingen 1967.
- Kellenbenz, Hermann: Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts, Wiesbaden 1958.  
(Habilitation; erschien als VSWG-Beiheft)
- Kellenbenz, Hermann: Unternehmerkräfte im Hamburger Portugal- und Spanienhandel 1590-1525, Hamburg 1954.
- Kluke, Paul: Heeresaufbau und Handelspolitik Englands. Vom Burenkrieg zum Weltkrieg, München/Berlin 1932. (Dissertation; erschien als HZ-Beiheft)
- Kluke, Paul: Rheinstaatspläne in der Entstehungszeit der Weimarer Verfassung, o.o.1980. (Habilitation von 1953)
- Kluke, Paul: Selbstbestimmung. Vom Weg einer Idee durch die Geschichte, Göttingen 1963.
- Kluxen, Kurt (Hg.): Parlamentarismus, Köln/Wien 1967.
- Kluxen, Kurt: Geschichte Englands. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1968.
- Kluxen, Kurt: Politik und menschliche Existenz bei Macchiavelli. Dargestellt am Begriff der Nécessité, Stuttgart u.a. 1967. (Dissertation von 1949)
- Kolb, Eberhard: Der Kriegausbruch 1870. Politische Entscheidungsprozesse und Verantwortlichkeiten in der Julikrise 1870, Göttingen 1970.
- Kolb, Eberhard: Die Arbeiterräte und die deutsche Innenpolitik 1918-1919, Düsseldorf 1962.
- Kolb, Eberhard: Die Weimarer Republik, München/Wien 1984.
- Koselleck, Reinhart: Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Freiburg/München 1959.
- Koselleck, Reinhart: Preussen zwischen Reform und Revolution. Allgemeines Landrecht, Verwaltung und soziale Bewegung von 1791 bis 1848, Stuttgart 1967.
- Koselleck, Reinhart: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979.
- Lemberg, Hans/Seibt, Ferdinand: Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulbuchliteratur und im populären Geschichtsbild, Braunschweig 1980.

- Lemberg, Hans: Die nationale Gedankenwelt der Dekabristen, Köln u.a. 1963.
- Lemberg, Hans: Mit unbestechlichem Blick ... Studien von Hans Lemberg zur Geschichte der böhmischen Länder und der Tschechoslowakei, hrsg. v. Ferdinand Seibt, München 1998.
- Lepsius, Mario Rainer: Demokratie in Deutschland. Soziologisch-historische Konstellationsanalyse. Ausgewählte Aufsätze, Göttingen 1993.
- Lepsius, Mario Rainer: Denkschrift zur Lage der Soziologie und der politischen Wissenschaft, Wiesbaden 1961.
- Lepsius, Mario Rainer: Interessen, Ideen und Institutionen, Opladen 1990.
- Mann, Golo: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 1958.
- Mann, Golo: Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann, Frankfurt a.M. 1971.
- Maschke, Erich: Das germanische Meer. Geschichte des Ostseeraums, Berlin u.a. 1935.
- Maschke, Erich: Der Deutsche Orden und die Preussen. Bekehrung und Unterwerfung in der preussisch-baltischen Mission des 13. Jahrhunderts, Berlin 1928. (Dissertation)
- Maschke, Erich: Der Peterspfennig in Polen und dem deutschen Osten, Leipzig 1933. (Habilitation)
- Matthias, Erich: Die deutsche Sozialdemokratie und der Osten. Eine Übersicht, Tübingen 1954.
- Matthias, Erich: Sozialdemokratie und Nation. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der sozialdemokratischen Emigration in der Prager Zeit des Parteivorstandes 1933-1938, Stuttgart 1952. (Dissertation)
- Matthias, Erich: Zwischen Räten und Geheimräten. Die deutsche Revolutionsregierung 1918/19, Düsseldorf 1970.
- Mayer, Theodor: Deutsche Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit, Leipzig 1928.
- Mayer, Theodor: Deutsche Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters, Leipzig 1928.
- Mayer, Theodor: Kaisertum und Herzogsgewalt. Studien zur politischen Verfassungsgeschichte des hohen Mittelalters, Leipzig 1944.
- Meier, Christian: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin 1993.
- Meier, Christian: Caesar, Berlin 1982.
- Meier, Christian: Die Entstehung des Politischen bei den Griechen, Frankfurt a.M. 1983.
- Meinecke, Friedrich: Das Zeitalter der deutschen Erhebung 1795 bis 1815, Bielefeld u.a. 1906.
- Meinecke, Friedrich: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte, München 1924.
- Meinecke, Friedrich: Preussen und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Historische und politische Aufsätze, München 1918.
- Meinecke, Friedrich: Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates, München/Berlin 1908.
- Mommsen, Wilhelm: Bismarcks Sturz und die Parteien, Stuttgart 1924.

- Mommsen, Wilhelm: Geschichte des Abendlandes. Von der französischen Revolution bis zur Gegenwart 1789-1945, München 1951.
- Mommsen, Wilhelm: Grundzüge der Geschichte der Neuzeit, Oberursel 1949.
- Mommsen, Wilhelm: Johannes Miquel 1828-1868, Stuttgart 1928.
- Mommsen, Wilhelm: Politische Geschichte von Bismarck bis zur Gegenwart, Frankfurt a.M. 1935.
- Müller, Karl Alexander v.: Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten Hohenlohe, München/Berlin 1909.
- Müller, Karl Alexander v.: Deutsche Geschichte und deutscher Charakter. Aufsätze und Vorträge, Stuttgart 1926.
- Müller, Karl Alexander v.: Görres in Strassburg. Eine Episode aus dem Beginn der Demagogieverfolgung, Stuttgart 1926.
- Müller, Karl Alexander v.: Vom alten zum neuen Deutschland. Aufsätze und Reden 1914-1938, Stuttgart 1938.
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürger weit und starker Staat, München 1983.
- Nipperdey, Thomas: Die Organisation der deutschen Parteien vor 1918, Düsseldorf 1961. (Habilitation)
- Nipperdey, Thomas: Reformation, Revolution, Utopie. Studien zum 16. Jahrhundert, Göttingen 1975.
- Nürnberger, Richard: Die Politisierung des französischen Protestantismus und die Anfänge des protestantischen Radikalismus, Tübingen 1948. (Habilitation)
- Nürnberger, Richard: Kirche und weltliche Obrigkeit bei Melancthon, Würzburg 1937. (Dissertation)
- Nürnberger, Richard: Machteroberung und Machtbehauptung in den kommunistischen Revolutionen, Göttingen 1958.
- Oncken, Hermann: Cromwell. Vier Essays über die Führung einer Nation, Berlin 1935.
- Oncken, Hermann: Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III. von 1863 bis 1870 und den Ursprüngen des Krieges von 1870/71, Stuttgart 1926.
- Oncken, Hermann: Lasalle, Stuttgart 1904.
- Petri, Franz: Die Niederland (Holland und Belgien) und das Reich, Bonn 1940.
- Petri, Franz: Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Die fränkische Landnahme in Frankreich und den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze, Bonn 1937.
- Petri, Franz: Zum Stand der Diskussion über die fränkische Landnahme und die Entstehung der germanisch-romanischen Sprachgrenze, Darmstadt 1964.
- Rassow, Peter: Die geschichtliche Einheit des Abendlandes. Reden und Aufsätze, Köln/Graz 1960.
- Rassow, Peter: Die Kaiser-Idee Karls V. dargestellt an der Politik der Jahre 1528 bis 1540, Berlin 1932.
- Rassow, Peter: Honor Imperii. Die neue Politik Friedrich Barbarossas 1152 bis 1159, München/Berlin 1940.
- Raumer, Kurt v.: Ewiger Friede. Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance, Freiburg/München 1953.

- Raumer, Kurt v.: Der Rhein im deutschen Schicksal. Reden und Aufsätze zur Westfrage, Berlin 1936.
- Raumer, Kurt v.: Die Zerstörung der Pfalz vom 1689 im Zusammenhang der französischen Rheinpolitik, München/Berlin 1930.
- Ritter, Gerhard: Die preussischen Konservativen und Bismarcks deutsche Politik 1858 bis 1876, Heidelberg 1913. (Dissertation)
- Ritter, Gerhard: Europa und die deutsche Frage. Betrachtungen über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens, München 1948.
- Ritter, Gerhard: Friedrich der Grosse. Ein historisches Profil, Leipzig 1926.
- Ritter, Gerhard: Luther. Gestalt und Symbol, München 1925.
- Ritter, Gerhard: Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Macchiavelli und Morus, München/Berlin 1940.
- Rörig, Fritz: Der Markt von Lübeck. Topographisch-statistische Untersuchung zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Leipzig 1922.
- Rörig, Fritz: Die Entstehung der Landeshoheit des Trierer Erzbischof zwischen Saar, Mosel und Ruwer und ihr Kampf mit den patrimonialen Gewalten, Trier 1906. (Dissertation)
- Rörig, Fritz: Vom Werden und Wesen der Hanse, Leipzig 1940.
- Rosenberg, Hans: Bureaucracy, Aristocracy and Autocracy. The Prussian Experience, Cambridge/Mass. 1958.
- Rosenberg, Hans: Die Weltwirtschaftskrise von 1857 bis 1859, Stuttgart u.a. 1934.
- Rosenberg, Hans: Grosse Depression und Bismarckzeit. Wirtschaftsablauf, Gesellschaft und Politik in Mitteleuropa, Berlin 1967.
- Rosenberg, Hans: Rudolf Haym und die Anfänge des klassischen Liberalismus, München 1933. (Habilitation)
- Rosenstock-Huessy, Eugen: Die europäischen Revolutionen. Volkscharakter und Staatenbildung, Jena 1931. (erschien 1951 mit dem Titel: Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen)
- Rosenstock-Huessy, Eugen: Frankreich-Deutschland. Mythos oder Anrede, Berlin 1957.
- Rosenstock-Huessy, Eugen: Lebensarbeit in der Industrie und Aufgaben einer europäischen Arbeitsfront, Berlin 1926.
- Rothfels, Hans (Hg.): Otto von Bismarck: Deutscher Staat. Ausgewählte Dokumente, München 1925.
- Rothfels, Hans: Bismarck, der Osten und das Reich, Stuttgart 1960.
- Rothfels, Hans: Bismarcks englische Bündnispolitik, Stuttgart u.a. 1924. (Habilitation)
- Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler. Eine Würdigung, Krefeld 1949. (das engl. Original erschien 1948)
- Rothfels, Hans: Zeitgeschichtliche Betrachtungen. Vorträge und Aufsätze, Göttingen 1959.
- Schieder, Theodor: Das Deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat, Köln 1961.
- Schieder, Theodor: Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichselland. Politische Idee und politisches Schrifttum von der Lubliner Union bis zu den polnischen Teilungen 1569 bis 1772/93, Königsberg 1940. (Habilitation)



- Schieder, Theodor: Die Kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit 1863 bis 1870, München 1936. (Dissertation)
- Schieder, Theodor: Die Probleme des Rapallo-Vertrages. Eine Studie über die deutsch-russischen Beziehungen 1922-1926, Köln u.a. 1956.
- Schieder, Theodor: Friedrich der Grosse. Ein Königtum der Widersprüche, Frankfurt a.M./Berlin 1986.
- Schieder, Theodor: Geschichte als Wissenschaft, München 1965.
- Schieder, Theodor: Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studie zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, München 1958.
- Schieder, Theodor: Vom Deutschen Bund zum Deutschen Kaiserreich, München 1975.
- Schnabel, Franz: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, 4 Bde., Freiburg 1929-1937.
- Schnabel, Franz: Deutschland und die weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts, Leipzig/Berlin 1925.
- Schnabel, Franz: Freiherr vom Stein, Leipzig u.a. 1931.
- Schramm, Percy Ernst: Der König von Frankreich. Das Wesen der Monarchie vom 9. zum 16. Jahrhundert. Ein Kapitel aus der Geschichte des abendländischen Staates, Weimar 1939.
- Schramm, Percy Ernst: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. Beiträge zu ihrer Geschichte vom 3. bis zum 16. Jahrhundert, mit Beiträgen verschiedener Verfasser, 3 Teile, Stuttgart 1954-1956.
- Schramm, Percy Ernst: Hitler als militärischer Führer. Erkenntnisse und Erfahrungen aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Frankfurt a.M. 1962.
- Schulin, Ernst: Die weltgeschichtliche Erfahrung des Orients bei Hegel und Ranke, Göttingen 1958. (Dissertation)
- Schulin, Ernst: Handelsstaat England. Das politische Interesse der Nation am Aussenhandel vom 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert, Wiesbaden 1969. (Habilitation)
- Schulin, Ernst: Walther Rathenau. Repräsentant, Kritiker und Opfer seiner Zeit, Göttingen u.a. 1979.
- Schulz, Gerhard: Faschismus, Nationalsozialismus. Versionen und theoretische Kontroversen 1922-1972, Berlin 1974.
- Schulz, Gerhard: Revolution und Friedensschlüsse 1917-1920, Lausanne 1969.
- Schulz, Gerhard: Zwischen Demokratie und Diktatur. Verfassungspolitik und Reichsreform in der Weimarer Republik, Berlin 1963.
- Sontheimer, Kurt: Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik. Die politischen Ideen des deutschen Nationalismus zwischen 1918 und 1933, München 1962.
- Sontheimer, Kurt: Der Überdruß an der Demokratie: neue Linke und alte Rechte. Unterschied und Gemeinsamkeiten, Köln 1970.
- Sontheimer, Kurt: So war Deutschland nie. Anmerkungen zur politischen Kultur der Bundesrepublik, München 1999.
- Srbik, Heinrich Ritter v.: Deutsche Einheit. Idee und Wirklichkeit vom Heiligen Römischen Reich bis Königgrätz, 4 Bde., München 1935-1942.
- Srbik, Heinrich Ritter v.: Metternich. Der Staatsmann und der Mensch, 2 Bde., München 1925.

- Srbik, Heinrich Ritter v.: Wien und Versailles. Zur Geschichte von Strassburg, Elsass und Lothringen, München 1944.
- Stadelmann, Rudolf: Das Jahr 1865 und das Problem von Bismarcks deutscher Politik, München/Berlin 1933.
- Stadelmann, Rudolf: Soziale und politische Geschichte der Revolution von 1848, München 1948.
- Stadelmann, Rudolf: Vom Geist des ausgehenden Mittelalters. Studien zur Geschichte der Weltanschauung von Nicolaus Cusanus bis Sebastian Franck, Halle/Saale 1929.
- Steinbach, Franz: Beiträge zur bergischen Agrargeschichte. Vererbung und Mobilisierung des ländlichen Grundbesitzes im bergischen Hügelland, Bonn/Leipzig 1922.
- Steinbach, Franz: Geschichtliche Grundlagen der kommunalen Selbstverwaltung, Bonn 1932.
- Steinbach, Franz: Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte, Jena 1926.
- Tenfelde, Klaus/Ritter, Gerhard A.: Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914, Bonn 1992.
- Tenfelde, Klaus: Geschichte der deutschen Gewerkschaften von den Anfängen bis 1945, Köln u.a. 1987.
- Tenfelde, Klaus: Sozialgeschichte der Bergarbeiterschaft an der Ruhr im 19. Jahrhundert, Bonn-Bad-Godesberg 1977.
- Treue, Wilhelm: Der Krimkrieg und die Entstehung der modernen Flotten, Göttingen 1954.
- Treue, Wilhelm: Die Demontagepolitik der Westmächte nach dem Zweiten Weltkrieg. Unter besonderer Berücksichtigung ihrer Wirkung auf die Wirtschaft in Niedersachsen, Hannover 1967.
- Treue, Wilhelm: Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit. Im Zeitalter der industriellen Revolution 1700-1960, Stuttgart 1962.
- Wagner, Fritz: Cavour und der Aufstieg Italiens im Krimkrieg, Stuttgart 1940.
- Wagner, Fritz: England und das Europäische Gleichgewicht 1500-1914, München 1947.
- Wagner, Fritz: Europa im Zeitalter des Absolutismus 1648 bis 1789, München 1948.
- Wandruszka, Adam: Karl Moering. Ein deutscher Soldat und Politiker aus dem alten Österreich, in: MIOG 53 (1939), S. 79-185. (Dissertation)
- Wandruszka, Adam: Leopold II. von Österreich, Grossherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser, 2 Bde., Wien/München 1963-1965.
- Wandruszka, Adam: Österreichs politische Struktur. Die Entwicklung der Parteien und politischen Bewegungen, in: Benedikt, Heinrich (Hg.): Geschichte der Republik Österreich, Wien 1957, S. 289-485. (Habilitation)
- Weis, Eberhard: Die Säkularisation der bayerischen Klöster 1802/03. Neue Forschungen zur Vorgeschichte und Ergebnissen, München 1983.
- Weis, Eberhard: Geschichtsschreibung und Staatsauffassung in der französischen Enzyklopädie, Wiesbaden 1956. (Dissertation von 1952)

Weis, Eberhard: Montgelas 1759-1799. Zwischen Revolution und Reform, München 1971.

Wittram, Reinhard: Drei Generationen. Deutschland-Livland-Russland 1830-1914. Gesinnungen und Lebensformen baltisch-deutscher Familien, Göttingen 1949.

Wittram, Reinhard: Geschichte der baltischen Deutschen. Grundzüge und Durchblicke, Stuttgart/Berlin 1939.

Wittram, Reinhard: Livland. Schicksal und Erbe der baltischen Deutschen, Berlin 1940.

# Institutionelles Glossar

## Forschungsinstitute und Verbände (Auswahl)

### **Arbeitsgemeinschaft ausseruniversitärer historischer Forschungsinstitute (1972 →)**

Die Arbeitsgemeinschaft wurde am 6.3.1972 in München gegründet mit dem Zweck, «die historische Forschung zu fördern, insbesondere durch Verstärkung der Zusammenarbeit der in ihr vereinigten Forschungseinrichtungen und durch die Vertretung gemeinsamer Belange» (§ 2 der Satzung). Sie organisiert sich in Arbeitskreisen, die die innerfachliche Kommunikation fördern sollen, die allerdings nur sporadisch stattfinden. Die AHF gibt das «Jahrbuch für Historische Forschung» und die «Historische Bibliographie» heraus, die unentbehrliches Hilfsmittel heutiger Forschung sind. Gründungsvorsitzender war Fritz Wagner, derzeitiger Vorsitzender ist Horst Möller. Der AHF gehören aktuell 98 Forschungsinstitute, u.a. das IfZ, das MPI für Geschichte, das Institut für Europäische Geschichte, alle fünf DHI, das Herder-Institut, die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, die MGH und das Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam an.

### **Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München (1858 →)**

Die Historische Kommission, eine Fachakademie mit frei gewählten Mitgliedern ohne vorausgesetzte Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften, ist eine der ältesten Institutionen historischer Forschung und geht auf eine Initiative Leopold von Ranke zurück, der in seiner Eröffnungsansprache am 29. September 1858 von dem «nationalen Werk einer kritischen Sammlung der Quellschriften unserer Geschichte» sprach. In den ersten Jahrzehnten wurde dieses Unternehmen aus der bayerischen königlichen Schatzkammer gezahlt, was zuweilen zu Engpässen in der Finanzierung führte. 1880 wurde die sog. «Wittelsbacher Stiftung für Wissenschaft und Kunst» mit einer Dotation aus dem Nachlass Max' II. ausgestattet und mit der Finanzierung der Historischen Kommission beauftragt. Nach dem 2. Weltkrieg wurden die jährlichen Aufwendungen durch den Freistaat Bayern finanziert. Die Aufgabe der Historischen Kommission besteht heute u.a. in der Edition der «Deutschen Reichstagsakten», der Edition von Urkunden, Akten und Briefen zur Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit sowie der Edition der Akten der Reichskanzlei im 20. Jahrhundert.

Präsidenten		Sekretäre	
Erich Marcks	1923-1938	Hermann Oncken	1923-1928
Heinrich Ritter von Srbik		Karl Alexander	
Walter Goetz (Ehrenpräsident)	1942-1945	von Müller	1928-1945
Franz Schnabel Hermann	1946-1951	Max Spindler	1947-1951
Aubin Theodor	1951-1958	Karl Griewank	1951-1953
Schieder Heinrich	1951-1959	Ludwig Maenner	1954-1958
Lutz Eberhard Weis	1959-1964	Anton Ernstberger	1958-1959
Lothar Gall	1964-1984	Götz Freiherr	
	1985-1986	von Pölnitz	1959-1964
	1987-1997	Karl Bosl	1964-1968
	1997-	Fritz Wagner	1969-1982
		Eberhard Weis	1982-1987
		Dieter Albrecht	1987-1997
		Winfried Schulze	1997-

#### DHI Rom (1888-1915 /1922-1943 /1953 →)

Das Deutsche Historische Institut in Rom (DHIR) ist das älteste der derzeit fünf historischen Auslandsinstitute. Es wurde 1888 als Kgl. Preussische Historische Station (ab 1890 «Institut») in Rom gegründet und edierte hauptsächlich Nuntiatur-Akten und das *Repertorium Germanicum* aus den Vatikanischen Archiven. 1915 wurde das Institut bedingt durch den Ersten Weltkrieg geschlossen. 1922 wurde die Arbeit im nunmehrigen Preussischen Historischen Institut in Rom wieder aufgenommen, 1935 von Preussen ans Deutsche Reich abgetreten und 1937 in die damaligen MGH eingegliedert und in «Deutsches Historisches Institut in Rom» umbenannt. 1943 bedingt durch den Krieg geschlossen, wurde das DHI Rom 1953 neu eröffnet. Seine Arbeit konzentriert sich nach wie vor auf die Edition der Nuntiaturberichte und des *Repertorium Germanicum*, auf die Erforschung der Akten von Inquisition und Indexkongregation, auf stadtrömische Mittelalterforschung, sowie in einer 1960 neugegründeten musikwissenschaftlichen Abteilung auf die Publikation von Musikwerken und Monographien im Bereich der Musikgeschichte. Ebenfalls seit den 60er Jahren existiert ein Forschungsbereich für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

**Direktoren (seit 1915)****Wissenschaftlicher Beirat  
(seit 1961)**


---

Paul Fridolin Kehr	1915/1922-1936	Herbert Grundmann	1961-1970
Wilhelm Engel	1936-1937	Hans Rothfels	1961-1966
Edmund E. Stengel	1937-1942	Hubert Jedin	1961-1975
Theodor Mayer	1942-1945	Hermann Aubin	1961-1966
Walther Holtzmann	1953-1961	Karl August Fink	1961-1976
Gerd Tellenbach	1962-1971	Theodor Schieder	1961-1984
Reinhard Elze	1972-1988	Gerd Tellenbach	1961-1962
Arnold Esch	1988-	Hermann Heimpel	1961-1971
		Reinhard Elze Her-	1964-1972
		mann Krause Karl	1970-1971
		Dietrich	
		Erdmann	1971-1981
		Horst Fuhrmann Josef	1971-
		Fleckenstein Werner	1971-1987
		Conze Heinrich Lutz	1971-1976
		Gerhard Müller Erich	1974-1986
		Meuthen Wolfgang	1974-
		Schieder Arnold Esch	1976-
		Eberhard Weis Otto	1979-1981-
		Gerhard Oexle (Vor-	1988
		sitzender)	1986-1993
		Hagen Keller Wolf-	
		gang Reinhard	1986-
			1988-
			1988-

---

**DHI Paris (1958/64 →)**

1954 hatten deutsche Historiker erfahren, dass Bundeskanzler Konrad Adenauer gewillt sei, einen Betrag von 50.000 bis 80.000 DM zur Förderung historischer Forschung zur Verfügung zu stellen. Nach einigen Planungsüberlegungen kam am 21. November 1958 die Gründung der «Deutschen Historischen Forschungsstelle in Paris» zustande, das Mitarbeiter im Bereich der Mediävistik und der Neuzeit beschäftigte sowie Forschungskolloquien ausrichtete. Nach Schaffung eines Bundesforschungsministeriums (1964) wurde diese «Forschungsstelle» dem neuen Ministerium als «Deutsches Historisches Institut in Paris» eingegliedert. Die Mitglieder der Forschungsstelle wurden zu Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats. Die Aufgabe des DHIP ist die Erforschung und Dokumentation der Geschichte Frankreichs, der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, Westeuropas im 20. Jahrhundert und der Wissenschafts- und Historiographiegeschichte in Frankreich und Deutschland.

Direktoren		Wissenschaftlicher	Beirat
Alois Wachtel	1966-1968	Laetitia Boehm	1991-1997
Hermann Weber (kommissarisch)	18.3.-31.7.1968	Max Braubach	1958-1969
Karl Hammer	1.8.-30.9.1968	Eugen Ewig	1958-1983
Karl Ferdinand Werner	1.10.1968-21.2.1989	Josef Fleckenstein	1980-1991
Hartmut Atsma (kommissarisch)	1.3.1988-31.5.1989	Horst Fuhrmann	1971-1996
Horst Möller	1.4.1989-31.5.1992	Herbert Grundmann	1960-1970
Hartmut Atsma (kommissarisch)	1.4.1988-31.5.1993	Paul Egon Hübinger	1959-1979
Werner Paravicini	1.10.1993-	Klaus Malettke	1984-1999
		Ilija Mieck	1992-1997
		OttoGerhard Oexle	1984-1999
		Theodor Schieffer	1966-1981
		Stephan Skaiweit	1960-1983
		Gerd Tellenbach	1958-1974
		Hard Weber	1969-1992
		Hard Weis Heinz	1974-1993
		Durchhardt Joachim	1999-1996-
		Ehlers Klaus Hilde-	1981-2000
		brand Hagen Schulze	1998-
		Winfried Schulze	1995-
		Hanna Vollrath	1998-

### DHI London (1975/76 →)

1968 hatte der Leiter der niedersächsischen Staatsarchive, Carl Haase, beeindruckt durch einen Besuch beim DHIR, eine Denkschrift über die Errichtung eines Historischen Instituts in London verfasst. 1969 konstituierte sich dadurch angeregt ein Britisch-Deutscher Historikerkreis (BDHK) als eingetragener Verein, dessen erster Vorsitzender Paul Kluge wurde. Als 2. Vorsitzender übernahm Gerhard A. Ritter vom erkrankten Carl Haase das Amt, Schatzmeister wurde Wolfgang A. Mommsen. Im selben Jahr gab der Wissenschaftsrat seine Zustimmung zur Errichtung eines «Deutschen Historischen Instituts in London», das – um ein Jahr verzögert durch die erste Öl-Krise – 1975 finanziert durch Bundesmittel errichtet wurde. Am 4.11.1976 erfolgte die offizielle Eröffnung. Seit 1993 ist nicht mehr der BDHK Träger des Instituts, sondern die vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (BMBFT) geförderte Stiftung Deutscher Historischer Institute im Ausland mit Sitz in Bonn. Auftrag des DHI London ist die Erforschung der deutsch-englischen Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte, der englischen Geschichte der Frühen Neuzeit, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte seit der Industriellen Revolution und die Analyse historischer Phänomene in international vergleichender Perspektive.

**Direktoren**

Paul Kluke	1975-1977
Wolfgang J. Mommsen	1977-1985
Adolf M. Birke	1985-1994
Peter Wende	1994-

**Wissenschaftlicher Beirat****Stand: 1.7.1986**

Knut Borchardt  
 Francis L. Carsten  
 Klaus Hildebrand  
 Karl Leyser  
 Wolfgang J. Mommsen  
 Anthony J. Nicholls  
 Gerhard A. Ritter  
 Manfred Schlenke  
 Ernst Schulin  
 Rudolf Vierhaus  
 Bernd-Jürgen Wendt

**Stand: 1.1.1993**

Karl Friedrich Krieger  
 Anthony Nicholls  
 Marie-Luise Recker  
 Gerhard A. Ritter  
 Ernst Schulin  
 D.C. Watt  
 Peter Wende  
 Bernd Jürgen Wendt

**DHI Washington (1987→)**

Ausgehend von der Überzeugung, dass die historischen Auslandsinstitute in Rom, Paris und London wesentlich zur internationalen Kooperation in der Geschichtswissenschaft beigetragen und die kulturelle Zusammenarbeit gefördert haben, wurde 1987 das Deutsche Historische Institut in Washington, D.C. gegründet. Als Standort der Library of Congress und der National Archives war die Wahl der amerikanischen Hauptstadt nicht nur Ergebnis politischer, sondern vor allem wissenschaftlicher Überlegungen. Die Aufgabe des Instituts besteht dementsprechend in der Förderung der historischen Forschung über die Bundesrepublik Deutschland und die USA. Es soll Wissenschaftler beider Länder zur Zusammenarbeit ermutigen, insbesondere im Bereich der Deutsch-Amerikanischen Beziehungen im Rahmen ihrer jeweiligen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Kontexte, im Bereich der Erforschung internationaler Beziehungen und dem Vergleich von Ursprüngen und Entwicklungen von demokratischen und industriellen Gesellschaften. Das DHI Washington organisiert und unterstützt Konferenzen und Vorlesungsreihen, es prämiiert historische Arbeiten und stellt Forschungsstipendien zur Verfügung. Seit 1987 gibt das DHI jährlich ein Bulletin heraus, das über die Tätigkeit des Instituts informiert.



Direktoren		Wissenschaftlicher Beirat	
Hartmut Lehmann	1987-1993	Erich Angermann	1987-1992
Detlef Junker	1994-2000	Guenther Barth	
		Karl Dietrich Bracher	
		Mack Walker	
		Michael Stürmer	
		Peter Graf Kielmansegg	
		Rudolf Vierhaus	
		Thomas Nipperdey	1987-1992
		Wolfgang J. Mommsen	
		Carl-Ludwig Holtfrerich	1993-
		Hans-Peter Schwarz	1993-
		Johannes Fried	1993-
		Jürgen Heideking	1993-
		Klaus Hildebrand	1993-
		(Vorsitzender)	
		Margaret L. Anderson	1993-
		Paul W. Schroeder	
		Wolfgang Jäger	1993-

#### DHI Warschau (1993→)

Das Deutsche Historische Institut Warschau geht auf eine Verständigung im November 1991 zwischen dem damaligen polnischen Ministerpräsidenten Jan Krzysztof Bielecki und Bundeskanzler Helmut Kohl zurück. Es wurde im Mai 1993 gegründet und ergänzt die Reihe Deutscher Historischer Institute, die bereits in Rom, Paris, London und Washington bestehen. Wie diese wird es finanziell getragen vom Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Das DHI Warschau ist wie die Institute in London und Washington Teil der Stiftung Deutsche Historische Institute im Ausland mit Sitz in Bonn.

Aufgabe des Instituts ist es, die Geschichte Polens, darunter auch die Beziehungsgeschichte Polens mit seinen Nachbarn – und hierunter auch Deutschland –, Fragen der vergleichenden Geschichte Polens und Deutschlands sowie der Historiographie zu erforschen. Darüber hinaus veröffentlicht das DHI Forschungsergebnisse, Quellen zu den deutschpolnischen Beziehungen und historische Studien in deutscher bzw. polnischer Übersetzung. Zu den Tätigkeitsfeldern des Instituts gehört ebenfalls die Erteilung von Auskünften und die Vermittlung wissenschaftlicher Kontakte, vornehmlich zwischen Polen und Deutschland, aber auch zu wissenschaftlichen Einrichtungen anderer Staaten. Seit 1995 gibt dazu das DHI Warschau jährlich ein Bulletin heraus, das die aktuellen Tätigkeiten des Instituts dokumentiert.

Direktoren		Wissenschaftlicher Beirat	
Rex Rexheuser	1993-1998	Helmut Altrichter	1997-
Klaus Ziemer	1998-	Hartmut Bookmann	1993-1998
		Alexander Fischer	1993-1994
		Ulrich von Hehl	1993-
		Gerd Heinrich	1993-
		Jerzy Holzer	1993-
		Horst Möller	1993-
		(Vorsitzender)	
		Alvydas Nikzentaitis	1999-
		Adelheid Simsch	1993-1999
		Bogdan Wachowiak	1993-
		Klaus Zernack	1993-

### Institut für Zeitgeschichte in München (IfZ) (1951 →)

Das heutige Institut für Zeitgeschichte (IfZ) hat eine wendungsreiche Entstehungsgeschichte. Während Überlegungen in der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München 1947 durch ihren Präsidenten Walter Goetz angeregt wurden und Gerhard Ritter 1949 eine Denkschrift über die Aufgabe der «Darstellung der zeitgeschichtlichen Vorgänge» veröffentlichte, kam die bayerische Staatsregierung zusammen mit den Regierungen von Hessen und Württemberg-Baden 1947 darüber überein, ein «Institut zur Erforschung der nationalsozialistischen Politik» zu errichten. Nach der Währungsreform 1948 kam die bayerische Staatskanzlei auf diese Initiative zurück und eröffnete trotz unsicherer finanzieller Lage ein solches Institut. Am 8.9.1950 unterzeichnete der damalige Bundesminister des Inneren, Gustav Heinemann, die Satzungsurkunde des Instituts. Zeitgleich konstituierte sich ein wissenschaftlicher Beirat, der sich aus damals führenden Historikern zusammensetzte. Seit 1952 lautete der offizielle Titel dieses Instituts, das aus bayerischen Staatsmitteln finanziert wurde, «Institut für Zeitgeschichte». Ab 1955 erfolgte die Finanzierung gemäss dem Königsteiner Abkommen. Erst 1961 erhielt das Institut seine heutige rechtlich-organisatorische Struktur einer öffentlichen Stiftung bürgerlichen Rechts. Seit 1975 gehört es den Instituten der Blauen Liste an, finanziert von Bund und Ländern gemäss Art. 91b GG. 1990 wurde eine Aussenstelle in Bonn und 1993 eine in Potsdam eingerichtet, die 1996 nach Berlin umzog.

**Generalsekretäre bzw. ab 1961 Direktoren**

Hermann Mau	1951-1952
Helmut Krausnick	1952-1953
Paul Kluke	1953-1959
Helmut Krausnick	1959-1972
Martin Broszat	1972-1989
Ludolf Herbst (geschäftsführend)	1989-1991
Horst Möller	1992-

**Beiräte des IfZ**


---

1950	1962	1972
Philipp Auerbach	Hellmut Becker	Hellmut Becker
Ludwig Bergsträsser (Vorsitzender)	Karl Dietrich Bracher	Knut Borchardt
Hermann Brill	Max Braubach	Karl Dietrich Bracher
Ludwig Dehio	Karl G. Bruchmann	Hans Buchheim
Constantin v. Dietze	Werner Conze	Walter Bussmann
Fritz Hartung	Karl Dietrich	Karl Dietrich
Ernst v. Hippel	Erdmann	Erdmann
Erich Kaufmann	Theodor Eschenburg	Theodor Eschenburg
Eugen Kogon	Ernst Fraenkel	Ernst Fraenkel
Theodor Litt	Otto-Heinrich von der Gablentz	Otto-Heinrich von der Gablentz
Gerhard Ritter	Hans Herzfeld	Hans Herzfeld
Franz Schnabel	Paul Hübinge	Paul Hübinge
Hans Speidel	Erich Kaufmann	Paul Kluke
Bernhard Vollmer	Paul Kluke	Wolfgang Mommsen
Wilhelm Winkler	Golo Mann	Konrad Repgen
Theodor Heuss (Ehrenmitglied)	Hans Rothfels (Vorsitzender)	Hans Rothfels (Vorsitzender)
Friedrich Meinecke (Ehrenmitglied)	Theodor Schieder Hans Speidel Georg Stadtmüller	Theodor Schieder Hans Speidel Georg Stadtmüller Günther Stökl Bernhard Zittel

---

**Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen (MPI) (1956 →)**

1951 war im Umfeld des Kölner Historikers Peter Rassow zum ersten Mal die Idee aufgekommen, ein historisches Institut im Rahmen der Max-Planck-Gesellschaft (ehemals Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft) aufzubauen. Vorbild war das von Paul Fridolin Kehr geleitete Institut für Deutsche Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, das bis 1944 bestand. 1954 wurde erneut eine Initia-

tive gestartet, ein solches Institut einzurichten, diesmal ergänzt durch Gutachten von Rothfels, Schnabel (der in diesem Projekt eine Konkurrenz zur Historischen Kommission sah), Heimpel, Dehio, Büttner, Baethgen und Oediger. Heimpel, der zu dieser Zeit sein Amt als Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz abgab, hatte am 10.8.1954 eine programmatische Denkschrift verfasst, die dem Institut vier Aufgaben zuwies: die Methodologie der Geschichte, Germania Sacra und vergleichende Landesgeschichte, Themen und Probleme einer Gesamtwissenschaft vom Mittelalter und Studien über zentrale Fragen des 19. Jahrhunderts. Das Institut wurde 1956 eröffnet und gemäss dem Königsteiner Abkommen finanziert. Hermann Heimpel wurde der erste Direktor dieses Instituts und war über Jahrzehnte sein spiritus rector.

### Direktoren

Hermann Heimpel Direktor	1956-1971
Josef Fleckenstein Abt.: Mittelalter	1971-1990
Rudolf Vierhaus Abt.: Neuzeit	1971-1990
Otto Gerhard Oexle Abt.: Mittelalter	1990-
Hartmut Lehmann Abt.: Neuzeit	1990-

### Institut für Europäische Geschichte in Mainz (1950 →)

Nach dem 2. Weltkrieg waren mit Unterstützung der französischen und amerikanischen Besatzungsmacht ab 1948 in Speyer internationale Historikertage organisiert worden, die insbesondere französischen und deutschen Historikern ein gemeinsames Gesprächsforum boten. Die starke konfessionelle Prägung der damaligen Tagungen kam in einem organisatorischen Zusammenhang mit den noch eher informellen Treffen des «Arbeitskreis[es] christlicher Historiker», der 1948 ebenfalls in Speyer tagte und in dem katholische und protestantische Historiker zusammenarbeiteten, zum Ausdruck. 1949 ergriffen Historiker aus dem Umkreis dieses Arbeitskreises wie der Bonner Mediävist Fritz Kern, der Religionshistoriker Joseph Lortz und der Freisinger Historiker Wilhelm Wühr Initiativen, um diesen Arbeitsthemen eine institutionelle Grundlage zu geben. 1950 erfolgte die Gründung durch die «Direction Générale des Affaires Culturelles», die das Institut hauptsächlich finanzierte. 1953 wurde es durch das Land Rheinland-Pfalz übernommen und 1958 in das Königsteiner Abkommen mit einbezogen. Seine Aufgabe ist die «Erforschung von Grundproblemen der europäischen Geschichte», um nationale und kon-

fessionelle Vorurteile zu überwinden. Daher unterhält das Institut auch ein wichtiges Stipendien-Programm für Wissenschaftler aus dem In.- und Ausland.

### Direktoren

---

#### Abt. 1: Abendländische Religionsgeschichte

Joseph Lortz 1950-1975  
 Peter Meinhold 1976-1981  
 Peter Manns 1981-1991  
 Gerhard May 1991-

#### Abt. 2: Universalgeschichte

Martin Göhring 1951-1968  
 Karl Otmar Frhr. von Aretin 1968-1994  
 Heinz Duchhardt 1994-

---

### Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien

Die Kommission ist eine aus dem freien Zusammenschluss von Historikern, Politikwissenschaftlern und Staatsrechtlern 1951 hervorgegangene Forschungsstelle in Bonn, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, «die Geschichte der politischen Parteien und die Entwicklung des deutschen Parlamentarismus von den Anfängen bis 1933» zu erforschen. In bestimmten Problemzusammenhängen werden auch zeitgeschichtliche Themen aufgenommen und bearbeitet. Zu den (Zeit-)Historikern, die die Gründungsinitiative ergriffen, gehörten Ludwig Bergstraesser, Alfred Herrmann, Wolfgang Abendroth, Max Braubach, Theodor Eschenburg, Fritz Fischer und Theodor Schieder. Seit 1965 ist die Kommission ein eingetragener Verein. Die Finanzierung erfolgte zunächst aus Bundesmitteln, mittlerweile stellt das Land Nordrhein-Westfalen die Mittel für notwendige institutionelle Zuwendungen bereit. Die Forschungsprojekte werden über die DFG, Stiftungen oder den Bundestag finanziert.

### Präsidenten

---

Alfred Herrmann	1951-1956
Werner Conze	1957-1962
Karl Dietrich Bracher	1963-1968
Rudolf Morsej	1969-1982
Klaus Hildebrand	1998-

---

### Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte e.V. (1957 →)

Nach einer Besprechung am 14.12.1956 mit Paul Egon Hübinger, der neuer Abteilungsleiter im BM des Inneren geworden war, hatten die Historiker Max Braubach, Werner Conze, Peter Rassow und Fritz Hartung eine Denkschrift über die Errich-

tung einer Kommission zur Edition von Quellen und Erarbeitung von Studien über die Geschichte der «grossen Friedensschlüsse des 16. bis 20. Jahrhunderts» verfasst. Parallel zu diesen Gedanken über eine «Historische Bundeskommission» entwickelte massgeblich Werner Conze die Konzeption einer «Sozialgeschichte» mit dem Schwerpunkt des 19. Jahrhunderts, für die er einerseits ein 1957 angetretenes Ordinariat in Heidelberg und andererseits Bundesmittel von Seiten Hübingers nutzen konnte. Im April 1957 gründeten er, sowie Carl Jantke, Ludwig Beutin, Theodor Schieder, Otto Brunner, Richard Nürnberger, Wilhelm Treue und Georg Weippert im Kurhaus von Bad Ems einen «Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte», in dem Grundlagenprobleme wie «Strukturgeschichte», «Begriffsgeschichte», «Institutionengeschichte» oder «Sozialgeschichte» erörtert wurden. Das bisher aufwendigste Projekt, das 1997 seinen Abschluss fand, sind die von Brunner, Conze und Koselleck herausgegebenen «Geschichtlichen Grundbegriffe». Derzeitiger Vorsitzender des Arbeitskreises, der seit 1963 ein eingetragener Verein ist, ist Wolfgang Schieder.

### **Herder-Institut e.V. / Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat (1950 →)**

Anknüpfend an die 1932 in Berlin gegründete ‚Publikationsstelle‘ beim Geheimen Staatsarchiv sowie die im Dezember 1933 gegründete Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft wurde nach dem Zweiten Weltkrieg in Marburg der Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrat e.V. am 29.4.1950 mit dem Ziel gegründet, «wissenschaftliche Arbeiten über die Länder, Völker und Staaten Ostmitteleuropas in Vergangenheit und Gegenwart zu fördern.» Der Forschungsrat, der sich aus ‚ostvertriebenen‘ Geistes- und Sozialwissenschaftlern (sogenannten ‚Ostforschern‘) zusammensetzte, förderte auch die Wieder- bzw. Neubegründung der Historischen Kommissionen für die verschiedenen ehemaligen deutschen Ost- und Siedlungsgebiete (Baltikum, Sudetenland, Schlesien, Pommern, Posen, West- u. Ostpreussen). Der Forschungsrat wurde zunächst seitens des Bundes allein (BM für Gesamtdeutsche Fragen), ab 1977 im Rahmen der gemeinsamen Forschungsförderung nach Art. 91b GG durch den Bund und das Sitzland Hessen finanziert.

Als Forschungsinstitut angeschlossen war dem Forschungsrat bis Ende 1993 das «Herder-Institut» Marburg, das personell und institutionell eng mit der dortigen Universität verflochten war. Das Institut wurde 1994 als wissenschaftliche Serviceeinrichtung für die historische Ostmitteleuropaforschung rechtlich verselbständigt und wird seither als Institut der Blauen Liste vom Bund und allen 16 Bundesländern gemeinsam gefördert. Das Institut kooperiert eng mit in- und ausländischen Universitäten und Forschungseinrichtungen, insbesondere mit der Philipps-Universität Marburg. Seit 1952 gibt das Herder-Institut die ‚Zeitschrift für Ostforschung‘ heraus, die seit 1995 als ‚Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung‘ fortgesetzt wird.

### **Verband der Historiker Deutschlands (VHD) (1895-1945 /1948 →)**

Der erste Historikerverband Deutschlands entstand infolge eines 1893 in München abgehaltenen Historikertreffens. Gegründet wurde der «Verband deutscher Historiker» 1895 in Frankfurt/Main. Er sollte die kommenden Historikertage organisieren helfen und die fachinterne Kommunikation fördern. Erst allmählich fand dieser erste Historikerverband allgemeine Zustimmung in der Zunft. Durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, wurden die Historikertage erst 1924 fortgesetzt. Seit 1926 gehörte der Verband dem Internationalen Historikerverband, dem Comité Internationale des Sciences Historiques (CISH) an. Mit dem Bemühen von NS-Historikern und Organisatoren, insbesondere Walter Franks, die historische Forschung im Sinne des Regimes neu zu ordnen, verlor der Historikerverband zunehmend seine Funktion. Nach dem Zweiten Weltkrieg stand im Mittelpunkt der Bemühungen um eine Neugründung des Verbandes der Wunsch, möglichst schnell wieder im Internationalen Historikerverband vertreten zu sein, wofür ein nationaler Verband Voraussetzung war. Treibende Kraft dieser Neugründung war Gerhard Ritter. Auf einer gemeinsamen Tagung von Historischer Kommission und MGH am 13.10.1948 in München wurde diese Neugründung beschlossen. Ein Exekutivkomitee übernahm die konkreten Massnahmen zur Organisation des neuen «Verbandes der Historiker Deutschlands», dessen Vertreter 1950 auch am Internationalen Historikertag des CISH in Paris teilnahmen.

Der VHD sieht heute seine gewichtigste Aufgabe in der Bereitstellung von Gesprächsforen für die historische Forschung, vor allem die Organisation – gemeinsam mit dem Verband der Geschichtslehrer Deutschlands – des zweijährig stattfindenden Historikertages; zudem die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses und die internationale Kooperation durch die Einbindung in das CISH und dessen Internationale Historikertage.

---

#### **Gründungsausschuss von 1895**

Karl Lamprecht  
 Josef Hansen  
 Ludwig Quidde  
 Max Lossen  
 Georg Kaufmann  
 Hans Prutz  
 Carl Adolf Cornelius  
 Wilhelm Heinrich Riehl  
 Karl Theodor Heigel  
 Felix Stieve  
 Alfred Stern  
 Anton Chroust  
 Karl Brandi  
 Walter Goetz  
 Hans v. Zwiadineck-Südenhorst

---

#### **Gründungsvorstand von 1948**

Gerhard Ritter  
 Hermann Aubin  
 Hermann Heimpel  
 Herbert Grundmann  
 Matthias Geizer  
 Fritz Hartung

---

**Vorsitzende' des VHD seit 1948**


---

1948-1953	Gerhard Ritter	Univ. Freiburg i.Br. (Neuzeit)
1953-1958	Hermann Aubin	Univ. Hamburg (Mittelalter u. Neuzeit)
1958-1962	Hans Rothfels	Univ. Tübingen (Neuzeit)
1962-1967	Karl Dietrich Erdmann	Univ. Kiel (Neuzeit)
1967-1972	Theodor Schieder	Univ. Köln (Neuzeit)
1972-1976	Werner Conze	Univ. Heidelberg (Neuzeit)
1976-1980	Gerhard A. Ritter	Univ. München (Neuzeit)
1980-1988	Christian Meier	Univ. München (Alte Geschichte)
1988-1992	Wolfgang J. Mommsen	Univ. Düsseldorf (Neuzeit)
1992-1996	Lothar Gall	Univ. Frankfurt/Main (Neuzeit)
1996-2000	Johannes Fried	Univ. Frankfurt/Main (Mittelalter)

---

**Monumenta Germaniae Historica / Deutsches Institut für Erforschung des Mittelalters (1819→)**

Die MGH (Monumenta Germaniae Historica) sind die älteste, auf Anregung des Freiherrn vom Stein 1819 als «Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde» konstituierte historische Forschungsinstitution in Deutschland. Seit ihrem Bestehen ist ihre zentrale Aufgabe die historischkritische Edition von Schriftquellen des Mittelalters des «deutschen Sprachgebiets», nach dem 2. Weltkrieg erweitert auf den Bereich des «europäischen Mittelalters», sowie die Förderung von Untersuchungen und Darstellungen zur Erschließung dieser Quellen. Ab 1875 wurden die Geschäfte durch eine Zentralkommission mit Sitz in Berlin geleitet. 1935 wurden die MGH im Zuge der Umstrukturierung der NS-Wissenschaftsorganisation in ein «Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichtskunde» einbezogen. 1943 von Berlin nach Schloss Weissenstein bei Pommersfelden evakuiert, kam ab 1946 wieder eine neue Zentralkommission zusammen. 1948 wurden die MGH mit Hilfe der Finanzierung durch bayerische Staatsmittel und von Walter Goetz und Friedrich Baethgen richtungsweisend in München neu organisiert. Seit 1963 sind sie eine Körperschaft des öffentlichen Rechts.

Die MGH haben in den letzten Jahren ihren Grundbestand an Quellengruppen erweitert und dementsprechend auch ihre Forschungsbereiche erweitert. Neben Werken der Geschichtsschreibung, Urkunden, Gesetzen und Rechtsbüchern werden auch Briefsammlungen, Dichtungen, Memorialbücher und Nekrologe, politische Traktate und Schriften der Geistesgeschichte herausgegeben. Mit diesen zahlreichen Initiativen und den grundlegenden Quelleneditionen sind die MGH die wichtigste und einflussreichste außeruniversitäre Institution der Mediävistik.

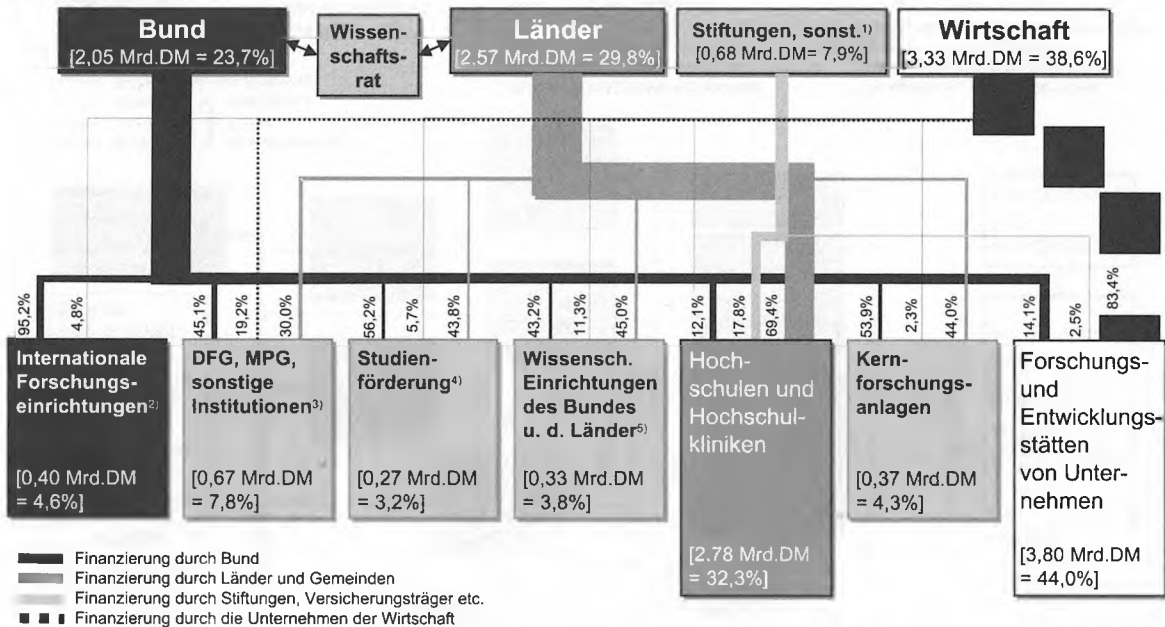


**Präsidenten (seit 1942)**

Theodor Mayer	1942-1945	1945 aus politischen Gründen seines Amtes enthoben
Friedrich Baethgen	1948-1958	
Herbert Grundmann	1958-1970	
Hermann Krause	1970-1971	Interimistisch
Horst Fuhrmann	1971-1994	
Rudolf Schieffer	1994	

---

# Struktur der deutschen Forschungsfinanzierung - Schematische Darstellung - Stand 1965

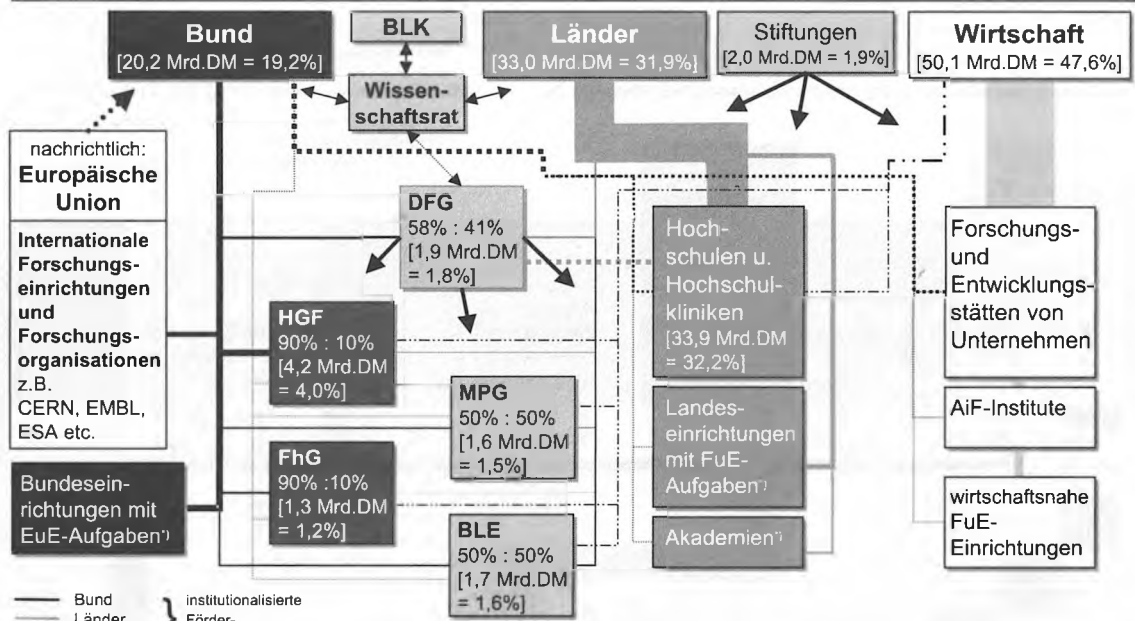


- 1) Stiftungsträger, aber auch Privatpersonen, Versicherungsträger, Bundesbahn, Bundespost etc.
- 2) Internationale Organisationen und Forschungseinrichtungen, z.B. CERN, Europ. Organisation f. astronomische Forschg. i.d. südl. Hemisphäre etc.
- 3) Sonstige wissenschaftliche und wissenschaftsfördernde Institutionen ohne Erwerbscharakter und Einzelpersonen

- 4) Empfänger von Studienförderung, auch Einzelpfänger nach dem Honnefer Modell, von Studienstiftung etc.
- 5) Wissenschaftliche Institute des Bundes und der Länder, wissenschaftliche Bibliotheken, Museen und Archive

Quelle:  
 BM f. Wiss. u. Forschung: Bundesbericht Forschung II, Bonn 1967, S. 144ff.

# Struktur der deutschen Forschungsfinanzierung - Schematische Darstellung - Stand 1995



- Bund
  - Länder
  - Wirtschaft
  - - - Projektförderung Wirtschaft
  - ..... Projektförderung Bund
- institutionalisierte Förderbeziehungen

**XYZ**  
 60% : 40%  
 [1,7 Mrd.DM = 1,6%]  
 à Wissenschaftliche Einrichtung  
 à Förderanteil Bund versus Länder  
 à Ausgaben insgesamt  
 à Anteil an den Wissenschaftsausgaben der Bundesrepublik Deutschland

- BLK - Bund-Länder-Kommission
- HGF - Helmholtz-Gesellschaft-Forschung
- MPG - Max-Planck-Gesellschaft
- FhG - Fraunhofer-Gesellschaft
- BLE - Blaue Liste Institute
- AiF - Arbeitsgemeinschaft industrieller Forschungsanstalten
- FuE - Forschung und Entwicklung

**\***) Ausgaben sonstiger öffentlicher wissenschaftlicher Einrichtungen inkl. wissenschaftliche Bibliotheken, Archive, Museen [7,5 Mrd.DM = 7,1%]  
 Quelle: BMBF: Faktenbericht 1998, verschiedene Seiten.  
 URL: <http://www.faktenbericht.bmbf.de>

## Verzeichnis von Einrichtungen mit historischen Aufgaben oder Schwerpunkt (1998)

### 1. Einrichtungen der Blauen Liste (Auswahl):

#### *Bayern:*

- Deutsches Museum in München (DM)
- Germanisches Nationalmuseum (GNM) in Nürnberg
- Institut für Zeitgeschichte (IfZ) in München

#### *Berlin:*

- Deutsches Bibliotheksinstitut (DBI) in Berlin
- Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB)

#### *Bremen:*

- Deutsches Schiffahrtsmuseum (DSM) in Bremen

#### *Hessen:*

- Herder-Institut e.V. in Marburg

#### *Nordrhein-Westfalen:*

- Deutsches Bergbau-Museum Bochum (DBM)

#### *Rheinland-Pfalz:*

- Römisch-Germanisches Zentralmuseum (RGZM) – Forschungsinstitut für Vor- und Frühgeschichte in Mainz

#### *Schleswig-Holstein:*

- Deutsche Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften (ZBW) in Kiel

### 2. Bundeseinrichtungen mit FuE-Aufgaben (Auswahl)

#### *Bundeskanzleramt (BK):*

- Stiftung Wissenschaft und Politik in Ebenhausen
- Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte
- Deutsches Historisches Museum in Berlin

#### *Auswärtiges Amt (AA):*

- Deutsches Archäologisches Institut (DAI) in Berlin

#### *Bundesministerium des Innern (BMI):*

- Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien (BIOst) in Köln
- Bundesarchiv in Koblenz
- Deutsche Bibliothek in Frankfurt/Main

*Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie (BMBF):*

- Kunsthistorisches Institut Florenz (KHI)
- Deutsches Institut für Japanstudien Tokyo (DIJ Tokyo)
- Deutsche Historische Institute in Rom, Paris, London, Washington, Warschau
- Orient-Institut Beirut der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft e.V. (OI Beirut)
- Stiftung Deutsch-Amerikanisches Akademisches Konzil (DAAK) in Bonn

*Bundesministerium der Verteidigung (BMVg):*

- Militärgeschichtliches Forschungsamt (Potsdam)

### 3. Max-Planck-Institute (Auswahl)

- MPI für Geschichte (Göttingen)
- MPI für Europäische Rechtsgeschichte (Frankfurt/Main)
- MPI für Wissenschaftsgeschichte (Berlin)

### **Königsteiner Abkommen (1949)**

Am 1.4.1949 hatten die Länderregierungen der britischen und amerikanischen Besatzungszone in Königstein ein Abkommen über die Finanzierung von überregionalen Forschungseinrichtungen geschlossen, das die Funktion eines «Länderfinanzausgleichs» hatte. Die Mitgliedsländer hatten Beiträge zur Finanzierung solcher Institute zu zwei Dritteln gemäss ihres Anteils an Steuereinnahmen und zu einem Drittel entsprechend ihres Bevölkerungsanteils zu zahlen. Dieses «Königsteiner Abkommen» ermöglichte damit die Finanzierung zahlreicher bedeutender Institute, die in den 50er Jahren gegründet worden waren. Zum Ende der 50er Jahre hin erwies sich die Finanzierung von Seiten der Länder als immer schwieriger, so dass am 5.9.1957 ein Verwaltungsabkommen zwischen dem Bund und den Ländern geschlossen wurde, das den Bund generell zu 50% in die Finanzierung mit einbezog. Für einige Institute wurden gesonderte Finanzierungsschlüssel festgelegt (Fraunhofer-Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft).

### **Wissenschaftsrat (1957)**

Gleichzeitig wurde mit diesem Abkommen ein «Wissenschaftsrat» gebildet, der zur Zeit aus 54 Mitgliedern besteht, die auf Vorschlag von Bund, Ländern, der DFG, der MPG, der HRK und der Arbeitsgemeinschaft der Grossforschungseinrichtungen vom Bundespräsidenten berufen werden. Seine Aufgabe ist die Evaluation und Empfehlung «von inhaltlichen und strukturellen Entwicklungen von Hochschulen, der Wissenschaft und Forschung», auf deren Grundlagen das BMBF und Forschungsförderungs-Organisationen finanzielle Mittel zur Verfügung stellen und Wissenschaftsstrukturen (um) gestalten.

**Vorsitzende**


---

Helmut Coing	1958-1961	Heinz Heckhausen	1985-1986
Ludwig Kaiser	1961-1965	Kurt Kochsiek	1987-1989
Hans Leussink	1965-1969	Dieter Simon	1989-1993
Reimar Lüst	1969-1972	Gerhard Neuweiler	1993-1994
Theodor Heidhues	1972-1976	Karl-Heinz Hoffmann	1994-1996
Wilhelm A. Kewenig	1976-1979	Dagmar Schipanski	1996-1998
Andreas Heidrich	1979-1982	Winfried Schulze	seit Januar 1998
Hans-Jürgen Engell	1982-1985		

---

**Historiker im Wissenschaftsrat / Bildungsrat**


---

Wissenschaftsrat:		Winfried Schulze	1996-
Gerd Tellenbach	1958-1964	(seit 1998 Vorsitzender)	
Herbert Nesselhauf	1964-1970	Bildungsrat:	
Rudolf Vierhaus	1972-1976	Karl Dietrich Erdmann	1966-1970
Jürgen Kocka	1990-1993	(Vorsitzender)	

---

**DFG (seit 1951)**

Die DFG ist das Ergebnis des Zusammenschlusses der 1949 wiederbegründeten «Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft» und des «Deutschen Forschungsrats». Im Mai 1951 beschloss die Mitgliederversammlung ihre bis heute gültige Satzung. Ihr Sitz ist Bonn. Die zentrale Aufgabe der DFG ist die bundesweite finanzielle Förderung von Forschungsprojekten und -bereichen, Wissenschaftlern und wissenschaftlichem Nachwuchs, die Beratung von Parlamenten und Behörden und Pflege von wissenschaftlichen Beziehungen zum Ausland. 1967 richtete die DFG erstmals Sonderforschungsbereiche ein, 1991 dehnten sich ihre Fördermassnahmen auf die neuen Länder aus. Die von ihr vergebenen Mittel umfassen zur Zeit eine Summe von 2,2 Milliarden DM, die zu jeweils 50% von Bund und Ländern zur Verfügung gestellt werden.

**Präsidenten**


---

Name	Amts-dauer	Fachgebiet
Ludwig Raiser	1952-1955	Rechtswissenschaft
Gerhard Hess	1955-1964	Romanistik
Julius Speer	1964-1973	Forstwissenschaften
Heinz Maier-Leibnitz	1973-1979	Experimentalphysik
Eugen Seibold	1980-1985	Geologie
Hubert Markl	1986-1991	Biologie
Wolfgang Frühwald	1992-1997	Neuere Deutsche Literatur
Ernst Ludwig Winnacker	seit 1.1.1998	Biochemie

---

### **Blaue Liste (1977) / WGL (1995)**

Ebenfalls eine Institution zur Evaluation und Förderung von Forschungsinstitutionen ist die 1977 gegründete «Blaue Liste», die sich orientiert an den Finanzierungsgrundsätzen von Bund und Ländern und sich um eine effizientere Organisation der Forschung bemüht, indem die ihr angeschlossenen Institute um Fördermittel miteinander und mit aussenstehenden Instituten konkurrieren. 1995 haben sich die Einrichtungen der «Blauen Liste» zur «Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz» zusammengeschlossen, die die Zusammenarbeit untereinander und die Darstellung nach aussen verbessern soll. Die derzeit 79 Leibniz-Institute verfügen zusammen über insgesamt 1,18 Milliarden DM und 250 Mio. DM Drittmittel. Sie beschäftigen an die 11.000 Mitarbeiter.

### **Leibniz-Preisträger der DFG**

Der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der DFG wird als Preis zur Förderung besonders qualifizierter Wissenschaftler seit 1985 an jährlich 10 oder mehr Preisträger vergeben. Die Auswahl erfolgt durch den Hauptausschuss der DFG auf Vorschlag bisheriger Preisträger, wissenschaftlichen Hochschulen und der MPG. Er ist der höchstdotierte Wissenschaftspreis in der Bundesrepublik, der Grossteil der Preisgelder muss den Forschungsvorhaben der Preisträger zugute kommen. Ziel des Leibniz-Programms ist es, die Arbeitsbedingungen der ausgezeichneten Wissenschaftler/innen zu verbessern, ihre Forschungsmöglichkeiten zu erweitern, sie von administrativem Arbeitsaufwand zu entlasten und ihnen die Beschäftigung besonders qualifizierter jüngerer Wissenschaftler/innen zu erleichtern. Beim Einsatz der Mittel haben die Preisträger grösstmögliche Freiheit. So erhalten die Preisträger über einen Zeitraum von 5 Jahren jeweils zwischen 1,5 und 3 Millionen DM für Forschungsvorhaben.

### **Historiker unter den Preisträgern**

1986	Géza Alföldy	Prof. für Alte Geschichte in Heidelberg
1987	Knut Borchardt	Prof. für Wirtschaftsgeschichte in München
1988	Lothar Gall	Prof. für Neuere Geschichte in Frankfurt a.M.
1991	Michael Stolleis	Prof. für Rechtsgeschichte in Frankfurt a.M.
1992	Jürgen Kocka	Prof. für Geschichte der Industriellen Welt / FU Berlin
1996	Winfried Schulze	Prof. für Geschichte der Frühen Neuzeit in München
1996	Dieter Langewiesche	Prof. für Neuere Geschichte in Tübingen
1998	Ute Frevert	Prof. für Neuere/Neueste Geschichte in Bielefeld
1999	Ulrich Herbert	Prof. für Neuere/Neueste Geschichte in Freiburg

---

## Zeitschriften (Auswahl)

### GG – Geschichte und Gesellschaft (seit 1975)

Die 1975 erstmals erschienene Zeitschrift «Geschichte und Gesellschaft» (GG) ist die jüngste der heute wichtigen historischen Zeitschriften im Bereich der Neueren Geschichte. Geboren aus dem Klima theoretischer Neuorientierungen, die Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre sich zunehmend zu einer neuen Form von Kooperation von Geschichtswissenschaft und Soziologie verdichtet hatten, beabsichtigten die Herausgeber, mit dieser Zeitschrift der «Historischen Sozialwissenschaft» ein geeignetes Diskussionsforum zur Verfügung zu stellen. Der erste Satz des Vorworts von 1975 lautet paradigmatisch: «Geschichte und Gesellschaft ist eine interdisziplinäre Zeitschrift.» Sie erscheint seit ihrer Gründung beim Verlag Vandenhoeck & Rupprecht in Göttingen.

### Geschäftsführende Herausgeber

Wolfgang J. Mommsen	1975-1978	Dietrich Geyer	1987-1991
Hans-Jürgen Puhle	1975-1978	Klaus Tenfelde	1987-1991
Hans-Ulrich Wehler	1975-	Jürgen Kocka	1992-1995
Reinhard Rürup	1979-1981	Wolfgang Hardtwig	1996-1999
Heinrich August		Hans-Peter Ullmann	1996-1999
Winkler	1979-1981	Gisela Bock	1999-
Helmut Berding	1982-1989	Dieter Langewiesche	1999-
Wolfgang Schieder	1982-1986 / 1992-1995		

### GWU – Geschichte in Wissenschaft und Unterricht (seit 1950)

Als Bindeglied zwischen historischer, universitärer Forschung und der Vermittlung von Forschungsergebnissen sowie der «historischen Erziehung» steht die Zeitschrift «Geschichte in Wissenschaft und Unterricht» an einer Schnittstelle zwischen Fachöffentlichkeit der Disziplin Geschichtswissenschaft und allgemeiner Öffentlichkeit. Damit schliesst sie an die von Wilhelm Mommsen bis zu seiner Entlassung 1936 mitherausgegebene Zeitschrift «Vergangenheit und Gegenwart» an. Die Initiative zur Gründung dieser Zeitschrift geht auf zwei Quellen zurück: zum einen hatte der zuvor im Schuldienst tätige Karl Dietrich Erdmann 1947 einen Habilitationsvortrag mit dem Titel «Probleme des Geschichtsunterrichts heute» gehalten und damit sein starkes Interesse an der schulischen Vermittlung von Geschichtswissenschaft bekundet, zum anderen war 1949 parallel zur Gründung des VHD auch die Gründung des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands in München erfolgt, der die Wiederbelebung einer geschichtspädagogischen Zeitschrift erzwang. Das Ergebnis war das erste Heft von GWU, das 1950 erschien und an dessen Herausgabe Karl Dietrich Erdmann sowie Felix Messerschmid, der



Vorsitzende des Deutschen Geschichtslehrerverbandes, beteiligt waren. Seitdem ist GWU weit mehr als eine pädagogische Zeitschrift, nämlich eines der wichtigen Diskussionsforen zur Publikation und Vermittlung von Ergebnissen historischer Forschung.

### Herausgeber

Karl Dietrich Erdmann 1950-1989	Hartmut Boockmann 1987-1998
Felix Messerschmid 1953-1980	Winfried Schulze 1990-
Joachim Rohlfels 1978-	

### HPB – Das Historisch-Politische Buch (seit 1953)

«Das historisch-politische Buch» ist eine Rezensions-Zeitschrift, die seit 1953 von der 1950 gegründeten Ranke-Gesellschaft herausgegeben wird. Die geschichtspolitischen Ansichten der Ranke-Gesellschaft, an deren Spitze anfangs NS-belastete Historiker wie Gustav Adolf Rein, Otto Becker, Günther Franz und Reinhard Wittram standen, zielte auf einen Objektivitäts- und Politikbegriff, der sich den Herausgebern zufolge stark an die Geschichtsschreibung Rankes und dessen 1832 bis 1836 erschienene «Historisch-Politische Zeitschrift» anlehnte. In den Anfangsjahren rief diese «Anlehnung» starke Kritik hervor, weil vor allem Gustav A. Rein glaubte, den Grundsatz, jede Epoche aus ihren eigenen Bedingungen heraus zu verstehen und zu beurteilen, auch auf die NS-Zeit anwenden zu können, um dadurch zu verhindern, «den Deutschen seiner Vergangenheit gegenüber mit einem schlechten Gewissen zu belasten» (zitiert nach: Schulze, München 1989, S. 204). Mit dem generationeilen Wandel hat sich freilich auch das Profil der Zeitschrift seitdem grundlegend gewandelt.

### Herausgeber

---

Otto Becker	1953-1955	Wilhelm Schüssler	1953-1966
Otto Brunner	1953-1979	Bertold Spuler	1953-1979
Ernst Forsthoff	1953-1973	Reinhard Wittram	1953-1972
Günther Franz	1953-1988	Otto Hauser	1970-1979
(seit 1980 alleinig)		Helmuth Rössler	1967-1969
Gustav A. Rein	1953-1979	Michael Salewski	1989-
Helmut Schelsky	1953-1979		

---

**HZ – Historische Zeitschrift (seit 1859)**

Die «Historische Zeitschrift», die 1859 von Heinrich von Sybel im Umfeld der Historischen Kommission in München begründet und bis 1895 von ihm herausgegeben wurde, ist zwar nicht die älteste Zeitschrift mit historischer Themenstellung, aber in ihrer Form und Bedeutung bis heute das klassische Vorbild für historische Fachzeitschriften. Sybel schrieb in seinem Vorwort zum ersten Band: «Die Zeitschrift soll vor allem eine wissenschaftliche sein. Ihre erste Aufgabe wäre also, die wahre Methode der historischen Forschung zu vertreten, und die Abweichungen davon zu kennzeichnen. – Auf diesem Boden beabsichtigen wir eine historische Zeitschrift, nicht eine antiquarische und nicht eine politische.» Der Grundaufbau aus Aufsatz- und Rezensionsteil wurde bis heute beibehalten. Während der NS-Zeit durch Karl Alexander v. Müller auf einen nicht regimekritischen Kurs gebracht, gestaltete sich die Neugründung nach dem 2. Weltkrieg zuerst schwierig. Schliesslich erschien das erste Heft als Frucht einer Zusammenarbeit von Oldenbourg-Verlag und Ludwig Dehio, und unterstützt von zahlreichen Historikerkollegen im Jahre 1949, wengleich Dehio dem Projekt, mit der Neugründung auch einen disziplinären Neuanfang begründen zu können, sehr pessimistisch gegenüberstand. Dennoch ist die HZ, nicht zuletzt dank der Herausgeberschaft von Theodor Schieder, zu einem der zentralen Orientierungspunkte laufender Forschung geworden.

**Herausgeber**

Heinrich von Sybel	1859-1895	Walter Kienast	1950-1968
Heinrich von Treitschke	1895-1896	Theodor Schieder	1957-1984
Friedrich Meinecke	1896-1935	Theodor Schieffer	1969-1974
Karl Alexander v. Müller	1935-1945	Lothar Gall	1975-
Ludwig Dehio	1949-1956		

---

**VfZ – Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte (seit 1953)**

Die «Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte» (VfZ) sind das Periodikum des Instituts für Zeitgeschichte. Der erste Band erschien 1953. Die ersten Herausgeber waren Hans Rothfels und Theodor Eschenburg, beide Professoren an der Universität Tübingen. Ein unterstützendes Gremium bestand aus Franz Schnabel, Ludwig Dehio, Hans Speidel, Werner Conze und Karl Dietrich Erdmann. Die Zeitschrift sollte insbesondere die Geschichte der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus beleuchten. Die politische Brisanz dieses Unternehmens kam im Vorwort der Herausgeber zum Ausdruck, wo sie erklärten, dass die Zeitgeschichte «an keinerlei heissen Eisen, weder internationalen noch nationalen», sich vorbeidrücken dürfe. Insofern verstehen sich die Vierteljahrshefte auch (und heute noch) als politisches Periodikum.

**Herausgeber**

Hans Rothfels	1953-1976	Karl Dietrich Bracher	1977-
Theodor Eschenburg	1953-1976	Hans-Peter Schwarz	1977-
Helmut Krausnick	1973-1976	Horst Möller	1992-
(seit 1953 Schriftleiter)			

**VSWG – Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte  
(seit 1903)**

Die Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ist die Fortführung der Zeitschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, die 1893 begründet worden war und in deren Vorwort die Herausgeber propagierten, dass die Beiträge dieser Zeitschrift «ausschliesslich der Erforschung der wirtschaftlichen Zustände aller Zeiten und Völker dienen und sich ebenso von der Behandlung der Probleme der theoretischen Nationalökonomie wie von den Fragen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte fernhalten» sollten, womit man jegliche Theoriediskussionen aussen vor lassen wollte.

Absatzsorgen des Verlegers (J.C.B. Mohr) zwangen die Herausgeber zu einem Verlagswechsel, so dass die Zeitschrift ab 1903 unter dem neuen Namen «Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte» erschien und zum wichtigsten Periodikum für die Wirtschaftsgeschichte in Deutschland avancierte, nicht zuletzt weil sie durch ihre Herausgeber die beiden Weltkriege recht schadlos überstanden hatte.

**Herausgeber**

Str. Bauer	1903-1932
Georg von Below	1915-1928
L. M. Hartmann	1903-1925
Kurt Kaser	1909-1930
Hermann Aubin	1926-1967
Otto Brunner	1968-1979
Hermann Kellenbenz	1968-1990
Wolfgang Zorn	1968-1996
Hans Pohl	1971-
Werner Conze	1979-1986
Karl Heinrich Kaufhold	1991-
Rainer Gömmel	1992-
Friedrich-Wilhelm Henning	1992-
Frauke Schönert-Röhlk	1992-
Günter Schulz	1997-

# Abkürzungsverzeichnis

Abkürzung	Auflösung
ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
AfS	Archiv für Sozialgeschichte
ao. Prof.	außerordentlicher Professor
ao. Professur	außerordentliche Professur
apl. Prof.	außerplanmäßiger Professor
CISH	Comité International des Sciences Historiques (Internationaler Historikerverband)
DAAD	Deutscher Akademischer Austauschdienst
DFG	Deutsche Forschungsgemeinschaft
DHI	Deutsches Historisches Institut
Dr. h.c.	Doktor Ehrenhalber / Ehrendoktor
Dr. jur.	Doktor der Rechtswissenschaft
Dr. oec.publ.	Doktor der Staatswissenschaften
Dr. phil.	Doktor der Philosophie (Geisteswissenschaften)
Dr. rer.pol.	Doktor der Politischen Wissenschaften
Dr. soc.oec.	Doktor der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
EHESS	École des Hautes Études en Sciences Sociales
ENS	École Normale Supérieure
EPHE	École Pratique des Hautes Études
FU	Freie Universität
Gastprof.	Gastprofessor
GG	Geschichte und Gesellschaft
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
Honorarprof.	Honorarprofessor
HPB	Historisch-Politisches Buch
HRK	Hochschulrektorenkonferenz
HU	Humboldt-Universität
HZ	Historische Zeitschrift
IfÖG	Institut für Österreichische Geschichtsforschung
IfZ	Institut für Zeitgeschichte
korresp. Mtgl.	Korrepondierendes Mitglied
Lic.theol.habil.	habilitierter Lizentiat der Theologie
MdL	Mitglied des Landtags
MdR	Mitglied des Reichstags
MGH	Monumenta Germaniae Historica
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung
MPI	Max-Planck-Institut
NDB	Neue Deutsche Biographie
NPL	Neue Politische Literatur
o. Prof.	ordentlicher Professor
o. Professur	ordentliche Professur
Oberass.	Oberassistent
PD	Privatdozent

Pdur.	Privatdozentur
PH	Pädagogische Hochschule
phil.Diss.	philosophische Dissertation
phil.Habil.	philosophische Habilitation
Prof.	Professor
TAJB	Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte (bis 1987: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv)
TH	Technische Hochschule
Univ.	Universität
Univ.-Doz.	Universitätsdozent
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
VHD	Verband der Historiker Deutschlands
VSWG	Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
wiss. Ass.	Wissenschaftlicher Assistent
wiss. Dienst	wissenschaftlicher Dienst
wiss. Mitarb.	wissenschaftlicher Mitarbeiter
wiss. Rat	wissenschaftlicher Rat
wiss. Ref.	Wissenschaftlicher Referent
WRK	Westdeutsche Rektorenkonferenz
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft
ZfO	Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung (bis 1995: Zeitschrift für Ostforschung)
ZHF	Zeitschrift für Historische Forschung